
LUCINDA RILEY
DIE SONNEN Schwester
Roman
GOLDMANN

*Text zum Buch*

Reich, berühmt und bildschön: das ist Elektra d'Aplièse, die als Model ein glamouröses Leben in New York führt. Doch der Schein trügt – in Wahrheit ist sie eine verzweifelte junge Frau, die im Begriff ist, ihr Leben zu ruinieren. Da taucht eines Tages ihre Großmutter Stella auf, von deren Existenz Elektra nichts wusste. Sie ist ein Adoptivkind und kennt ihre Wurzeln nicht. Als Stella ihr die berührende Lebensgeschichte der jungen Amerikanerin Cecily Huntley-Morgan erzählt, öffnet sich für Elektra die Tür zu einer neuen Welt. Denn Cecily lebte in den 1940er Jahren auf einer Farm in Afrika – wo einst Elektras Schicksal seinen Anfang nahm …

Weitere Informationen zu Lucinda Riley sowie zu lieferbaren Titeln der Autorin finden Sie am Ende des Buches.

LUCINDA RILEY

# *Die Sonnenschwester*

Der sechste Band der
»Sieben-Schwestern-Serie«

ROMAN

Deutsch von Sonja Hauser,

Sibylle Schmidt und Ursula Wulfekamp



GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2019 unter dem Titel
»The Sun Sister« bei Macmillan, London.

Die Übersetzung von Kapitel 1–31 besorgte Sonja Hauser,
von Kapitel 32–41 Sibylle Schmidt und von Kapitel 42–53 Ursula Wulfekamp.

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt und enthält technische Sicherungsmaßnahmen gegen unbefugte Nutzung. Die Entfernung dieser Sicherung sowie die Nutzung durch unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt und kann straf- und zivilrechtliche Sanktionen nach sich ziehen.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

Dem Verlag ist bewusst, dass der Begriff »Neger« aufgrund seiner Historie stark rassistisch konnotiert ist und als abwertend gilt. Er wird daher heutzutage zurecht als diskriminierend abgelehnt und in der deutschen Publizistik nur sehr selten verwendet. Der Verlag hat sich nach sorgsamer Abwägung gleichwohl dazu entschieden, den in der englischen Originalfassung gebrauchten Begriff »negro« für die deutsche Fassung teilweise mit dem Wort »Neger« zu übersetzen, allerdings nur insoweit der Begriff in der historischen Zeitebene des Romans gebraucht wird. Hintergrund dieser Entscheidung ist, dass der Begriff von den handelnden Personen zur damaligen Zeit so verwendet worden wäre und seine Verwendung daher erforderlich scheint, um einen authentischen Sprachgebrauch in diesem speziellen historischen Kontext abbilden zu können. Ebenso verhält es sich mit den Begriffen »native« und »race«, die ebenfalls nur in der historischen Zeitebene des Romans mit »Eingeborene« bzw. »Rasse« übersetzt wurden.

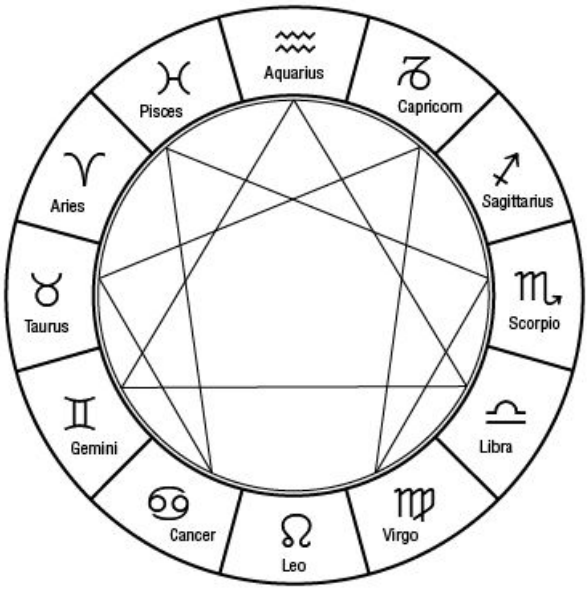
Copyright © der Originalausgabe 2019 by Lucinda Riley
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe November 2019
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München
Umschlaggestaltung: Uno Werbeagentur, München
Umschlagmotiv: Landschaft: Getty Images/Roman Lukiw Photography
Flammenbaum: © mauritius images / John Bracegirdle / Alamy
FinePic®, München
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
ISBN 978-3-641-20190-6
V001
www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz

*Für Ella Micheler*

Manche Frauen fürchten das Feuer,
andere werden einfach dazu …

*r. h. Sin*



## *Personen*

### *»Atlantis«*

| | |
|---|---|
| Pa Salt | Adoptivvater der Schwestern (verstorben) |
| Marina (Ma) | Mutterersatz der Schwestern |
| Claudia | Haushälterin von »Atlantis« |
| Georg Hoffman | Pa Salts Anwalt |
| Christian | Skipper |

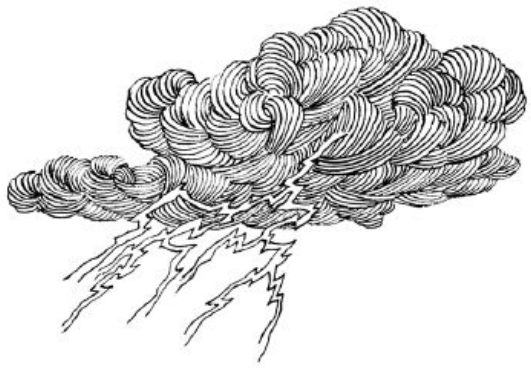
### *Die Schwestern d'Aplièse*

Maia
Ally (Alkyone)
Star (Asterope)
CeCe (Celaeno)
Tiggy (Taygeta)
Elektra
Merope (fehlt)

ELEKTRA

# *New York*

März 2008



# I

»Ich weiß *nicht* mehr, wo ich war und was ich tat, als ich hörte, dass mein Vater gestorben war.«

»Aha. Möchten Sie den Gedanken weiterverfolgen?«

Ich sah Theresa in ihrem ledernen Ohrensessel an. Ein wenig erinnerte sie mich an die verschlafene Haselmaus aus der Teegesellschaft in *Alice im Wunderland* oder einen ihrer tierischen Freunde. Theresa blinzelte immer wieder hinter ihrer kleinen runden Brille, ihre Lippen formten permanent einen Schmollmund. Unter ihrem knielangen Tweedrock lugten tolle Beine hervor, und sie hatte schöne Haare. Wenn es ihr nicht nur wichtig gewesen wäre, intelligent zu wirken, hätte sie durchaus attraktiv sein können.

»Elektra? Hören Sie mir zu?«

»Ja, tut mir leid, ich war abgelenkt.«

»Haben Sie darüber nachgedacht, was Sie beim Tod Ihres Vaters empfunden haben?«

Da ich ihr meine Überlegungen nicht verraten wollte, nickte ich treuherzig. »Ja.«

»Und?«

»Ich weiß es wirklich nicht mehr. Sorry.«

»Der Gedanke an seinen Tod scheint Sie wütend zu machen. Warum?«

»Nein. Ich kann mich ehrlich nicht erinnern.«

»Sie wissen nicht mehr, was Sie in dem Moment empfunden haben?«

»Nein.«

»Okay.«

Sie kritzelte etwas in ihren Notizblock, vermutlich so etwas wie »möchte sich nicht mit dem Tod ihres Vaters auseinandersetzen«. Genau das hatte der letzte Psychiater mir gesagt, und dabei setzte ich mich sehr wohl damit auseinander. Im Lauf der Jahre war mir klar

geworden, dass Seelenklempner unbedingt einen Grund für meinen desolaten Zustand finden wollten. Und wenn sie ihn dann ausgemacht hatten, bissen sie sich daran fest wie eine Maus an einem Stück Käse und nervten mich, bis ich ihnen endlich beipflichtete und irgendeinen Scheiß erzählte, bloß damit sie Ruhe gaben.

»Und welche Gefühle verbinden Sie mit Mitch?«

Was mir zu meinem Ex einfiel, hätte wahrscheinlich ausgereicht, um Theresa nach ihrem Handy greifen zu lassen und der Polizei mitzuteilen, dass eine Verrückte drauf und dran war, einem der berühmtesten Rockstars der Welt die Eier wegzuballern. Also hielt ich lieber freundlich lächelnd den Mund.

»Mir geht's gut. Mit dem Thema bin ich durch.«

»Bei unserer letzten Sitzung waren Sie sehr wütend auf ihn.«

»Ja, doch die Phase ist vorbei. Wirklich.«

»Das freut mich zu hören. Und wie steht's mit dem Alkohol? Haben Sie den besser im Griff?«

»Ja«, log ich noch einmal. »Aber jetzt muss ich los. Ich hab gleich einen Termin.«

»Wir sind erst bei der Hälfte der Sitzung.«

»Tja, schade, so ist das Leben nun mal.« Ich stand auf und ging zur Tür.

»Wir sollten uns diese Woche noch einmal zusammensetzen. Vereinbaren Sie bitte gleich mit Marcia einen Termin.«

»Ja, mach ich. Danke.« Mit diesen Worten schloss ich die Tür hinter mir, marschierte schnurstracks an der Rezeption und Marcia vorbei und drückte auf den Rufknopf für den Aufzug, der bald kam. Auf dem Weg nach unten machte ich die Augen zu – ich hasste beengte Räume – und legte meine heiße Stirn an die kühle Marmorverkleidung.

»Herrgott«, fluchte ich leise, »was ist bloß mit mir los? Ich bin so verkorkst, dass ich nicht mal meiner Therapeutin die Wahrheit gestehen kann!«

*Du schämst dich, irgendjemandem die Wahrheit zu sagen … Würde sie dich überhaupt verstehen, wenn du es tätest?*, fragte ich mich. *Wahrscheinlich lebt sie mit ihrem Anwaltsgatten und den*

*beiden Kindern in einem schnuckeligen Backsteinhäuschen, wo am Kühlschrank lauter putzige Magneten mit den künstlerischen Ergüssen der Sprösslinge hängen. Und*, fügte ich gedanklich hinzu, während ich mich auf den Rücksitz meiner Limousine setzte, *hinter dem Sofa prangt bestimmt eins dieser kotzigen, stark vergrößerten Fotos von Mama und Papa mit den süßen Kleinen, alle in den gleichen Jeanshemden.*

»Wohin darf ich Sie bringen, Ma'am?«, erkundigte sich der Fahrer über die Gegensprechanlage.

»Nach Hause«, brummte ich und nahm eine Flasche Wasser aus der Minibar, deren Tür ich hastig wieder schloss, bevor ich in Versuchung geraten konnte, mich dem Alkoholangebot zuzuwenden. Noch um fünf Uhr nachmittags hatte ich höllisches Kopfweh, gegen das alle Schmerztabletten nichts ausrichteten. Die Party am Abend zuvor war, soweit ich mich erinnerte, toll gewesen. Maurice, mein neuer Designerfreund, hatte mit einigen seiner New Yorker Gespielinnen, die später noch andere dazuholten, auf ein paar Drinks vorbeigeschaut … Ich wusste nicht, wie ich ins Bett gekommen, nur, dass ich morgens neben einem Fremden aufgewacht war. Immerhin neben einem attraktiven Fremden. Nach einer weiteren körperlichen Annäherung hatte ich ihn nach seinem Namen gefragt. Bis vor ein paar Monaten war Fernando Ausfahrer für Walmart in Philadelphia gewesen. Dann hatte ein Modeeinkäufer ihn entdeckt und ihm die Nummer eines Freundes bei einer New Yorker Model-Agentur gegeben. Als besagter Fernando erklärte, er würde mich jederzeit über einen roten Teppich führen – ich hatte auf die harte Tour gelernt, dass Fotos von einem neuen Begleiter die Karriere dieses Begleiters rasant beförderten –, hatte ich ihn umgehend vor die Tür gesetzt.

*Was wär schon dabei gewesen, wenn du der Haselmaus die Wahrheit gebeichtet hättest, Elektra? Dass du vergangene Nacht mit dem Weihnachtsmann höchstpersönlich hättest schlafen können, ohne es zu merken, so vollgepumpt warst du mit Alkohol und Drogen. Dass du nicht deswegen nicht über deinen Vater nachdenken möchtest, weil er gestorben ist, sondern weil du weißt, wie sehr er sich für dich schämen würde … wie sehr er sich für dich*

*geschämt* hat.

Als Pa Salt noch lebte, hatte er immerhin nicht sehen können, was ich trieb, doch nach seinem Tod empfand ich ihn als allgegenwärtig. Er hätte gut und gern in der Nacht in meinem Schlafzimmer sein oder gerade eben neben mir in der Limousine sitzen können …

Bei dem Gedanken wurde ich schwach, griff nach einem Minifläschchen Wodka und leerte es in einem Zug. Dabei versuchte ich den enttäuschten Blick von Pa bei unserem letzten Treffen vor seinem Tod zu vergessen. Er war nach New York gekommen, um mir etwas zu sagen, und ich war ihm bis zum allerletzten Abend seines Aufenthalts, an dem ich mich widerwillig bereit erklärte, mit ihm zu essen, aus dem Weg gegangen. Als ich im Asiate, einem Restaurant am Central Park, eintraf, hatte ich schon jede Menge Wodka und Aufputschmittel intus gehabt. Während des Essens hatte ich benommen ihm gegenübergesessen und mich jedes Mal, wenn er ein mir unangenehmes Thema anschnitt, entschuldigt und mich in die Damentoilette verfügt, um mir ein paar Lines Koks reinzuziehen.

Bei der Nachspeise schließlich hatte Pa die Arme verschränkt und mich mit ruhigem Blick gemustert. »Ich mache mir große Sorgen um dich, Elektra. Du wirkst schrecklich geistesabwesend.«

»Du hast keine Ahnung, unter was für einem Druck ich lebe«, hatte ich ihn angeherrscht. »Was es heißt, ich zu sein!« Zu meiner Schande muss ich gestehen, dass ich mich nur vage entsinne, was als Nächstes geschah oder was er darauf erwiderte. Allerdings weiß ich, dass ich aufstand und ihn allein sitzen ließ. Deshalb hatte ich nach wie vor keine Ahnung, was er mir mitteilen wollte …

»Warum zerbrichst du dir darüber den Kopf, Elektra?«, fragte ich mich, wischte mir den Mund ab und steckte das leere Fläschchen in die Tasche – den Fahrer kannte ich nicht, und eine Zeitungsstory darüber, wie ich die Minibar geplündert hatte, konnte ich mir nicht leisten. »Er ist doch nicht mal dein leiblicher Vater.«

Außerdem ließ sich nun sowieso nichts mehr an der Situation ändern. Pa war fort – wie alle anderen Menschen, die ich je geliebt hatte –, und damit musste ich fertigwerden. Ich brauchte ihn nicht, ich brauchte niemanden …

»Wir wären da, Ma'am«, teilte der Fahrer mir über die Gegensprechanlage mit.

»Danke.« Ich stieg aus, bevor er mir die Tür aufhalten konnte, und schloss sie hinter mir. Je unauffälliger ich irgendwo eintraf, desto besser. Andere berühmte Leute trugen Verkleidungen, wenn sie Lust hatten, einfach mal im Lokal um die Ecke zu essen, aber ich war über eins achtzig groß und auch in einer Menschenmenge kaum zu übersehen.

»Hallo, Elektra!«

»Tommy«, erwiderte ich den Gruß lächelnd und lief unter dem Vordach zum Eingang meines Wohnhauses. »Wie geht's?«

»Immer gut, wenn ich Sie sehe, Ma'am. Hatten Sie einen schönen Tag?«

»Ja, wunderbar, danke.« Ich nickte und blickte meinem treuesten Fan von oben in die Augen. »Bis morgen, Tommy.«

»Gern, Elektra. Gehen Sie heute nicht mehr aus?«

»Nein, wird ein ruhiger Abend. Tschüs dann.« Ich verabschiedete mich mit einem Winken von ihm und betrat das Haus.

*Wenigstens er liebt mich*, tröstete ich mich, holte die Post vom Concierge ab und machte mich auf den Weg zum Aufzug. Während der Portier mit mir nach oben fuhr, einfach weil das sein Job war, dachte ich über Tommy nach. Seit einigen Monaten hielt er fast täglich vor dem Eingang Wache. Anfangs hatte mich das so beunruhigt, dass ich den Concierge bat, ihn zu verscheuchen, doch Tommy hatte sich nicht abweisen lassen und erklärt, er besitze jedes Recht, auf dem Gehsteig zu stehen, er störe niemanden und wolle mich beschützen. Der Concierge hatte mir geraten, die Polizei zu rufen und ihn als Stalker anzuzeigen, doch eines Morgens hatte ich Tommy nach seinem vollen Namen gefragt und mich über ihn erkundigt. Facebook verriet mir, dass er in der Army gewesen und in Afghanistan seiner Tapferkeit wegen ausgezeichnet worden war und mit Frau und Tochter in Queens wohnte. Nun machte der stets respektvolle und höfliche Tommy mir keine Angst mehr, sondern verlieh mir ein Gefühl der Sicherheit, und der Concierge ließ ihn auf meine Anweisung hin in Ruhe.

Der Portier öffnete die Lifttür für mich. Wir führten ein kurzes Tänzchen auf, bei dem ich einen Schritt zurück machen musste, damit er mir voran zu meiner Penthouse-Wohnung gehen und für mich aufschließen konnte.

»Da wären wir, Miss d'Aplièse. Ich wünsche Ihnen noch einen schönen Tag.«

Er nickte mir zu. In seinen Augen konnte ich kein bisschen Wärme entdecken. Mir war klar, dass die Leute, die im Haus arbeiteten, mir keine Träne nachgeweint hätten, wenn ich ausgezogen wäre. Die meisten Bewohner lebten schon seit Urzeiten hier, als eine Schwarze wie ich es als »Privileg« erachten musste, bei ihnen als Bedienstete beschäftigt zu sein. Allen anderen gehörten die jeweiligen Wohnungen, während ich die meine gemietet hatte. Ich weilte nur in dem Gebäude, weil die ursprüngliche Eigentümerin des Apartments, eine alte Dame, gestorben war, ihr Sohn es renovieren ließ und anschließend versucht hatte, es zu einem exorbitanten Preis zu verkaufen. Was ihm aufgrund der amerikanischen Finanzkrise nicht gelungen war. So hatte er es dem höchsten Bieter – mir – überlassen müssen. Der Preis war genauso irre wie die Wohnung selbst mit ihren modernen Kunstwerken und elektronischen Spielereien (von deren Funktionsweise ich keine Ahnung hatte), und den Blick von der Terrasse auf den Central Park konnte man nur als atemberaubend bezeichnen.

Wenn ich einen Beweis für meinen Erfolg benötigte, lieferte diese Wohnung ihn mir. *Was sie mir allerdings am deutlichsten vor Augen führte*, dachte ich, als ich auf die Couch sank, auf der bequem mindestens zwei ausgewachsene Kerle schlafen konnten, *war meine Einsamkeit*. Ihre Größe gab sogar mir das Gefühl, klein und zart zu sein … und so weit oben sehr isoliert.

Irgendwo hörte ich mein Handy klingeln, mit dem Song, der Mitch zum Weltstar gemacht hatte. Ich hatte vergebens versucht, den Klingelton zu ändern. Meine Schwester CeCe litt unter Legasthenie, für mich waren elektronische Geräte ein Buch mit sieben Siegeln. Als ich ins Schlafzimmer ging, um das Handy zu holen, stellte ich erleichtert fest, dass die Zugehfrau das riesige Bett

frisch bezogen hatte und alles wieder ordentlich wie im Hotel aussah. Ich mochte das neue Mädchen, eine Empfehlung meiner persönlichen Assistentin. Wie alle meine Angestellten hatte die junge Frau eine Verschwiegenheitserklärung unterzeichnet, die sie daran hinderte, der Presse von meinen absonderlicheren Gewohnheiten zu erzählen. Trotzdem schauderte mich bei dem Gedanken, was sie – hieß sie Lisbet? – sich beim Betreten meiner Wohnung am Morgen wohl gedacht haben mochte.

Ich setzte mich aufs Bett und hörte die Mailbox ab. Fünf Nachrichten stammten von meiner Agentin, die mich dringend bat, wegen des Fotoshootings für *Vanity Fair* am folgenden Tag so schnell wie möglich zurückzurufen, und die letzte war von Amy, meiner persönlichen Assistentin, die erst seit drei Monaten für mich arbeitete und die ich gut leiden konnte.

»Hallo, Elektra, ich bin's, Amy. Ich … ich wollte Ihnen nur sagen, dass die Arbeit für Sie mir großen Spaß gemacht hat, dass es aber auf längere Sicht wahrscheinlich nicht funktioniert. Ich habe Ihrer Agentin heute mein Kündigungsschreiben zukommen lassen und wünsche Ihnen viel Glück für die Zukunft …«

»SCHEISSE!«, kreischte ich, löschte die Nachricht und schleuderte das Handy quer durchs Zimmer. »Was zum Teufel hab ich ihr getan?« Wieso regte es mich so auf, dass diese miese kleine Ratte, die mich angebettelt hatte, ihr eine Chance zu geben, mich schon nach drei Monaten im Stich ließ?

»›Seit meiner Kindheit träume ich von der Modebranche. Bitte, Miss d'Aplièse, ich werde Tag und Nacht für Sie da sein. Auf mich können Sie sich hundertprozentig verlassen, das verspreche ich Ihnen‹«, äffte ich Amys leicht näselnden Brooklyn-Akzent nach, während ich die Nummer meiner Agentin wählte. Letztlich gab es nur drei Dinge, ohne die ich nicht leben konnte: Wodka, Koks und eine persönliche Assistentin.

»Hi, Susie. Ich hab gerade von Amys Kündigung erfahren.«

»Ja, schade. Sie hat sich gut gemacht.« Ihr britischer Akzent verlieh ihrer Stimme einen besonders geschäftsmäßigen Klang.

»Fand ich auch. Weißt du, warum sie aufhört?«

Kurzes Schweigen, bevor Susie antwortete: »Nein. Egal,

Rebekah soll sich drum kümmern. Bestimmt findet sie bis Ende der Woche eine neue Assistentin für dich. Hast du meine Nachricht erhalten?«

»Ja.«

»Bitte sei morgen pünktlich. Die wollen bei Sonnenaufgang mit dem Shooting anfangen. Du wirst um vier Uhr früh mit dem Wagen abgeholt, okay?«

»Klar.«

»War ’ne tolle Party letzte Nacht, was?«

»Hat Spaß gemacht, ja.«

»Heute bitte keine Party, Elektra. Morgen musst du frisch sein. Die Fotos sind für die Titelseite.«

»Keine Sorge, um neun liege ich artig im Bett.«

»Gut. Tut mir leid, ich muss auflegen, ich hab Lagerfeld in der anderen Leitung. Rebekah meldet sich mit einer Liste geeigneter Assistentinnen bei dir. Ciao.«

»Ciao.« Susie gehörte zu den wenigen Menschen, die es wagten, ein Telefonat mit mir abzubrechen. Sie war die mächtigste Model-Agentin von New York und hatte sämtliche großen Namen der Branche unter Vertrag. Und sie hatte mich entdeckt, als ich sechzehn war. Damals jobbte ich als Kellnerin in Paris, nachdem ich innerhalb von drei Jahren von ebenso vielen Schulen geflogen war. Pa hatte ich erklärt, es sei sinnlos, eine neue Schule für mich zu suchen, weil ich auch von der wieder fliegen würde. Zu meinem Erstaunen hatte er keinen großen Wirbel darum gemacht.

Und war weniger wütend über mein Versagen gewesen als eher enttäuscht, was mir den Wind aus den Segeln nahm.

»Ich denke, ich werde erst mal reisen«, hatte ich verkündet. »Lebenserfahrung sammeln.«

»Das meiste, was man für Erfolg im Leben braucht, lernt man nicht unbedingt in der Schule, da pflichte ich dir bei. Aber bei deiner Intelligenz hatte ich mir wenigstens einen Abschluss von dir erhofft. Du bist noch sehr jung, um auf eigenen Beinen zu stehen. Die Welt ist groß und bedrohlich, Elektra.«

»Ich komme zurecht, Pa«, hatte ich mit fester Stimme erwidert.

»Das glaube ich dir gern, doch wie willst du deine Reisen

finanzieren?«

»Ich such mir einen Job. Zuerst möchte ich nach Paris.«

»Ausgezeichnete Wahl.« Pa hatte verträumt, jedoch auch ein wenig traurig genickt. »Eine unglaubliche Stadt. Einigen wir uns auf einen Kompromiss. Du willst nicht mehr zur Schule gehen, was ich verstehen kann, aber ich mache mir Sorgen, weil meine jüngste Tochter in so jungen Jahren allein in die Welt hinaus möchte. Marina kennt Leute in Paris. Bestimmt kann sie dir helfen, eine geeignete Bleibe zu finden. Verbring den Sommer dort, dann sehen wir weiter.«

»Klingt gut«, hatte ich nach wie vor erstaunt darüber gesagt, dass er mich nicht zu einem Schulabschluss zu überreden versuchte. Vermutlich wollte er mich entweder los haben oder mir so viel Freiraum geben, dass ich über kurz oder lang freiwillig zurückkehrte. Am Ende hatte Ma ihre Pariser Bekannten kontaktiert, sodass ich kurz darauf ein hübsches kleines Zimmer mit Blick über die Dächer von Montmartre mein Eigen nannte. Es war winzig, und ich musste mir das Bad mit ausländischen Austauschschülern teilen, die in der Stadt weilten, um ihr Französisch aufzupolieren, aber es war *mein* Reich.

Ich konnte mich gut an das Gefühl der Unabhängigkeit erinnern, als mir am ersten Abend in meinem Zimmerchen klar wurde, dass es niemanden gab, der mir vorschrieb, was ich zu tun oder zu lassen hatte. Weil auch niemand für mich kochte, war ich zu einem Café in der Straße gegangen, hatte mich an einen der Tische davor gesetzt, mir eine Zigarette angezündet, die Speisekarte studiert und Zwiebelsuppe und ein Glas Wein bestellt. Der Kellner hatte nicht einmal mit der Wimper gezuckt, weil ich rauchte oder Alkohol orderte. Drei Gläser Wein später hatte ich schließlich den Mut aufgebracht, den Geschäftsführer des Lokals zu fragen, ob er eine Kellnerin gebrauchen könne. Und zwanzig Minuten danach war ich die wenigen Meter zu meiner Bleibe mit einer Zusage zurückgeschlendert. Zu den stolzesten Momenten in meinem Leben überhaupt zählte es, wie ich am folgenden Morgen von dem öffentlichen Telefon im Flur aus Pa anrief, der genauso erfreut klang wie damals, als meine Schwester Maia die Zusage für einen Studienplatz an der Sorbonne erhalten hatte.

Vier Wochen später hatte ich Susie, meiner jetzigen Agentin, einen *Croque Monsieur* serviert, und der Rest war Geschichte …

»Warum beschäftige ich mich permanent mit der Vergangenheit?« Ich hob mein Handy auf, um die weiteren Nachrichten zu checken. »Und warum denke ich die ganze Zeit an Pa …?«

»Mitch … Pa …«, murmelte ich. »Sie sind weg, Elektra, und jetzt auch Amy. Du musst nach vorn blicken.«

*»Elektra, mein Schatz! Wie geht's dir? Ich bin in New York … Hast du heute Abend was vor? Lust auf ein Fläschchen Cristal und Chow mein* dans ton lit avec moi*? Ich sehne mich nach dir. Ruf mich so schnell wie möglich zurück.«*

Trotz meiner schlechten Laune konnte ich mir ein Lächeln über den rätselhaften Zed Eszu nicht verkneifen. Er war fabelhaft reich mit besten Connections und – obwohl nicht sonderlich groß und eigentlich überhaupt nicht mein Typ – unglaublich im Bett. Wir hatten uns drei Jahre lang regelmäßig getroffen, bis das mit Mitch ernst geworden war, und vor ein paar Wochen hatte ich die Sache mit Zed wiederbelebt, weil sie meinem Ego guttat.

Waren wir ineinander verliebt? Ich für meinen Teil konnte diese Frage eindeutig mit Nein beantworten, aber wir verkehrten in denselben New Yorker Kreisen, und das Schönste: Allein redeten wir Französisch. Wie Mitch beeindruckte Zed nicht, wer ich war, was mir inzwischen nur noch selten passierte und was ich als tröstlich empfand.

Ich betrachtete das Telefon und überlegte, ob ich Zeds Nachricht ignorieren und Susies Anweisung, früh ins Bett zu gehen, folgen oder lieber ihn anrufen und zu mir bitten sollte. Die Antwort auf diese Frage war nicht schwierig, also wählte ich Zeds Nummer. Während ich auf ihn wartete, duschte ich und schlüpfte in meinen Lieblingsseidenkimono, den ein aufstrebendes japanisches Modelabel eigens für mich entworfen hatte. Anschließend trank ich vorsorglich Unmengen von Wasser, um dem Alkohol oder anderen schädlichen Substanzen vorzubeugen, die ich mir bei seinem Besuch möglicherweise zuführen würde.

Als der Concierge mir mitteilte, dass mein Gast eingetroffen sei,

sagte ich ihm, er solle Zed heraufschicken. Kurz darauf stand er mit einem riesigen Strauß weißer Rosen, meinen Lieblingsblumen, und der versprochenen Flasche Champagner vor meiner Tür.

*»Bonsoir, ma belle Elektra«*, begrüßte er mich, deponierte Blumen und Champagner auf einem Tischchen und küsste mich auf beide Wangen. »*Comment vas-tu?«*, erkundigte er sich in seinem merkwürdigen Stakkato-Französisch.

»Gut.« Ich warf einen gierigen Blick auf die Flasche. »Soll ich sie aufmachen?«

»Ich denke, das ist mein Job. Aber darf ich zuerst die Jacke ausziehen?«

»Klar.«

Er griff in seine Tasche und reichte mir ein Samtkästchen. »Als mein Blick darauf fiel, habe ich sofort an dich gedacht.«

»Danke.« Ich setzte mich aufs Sofa und schlug meine elend langen Beine unter, während ich das Kästchen in meiner Hand aufgeregt wie ein Kind beäugte. Zed kaufte mir oft Geschenke, die trotz seines immensen Reichtums nur selten protzig ausfielen. Er wählte lieber etwas Interessantes. Als ich den Deckel anhob, sah ich in dem Kästchen einen Ring mit einem ovalen buttergelben Stein. Ich nahm ihn heraus und drehte ihn im Licht des Kronleuchters.

»Bernstein«, teilte Zed mir mit. »Schau mal, ob er dir passt.«

»An welchem Finger soll ich ihn tragen?«, fragte ich spöttisch.

»Wo du möchtest, *ma chère*. Bei einem Heiratsantrag würde ich dir allerdings was Besseres schenken. Bestimmt kennst du die Beziehung deiner griechischen Namenspatronin zum Bernstein, oder?«

»Nein.« Ich beobachtete, wie er den Champagner entkorkte. »Wie sieht die aus?«

»Zum Beispiel der Name: Das griechische Wort für Bernstein war ›elektron‹; der Sage nach fängt er die Strahlen der Sonne ein. Die alten Griechen entdeckten, dass man Bernstein durch Reibung elektrisch aufladen und somit Energie erzeugen kann … der Name ist also perfekt für dich.« Er reichte mir lächelnd ein Glas Champagner.

»Willst du etwa behaupten, ich erzeuge Reibung?«, erwiderte

ich, ebenfalls schmunzelnd. »Fragt sich nur, ob ich mich an meinen Namen angepasst habe oder ob er sich nach mir richtet. *Santé*.«

*»Santé.«* Wir stießen an, und Zed nahm neben mir Platz.

»Ähm …«

»Du überlegst, ob ich dir ein weiteres Geschenk mitgebracht habe, nicht wahr?«

»Ja.«

»Dann schau mal unter das Futter des Kästchens.«

Tatsächlich: Unter dem Samt befand sich ein Plastiktütchen.

»Danke, Zed.« Ich öffnete es begeistert, steckte den Finger hinein wie ein Kind in einen Honigtopf und rieb etwas von dem Pulver in mein Zahnfleisch.

»Gut, was?«, meinte er.

Nun schüttelte ich ein wenig davon auf den Tisch, löste den kurzen Strohhalm, der außen am Tütchen klebte, und zog mir eine Nase von dem Koks rein.

»Mmm, sogar sehr gut. Willst du auch was?«

»Meine Antwort lautet wie immer Nein. Wie geht’s dir?«

»Ach … okay.«

»Klingt nicht sonderlich begeistert, und du wirkst müde, Elektra.«

»Ich hatte ziemlich viel zu tun«, erklärte ich und trank einen großen Schluck Champagner. »Letzte Woche war ich zu einem Shooting auf Fidschi, und nächste Woche fliege ich nach Paris.«

»Du solltest einen Gang zurückschalten, dir eine Pause gönnen.«

»Sagt der Typ, der mehr Nächte in seinem Privatjet verbringt als zu Hause in seinem Bett«, neckte ich ihn.

»Möglicherweise sollten wir beide langsamer machen. Könnte ich dich zu einer Woche auf meiner Jacht überreden? Die liegt die nächsten Monate in St. Lucia, bevor ich sie für den Sommer ins Mittelmeer bringen lasse.«

»Schön wär’s«, seufzte ich. »Mein Terminkalender ist bis Juni voll.«

»Dann eben im Juni. Wir könnten zwischen den griechischen Inseln segeln.«

»Vielleicht«, meinte ich achselzuckend, weil ich seinen Vorschlag nicht wirklich ernst nahm. Er machte oft irgendwelche Pläne, die sich nie realisierten und deren Realisierung ich mir auch gar nicht wünschte. Zed war ein wunderbarer Bettgenosse für eine Nacht, doch im Alltag hätte er mich mit seiner Pingeligkeit und seiner unglaublichen Arroganz vermutlich genervt.

Als sich der Concierge über die Gegensprechanlage meldete, stand Zed auf, um ranzugehen. »Schicken Sie's rauf, danke.« Dann schenkte er uns Champagner nach. »Das Chow mein ist da. Ein besseres hast du noch nie gegessen, das verspreche ich dir. Wie läuft's bei deinen Schwestern?«

»So genau weiß ich das nicht. In letzter Zeit war so viel zu tun, da hatte ich keine Zeit, sie anzurufen. Von Ally weiß ich, dass sie ein Baby bekommen hat – einen kleinen Jungen. Er heißt Bär; das finde ich süß. Da fällt mir ein: Wir wollen uns alle im Juni in Atlantis treffen und mit Pas Jacht zu den griechischen Inseln fahren, um an der Stelle einen Kranz ins Meer zu werfen, wo Allys Ansicht nach sein Sarg versenkt wurde. Dein Dad wurde doch ganz in der Nähe am Strand gefunden, oder?«

»Ja, aber wie du denke ich nicht gern über den Tod meines Vaters nach, weil mich das aus der Fassung bringt«, erwiderte Zed barsch. »Ich beschäftige mich lieber mit der Zukunft.«

»Ein merkwürdiger Zufall ist es trotzdem …«

Als die Klingel an der Tür ging, öffnete Zed.

Wenig später brachte er zwei Styroporboxen in die Küche. »Hilf mir mal bitte, Elektra.«

# II

Als ich am folgenden Tag vom Fotoshooting nach Hause kam, duschte ich heiß und legte mich mit einem Glas Wodka ins Bett. Ich war völlig kaputt – wer meinte, Models schwebten bloß in hübschen Kleidern über den Laufsteg und verdienten einen Haufen Geld, sollte mal einen Tag lang versuchen, mein Leben zu führen. Um vier Uhr morgens in einer eisig kalten Lagerhalle irgendwo Downtown zu stehen, sechsmal neu frisiert und geschminkt zu werden und sich ebenso oft umzuziehen war definitiv nicht easy. Öffentlich beklagte ich mich nie darüber – schließlich arbeitete ich nicht in einem chinesischen Ausbeuterbetrieb, und für das, was ich tat, wurde ich nun wirklich ordentlich bezahlt –, aber jeder Mensch sieht hauptsächlich sich selbst, und auch Leute, die nur Luxusprobleme plagen, dürfen insgeheim ein bisschen jammern, oder?

Zum ersten Mal an jenem Tag war mir warm. Ich lehnte mich in die Kissen zurück und checkte die Nachrichten auf meiner Mailbox. Rebekah, Susies Assistentin, hatte mir viermal daraufgesprochen. Sie teilte mir mit, sie habe mir per Mail die Lebensläufe geeigneter PAs geschickt, die ich mir so schnell wie möglich vornehmen solle. Ich scrollte sie auf meinem Laptop durch, als mein Handy klingelte. Wieder Rebekah.

»Ich seh sie mir gerade an«, erklärte ich, bevor sie etwas sagen konnte.

»Wunderbar, danke. Ich hätte da eine junge Frau, die meiner Ansicht nach perfekt für dich wäre. Allerdings hat sie noch ein anderes Jobangebot und muss sich bis morgen entscheiden. Könnte sie am frühen Abend bei dir vorbeikommen, damit ihr euch unterhaltet?«

»Ich bin eben erst von dem Fotoshooting für *Vanity Fair* zurück und …«

»Du solltest sie dir wirklich anschauen, Elektra. Sie kann

Superreferenzen vorlegen und hat als persönliche Assistentin für Bardin gearbeitet. Du weißt, wie schwierig der ist. Ich meine …«, fuhr Rebekah hastig fort, »… sie ist gewöhnt, unter Stress für Topleute der Modebranche zu arbeiten. Darf ich sie dir vorbeischicken?«

»Okay«, seufzte ich, um nicht so »schwierig« zu wirken, wie sie mich offenbar einschätzte.

»Prima, dann sag ich ihr Bescheid. Sie wird begeistert sein, ist ein großer Fan von dir.«

»Gut. Ich erwarte sie um sechs.«

Um Punkt sechs informierte mich der Concierge, dass mein Gast eingetroffen sei.

»Schicken Sie sie rauf«, bat ich ihn müde. Ich freute mich nicht sonderlich auf das Gespräch mit der jungen Frau, weil ich, seit Susie meinte, ich brauche Hilfe bei der Organisation meines Lebens, eine ganze Reihe eifriger Mädchen eingestellt hatte, die wenige Wochen später wieder gegangen waren.

»Bin ich schwierig?«, fragte ich mein Spiegelbild und vergewisserte mich, dass keine Speisereste zwischen meinen Zähnen steckten. »Möglich. Aber das ist ja nichts Neues.« Ich leerte das Glas mit Wodka und strich mir über die Haare, die mein Stylist Stefano mir vor Kurzem zu kleinen, eng an der Kopfhaut anliegenden Zöpfen geflochten hatte, um lange Extensions einarbeiten zu können. Eine ziemlich schmerzhafte Prozedur.

Als es an der Tür klopfte, öffnete ich, gespannt, was mich auf der anderen Seite erwartete. Und war erstaunt. Mit dieser kleinen, gepflegten Person im schlichten braunen Kostüm, dessen Rock ziemlich unmodern bis über die Knie reichte, hatte ich nicht gerechnet. Mein Blick wanderte hinunter zu ihren Füßen, die in einem Paar, wie Ma es ausgedrückt hätte, »vernünftiger« brauner Halbschuhe steckten. Am meisten überraschte mich das Kopftuch, das sie um Stirn und Hals gewunden trug. Sie hatte ein hübsches Gesicht, eine winzige Nase, hohe Wangenknochen, volle rosige Lippen und einen reinen milchkaffeefarbenen Teint.

»Hallo.« Die Frau begrüßte mich lächelnd, ihre braunen Augen strahlten. »Ich heiße Mariam Kazemi und freue mich sehr, Sie

kennenzulernen, Miss d'Aplièse.«

Eine so tiefe, warme Stimme wie die ihre, die mich an goldenen Honig denken ließ, hätte ich auch gern gehabt.

»Hi, Mariam, kommen Sie rein.«

»Danke.«

Während ich mit großen Schritten zum Sofa ging, ließ Mariam Kazemi sich Zeit und betrachtete die teuren Gemälde voller Kleckse und Kringel. Ihre Miene verriet mir, dass sie ihr genauso wenig gefielen wie mir.

»Die gehören nicht mir, sondern dem Vermieter«, fühlte ich mich bemüßigt zu erklären. »Was darf ich Ihnen anbieten? Wasser, Kaffee, Tee oder etwas Stärkeres?«

»Danke, ich trinke keinen Alkohol. Wasser, wenn Ihnen das keine Umstände macht.«

»Gern.« Ich ging in die Küche und nahm eine Flasche Evian aus dem Kühlschrank. Kurz darauf gesellte sie sich zu mir.

»Haben Sie kein Personal?«

»Doch, eine Zugehfrau, aber die meiste Zeit bin ich allein hier.« Ich reichte ihr das Wasser.

Sie trat damit zum Fenster und blickte hinaus.

»Ganz schön weit oben.«

»Ja.« Diese Frau, die so beruhigend wirkte wie gutes Parfüm und gänzlich unbeeindruckt von mir und der tollen Wohnung zu sein schien, imponierte mir. Andere potenzielle Kandidatinnen waren für gewöhnlich aufgeregt und versprachen mir das Blaue vom Himmel herunter.

»Wollen wir uns setzen?«, schlug ich vor.

»Danke, gern.«

Sobald wir im Wohnzimmer saßen, fragte ich: »Sie haben also für Bardin gearbeitet?«

»Ja.«

»Warum haben Sie dort aufgehört?«

»Weil mir eine Stelle angeboten wurde, die möglicherweise besser für mich passt.«

»Nicht, weil er schwierig war?«

»Nein«, meinte Mariam schmunzelnd. »Er war überhaupt nicht

schwierig, ist aber vor Kurzem nach Paris zurückgegangen, während ich hier lebe. Wir sind nach wie vor freundschaftlich verbunden.«

»Wunderbar. Und warum möchten Sie bei mir anfangen?«

»Weil ich Ihre Arbeit sehr bewundere.«

*Wow*, dachte ich. Es passierte nicht oft, dass jemand das, was ich machte, als »Arbeit« bezeichnete.

»Danke.«

»Ich halte es für eine echte Gabe, den Produkten, für die man wirbt, ein Gesicht zu geben.«

Sie öffnete ihre schlichte braune Tasche, die eher an einen Schulranzen als an ein Designerstück erinnerte, und reichte mir ihren Lebenslauf.

»Vermutlich hatten Sie keine Zeit, ihn sich anzusehen, bevor ich hergekommen bin.«

»Nein«, gestand ich und überflog den ungewöhnlich kurzen sachlichen Text. »Sie waren also nicht auf dem College?«

»Nein, dafür besaß meine Familie nicht die nötigen Mittel. Oder doch …«, sie hob eine ihrer kleinen, zarten Hände ans Gesicht und rieb sich mit einem Finger die Nase, »… aber wir sind sechs Kinder, und es wäre den anderen gegenüber nicht fair gewesen, wenn ich ein College besucht hätte und sie nicht.«

»Wir sind auch zu sechst! Und ich war ebenfalls weder auf dem College noch auf der Uni.«

»Dann haben wir ja etwas gemein.«

»Ich bin die Jüngste.«

»Und ich die Älteste«, sagte Mariam lächelnd.

»Sie sind sechsundzwanzig?«

»Ja.«

»Dann sind wir gleich alt.« Aus einem mir unerfindlichen Grund gefiel es mir, Parallelen zum Leben dieser ungewöhnlichen jungen Frau zu entdecken. »Was haben Sie nach dem Schulabschluss gemacht?«

»Tagsüber habe ich in einem Blumenladen gearbeitet und abends Wirtschaftskurse besucht. Wenn Sie wollen, lege ich Ihnen gern eine Abschrift meines Abschlusszeugnisses vor. Ich kann gut mit dem Computer umgehen und kenne mich mit Tabellenkalkulation

aus. Und ich tippe ziemlich schnell … wie schnell genau, weiß ich allerdings nicht.«

»Die Schreibgeschwindigkeit ist mir nicht wichtig. Und um die tabellarische Aufstellung meiner Finanzen kümmert sich mein Steuerberater.«

»Tabellen können auch die Organisation des sonstigen Lebens erleichtern. Sie verschaffen Überblick über den gesamten Monat.«

»Wenn Sie so eine Übersicht aufstellen würden, wären wir geschiedene Leute«, scherzte ich. »Ich lebe von Tag zu Tag. Anders geht es für mich nicht.«

»Das kann ich nachvollziehen, Miss d'Aplièse, doch meine Aufgabe ist es zu strukturieren. Bei Bardin habe ich sogar für die Reinigung und die Kleidung eine Tabelle erstellt. Wir haben besprochen, was er zu welchem Anlass tragen würde, bis hin zur Farbe seiner Socken – die oft absichtlich nicht zusammenpassten.« Als Mariam lachte, fiel ich ein.

»Sie halten ihn also für einen angenehmen Menschen?«

»Ja, er ist ein wunderbarer Mann.«

Egal, ob das stimmte oder nicht: Diese junge Frau besaß Integrität. Im Gegensatz zu anderen potenziellen Kandidatinnen vor ihr sagte sie nichts Schlechtes über ihren früheren Arbeitgeber. Wenn mir jemand haarklein erklärte, warum er gekündigt hatte, wusste ich, dass der Betreffende möglicherweise irgendwann einmal auch über mich so reden würde.

»Bevor Sie fragen: Ich bin absolut diskret.« Mariam schien meine Gedanken erraten zu haben. »Ich habe festgestellt, dass Geschichten, die über berühmte Leute kursieren, häufig nicht der Wahrheit entsprechen. Mich wundert …«

»Was?«

»Nichts.«

»Raus mit der Sprache.«

»Mich wundert, dass so viele Menschen sich nach Ruhm sehnen, denn meiner Erfahrung nach bringt der oft Leid. Die Leute meinen, Ruhm würde ihnen das Recht geben zu tun und zu lassen, was sie wollen, doch in Wirklichkeit raubt er ihnen das wertvollste Gut, das wir besitzen, nämlich die Freiheit.«

Ich sah sie erstaunt an. Offenbar tat ich ihr trotz meines Reichtums leid. Allerdings hatte das bei ihr nichts Herablassendes an sich, sondern zeugte eher von Mitgefühl.

»Ja, ich habe tatsächlich meine Freiheit verloren«, gestand ich dieser wildfremden Person. »Zum Beispiel fürchte ich immerzu, dass mich jemand bei etwas Alltäglichem beobachtet und daraus eine große Story macht, um die Auflage seiner Zeitung zu pushen.«

»Das ist kein schönes Leben, Miss d'Aplièse.« Mariam schüttelte ernst den Kopf. »Leider muss ich mich jetzt verabschieden. Ich habe meiner Mutter versprochen, auf meinen kleinen Bruder aufzupassen, während sie mit Papa ausgeht.«

»Müssen Sie öfter babysitten?«

»Nein. Deswegen ist es so wichtig, dass ich heute Abend da bin. Heute ist nämlich Mamas Geburtstag. Zu Hause scherzen wir, dass Papa sie vor achtundzwanzig Jahren, als er ihr den Heiratsantrag machte, zum letzten Mal ausgeführt hat! Falls ich bei Ihnen anfangen sollte, muss ich rund um die Uhr verfügbar sein, das ist mir klar.«

»Und viel ins Ausland reisen.«

»Kein Problem. Ich lebe nicht in einer festen Beziehung. Wenn Sie mich nun entschuldigen würden …« Sie stand auf. »Es war mir ein Vergnügen, Sie kennenzulernen, Miss d'Aplièse, selbst wenn wir nicht zusammenkommen sollten.«

Ich blickte ihr nach, wie sie zur Tür ging. Trotz ihrer hausbackenen Kleidung besaß sie natürliche Anmut und was Fotografen »Präsenz« nannten. Obwohl unser Gespräch gerade mal eine Viertelstunde gedauert und ich nicht einmal ein Zehntel der Fragen gestellt hatte, die ich als wichtig erachtete, wünschte ich mir Mariam Kazemi und die wundervolle Ruhe, die sie ausstrahlte, in meinem Leben.

»Moment noch. Würden Sie sich vorstellen können, die Stelle bei mir anzutreten?« Ich sprang von der Couch auf. »Soweit ich weiß, haben Sie ein anderes Angebot und müssen sich bis morgen dazu äußern.«

Nach kurzem Zögern drehte sie sich lächelnd zu mir um. »Natürlich könnte ich mir das vorstellen. Ich halte Sie für einen

liebenswerten Menschen mit einer guten Seele.«

»Wann könnten Sie anfangen?«

»Nächste Woche, wenn Sie wollen.«

»Abgemacht.« Ich streckte ihr die Hand hin, die sie nach weiterem kurzem Zögern ergriff.

»Abgemacht«, wiederholte sie. »Aber jetzt muss ich wirklich los.«

»Natürlich.«

Sie öffnete die Tür, und ich begleitete sie zum Lift. »Die Bedingungen kennen Sie ja bereits. Ich bitte Rebekah, sie Ihnen am Morgen schriftlich per Fahrradkurier zu schicken.«

»Danke«, sagte sie, als sich die Aufzugtüren öffneten.

»Was ist das übrigens für ein Parfüm, das Sie tragen? Das finde ich sehr angenehm.«

»Das ist Körperöl. Ich stelle es selbst her. Auf Wiedersehen, Miss d'Aplièse.«

Wenig später schlossen sich die Türen des Lifts, und Mariam Kazemi war fort.

* * *

Mariams Referenzen waren nicht nur sehr gut, sondern hymnisch, sodass wir bereits am folgenden Donnerstag am Teterboro Airport in New Jersey einen Privatjet bestiegen und uns auf den Weg nach Paris machten. Auf ihre Kleidung wirkte sich unsere Reise nur insofern aus, als sie den Rock gegen eine beigefarbene Hose eintauschte. Sobald sie ihren Platz im Flugzeug eingenommen hatte, holte sie den Laptop aus ihrer Tasche.

»Sind Sie schon einmal mit einem Privatjet geflogen?«, fragte ich sie.

»Ja, Bardin reiste nur so. Miss d'Aplièse …«

»Sagen Sie doch bitte Elektra zu mir.«

»Elektra. Wollen Sie sich während des Flugs lieber etwas ausruhen oder die Zeit nutzen, um einige Dinge zu besprechen?«

Da ich mich bis vier Uhr morgens mit Zed vergnügt hatte, entschied ich mich für die erste Alternative und betätigte, sobald wir in der Luft waren, den Knopf, der meinen Sitz in ein Bett verwandelte, setzte meine Schlafmaske auf und döste sofort ein.

Drei Stunden später wachte ich erfrischt auf – ich hatte genug Erfahrung mit Flugzeugschlaf – und lugte unter meiner Maske hervor zu meiner neuen persönlichen Assistentin hinüber. Sie war nicht auf ihrem Platz, weswegen ich vermutete, dass sie sich in der Toilette aufhielt. Als ich die Maske abnahm und mich aufrichtete, sah ich Mariam zu meiner Überraschung in dem schmalen Gang zwischen den Sitzen auf dem Boden knien. *Vielleicht macht sie Yoga-Übungen*, dachte ich. Dann hörte ich sie vor sich hin murmeln. Sobald sie Hände und Kopf leicht hob, begriff ich, was sie tat: Sie betete. Peinlich berührt, dass ich sie bei etwas so Intimem beobachtete, wandte ich den Blick ab und ging selbst zur Toilette. Bei meiner Rückkehr saß Mariam auf ihrem Platz und tippte auf ihrem Laptop herum.

»Haben Sie gut geschlafen?«, erkundigte sie sich.

»Ja, und jetzt hätte ich Hunger.«

»Ich habe dafür gesorgt, dass Sushi an Bord ist. Susie meint, das sei Ihr Lieblingsessen auf Reisen.«

»Danke. Das stimmt.«

Schon stand die Flugbegleiterin neben mir. »Kann ich Ihnen irgendwie behilflich sein, Miss d'Aplièse?«

Ich bestellte frisches Obst, Sushi sowie eine *demi-bouteille* Champagner und wandte mich wieder Mariam zu. »Wollen Sie auch etwas?«

»Danke, ich habe bereits gegessen.«

»Leiden Sie unter Flugangst?«

Sie schaute mich erstaunt an. »Nein, überhaupt nicht. Warum?«

»Weil ich Sie vorhin beim Beten beobachtet habe.«

»Ach so.« Sie lachte. »Das hat nichts mit Angst zu tun. In New York ist jetzt Mittag, die Zeit, zu der ich immer bete.«

»Ich wusste nicht, dass Sie das müssen.«

»Keine Sorge. Sie werden mich nicht oft beten sehen; für

gewöhnlich suche ich mir dafür eine stille Ecke, aber hier oben … In der Toilette ist nicht genug Platz.«

»Müssen Sie jeden Tag beten?«

»Ja, fünfmal.«

»Wow. Ist das nicht lästig?«

»Darüber habe ich mir noch nie Gedanken gemacht. Ich kenne es seit Kindertagen nicht anders. Es verschafft mir ein gutes Gefühl und gehört zu meinem Leben.«

»Sie meinen, Ihre Religion verlangt es?«

»Nein, es ist ein Teil von mir. Da kommt das Essen. Sieht köstlich aus.«

»Setzen Sie sich doch zu mir. Ich trinke ungern allein«, forderte ich sie auf, als die Flugbegleiterin mir Champagner einschenkte.

»Möchten Sie auch etwas, Ma'am?«, fragte diese Mariam, die auf dem Sitz neben mir Platz genommen hatte.

»Ein Glas Wasser, bitte.«

»Cheers«, prostete ich ihr zu. »Auf unsere erfolgreiche Zusammenarbeit.«

»Ja. Davon, dass sie erfolgreich wird, gehe ich aus.«

»Entschuldigen Sie, wenn ich mich mit Ihren Gebräuchen nicht auskenne.«

»Dafür müssen Sie sich nicht entschuldigen. Ich an Ihrer Stelle würde auch nichts darüber wissen.«

»Ist Ihre Familie strenggläubig?«

»Nein, eigentlich nicht. Jedenfalls nicht verglichen mit anderen. Ich bin wie meine Geschwister in New York zur Welt gekommen; wir sind Amerikaner. Mein Vater sagt immer, dieses Land habe meinen Eltern Sicherheit in der Not geboten. Deshalb dürfen wir nicht nur an den alten Sitten festhalten, sondern müssen uns auch an die hiesigen neuen anpassen.«

»Wo sind Ihre Eltern geboren?«, erkundigte ich mich.

»Im Iran … oder Persien, wie wir das Land zu Hause nennen. Ein viel schöneres Wort, finden Sie nicht auch?«

»Ja. Ihre Eltern mussten ihre Heimat gegen ihren Willen verlassen?«

»Ja. Sie sind beide nach dem Sturz des Schahs als junge

Erwachsene nach Amerika gekommen.«

»Des Schahs?«

»Der damalige iranische Herrscher, eine Art König oder Kaiser. Er war in seiner Einstellung sehr westlich ausgerichtet. Den Fanatikern in unserem Land hat das nicht gepasst. Deshalb mussten alle, die mit ihm verwandt waren, fliehen, wenn sie nicht sterben wollten.«

»Sie sind also adliger Abstammung?«

Mariam schmunzelte. »Man könnte es so ausdrücken, ja, doch bei uns ist das nicht wie in den europäischen Königshäusern. Es gibt zahlreiche Verwandte des Schahs … angeheiratete Cousins und Cousinen zweiten, dritten oder vierten Grades. Im Westen würde man vermutlich sagen, meine Familie sei von hoher Geburt.«

»Na, so was! Dann arbeitet eine Prinzessin für mich!«

»Unter anderen Umständen wäre ich möglicherweise Prinzessin geworden. Allerdings nur wenn ich den richtigen Mann geheiratet hätte.«

Nun begriff ich manches: ihre zurückhaltende Art, ihre Selbstsicherheit und ihre perfekten Manieren …

»Und Sie, Elektra? Woher stammt Ihre Familie?«

»Keine Ahnung«, antwortete ich und leerte mein Glas. »Ich wurde als Baby adoptiert.«

»Sie haben nie mehr über Ihre Vergangenheit erfahren wollen?«

»Nein. Welchen Sinn hat es zurückzublicken, wenn man die Vergangenheit nicht ändern kann? Ich schaue nur nach vorn.«

»Dann sollten Sie meinen Vater lieber nicht kennenlernen.« Mariam wirkte belustigt. »Er erzählt ständig von dem Leben, das er mit meinen Großeltern im Iran führte. Und von unseren Vorfahren. Seine Geschichten sind wunderschön; als Kind habe ich ihnen gern gelauscht.«

»Ich hatte nur die Märchen der Gebrüder Grimm, und in denen kamen viele böse Hexen und Geister vor, die mir Angst machten.«

»Auch in unseren Geschichten gibt es böse Geister. Sie heißen Dschinns und tun Menschen schlimme Dinge an.« Mariam nippte an ihrem Wasser und beäugte mich über den Rand ihres Glases. »Papa

sagt immer, unsere Geschichte sei der Teppich, auf dem wir stehen und von dem aus wir fliegen können. Möglicherweise wollen auch Sie eines Tages mehr über Ihre Herkunft herausfinden. Wollen wir nun den Plan für Paris durchgehen?«

Eine Stunde später kehrte Mariam an ihren Platz zurück, um das, was sie während unseres Gesprächs notiert hatte, in ihren Laptop einzugeben. Ich stellte meinen Sitz zurück und beobachtete, wie der Himmel draußen dunkler wurde und die Nacht sich auf Europa herabsenkte. Irgendwo da unten in der Dunkelheit lag mein Zuhause, das Zuhause von uns ungleichen Schwestern, die Pa auf der ganzen Welt zusammengesammelt hatte.

Es hatte mir nie etwas ausgemacht, dass wir nicht blutsverwandt waren, doch wenn ich Mariam über ihre Herkunft reden hörte und beobachtete, wie sie die Sitten ihrer uralten Kultur in einem Privatjet nach Paris befolgte, wurde ich fast ein wenig neidisch.

Der Brief von Pa fiel mir ein, der irgendwo in meiner New Yorker Wohnung liegen musste … Ich wusste nicht einmal, wo. Da ich ihn nicht geöffnet und höchstwahrscheinlich verloren hatte, würde ich vermutlich nie Gelegenheit erhalten, etwas über meine Vergangenheit zu erfahren. Vielleicht konnte mir ja »Hoff« – mein Spitzname für Pas Anwalt – mehr dazu sagen … Außerdem waren da noch die Koordinaten auf der Armillarsphäre, von denen Ally behauptete, sie würden uns verraten, woher wir ursprünglich stammten. Plötzlich erschien es mir sehr wichtig, Pas Brief aufzuspüren, so wichtig, dass ich fast den Piloten gebeten hätte umzukehren, um meine Schubladen durchsuchen zu können. Als ich mich seinerzeit nach der Quasitrauerfeier in Atlantis, die arrangiert worden war, weil Pa sich offenbar für eine Seebestattung entschieden hatte, die vor unser aller Eintreffen stattfand, nach New York zurückbegeben hatte, war ich so wütend gewesen, dass meine Vergangenheit mich nicht mehr interessierte.

*Warum so wütend, Elektra?*, klangen mir die Worte der Therapeutin in den Ohren. Eine Antwort darauf kannte ich nicht. Die Wut begleitete mich seit frühester Kindheit. Meine Schwestern erzählten gern, wie ich mir als Baby die Lunge aus dem Leib gebrüllt

und sich das später nicht wesentlich geändert habe. Wie ich aufwuchs, konnte nicht daran schuld sein, denn meine Jugend war perfekt, wenn auch ungewöhnlich gewesen. Pa hatte uns samt und sonders adoptiert, und unsere Familienfotos ähnelten aufgrund unserer unterschiedlichen ethnischen Herkunft einer Gap-Werbung. Auf meine Fragen danach hatte Pa stets geantwortet, er habe sich uns als seine Töchter ausgesucht. Meine Schwestern schien das, anders als mich, zufriedenzustellen. Ich hingegen wollte den *Grund* wissen. Jetzt nach seinem Tod würde ich ihn höchstwahrscheinlich nie erfahren.

»Eine Stunde bis zur Landung, Miss d'Aplièse«, teilte die Flugbegleiterin mir mit und schenkte mir nach. »Darf ich Ihnen noch etwas bringen?«

»Nein, danke.« Ich schloss die Augen in der Hoffnung, dass mein Kontakt in Paris Wort gehalten und das, was ich nun dringend brauchte, ins Hotel gebracht hatte. Ohne Drogen und Alkohol begann ich, über Pa nachzudenken, über meine Schwestern, mein Leben … und dabei war mir nicht wohl. Jedenfalls nicht im Moment.

* * *

Zur Abwechslung machte mir das Fotoshooting sogar einmal Spaß. Der Frühling in Paris war – zumindest bei sonnigem Wetter – wunderschön. Falls ich mich überhaupt in einer Stadt zu Hause fühlte, dann in dieser. Wir befanden uns im Jardin des Plantes, in dem Kirschblüten, Iris und Pfingstrosen in voller Pracht standen und alles sehr neu und frisch wirkte. Außerdem mochte ich den Fotografen. So wurden wir frühzeitig fertig und vertieften unsere Bekanntschaft am Nachmittag in meinem Hotelzimmer.

»Wie kommst du bloß dazu, in New York zu leben?«, fragte Maxime mich auf Französisch, während wir im Bett Tee aus zarten Porzellantassen tranken und eine Line vom Tablett snieften. »Du hast eine europäische Seele.«

»Das weiß ich auch nicht so genau«, seufzte ich. »Meine

Agentin Susie lebt dort, und ich fand es sinnvoll, in ihrer Nähe zu sein.«

»Deine Model-*maman*, meinst du?«, neckte er mich. »Du bist doch ein großes Mädchen und in der Lage, selbst über dein Leben zu entscheiden. Zieh nach Paris, dann könnten wir uns öfter miteinander vergnügen.« Er stand vom Bett auf und verschwand ins Bad, um zu duschen.

Als ich durchs Fenster hinaus auf die Place Vendôme blickte, auf der sich Touristen und Kauflustige vor den exklusiven Geschäften drängten, dachte ich über Maximes Worte nach. Er hatte recht: Ich konnte überall leben, weil ich ohnehin so viel auf Achse war.

»Wo ist mein Zuhause?«, flüsterte ich, deprimiert darüber, in meine seelenlose New Yorker Wohnung zurückkehren zu müssen. Einem plötzlichen Impuls folgend, griff ich nach dem Handy und wählte die Nummer von Mariam.

»Habe ich morgen irgendwelche Termine in New York?«

»Ein Essen mit Thomas Allebach, dem Marketingchef der Werbekampagne für den neuen Duft, den Sie bewerben, um sieben Uhr abends«, informierte mich Mariam.

»Aha.« Thomas und ich hatten in den Monaten seit der Trennung von Mitch einige angenehme Stunden miteinander verbracht, aber verliebt war ich nicht in ihn. »Und am Sonntag?«

»Da steht nichts im Kalender.«

»Wunderbar. Sagen Sie das Essen ab, erzählen Sie Thomas, dass das Shooting länger dauert oder sonst irgendwas, verschieben Sie den Rückflug auf den späten Sonntagabend und verlängern Sie meinen Hotelaufenthalt hier. Ich möchte noch ein bisschen in Paris bleiben.«

»Gern. Paris ist eine wunderbare Stadt. Ich gebe Ihnen Bescheid, sobald alles erledigt ist.«

»Danke, Mariam.«

»Keine Ursache.«

»Ich bleibe länger«, teilte ich Maxime mit, als er vom Duschen zurückkam.

»Schade. Leider bin ich übers Wochenende weg. Wenn ich das

geahnt hätte …«

»Oh.« Ich versuchte, mir meine Enttäuschung nicht anmerken zu lassen. »Egal, ich bin ja irgendwann wieder hier.«

»Gib mir Bescheid, wann.« Er zog sich an. »Ein Freund von mir heiratet. Da kann ich nicht absagen. Sorry, Elektra.«

»Ich bleibe wegen der Stadt, nicht deinetwegen.« Ich rang mir ein Lächeln ab.

»Diese Stadt liebt dich wie ich.« Er drückte mir einen Kuss auf die Stirn. »Ich wünsche dir ein wunderschönes Wochenende. Melde dich.«

»Mach ich.«

Sobald er weg war, sniefte ich, um mich aufzumuntern, eine weitere Line und überlegte, was ich in Paris unternehmen konnte. Leider würde man mich wie in anderen Großstädten in dem Moment erkennen, in dem ich das Ritz durch den Vordereingang verließ. Irgendjemand würde die Presse informieren, und schon wäre mir ein Rattenschwanz von Reportern auf den Fersen.

Ich griff nach dem Handy, um Mariam anzurufen und ihr mitzuteilen, dass wieder Plan A gelte, als es klingelte.

»Elektra? Ich bin’s, Mariam. Der Rückflug nach New York ist auf Sonntagabend umgebucht, und Sie können weiter in der Hotelsuite bleiben.«

»Danke.«

»Soll ich in einem Restaurant Plätze für Sie reservieren?«

»Nein, ich …« Tränen traten mir in die Augen.

»Alles in Ordnung, Elektra?«

»Ja, alles gut.«

»Sind Sie im Moment … beschäftigt?«

»Nein.«

»Kann ich zu Ihnen kommen? Susie hat Verträge geschickt, die Sie unterschreiben müssten.«

»Kein Problem.«

Wenig später traf Mariam ein, umweht von ihrem angenehmen Duft. Ich unterzeichnete die Verträge und starrte dann düster durchs Fenster hinaus in die hereinbrechende Pariser Dämmerung.

»Wie sehen Ihre Pläne für heute Abend aus?«, erkundigte sich

Mariam.

»Ich habe keine. Und die Ihren?«

»Nichts außer Bad, Bett und einem guten Buch«, antwortete sie.

»Ich würde gern in dem Café vorbeischauen, in dem ich früher als Kellnerin gejobbt habe, und einfach nur ganz normal essen gehen wie andere Leute, habe aber keine Lust, erkannt zu werden.«

»Das kann ich verstehen.« Sie musterte mich kurz und stand auf. »Ich habe eine Idee. Warten Sie hier.«

Sie verließ den Raum und kehrte wenige Minuten später mit einem Kopftuch zurück.

»Darf ich Ihnen das umbinden?«

»Sie meinen, um die Schultern?«

»Nein, um den Kopf wie bei mir. Normalerweise halten die Leute Distanz zu Frauen mit Hidschab. Auch deshalb tragen so viele unseres Glaubens ihn. Wollen wir es ausprobieren?«

»Okay. Das dürfte der einzige Look sein, den ich noch nie versucht habe«, meinte ich schmunzelnd.

Ich setzte mich ans Fußende des Bettes, und Mariam wand das Tuch geschickt um meinen Kopf, drapierte die Enden über meine Schultern und steckte sie fest.

»Schauen Sie sich an.« Sie deutete auf den Spiegel.

Kaum zu glauben, wie verändert ich wirkte. Fast hätte ich mich selbst nicht erkannt.

»Das ist gut, richtig gut, doch mit meinem Körper lässt sich nicht viel machen, oder?«

»Haben Sie eine dunkle Strumpfhose oder Leggings dabei?«

»Nur die schwarze Jogginghose, die ich im Flugzeug anhatte.«

»Wunderbar. Ziehen Sie die an, während ich noch etwas anderes hole.«

Ich tat ihr den Gefallen. Kurz darauf kehrte Mariam mit einem Gewand über dem Arm zurück. Als sie es ausschüttelte, sah ich, dass es sich um ein billiges langärmeliges Baumwollkittelkleid mit Blümchenmuster handelte.

»Das habe ich mitgenommen für den Fall, dass wir irgendwo hingehen, wo man etwas Feineres braucht. Es ist für besondere

Gelegenheiten, aber ich leihe es Ihnen gern.«

»Ob mir das passt?«

»Soweit ich sehe, ist obenrum bei uns nicht viel Unterschied. Ich trage es als Kleid, Sie könnten es als lange Hemdbluse anziehen. Schlüpfen Sie einfach mal rein.«

Mariam hatte recht. Das Kleid passte am Oberkörper tatsächlich gut und reichte mir bis etwa zur Mitte der Oberschenkel.

»So erkennt Sie niemand. Sie gehen als Muslima durch.«

»Was ist mit meinen Füßen? Ich hab nur meine Louboutins und die Pumps von Chanel dabei.«

»Nehmen Sie die Turnschuhe vom Flug«, schlug sie vor und trat an meinen Koffer. »Darf ich?«

»Klar.« Ich betrachtete mein neues Ich im Spiegel. Mit dem Kopftuch und dem einfachen Baumwollkleid, das ich als Top verwendete, hätte es eines Röntgenblicks bedurft, um mich zu erkennen.

»Perfekt«, meinte Mariam, als ich die Turnschuhe band. »Verwandlung komplett. Nur noch eines: Darf ich einen Blick in Ihre Schminksachen werfen?«

»Ja.«

»Die Augen brauchen noch etwas Kajal. Machen Sie sie bitte zu.«

Ich schloss sie, und meine Gedanken wanderten zu den Zeiten zurück, wenn wir Schwestern während unseres alljährlichen Aufenthalts auf Pas Jacht im Sommer abends zum Essen an Land gehen wollten. Da ich damals selbst zu jung für Make-up war, beobachtete ich vom Bett aus, wie Maia Ally beim Schminken half.

»Sie haben einen wunderbar schimmernden Teint«, bemerkte Mariam seufzend. »Fertig. So erkennt Sie niemand.«

»Glauben Sie?«

»Sie werden es unten im Rezeptionsbereich gleich selbst sehen. Wollen wir?«

»Ja, warum nicht?« Als ich meine Shopper von Louis Vuitton nehmen wollte, hielt Mariam mich davon ab.

»Geben Sie alles, was Sie benötigen, in meine Tasche.« Sie reichte mir ihre billige braune Schultertasche aus Kunstleder.

»Bereit?«

»Ja.«

Obwohl drei Leute zu uns in den Aufzug stiegen, würdigte mich keiner eines Blickes. Und im Eingangsbereich schaute der Concierge nur kurz zu uns herüber, bevor er sich wieder seinem Computer zuwandte.

»Wow, Christophe kennt mich seit Jahren«, flüsterte ich draußen, wo Mariam den Portier herbeirief.

»Wir bräuchten ein Taxi nach Montmartre«, erklärte sie in sehr passablem Französisch.

»*D'accord, mademoiselle*, aber andere Leute wollen auch ein Taxi. Es könnte etwas dauern.«

»Kein Problem, wir warten.«

»Ich habe Jahre nicht mehr auf ein Taxi gewartet«, murmelte ich.

»Willkommen in der realen Welt, Elektra«, meinte Mariam schmunzelnd.

Zwanzig Minuten später nahmen wir an einem Tisch in dem Café Platz, in dem ich früher als Kellnerin gearbeitet hatte. Es war kein sonderlich guter Tisch – wir saßen eingequetscht zwischen zwei anderen, und ich konnte jedes Wort der Leute neben uns verstehen. Immer wieder schaute ich zu George hinter der Bar hinüber, der mir den Job als Kellnerin zehn Jahre zuvor gegeben hatte, doch der wandte sich kein einziges Mal mir zu.

»Und, wie fühlt es sich an, unsichtbar zu sein?«, erkundigte sich Mariam, nachdem ich eine kleine Karaffe des Hausweins bestellt hatte.

»Ich weiß nicht so recht. Irgendwie merkwürdig.«

»Aber befreiend?«

»Ja. Ich habe es genossen, unerkannt die Straße entlangzugehen, doch alles hat seine Licht- und Schattenseiten.«

»Stimmt. Vermutlich wurden Sie schon angestarrt, bevor Sie berühmt waren, nicht wahr?«

»Mag sein, aber mir war nie klar, ob das freundliche Blicke waren oder die Leute mich angafften, weil ich sie an eine schwarze Giraffe erinnerte!«

»Ich glaube eher, es lag an Ihrer Schönheit. Mir hingegen begegnen die Menschen nach den Terroranschlägen auf das World Trade Center mit Argwohn. Jeder Muslim ist automatisch ein Terrorist, wissen Sie.« Sie trank traurig lächelnd einen Schluck Wasser.

»Bestimmt ist das für Sie nicht leicht.«

»Nein. Egal, in welchem politischen oder religiösen System die Menschen leben: Die meisten wollen einfach nur Frieden. Leider werde ich oft, noch bevor ich den Mund aufmache, aufgrund meiner Kleidung beurteilt.«

»Gehen Sie jemals ohne Kopftuch auf die Straße?«

»Nein, obwohl mein Vater meinte, ich solle den Hidschab bei der Jobsuche lieber nicht tragen. Seiner Ansicht nach würde das meine Chancen verringern.«

»Vielleicht sollten Sie's tatsächlich mal ausprobieren und wie ich heute Abend ein paar Stunden lang jemand anders werden. Auch für Sie könnte das befreiend wirken.«

»Möglich, aber ich trage ihn gern. Wollen wir bestellen?«

Mariam orderte auf Französisch.

»Sie scheinen viele geheime Fähigkeiten zu besitzen«, neckte ich sie. »Wo haben Sie so gut Französisch gelernt?«

»In der Schule und während meiner Tätigkeit für Bardin – Französischkenntnisse sind in der Modebranche unerlässlich. Außerdem habe ich ein Ohr für Sprachen. Ihr Französisch wirkt ganz anders als Ihr Englisch.«

»Wie meinen Sie das?«

»Nicht negativ«, erklärte sie hastig. »Ihr Englisch ist lässiger – möglicherweise des leichten amerikanischen Akzents wegen. In Französisch klingen Sie irgendwie … ernster.«

»Meine Schwestern würden sich köstlich amüsieren, wenn sie das hören könnten«, sagte ich grinsend.

Bei *moules marinières* und frischem knusprigem Baguette, wie es nur die Franzosen backen können, ermutigte ich Mariam, mir von ihrer Familie zu erzählen, und bot ihr das Du an. Offensichtlich liebte sie ihre Geschwister abgöttisch, und um diese Liebe beneidete ich sie.

»Kaum zu glauben, dass meine kleine Schwester nächstes Jahr heiratet. Meine Eltern behaupten schon, ich werde eine alte Jungfer«, sagte sie belustigt, während wir uns über die Nachspeise, eine *Tarte Tatin*, hermachten. Die Kalorien würde ich am folgenden Morgen im Fitnessraum des Hotels abtrainieren.

»Meinst du, du wirst jemals heiraten?«, erkundigte ich mich.

»Ich weiß es nicht. Im Moment will ich mich noch nicht fest binden. Vielleicht habe ich auch ›den Richtigen‹ bisher nicht gefunden. Und du? Warst du je verliebt?«

Bei ihr machte mir diese Frage nichts aus, denn an diesem Abend waren wir einfach nur zwei junge Frauen, die beim Essen plauderten.

»O ja, und ich denke, das will ich nicht noch einmal erleben.«

»Es ist nicht gut ausgegangen?«

»Nein. Er hat mir das Herz gebrochen. Das hat mich ziemlich aus der Bahn geworfen, aber hey, was soll's, so was passiert eben.«

»Irgendwann wird jemand anders in dein Leben treten, Elektra, da bin ich mir ganz sicher.«

»Du klingst wie meine esoterische Schwester Tiggy. Die sagt die ganze Zeit solche Sachen.«

»Vielleicht hat sie recht. Für jeden Menschen gibt es den passenden Partner, daran glaube ich fest.«

»Die Frage ist bloß, ob wir den finden. Die Welt ist ziemlich groß.«

»Das stimmt«, pflichtete Mariam mir bei und unterdrückte ein Gähnen. »Entschuldigung, ich habe letzte Nacht nicht gut geschlafen. Der Jetlag steckt mir in den Knochen.«

»Gut, ich verlange die Rechnung.« Ich versuchte den Kellner herbeizuwinken, der mir allerdings beharrlich die kalte Schulter zeigte.

»Gott, ist der Typ unhöflich«, murrte ich, als er uns fünf Minuten später nach wie vor keine Beachtung schenkte.

»Er ist beschäftigt und kommt zu uns, sobald er Zeit hat. Geduld ist eine Gottesgabe.«

»Die ich leider nicht besitze«, murmelte ich, bemüht, meinen Zorn zu zügeln.

Nachdem der Kellner sich endlich herabgelassen hatte, uns die Rechnung zu bringen, und wir aus dem Café traten, bemerkte Mariam: »Du wirst nicht gern ignoriert, das habe ich heute Abend gesehen.«

»Stimmt. In einer Familie mit sechs Mädchen musste man am lautesten brüllen, um sich Gehör zu verschaffen. Und genau das habe ich getan«, fügte ich lachend hinzu.

»Schauen wir mal, ob wir ein Taxi zurück zum Hotel ergattern können …«

Ich hörte nur mit halbem Ohr, was sie sagte, weil mein Blick auf einen Mann fiel, der allein an einem der Tische vor dem Café saß und Cognac trank.

»O mein Gott …«

»Was ist?«

»Der Mann da drüben. Ich kenne ihn. Er arbeitet für unsere Familie.« Ich hatte seinen Tisch fast erreicht, als er mich endlich wahrnahm.

»Christian?«

»*Pardon, mademoiselle*, kenne ich Sie?« Er musterte mich verwirrt.

Ich beugte mich zu ihm hinab, um ihm ins Ohr zu flüstern. »Natürlich, du Trottel! Ich bin's, Elektra!«

»*Mon dieu!* Elektra! Meine …«

»Sch! Ich bin inkognito hier!«

»Tolle Verkleidung, jetzt erkenne ich Sie natürlich.«

Mariam trat zu uns.

»Mariam, das ist Christian. Er gehört praktisch zur Familie. Stören wir, wenn wir uns auf einen Drink zu dir gesellen? Was für ein Zufall, dich hier zu treffen!«

»Wenn Sie mich entschuldigen würden: Ich gehe zurück zum Hotel«, erklärte Mariam. »Sonst schlafe ich im Stehen ein. Hat mich gefreut, Sie kennenzulernen, Christian. *Bonne soirée*.« Sie verabschiedete sich mit einem Nicken und verschwand zwischen den Passanten auf der belebten Straße.

»Darf ich mich zu dir setzen?«, fragte ich Christian.

»Natürlich. Gern. Ich bestelle Ihnen einen Cognac.«

Christian winkte die junge Kellnerin herbei, die draußen bediente. Als Teenager war ich total in Christian verknallt gewesen – schließlich war er der einzige Mann unter dreißig, mit dem ich in Atlantis in Berührung kam. Zehn Jahre später schien er sich nicht groß verändert zu haben. Plötzlich wurde mir mit schlechtem Gewissen klar, dass ich absolut keine Ahnung hatte, wie alt er war, und auch sonst nichts über ihn wusste.

»Was machst du hier?«

»Ich … habe einen alten Freund besucht.«

»Aha.« Obwohl ich spürte, dass er log, nickte ich. »Ma hat mir damals, als ich nach Paris kam, eine Bleibe ein paar Straßen weiter besorgt. Ich habe seinerzeit in diesem Café gejobbt. Fühlt sich alles an, als wär's sehr lange her.«

»Das ist es auch, Elektra, fast zehn Jahre. Ah, da kommt der Cognac. *Santé*.«

»*Santé*.« Ich prostete ihm zu, und wir tranken beide einen großen Schluck.

»Darf ich fragen, was Sie verkleidet auf den Straßen von Montmartre treiben?«

»Ich habe mich bei meiner Assistentin Mariam, die du gerade gesehen hast, beklagt, dass ich mich nicht unerkannt in der Öffentlichkeit bewegen kann. Daraufhin hat sie mich in diese Klamotten gesteckt, und wir sind miteinander zum Essen gegangen.«

»Haben Sie es genossen, mal jemand anders zu sein?«

»Offen gestanden bin ich mir nicht sicher. Es hat natürlich seine Vorteile – ohne die Verkleidung könnten wir nicht an diesem Tisch sitzen und uns unterhalten. Aber gleichzeitig ärgert es mich, ignoriert zu werden.«

»Das kann ich mir vorstellen.« Christian nahm einen weiteren Schluck Cognac. »Wie geht es Ihnen?«

»Okay.« Ich zuckte mit den Achseln. »Wie läuft's bei Ma? Und bei Claudia?«

»Gut. Sie sind beide bei bester Gesundheit.«

»Ich überlege oft, was sie nun, da wir und Pa nicht mehr da sind, den ganzen lieben langen Tag so treiben.«

»Darüber würde ich mir keine Gedanken machen, Elektra. Sie sind beschäftigt.«

»Und was ist mit dir?«

»Auf dem Anwesen gibt es immer viel zu tun, und es vergeht kaum ein Monat, in dem nicht mindestens eine Ihrer Schwestern nach Atlantis kommt. Im Moment ist Ally mit ihrem kleinen Sohn Bär dort.«

»Bestimmt ist Ma im siebten Himmel.«

»Ja.« Christian schenkte mir ein seltenes Lächeln. »Bär ist der Erste der nächsten Generation. Marina hat wieder das Gefühl, gebraucht zu werden, und mich freut es, sie glücklich zu sehen.«

»Wie macht sich mein Neffe Bär?«, erkundigte ich mich, erstaunt über das Wort »Neffe«.

»Er ist so vollkommen wie alle Babys.«

»Schreit er manchmal?«, hakte ich nach. Plötzlich ging mir die ehrerbietige Art Christians, der, wie ich manchmal vergaß, in Diensten von uns Schwestern stand, auf die Nerven.

»Ja, hin und wieder, doch welcher Säugling würde das nicht tun?«

»Erinnerst du dich an die Zeiten, als ich zu Hause war?«

»Natürlich.«

»Ich meine, als Baby?«

»Da war ich gerade einmal neun, Elektra.«

Aha! Also war er jetzt Mitte dreißig …

»Du hast doch das Boot schon gelenkt, als ich noch ganz klein war.«

»Ja, aber Ihr Vater war immer dabei, um sich zu vergewissern, dass ich die nötigen Fähigkeiten besaß, bevor ich selbst ans Steuer durfte.«

»O mein Gott!« Ich schlug die Hand vor den Mund. »Weißt du noch, wie ich mit ungefähr dreizehn von der Schule weggelaufen und heim nach Atlantis gekommen bin? Und wie Pa gesagt hat, ich muss zurück? Ich hätte dem Internat keine Chance gegeben? Da bin ich mitten im Genfer See aus dem Boot gesprungen und wollte ans Ufer schwimmen.«

Christians Blick zeigte mir, dass er sich sehr wohl entsann.

»Wie könnte ich das vergessen? Sie wären beinahe ertrunken. Sie hatten den Mantel vor dem Springen nicht ausgezogen und sind sofort untergegangen. Kurz fürchtete ich, Sie nicht finden zu können …« Er schüttelte den Kopf. »Das war einer der schlimmsten Momente meines Lebens. Wenn ich Sie verloren hätte …«

»Dann hättest du's mit Pa zu tun gekriegt«, scherzte ich, um die Stimmung aufzulockern, als ich merkte, dass Christian den Tränen nahe war.

»Das hätte ich mir nie verziehen, Elektra.«

»Immerhin habe ich damit meinen Kopf wenigstens teilweise durchgesetzt. Ich musste erst nach ein paar Tagen wieder in die Schule.«

»Stimmt.«

»Wie lange bleibst du in Paris?«

»Ich reise morgen ab. Und Sie?«

»Am Sonntagabend. Ich hab heute Nachmittag den Flug umgebucht, und dann hat der Typ, mit dem ich verabredet war, mich im Regen stehen lassen«, meinte ich achselzuckend.

»Dann kommen Sie doch mit nach Atlantis und lernen Sie Ihren kleinen Neffen kennen. Ich bin mit dem Wagen da und könnte Sie chauffieren. Alle würden sich sehr freuen, Sie zu sehen.«

»Meinst du?« Ich schüttelte den Kopf. »Das glaube ich nicht.«

»Warum sagen Sie das? Marina und Claudia reden ständig von Ihnen. Sie haben ein Album mit sämtlichen Modeaufnahmen von Ihnen angelegt.«

»Tatsächlich? Wie nett. Vielleicht ein andermal.«

»Sie haben meine Nummer, falls Sie es sich überlegen sollten.«

»Ja.« Ich lächelte. »Die kenn ich auswendig. Wenn ich in der Schule Probleme hatte, wusste ich immer, dass du mich retten würdest.«

»Ich muss jetzt gehen, weil ich morgen sehr früh losfahren möchte.« Christian winkte die Kellnerin herbei, die die Rechnung brachte.

»Wo übernachtest du?«, fragte ich.

»Im selben Gebäude, in dem Sie seinerzeit gewohnt haben.

Das gehört einer Freundin von Marina.«

»Ach. Das war mir nicht klar.« Ich erinnerte mich vage an meine Pariser Vermieterin, eine uralte Dame, in deren Gesicht Absinth und Zigaretten ihre Spuren hinterlassen hatten.

Christian stand auf. »Melden Sie sich doch, falls Sie sich anders entscheiden. Ich breche morgen früh um sieben Uhr auf. Aber jetzt besorge ich Ihnen erst einmal ein Taxi.«

Während wir nebeneinander hergingen, genoss ich es, dass Christian mindestens genauso groß wie ich und sichtlich durchtrainiert war. Unter seinem weißen Hemd zeichneten sich die Muskeln ab. Er winkte ein Taxi herbei, und ich kam mir ein wenig vor wie damals, wenn er mich zur Schule brachte und ich ihm nachsah, wie er wieder wegfuhr. Oft hätte ich mir gewünscht, bei ihm im Wagen zu sitzen.

»In welchem Hotel sind Sie untergebracht, Elektra?«

»Im Ritz«, antwortete ich, während ich auf den Rücksitz des Taxis schlüpfte.

»War schön, Sie zu sehen. Passen Sie auf sich auf, ja?«

»Ja«, rief ich durchs offene Fenster hinaus.

Als ich eine halbe Stunde später aufs Bett sank, wurde mir bewusst, dass ich seit dem Nachmittag mit Maxime keine einzige Line mehr gesnieft hatte. Was für ein tolles Gefühl!

* * *

Zu meiner Verärgerung wachte ich am folgenden Morgen um fünf Uhr auf, und obwohl ich eine Schlaftablette schluckte, weigerten sich meine Gedanken, Ruhe zu geben. Ich grübelte über das bevorstehende triste Wochenende in Paris nach und scrollte auf meinem Handy die Kontakte nach Gespielen für die kommenden Stunden durch. Nach einer Weile merkte ich, dass es letztlich niemanden gab, den ich treffen wollte, weil ich bei allen das Supermodel Elektra geben musste, und genau davon brauchte ich eine Pause.

*Aber allein will ich auch nicht sein …*, dachte ich, während ich beobachtete, wie die Zeiger des Weckers auf dem Nachtkästchen sich quälend langsam in Richtung sechs bewegten.

Plötzlich fielen mir Ma und Claudia in Atlantis ein, wie ich dort nach Herzenslust in meiner alten Jogginghose, die ich in der untersten Schublade meines Zimmers aufbewahrte, in Haus und Garten herumstreifen würde, ohne mich verstellen zu müssen …

Bevor ich es mir anders überlegen konnte, wählte ich Christians Handynummer.

»Guten Morgen, Elektra.«

»Hi, Christian. Nun würde ich tatsächlich gern mit dir nach Atlantis fahren.«

»Wie schön! Marina und Claudia wird das sehr freuen. Soll ich Sie in einer Stunde vom Ritz abholen?«

»Ja. Danke.«

Anschließend schickte ich Mariam eine SMS.

Bist du wach?

Ja. Was brauchst du?

Ruf mich an.

Sobald ich sie an der Strippe hatte, erklärte ich ihr, dass ich nun nicht von Paris, sondern von Genf in die Staaten zurückfliegen wolle.

»Kein Problem, Elektra. Soll ich ein Hotelzimmer für dich reservieren?«

»Nein, ich fahre nach Hause zu meiner Familie.«

»Wunderbar!«, rief sie begeistert aus. »Ich melde mich bei dir, sobald ich die Bestätigung habe.«

»Und du, Mariam?« Ich ließ sie hängen, das wurde mir unvermittelt klar. »Kommst du allein in Paris zurecht? Du darfst gern über meine Kreditkarte einen Heimflug buchen.«

»Nein, Elektra, ich fühle mich hier wohl. Wenn du nichts dagegen hast, treffe ich mich heute Nachmittag mit Bardin. Wir sehen uns dann morgen Abend am Genfer Flughafen.«

Ich sniefte eine Line aus dem Tütchen von Maxime und stopfte meine Sachen in den Koffer und die Reisetasche, bevor ich mir eine Auswahl französischer Gebäcksorten sowie zum Ausgleich für die vielen Kohlenhydrate etwas Obst bestellte. Nach dem Frühstück ließ

ich den Pagen fürs Gepäck kommen. Dann setzte ich meine große dunkle Sonnenbrille auf (CeCe hatte einmal bemerkt, damit erinnere ich sie an eine überdimensionale Schmeißfliege) und folgte meinem Gepäck hinaus zu Christian in der bequemen Mercedes-Limousine. Als er mich begrüßte und mir die hintere Tür aufhielt, schüttelte ich den Kopf.

»Wenn's dir nichts ausmacht, würde ich lieber vorn sitzen.«

»Gern.« Christian ging zur Beifahrertür, um sie für mich zu öffnen.

Im Innern des Wagens stieg mir der vertraute Geruch von Leder und Air Freshener sowie der unverkennbare Zitrusduft von Pa in die Nase. In all den Jahren, die ich in Autos der Familie chauffiert wurde, veränderte sich dieser Geruch nie, obwohl Pa nun nicht mehr bei uns war. Ich assoziierte Heimat und Sicherheit damit, und wenn es möglich gewesen wäre, ihn in einem Fläschchen einzufangen, hätte ich es getan.

»Haben Sie alles, was Sie brauchen?«, erkundigte sich Christian und ließ den Motor an.

»Ja, danke.«

»Die Fahrt dauert für gewöhnlich um die fünf Stunden«, erklärte Christian, während wir uns vom Ritz entfernten.

»Hast du Ma informiert, dass ich komme?«

»Ja. Sie wollte wissen, ob Sie wieder alles essen.«

»Ich …«

Bei meinem letzten Aufenthalt zu Hause hatte ich eine Entgiftungskur gemacht und literweise grünen Tee getrunken, weil ich mit Mitch zusammen war, der grundsätzlich keinerlei schädliche Substanzen zu sich nahm. Allerdings hatte ich eine Flasche Wodka dabeigehabt, falls ich schwach würde. Was tatsächlich passierte, denn dies war das erste Mal Atlantis ohne Pa – eine Totenwache ohne Beisetzung.

»Alles in Ordnung, Elektra?«

»Ja, danke. Christian?«

»Ja?«

»Hast du Pa zu vielen verschiedenen Orten chauffiert?«

»Nein, eigentlich nicht. Meistens nach Genf, wo er an Bord

seines Privatjets gegangen ist.«

»Wusstest du jemals, wohin er wollte?«

»Manchmal ja.«

»Und wohin war er unterwegs?«

»Er hatte viele Ziele auf der ganzen Welt.«

»Hattest du eine Ahnung, was er machte?«

»Nicht die geringste. Er war sehr verschwiegen.«

»Allerdings«, pflichtete ich ihm seufzend bei. »Findest du es nicht merkwürdig, dass niemand von uns über seine Aktivitäten im Bilde war? Die meisten Kinder können sagen, ihr Dad habe einen Laden oder sei Anwalt. Ich konnte das nicht.«

Christian hielt den Blick schweigend auf die Straße gerichtet. Da er derjenige war, der die Familie sowohl mit dem Auto als auch mit dem Boot chauffierte, ahnte er bestimmt mehr, als er zugab.

»Weißt du was?«

»Erst wenn Sie es mir verraten, Elektra.« Christian verzog den Mund zu einem verhaltenen Lächeln.

»Als ich damals Probleme in der Schule hatte und du mich abgeholt hast, warst du mit dem Wagen mein Safe Place.«

»Was soll ich mir darunter vorstellen?«

»So nennt man in der Psychotherapie einen Ort, an den man sich ohne Angst zurückziehen kann. Ich habe oft davon geträumt, dass du auftauchst und mich abholst.«

»Ich fühle mich geehrt.« Christians Lächeln wurde breiter.

»Hast du dich für den Job bei Pa einfach so beworben?«, fragte ich.

»Ihr Vater kannte mich von Kindesbeinen an. Ich kam … aus der Gegend, und er hat mir und meiner Mutter sehr geholfen.«

»Er war also so etwas wie eine Vaterfigur für dich?«

»Ja«, antwortete Christian nach kurzem Zögern. »Das war er.«

»Dann bist du vielleicht die mysteriöse siebte Schwester!«, rief ich aus.

»Ihr Vater war ein guter Mensch, und dass er nicht mehr unter uns weilt, ist ein herber Verlust für uns alle.«

*War Pa tatsächlich ein guter Mensch oder eher ein Kontrollfreak gewesen? Oder beides?*, überlegte ich. Als wir die

Außenbezirke von Paris erreichten, lehnte ich mich in den Sitz zurück und schloss die Augen.

# III

»Elektra, wir sind an der Anlegestelle«, flüsterte mir eine Stimme ins Ohr.

Als ich die Augen aufschlug, blinzelte ich im grellen Licht der Sonne, das sich auf der glasglatten Oberfläche des Genfer Sees spiegelte.

»Ich hab vier Stunden lang tief und fest geschlafen«, stellte ich überrascht fest und stieg aus dem Wagen. »Wie ich schon sagte: Du bist mein Safe Place, bei dir fühle ich mich sicher«, meinte ich grinsend, während er den Kofferraum öffnete. »Ich brauche nur die Reisetasche. Die anderen Sachen kannst du bis morgen drinlassen.«

Christian sperrte den Wagen zu und ging mir voraus zum Ponton, wo das Schnellboot vor Anker lag. Dort half er mir an Bord und bereitete alles für den Start vor. Ich machte es mir unterdessen auf der weichen Lederbank im Heck des Bootes bequem. Wie aufgeregt ich bei der Aussicht, bald in Atlantis einzutreffen, jedes Mal war! Und wie ich auf dem Rückweg für gewöhnlich Erleichterung darüber empfand, wieder wegfahren zu können.

»Vielleicht ist es diesmal anders«, murmelte ich und seufzte, denn auch diesen Gedanken hegte ich jedes Mal.

Christian ließ den Motor an. Für einen Tag Ende März war es ziemlich warm, und ich genoss die Sonne auf meinem Gesicht und den Fahrtwind in meinen Haaren.

Als wir uns der Halbinsel näherten, auf der Atlantis stand, reckte ich den Hals, um das Haus so früh wie möglich zwischen den Bäumen zu erspähen. Es handelte sich um ein wahrhaft spektakuläres Gebäude, das ein bisschen einem Disney-Schloss ähnelte. *So untypisch für Pa*, dachte ich. Er hatte nur wenig Kleidung besessen und meines Wissens immer dieselben drei Jacketts getragen, eines aus Leinen im Sommer, eines aus Tweed im Winter

und eines aus mir unbekanntem Stoff in den Übergangszeiten. Sein Zimmer war so karg eingerichtet, dass es einem Mönch zur Ehre gereicht hätte. Insgeheim fragte ich mich oft, ob er für ein Vergehen in der Vergangenheit Buße tat.

Ma winkte mir vom Ufer aus aufgeregt zu. Sie war wie stets makellos gekleidet und trug den Bouclé-Rock von Chanel, den ich aus einer Musterkollektion gemopst hatte, weil ich wusste, dass er ihr gefallen würde.

»Elektra! *Chérie*, was für eine schöne Überraschung!«, begrüßte sie mich wenig später und stellte sich auf die Zehenspitzen, während ich mich zu ihr herabbeugte, damit sie mich auf beide Wangen küssen und mich umarmen konnte. Dann trat sie einen Schritt zurück, um mich zu mustern. »Du bist wunderschön wie immer, aber schrecklich schmal. Claudia hat alles für die Blaubeerpfannkuchen vorbereitet, die du so gern magst. Weißt du, dass Ally mit ihrem Kleinen da ist?«

»Ja, von Christian. Ich bin schon sehr gespannt auf meinen Neffen«, sagte ich und folgte ihr durch die Gärten vor dem Haus hinunter zum See. Der Geruch des Grases und der gerade erblühten Pflanzen wirkte herrlich frisch verglichen mit dem Gestank der New Yorker Straßen. Ich sog die reine Luft tief ein.

»Komm mit in die Küche«, forderte Ma mich auf. »Claudia ist gerade dabei, den Brunch zuzubereiten.«

Da nahte Christian mit meiner Reisetasche und stellte sie auf der untersten Stufe ab.

»Danke, dass du mich hergebracht hast. Ich bin froh, da zu sein.«

»Gern geschehen, Elektra. Wann müssen wir morgen zum Flughafen losfahren?«

»Gegen zehn Uhr abends. Meine Assistentin hat den Jet für Mitternacht gebucht.«

»Gut. Sagen Sie bitte Marina Bescheid, falls sich etwas ändern sollte, damit sie mich informieren kann.«

»Ja. Schönes Wochenende.«

»Gleichfalls.« Er nickte mir zu und entfernte sich.

»Elektra!«

Ally kam mit ausgebreiteten Armen aus der Küche auf mich zu.

»Hallo, junge Mutter. Gratuliere.«

»Danke. Ich kann's immer noch kaum glauben.«

Ein wenig neidisch stellte ich fest, dass sie fantastisch aussah. Ihr sonst so kantiges Gesicht war durch die Schwangerschaftspfunde weicher geworden, und ihre leuchtend rotgoldenen Haare umrahmten ihre Porzellanhaut wie ein Heiligenschein.

»Du schaust toll aus«, bemerkte ich.

»Nein. Ich habe acht Kilo zugenommen, die ich nicht mehr runterkriege, und schlafe jede Nacht nur zwei Stunden. In meinem Bett liegt ein sehr hungriger kleiner Mann«, meinte sie lachend.

»Wo ist er?«

»Er holt den Schlaf der letzten Nacht nach.« Ally hob gespielt frustriert eine Augenbraue, doch ich glaubte, sie nie glücklicher erlebt zu haben. »Immerhin gibt uns das Gelegenheit, uns ungestört zu unterhalten«, sagte sie, während wir in die Küche schlenderten. »Heute erst ist mir bewusst geworden, dass ich dich seit letztem Juni, als wir alle nach Pas Tod hier waren, nicht mehr gesehen habe.«

»Stimmt. Ich hatte ziemlich viel zu tun.«

»Über Artikel in der Presse versuche ich mitzuverfolgen, wie dein Leben verläuft, aber …«

»Hallo, Elektra«, begrüßte mich Claudia auf Französisch mit starkem deutschem Akzent. »Wie geht es dir?« Sie war gerade dabei, die Pfannkuchenmischung brutzelnd in eine Bratpfanne zu gießen.

»Gut, danke.«

»Setz dich und erzähl, was seit unserem letzten Treffen geschehen ist.« Ally deutete auf einen Stuhl an dem langen Tisch.

»Ja, doch vorher möchte ich mich kurz oben frisch machen.« Fast panisch verließ ich die Küche, weil ich wusste, wie gern Ally uns Schwestern ausfragte. Und ich war mir nicht sicher, ob ich das in meinem derzeitigen Zustand ertragen würde.

Ich stieg mit der Reisetasche die Stufen zum Speicher hinauf – eigentlich kein richtiger Speicher, sondern ein geräumiges

Stockwerk, in dem sich die Zimmer von uns Mädchen befanden – und öffnete die Tür zu dem meinen. Es sah alles noch genauso aus wie zu der Zeit, als ich im Teenageralter nach Paris gegangen war. Ich betrachtete die Wände, die cremefarben waren wie eh und je, und sank aufs Bett. Verglichen mit den Zimmern meiner Schwestern, in denen die Wände die Persönlichkeiten der Bewohnerinnen widerspiegelten, war das meine nichtssagend. Darin befand sich nicht der geringste Hinweis auf die Person, die die ersten sechzehn Jahre ihres Lebens hier verbracht hatte. Keine Poster von Models, Pop- oder Ballettstars oder Sportlern … nichts, was verraten hätte, was für ein Mensch ich war.

Ich griff in meine Reisetasche, nahm die Flasche Wodka heraus, die ich in meine Kaschmirjogginghose gewickelt hatte, und trank einen großen Schluck. Dieses Zimmer schien alles auszudrücken, was es über mich zu sagen gab: dass ich eine leere Hülle war, gänzlich ohne Leidenschaft, damals wie heute. *Und*, dachte ich, während ich die Flasche zurück in ihr Kaschmirnest legte und das Tütchen aus der Vordertasche holte, um mir eine Line zu genehmigen, *ich habe damals nicht gewusst, wer ich bin, und weiß es nach wie vor nicht.*

* * *

Der Wodka beruhigte mich, das Koks munterte mich auf. Als Ma, Ally und ich uns unten an den Tisch setzten, um Claudias fantastischen Brunch zu genießen, ergötzte ich sie mit Geschichten von den glamourösen Partys, die ich besucht und den berühmten Leuten, die ich kennengelernt hatte – harmloser Insidertratsch.

»Was ist mit dir und Mitch? Irgendwo habe ich gelesen, dass ihr euch getrennt habt. Stimmt das?«

Auf diese Frage hatte ich gewartet. Ally war bekannt dafür, schnell auf den Punkt zu kommen.

»Ja, vor ein paar Monaten.«

»Was ist passiert?«

»Ach, weißt du …« Ich zuckte mit den Achseln und hätte mir ein wenig Bourbon in dem heißen, starken Kaffee gewünscht. »Er hat seinen Lebensmittelpunkt in L.A., ich bin in New York, und wir sind beide ständig auf Achse …«

»Er war also nicht ›der eine‹?«, hakte Ally nach.

Da ertönte ein Kreischen, und ich drehte mich in die Richtung, aus der es kam.

»Das Babyfon. Bär ist aufgewacht.« Ally seufzte.

»Ich kümmere mich um ihn«, erbot sich Ma, doch Ally war bereits aufgesprungen und drückte Ma sanft auf ihren Stuhl zurück.

»Du bist seit fünf Uhr morgens auf den Beinen, Ma. Jetzt bin ich dran.«

Obwohl ich meinen kleinen Neffen noch gar nicht persönlich kannte, mochte ich ihn bereits, weil er mich vor Ally, der Großinquisitorin, bewahrt hatte.

»Wie ist deine neue Wohnung?«, erkundigte sich Ma, um einen Themenwechsel bemüht. Wenn Taktgefühl eine physische Form hätte, würde es wohl wie meine Ersatzmutter aussehen.

»Ganz okay«, antwortete ich, »doch der Mietvertrag läuft bloß ein Jahr. Ich werde mir bald was Neues suchen müssen.«

»Du bist viel unterwegs; wahrscheinlich hältst du dich sowieso nicht oft dort auf.«

»Nein, aber immerhin ist in dem Apartment Platz für meine Klamotten. Schau mal, wer da kommt!«

Ally näherte sich dem Tisch mit einem Baby auf dem Arm, das mit seinen riesigen braunen Augen fragend in die Welt blickte. Die roten Haare des Kleinen begannen bereits, sich zu locken.

»Das ist Bär«, stellte Ally ihn mir stolz vor. Der Stolz war meiner Ansicht nach berechtigt, denn jede Frau, die genug Mumm besaß, ein Kind zur Welt zu bringen, war für mich eine Heldin.

»Mein Gott, ist der süß! Wie alt ist er?«, erkundigte ich mich.

Ally setzte ihn auf ihren Schoß. »Sieben Wochen.«

»Wow, der Bursche ist ganz schön groß!«

»Ja, er hat einen gesunden Appetit.« Ally öffnete ihre Bluse und legte ihren Sohn an. Als er laut zu saugen begann, verzog ich das Gesicht.

»Tut das nicht weh?«

»Anfangs schon, aber inzwischen sind wir ein eingespieltes Team, nicht wahr, mein Kleiner?« Sie betrachtete Bär so, wie ich vermutlich Mitch hin und wieder angesehen hatte. Voller Liebe.

»Ich denke, wir lassen euch Mädchen jetzt allein, damit ihr euch ungestört unterhalten könnt. Bis später«, sagte Claudia, sobald sie mit dem Aufräumen fertig war, und folgte Ma aus der Küche.

»Die Sache mit Bärs Vater tut mir sehr leid, Ally.«

»Danke, Elektra.«

»Hat er … hat der Vater …«

»Sein Name war Theo.«

»Wusste Theo von Bär?«

»Nein, ich habe die Schwangerschaft selbst erst einige Wochen nach seinem Tod bemerkt. Damals dachte ich, meine Welt stürzt ein, doch jetzt …« Ally lächelte zufrieden. »Jetzt würde ich nicht mehr ohne ihn sein wollen.«

»Hast du jemals mit dem Gedanken gespielt …?«

»Abzutreiben? Ja, allerdings nur kurz. Ich hatte meine Karriere als Seglerin, Bärs Vater war tot, und zu dem Zeitpunkt wusste ich nicht einmal, wo ich unterkommen würde. Trotzdem hätte ich es nicht geschafft, den Kleinen abtreiben zu lassen. Ich erachte Bär als Geschenk. Manchmal, wenn ich ihn mitten in der Nacht stille, meine ich, Theos Gegenwart zu spüren.«

»Du meinst seinen Geist?«

»Ja.«

»Hätte nicht gedacht, dass du an so was glaubst.«

»Ich auch nicht, aber in der Nacht vor Bärs Geburt ist etwas wirklich Bemerkenswertes geschehen.«

»Und zwar?«

»Ich bin nach Spanien geflogen, um nach Tiggy zu suchen, bei der gerade eine Herzerkrankung festgestellt worden war und die sich ungeachtet dessen auf den Weg gemacht hatte, ihre leibliche Familie aufzuspüren. Sie hat mir etwas gesagt, das nur Theo wissen konnte.«

Ally hob ihre blasse Hand zu der Kette um ihren Hals.

»Was?«

»Theo hat mir das hier gekauft.« Ally zeigte auf das winzige türkisfarbene Auge an dem Kettchen. »Die Kette war ein paar Wochen zuvor gerissen, und Tiggy meinte, Theo wolle wissen, warum ich sie nicht trage. Dann hat sie hinzugefügt, ihm gefalle der Name Bär, und weißt du was, Elektra? Der hatte ihm tatsächlich gefallen!«

Allys Augen wurden feucht.

»Früher hätte ich spöttisch über solche Dinge gelacht, doch mittlerweile bin ich von meinem Zynismus geheilt. Mir ist klar, dass Theo über uns wacht.« Sie zuckte verlegen die Achseln.

»So einen Glauben würde ich mir auch wünschen. Leider glaube ich an kaum etwas. Wie geht es Tiggys Herz inzwischen?«

»Offenbar deutlich besser. Sie lebt in den schottischen Highlands glücklich mit dem Arzt zusammen, der sich während ihrer Krankheit um sie gekümmert hat. Er ist der Eigentümer des Anwesens, auf dem sie arbeitet.«

»Dann könnten also bald die Hochzeitsglocken läuten?«

»Das bezweifle ich. Charlie ist offiziell noch verheiratet und scheint nach allem, was Tiggy mir erzählt hat, eine ziemlich schmutzige Scheidung durchzumachen.«

»Und unsere anderen Schwestern?«

»Maia ist nach wie vor mit ihrem Floriano und dessen Tochter in Brasilien, Star hilft im englischen Kent ihrem Freund, einem Mann mit dem seltsamen Namen ›Maus‹, sein Haus zu renovieren, und CeCe lebt mit ihrem Großvater und ihrer Freundin Chrissie im Outback. Ich habe Fotos von ihren Bildern gesehen – sie sind großartig. Was für eine Begabung!«

»Dann haben sämtliche Schwestern ein neues Leben begonnen?«, fragte ich.

»So scheint es.«

»Und alle, indem sie nach ihrer Vergangenheit forschten?«

»Ja. Genau wie ich. In einer Mail hab ich dir von meinem Zwillingsbruder berichtet, oder?«

»Äh …«

»Doch, Elektra. Und ich habe einen leiblichen Vater, der ein begnadeter Musiker, aber leider auch ein hoffnungsloser Alkoholiker

ist.« Ally legte ihr Baby an die andere Brust. Dann hob sie den Blick. »Ist seltsam in Atlantis, so ohne Pa, nicht?«

»Ja, schon irgendwie.«

»Mir ist etwas Merkwürdiges aufgefallen.«

»Was?«, fragte ich, nicht sonderlich interessiert.

»Ich war in Pas Zimmer. Da gab's doch immer diese Zeichnung von einer jungen Frau gegenüber von seinem Bett … erinnerst du dich?«

»Äh, nein.«

»Die ist verschwunden. Ich hab Ma und Claudia gefragt, ob sie sie weggetan haben, und sie sagen Nein.«

»Aha.«

»Seltsam, nicht? Aber nun zu dir: Hast du Pas Brief gelesen?«

»Nein. Offen gestanden, hab ich ihn nicht mal aufgemacht und weiß auch gar nicht, wo er ist. Könnte gut sein, dass ich ihn verloren habe.«

»Elektra!« Ally bedachte mich mit einem missbilligenden Blick. »Das ist doch wohl nicht dein Ernst.«

»Hey, irgendwo muss er sein. Ich hab mir bloß noch nicht die Mühe gemacht, danach zu suchen.«

»Du willst nicht wissen, woher du kommst?«

»Nein, ich sehe keinen Sinn darin. Ist das denn wichtig? Ich bin, wer ich bin.«

»Mir hat es jedenfalls geholfen. Selbst wenn du dem, was in dem Brief steht, nicht nachgehen möchtest: Er ist Pas letztes Geschenk an uns.«

»Herrgott!« Nun reichte es mir. »Du und die anderen Schwestern, ihr redet von Pa wie von einem verdammten Gott! Er war bloß ein Mann, der uns alle adoptiert hat – aus irgendeinem seltsamen Grund, den keine von uns kennt!«

»Bitte schrei nicht, Elektra, du erschreckst den Kleinen. Tut mir wirklich leid, wenn ich …«

»Ich geh eine Runde spazieren.«

Ich erhob mich, marschierte zur Haustür, trat hinaus und knallte sie hinter mir zu. Draußen überquerte ich den Rasen in Richtung Anlegestelle. Dabei wünschte ich mir wie jedes Mal nach wenigen

Stunden in Atlantis, nicht hergekommen zu sein.

»Was haben meine Schwestern nur mit Pa? Er ist nicht mal unser leiblicher Vater!«

Ich setzte mich auf den Steg, ließ die Füße baumeln und versuchte, tief durchzuatmen. Es funktionierte nicht. Vielleicht würde mir Koks helfen. Ich stand auf und kehrte zum Haus zurück, schlich hinein und die Treppe hinauf, sodass mich niemand hörte. Oben sperrte ich die Tür zu meinem Zimmer hinter mir zu und holte das Tütchen hervor.

Einige Minuten später fühlte ich mich bedeutend ruhiger. Ich legte mich aufs Bett und dachte an meine Schwestern. Lustigerweise erschienen sie mir wie Disney-Prinzessinnen. So nervten sie mich kein bisschen, ich liebte sie sogar – nur nicht CeCe, denn die war die Hexe aus *Schneewittchen*. Ganz schön gemein, befand ich kichernd. Nach allgemeiner Ansicht konnte man sich seine Familie nicht aussuchen, nur seine Freunde, doch Pa hatte uns ausgewählt, und so waren wir nun einmal aneinander gebunden. Möglicherweise vertrugen CeCe und ich uns deshalb nicht, weil sie sich nicht so viel von mir gefallen ließ. Außerdem konnte sie lauter schreien als ich. Die anderen taten alles um des lieben Friedens willen, mir war der egal. Ein bisschen ähnelten CeCe und ich uns wohl …

Meine vier älteren Schwestern nahmen es vermutlich als gegeben hin, dass sie als Pärchen zueinander gehörten – Ally und Maia, Star und CeCe –, was bedeutete, dass mir Tiggy blieb. Mit ihr bildete ich in der Kindheit ein Tandem, weil wir nur wenige Monate auseinanderlagen. Ich liebte sie wirklich sehr, doch wir hätten nicht unterschiedlicher sein können. Und meine älteren Schwestern machten kein Hehl daraus, dass sie lieber mit Tiggy spielten als mit mir. Tiggy kreischte nicht und führte sich nicht permanent so auf wie ich. Sie saß nur auf irgendeinem Schoß, lutschte am Daumen und schaute lieb. Als wir älter wurden, versuchte ich in meiner Einsamkeit, ein enges Band mit ihr zu knüpfen, aber ihre Esoterikkacke machte mich rasend.

Sobald die Wirkung des Koks nachließ, verwandelten sich meine Schwestern von Disney-Prinzessinnen zurück in ihr

eigentliches Ich. Waren sie überhaupt noch wichtig? Nun, ohne Pa, waren wir doch bloß ein Haufen sehr unterschiedlicher junger Frauen, die man als Kinder zusammengewürfelt hatte und die jetzt getrennte Wege gingen. Ich holte einige Male tief Luft und bemühte mich, das zu tun, was alle meine Therapeuten mir geraten hatten, nämlich zu analysieren, warum ich so wütend war. Ausnahmsweise schien ich den Grund zu erkennen: Laut Ally waren meine Schwestern glücklich – sie hatten samt und sonders ein Leben mit Menschen gefunden, die sie liebten. Sogar CeCe, die ich immer für genauso wenig liebenswert wie mich selbst gehalten hatte, war es gelungen, ihre merkwürdige Besessenheit von Star zu überwinden und sich etwas Neues aufzubauen. Sie hatte die Leidenschaft in der Kunst entdeckt.

Ich war wie üblich die Außenseiterin. Seit Pas Tod hatte ich nichts anderes gefunden als einen besseren und zuverlässigeren Dealer. Obwohl von den Schwestern die finanziell weitaus Erfolgreichste – nach Aussage meines Steuerberaters hätte ich sofort mit dem Arbeiten aufhören können und mir nie wieder Gedanken über Geld machen müssen –, sah ich keinen Sinn im Reichtum, solange ich nicht die geringste Ahnung hatte, was ich damit anfangen sollte.

Es klopfte an meiner Tür.

»Elektra? Bist du da drin?«

Ally.

Ich schloss auf. »Komm rein.«

Sie trat mit Bär auf dem Arm ein.

»Tut mir leid, wenn ich dich aus der Fassung gebracht habe, Elektra.«

»Mach dir darüber keine Gedanken. Nicht du bist schuld, es liegt an mir.«

»Es tut mir trotzdem leid. Ich freue mich so, dich zu sehen. Schön, dass du da bist. Darf ich mich setzen? Der Kleine ist schwer.«

»Klar«, antwortete ich seufzend. Dass Ally mich in meinem Zimmer mit ihren Fragen in die Enge trieb, hatte mir gerade noch gefehlt.

»Ich wollte dir etwas verraten, Elektra. Etwas, von dem Tiggy meint, wir sollten ihm nachgehen.«

»Und zwar?«

»Sie hat, als sie neulich hier war, einen Keller gefunden, zu dem ein geheimer Aufzug führt.«

»Aha. Und?«

»Offenbar handelt es sich um einen Weinkeller. Hinter einem der Regale hat sie eine Tür entdeckt. Vielleicht sollten wir nachsehen, wohin die führt.«

»Warum fragen wir nicht einfach Ma?«

»Tiggy hat das Gefühl, dass sie nicht darüber reden will.«

»Herrgott, Ally! Das ist *unser* Haus, und Ma arbeitet für uns! Hier können wir fragen und tun, was wir wollen.«

»Ma ist schon ziemlich lange in Atlantis – sie führt den Haushalt mit Claudia und hat uns aufgezogen. Ich möchte nicht, dass sie meint, wir würden ihr auf die Zehen treten, jetzt, wo alles … anders ist.«

»Wir sollen also nachts mit dem Aufzug nach unten fahren und nachschauen, wohin diese mysteriöse Tür führt?« Ich hob eine Augenbraue. »Warum diese beschissene Heimlichtuerei, wenn wir einfach Ma fragen könnten?«

»Nun explodier nicht gleich wieder, Elektra. Dieser Aufzug und der Keller existieren nun mal. Pa hat beides sicher nicht grundlos einbauen lassen. Egal, was du über ihn denkst: Er war ein praktischer Mensch. Mich hält Bär nachts sowieso wach. Ich werde mir die Sache ansehen. Möchtest du mich begleiten? Tiggy sagt, um das Regal vor der Geheimtür zu verschieben, sind zwei Leute nötig. Sie hat mir verraten, wo der Schlüssel ist. Könntest du Bär kurz halten? Ich muss aufs Klo.« Ally stand auf und setzte mir Bär auf den Schoß. Damit er nicht nach hinten kippte, packte ich ihn mit beiden Händen. Er revanchierte sich mit einem lauten Rülpsen.

»Toll!«, rief Ally von der Tür aus. »Ich mühe mich seit einer Stunde ab, ihm ein Bäuerchen zu entlocken!«

Mit diesen Worten verschwand sie, und Bär und ich blieben allein zurück.

Wir sahen einander an.

»Hi«, sagte ich in der Hoffnung, dass er mich nicht anpinkeln würde. Ich hatte noch nie zuvor ein Baby auf dem Schoß gehalten.

Obwohl er Schluckauf bekam, schaute er mich weiter unverwandt an.

»Was denkst du, Kleiner? Fragst du dich, warum ich, deine Tante, so eine andere Hautfarbe als deine Mama habe? Du kennst ihn nicht persönlich, aber du hattest einen ziemlich merkwürdigen Großvater«, fuhr ich fort, weil ihm meine Stimme zu gefallen schien. »Er war super, echt klug und so, hat aber, glaube ich, viel vor uns geheim gehalten.«

Plötzlich erschlaffte sein kleiner Körper, und als Ally zurückkehrte, schlief Bär tief und fest.

»Wow, was für eine Gabe«, bemerkte Ally schmunzelnd. »Ich muss ihn stundenlang auf- und abwippen, bis ihm endlich die Augen zufallen.«

»Wahrscheinlich hab ich ihn gelangweilt«, meinte ich achselzuckend.

Ally nahm ihn mir vorsichtig ab. »Ich lege ihn in sein Bettchen und ruhe mich aus, solange er mich lässt«, flüsterte sie. »Bis später.«

* * *

Vor dem Abendessen trank ich vorsorglich genug Wodka, um ruhig bleiben zu können, und in der Speisekammer schenkte ich mir ein weiteres großes Glas ein. Zum Glück drehte sich das Gespräch hauptsächlich um Claudias phänomenale Kochkünste (es gab ihr famoses Schnitzel, das ich bis auf den letzten Bissen verputzte) und um die Pläne für unsere Reise nach Griechenland, wo wir am Jahrestag von Pas Tod einen Kranz ins Wasser werfen wollten.

»Ich finde, wir Schwestern sollten die eigentliche Fahrt mit der Jacht allein machen, auch wenn Maia bereits eine Woche zuvor mit Floriano, auf den ich sehr gespannt bin, und seiner Tochter Valentina eintrifft«, erklärte Ally. »Star, Maus und sein Sohn Rory wollen

ebenfalls kommen, genau wie Tiggy, ihr Freund Charlie und seine Tochter Zara …«

»Wow!«, rief ich aus. »Maia, Star und Tiggy sind also so etwas wie Ersatzmütter für die Kinder ihrer Partner?«

»Ja.«

»Und ich als eure Ersatzmutter weiß, dass meine Mädchen die Kinder in ihrer Obhut lieben werden, selbst wenn sie nicht ihr eigen Fleisch und Blut sind«, bemerkte Ma.

»Möchte CeCe auch herfliegen?«

»Das hat sie zumindest gesagt. Sie hofft, dass ihr Großvater und ihre Freundin Chrissie sie begleiten.«

»Ihre ›Freundin‹ Chrissie?«

Ma und Ally schauten mich entsetzt an. Warum nur war ich die Einzige in der Familie, die nicht lange um den heißen Brei herumredete?

»Die beiden sind ein Paar, oder?«

»Ich weiß es nicht«, antwortete Ally. »Aber sie klingt glücklich, und das ist das Wichtigste.«

»War nicht immer klar, dass CeCe lesbisch ist? Dass sie Star liebt?«

»Elektra, es steht uns nicht zu, in anderer Leute Leben herumzuschnüffeln«, fiel Ma mir ins Wort.

»CeCe gehört doch nicht zu den ›anderen Leuten‹. Außerdem seh ich sowieso kein Problem. Ich freu mich für sie, wenn sie einen Menschen hat, aus dem sie sich etwas macht.«

»Es wird ein bisschen eng werden«, gab Ma zu bedenken.

»Da alle außer mir eine Familie gefunden zu haben scheinen und nur ich allein bin, sollte ich angesichts des Platzmangels vielleicht nicht kommen.«

»Elektra, bitte! Du musst kommen, du hast’s versprochen!« Ally wirkte aufrichtig betrübt.

»Ich könnte ja in dem geheimen Keller schlafen, den Tiggy bei ihrem letzten Aufenthalt hier entdeckt hat«, schlug ich vor.

Ich war zu betrunken, um mich weiter um Allys vorwurfsvollen Blick zu scheren.

»Ach, der Keller«, seufzte Ma. »Über den habe ich mit Tiggy

geredet. Er ist nicht geheim. Sobald wir Claudias wunderbaren Apfelstrudel gegessen haben, zeige ich ihn euch.«

»Siehst du!«, signalisierte ich Ally, die verärgert die Augenbrauen hob.

Als wir mit dem Nachtisch fertig waren, stand Ma auf und nahm einen Schlüssel aus einem Kästchen an der Wand.

»Wollen wir runtergehen?«

Ohne eine Antwort abzuwarten, verließ sie die Küche. Ally und ich folgten ihr. Im Flur betätigte Ma einen Messinggriff und ließ eine Mahagoniverkleidung zurückgleiten, hinter der sich ein winziger Aufzug verbarg.

»Warum wurde der eingebaut?«, erkundigte ich mich.

»Wie ich Tiggy bereits erklärt habe, wollte euer Vater im hohen Alter leichten Zugang zu allen Teilen des Hauses.« Ma öffnete die Tür, und wir quetschten uns zu dritt in den Lift. Als sie auf einen Messingknopf drückte und die Tür sich hinter uns schloss, holte ich einige Male tief Luft, um meine Klaustrophobie zu bekämpfen.

»Das kann ich nachvollziehen, doch warum hat er so ein Geheimnis darum gemacht?«, fragte ich, sobald der Aufzug sich in Bewegung setzte.

»Elektra, halt den Mund, ja?«, herrschte mich Ally an. »Bestimmt erklärt Ma uns gleich alles.«

Bis wir ruckelnd unten ankamen, dauerte es etwa vier Sekunden. Nachdem die Tür sich geöffnet hatte, betraten wir einen einfachen Keller, in dem tatsächlich an sämtlichen Wänden Weinregale standen.

»Das ist er.« Ma breitete die Arme aus. »Der Weinkeller eures Vaters.« Sie wandte sich lächelnd mir zu. »Tut mir leid, Elektra, dass ich dir kein richtiges Geheimnis bieten kann.«

»Aber …«

Ally gab mir hinter Mas Rücken ein Signal, das nicht einmal ich ignorieren konnte.

»Sehr hübsch.« Ich schlenderte zwischen den Regalen herum und holte eine Flasche heraus. »Wow, ein Château Margaux von 1957. Der kostet in New Yorker Toprestaurants zweitausend Dollar. Schade, dass ich eher Wodka trinke.« Ich zuckte die Schultern.

»Können wir wieder rauffahren? Ich muss nach Bär sehen«, meinte Ally und warf mir erneut einen warnenden Blick zu.

»Gleich.« Ich inspizierte weiter die Regale, zog hie und da eine Flasche heraus und tat so, als würde ich das Etikett studieren, während ich nach der verborgenen Tür Ausschau hielt, von der Ally geredet hatte. Schließlich entdeckte ich, als ich einen 1972er Mouton-Rothschild begutachtete, auf der rechten Seite des Raums die undeutlichen Umrisse einer Öffnung hinter den Stellagen. »Gut.« Ich kehrte zu den beiden zurück. »Gehen wir.«

Beim Aufzug fiel mir auf, dass dieser sich in einer massiven Stahlverkleidung befand.

»Wofür ist die denn, Ma?«, erkundigte ich mich.

»Wenn man auf diesen Knopf drückt«, Ma deutete auf die eine Seite der Verkleidung, »schließen sich die Türen vor dem Lift.«

»Wären wir dann hier unten eingesperrt?« Panik stieg in mir auf.

»Nein, natürlich nicht, Elektra, doch vom Aufzug aus könnte niemand mehr in den Keller eindringen. Der ist so eine Art Bunker«, erklärte sie in dem winzigen Lift. »Solche Tresorräume oder Stahlkammern sind nichts Ungewöhnliches in Häusern von wohlhabenden Familien, die abgelegen wohnen. Wenn Atlantis – was Gott verhüten möge – von Einbrechern oder schlimmerem Gesindel heimgesucht würde, könnten wir uns hier verbarrikadieren und Hilfe holen. Ja, *chérie* …«, Ma bedachte mich mit einem schmallippigen Lächeln, während wir nach oben fuhren, »… dort unten haben wir WLAN. Wenn ihr mich entschuldigen würdet«, sagte sie, als wir ausstiegen und in die Küche zurückkehrten, wo sie den Schlüssel wieder in das Kästchen hängte, »ich bin müde und muss ins Bett.«

»Daran ist Bär schuld – du bist seit fünf Uhr auf, Ma. Morgen früh kümmere ich mich um ihn.«

»Nein, Ally. Wenn ich jetzt schlafen kann, bin ich morgen fit. Ich wache sowieso immer zeitig auf. Gute Nacht.« Sie nickte uns zu und verließ die Küche.

»Ich geh rauf und schaue nach Bär.« Ally wollte Ma folgen, aber ich tippte ihr auf die Schulter.

»Warum fährst du nicht mit dem Aufzug?« Ich nahm den Schlüssel aus dem Kästchen und hielt ihn ihr hin. »Mit dem kommt man bis ins Obergeschoss. Den Knopf dafür hab ich im Lift gesehen.«

»Danke, ich schaffe es auch so.«

»Wie du meinst.« Ich zuckte mit den Achseln. Wenig später schenkte ich mir einen weiteren Wodka ein, schlenderte zu Pas Arbeitszimmer und öffnete die Tür. Der Raum wirkte wie ein Museum; er fühlte sich an, als wäre Pa nur kurz hinausgegangen und würde gleich wiederkommen. Sein Stift und sein Notizblock lagen mitten auf dem Schreibtisch, und wie immer herrschte peinliche Ordnung – anders als bei seiner jüngsten Tochter. Ich setzte mich in seinen alten Kapitänssessel aus Leder und ließ den Blick über das Bücherregal wandern. Kurz darauf stand ich auf und zog das große Oxford English Dictionary heraus, das ich als Kind so oft benutzt hatte. Eines Tages hatte ich Pa im Arbeitszimmer überrascht, wie er ein Kreuzworträtsel aus einer englischen Zeitung löste.

»Hallo, Elektra«, hatte er mich lächelnd begrüßt. »Ich kämpfe gerade mit einem Begriff.«

Ich hatte die Angabe gelesen. »*Sie schließen sich zum Schlafen (10)*.«

»Vielleicht die Augenlider?«

»Ja, genau! Kluges Mädchen!«

Von da an hatte er mich in den Schulferien und wenn er zu Hause war, oft in sein Arbeitszimmer gerufen, um gemeinsam Kreuzworträtsel zu lösen. Das fand ich beruhigend – noch immer nahm ich mir in Abflughallen deswegen gern eine Zeitung. Mithilfe der Rätsel hatte ich mir einen soliden englischen Wortschatz erworben, mit dem ich Journalisten, die mich für strohdumm hielten, bei Interviews überraschte.

Ich stellte das Wörterbuch zurück. Beim Verlassen des Raums blieb ich wie angewurzelt stehen, weil mir der unverkennbare Geruch von Pas Eau de Cologne in die Nase stieg. Diesen frischen Zitrusduft würde ich überall erkennen. Ein Schauder überlief mich, als mir einfiel, wie Ally gesagt hatte, sie habe oft das Gefühl, Theo

sei bei ihr …

Ich hastete aus dem Zimmer und schlug die Tür hinter mir zu.

In der Küche traf ich Ally an, die mit Fläschchen hantierte.

»Was macht die Milch in dem Glas?«, fragte ich sie. »Ich dachte, du stillst Bär.«

»Das tue ich. Die Milch habe ich abgepumpt, damit Ma Bär füttern kann, wenn er morgen früh aufwacht.«

»Igitt.« Wieder schauderte mich. »Wenn ich jemals ein Kind haben sollte, was ich bezweifle, könnte ich mich dazu nicht überwinden.«

»Sag niemals nie«, meinte Ally lachend. »Übrigens habe ich vor ein paar Wochen in einer Zeitschrift ein Foto von dir mit Zed Eszu gesehen. Seid ihr ein Paar?«

»Gütiger Himmel, nein.« Ich griff in die Keksdose und nahm ein Stück Shortbread heraus. »Wir gehen manchmal in New York zusammen aus. Oder gönnen uns zu Hause ein bisschen Spaß.«

»Du meinst, du schläfst mit Zed Eszu?«

»Ja, warum? Hast du damit ein Problem?«

»Nein. Ich meine nur …« Ally wirkte nervös.

»Was, Ally?«

»Ach, nichts. Egal, ich geh jetzt ins Bett und versuche, ein bisschen zu schlafen. Und du?«

»Ich auch.«

Erst nachdem ich einen Zahnputzbecher voll Wodka getrunken und mich mit einem angenehm schläfrigen Gefühl in mein Bett aus Kindertagen gelegt hatte, fielen mir die Umrisse der Tür hinter dem Weinregal im Keller wieder ein. Vielleicht sollte ich sie mir genauer anschauen …

»Morgen«, murmelte ich.

# IV

Am folgenden Morgen wachte ich von Bärs Geschrei auf. Ich griff in der Hoffnung, noch ein paar Stunden Schlaf zu erhaschen, nach meinen Ohrstöpseln, doch zu spät: Ich war hellwach. Also schlüpfte ich in meinen alten Bademantel, der an der Innenseite der Tür hing, und tappte auf der Suche nach Gesellschaft den Flur entlang. Das Gebrüll drang aus Mas Suite am Ende des Gangs. Ich klopfte leise an der geschlossenen Tür.

»*Entrez*.«

Auch Ma trug ausnahmsweise einen Morgenmantel.

»Mach die Tür hinter dir zu, Elektra. Ich will nicht, dass Ally aufwacht.« Sie lief mit dem quengelnden Bär über der Schulter im Raum auf und ab.

»*Mich* hat er schon aufgeweckt.«

»Jetzt weißt du, wie es für die älteren Mädchen war, jede Nacht von dir aus dem Schlaf gerissen zu werden«, sagte Ma schmunzelnd.

»Was hat er denn?«, erkundigte ich mich, als sie rhythmisch Bärs Rücken tätschelte.

»Blähungen, zu viel Luft im Bauch, nichts Schlimmes.«

»Hab ich auch deswegen geschrien?«

»Nein, damit hattest du kein Problem. Du wolltest einfach deine eigene Stimme hören.«

»War ich wirklich so schwierig?«

»Nein, Elektra, du warst nur nicht gern allein. Du bist in meinen Armen eingeschlafen, doch sobald ich dich in dein Bettchen legte, bist du aufgewacht und hast gebrüllt, bis ich dich wieder herausnahm. Würdest du mir bitte das Tuch da drüben reichen?« Ma deutete auf das Beistelltischchen.

»Gern.« Ich gab es ihr. Dann blickte ich mich in dem Raum mit den hübschen geblümten Vorhängen, dem cremefarbenen

Damastsofa und den Fotos auf dem Mahagonischreibtisch um. Auf dem Beistelltischchen standen pinkfarbene Rosen. Das Zimmer spiegelte Mas Wesen wider: Es wirkte elegant, zurückhaltend und makellos. Ich nahm ein gerahmtes Foto von Ma mit Perlenkette und Abendkleid und Pa in Smokingjacke und Fliege in die Hand.

»Wo wurde das aufgenommen?«

»In der Pariser Oper. Dort haben wir Kiri Te Kanawa als Mimi in *La Bohème* erlebt. Ein ganz besonderer Abend«, antwortete Ma, die nach wie vor mit Bär auf dem weichen cremefarbenen Teppich hin und her lief.

»Seid ihr oft zusammen ausgegangen?«

»Nein, aber wir liebten beide die Oper, besonders Puccini.«

»Ma?«

»Ja, Elektra?«

Selbst mit sechsundzwanzig Jahren kostete es mich Überwindung, ihr die Frage zu stellen, die mich seit meiner Kindheit beschäftigte.

»Waren du und Pa … Wart ihr ein Paar?«

»Nein, *chérie*. Wie du weißt, bin ich Mitte sechzig. Dein Vater war alt genug, um auch der meine zu sein.«

»In meiner Welt hindert das Alter einen reichen Mann nicht an einer Beziehung mit einer Frau, die seine Tochter sein könnte.«

»Mag sein, Elektra, doch dein Vater hätte so etwas niemals in Betracht gezogen. Dazu war er zu sehr Gentleman. Außerdem …«

»Was?«

»Ich … nichts.«

»Raus mit der Sprache.«

»Außerdem war da immer jemand anders für ihn.«

»Tatsächlich? Wer?«

»Ich habe genug gesagt.«

Endlich rülpste Bär laut, und Ma fing die milchige Flüssigkeit, die aus seinem Mund rann, mit dem Tuch auf.

»*Bien, bien, mon petit chéri*«, flüsterte sie, während sie ihn sauber wischte. »Ist er nicht entzückend?«

»Falls überhaupt ein Wesen, das um fünf Uhr morgens kotzt, entzückend sein kann …«

»Ich erinnere mich lebhaft, wie ich hier drin mit dir auf und ab gelaufen bin, um dich zu beruhigen, während du dir die Lunge aus dem Leib gebrüllt hast«, erzählte Ma, sank in einen Sessel und schob Bär in ihre Armbeuge. Er verdrehte die Augen und sah aus, als hätte er zu viel Wodka getrunken. »Mir kommt es vor wie gestern. Und jetzt haben wir schon den Ersten der nächsten Generation. Dein Vater wäre sehr glücklich gewesen, wenn er von Bär erfahren hätte, bevor er von uns gegangen ist. Aber es hat nicht sollen sein.«

»Nein. Ma?«

»Ja, Elektra?«

»Warst du bei Pa, als er mich gefunden und nach Hause gebracht hat?«

»Nein. Ich habe in Atlantis auf deine Schwestern aufgepasst.«

»Du weißt also nicht, woher ich stamme?«

»Das hast du doch sicher aus deinem Brief von Pa erfahren, oder?«

»Den habe ich verloren.« Ich zuckte mit den Achseln. »Ich geh runter und hol mir einen Kaffee. Willst du auch was?«, fügte ich hinzu, bevor sie mir Vorwürfe machen konnte.

»Nein, danke. Ich lege den Kleinen ins Bett und komme runter, sobald ich angezogen bin.«

»Gut, bis später dann.«

* * *

Als Ally um acht aufwachte, war ich schon beim zweiten Wodka und wünschte mir, dass ich den Jet zurück nach New York für einen früheren Zeitpunkt reserviert hätte. Nun musste ich ganze vierzehn Stunden irgendwie füllen, bevor ich mich verabschieden konnte. Ich wusste nichts mit »Freizeit« anzufangen, dazu langweilte ich mich einfach zu schnell.

»Hast du Lust, mit mir segeln zu gehen, Elektra?«, fragte Ally mich bei Claudias Pfannkuchen. »Wir haben tolles Wetter, die

Bedingungen sind ideal – gerade genug Wind, aber nicht so viel, dass es ungemütlich wird.«

»Wie du weißt, ist Extremsport nicht mein Ding.«

»Eine gemütliche Bootsfahrt auf dem See, bei der du bloß dasitzen musst, würde ich nun wirklich nicht als ›Extremsport‹ bezeichnen. Bär und ich, wir fahren jedenfalls. Bis später.«

Ich stieß einen tiefen Seufzer aus und verleibte mir einen frisch gebackenen Muffin ein, nur weil er in dem Korb so einsam wirkte. Zehn Minuten darauf kehrte Ally mit Bär zurück, der eine putzige kleine Schwimmweste anhatte und in einer Trageschlinge vor ihrem Bauch festgeschnallt war.

»Willst du wirklich nicht mitkommen?«

»Nein, danke.« Ich schlenderte ins Wohnzimmer, um mir einen Filmtag zu gönnen. Dort schaltete ich den Fernseher ein und ging die DVDs daneben durch, ohne irgendetwas zu finden, das mich interessiert hätte.

»Scheiße!« Ich warf einen Blick auf meine Uhr. Was hatte ich als Kind in Atlantis gemacht, wenn ich mich langweilte?

Du bist gelaufen, Elektra …

»Stimmt«, murmelte ich. Wenn ich durcheinander oder jemand auf mich sauer war (was für gewöhnlich zusammentraf), hatte ich mich in die Berge hinter dem Haus aufgemacht – dort kannte ich einen gewundenen, nicht allzu steilen Pfad, der über raues Terrain führte – und war so lange gerannt, bis meine Gedanken sich klärten.

In meinem Zimmer kramte ich aus der untersten Schublade der Kommode meine alten Lycra-Leggings und ein T-Shirt mit einem kessen Spruch darauf hervor, das Ma mich immer nur links herum hatte tragen lassen. Unter meinen Klamotten entdeckte ich einen der alten Skizzenblöcke, in denen ich als Kind so gern herumgekritzelt hatte. Ich nahm ihn heraus und blätterte darin. Die Hälfte der Seiten war mit Bleistiftzeichnungen von Kleidern mit extravaganten Rüschenkrägen, von Jeans mit einem Schlitz vom Oberschenkel bis zum unteren Saum und von vorn klassischen und hinten rückenfreien Blusen gefüllt …

»Wow«, murmelte ich, als ich mich an eine Bluse erinnerte, die ich kurze Zeit zuvor bei einem Fotoshooting getragen und die fast

genauso ausgesehen hatte wie die in meinem Block. In dem klebten sogar fröhlich bunte Stoffmuster. Früher hatte ich lebhafte Farben geliebt. Ich schob den Block vorn in meine Reisetasche, denn diese Skizzen waren die einzige Verbindung zwischen meinem Kindheits- und meinem Erwachsenen-Ich. Dann holte ich meine alten Laufschuhe aus dem hinteren Teil des Schranks, zog mich um, verließ das Haus durch die Küche, joggte durch den Gemüsegarten und öffnete das hintere Tor in Richtung Berge.

Auf dem Pfad war ich das letzte Mal zehn Jahre zuvor gelaufen. Obwohl ich regelmäßig im Fitnessstudio trainierte, taten mir schon bald die Beine weh, und ich stolperte über Steine und rutschte über feuchtes, hartes Gras.

Schwer atmend trat ich auf eine Felsnase am Fuß der Berge, von wo aus sich ein spektakulärer Ausblick auf den See eröffnete, und schaute hinab auf die Dächer von Atlantis. Nach all den Therapiestunden, die ich hinter mir hatte, wurde mir klar, warum diese Stelle für mich so besonders gewesen war: weil Atlantis, mein Kindheitsuniversum, von oben klein und unwichtig wie ein Puppenhaus wirkte.

»Hier hatte ich eine andere Perspektive«, sagte ich laut und ließ die Füße über die Kante des Felsvorsprungs baumeln. »Hier fühlte sogar *ich* mich klein.«

Draußen auf dem See entdeckte ich ein winziges Boot, dessen Segel sich im Wind blähten und das sanft übers Wasser glitt. Plötzlich wollte ich nicht mehr zurück in die Realität, sondern auf dieser Felsnase sitzen bleiben, wo niemand mich finden konnte und ich mich frei fühlte. Der Gedanke daran, nach New York zu fliegen, zu den von Menschen geschaffenen Häuserschluchten Manhattans, verursachte mir Übelkeit. Dort erschien mir alles falsch und sinnlos, hier hingegen war alles echt und rein und sauber.

»Herrgott, Elektra, du klingst wie Tiggy«, schalt ich mich selbst. Und wenn schon. Ich war schrecklich unglücklich und beneidete meine Schwestern um ihr neues erfülltes, glückliches Leben. Als Ally erzählte, dass sie samt und sonders ihre neuen Partner, Freunde und Verwandten nach Atlantis mitbringen würden, hatte ich mich noch einsamer als sonst gefühlt, weil ich niemanden kannte, den ich

gern mitgebracht hätte.

Ich stand auf, um zurückzulaufen, denn ich war durstig und hatte dummerweise vergessen, eine Flasche Wasser mitzunehmen.

»Wieso nur glauben alle, ich hätte alles, obwohl ich selbst meine, nichts zu haben?«, fragte ich die Berge.

Als ich von der Felsnase heruntersprang, wurde mir klar, dass auch ich ein richtiges Leben brauchte – und Liebe. Doch wo ich danach suchen sollte, wusste nur der Himmel – und vielleicht Pa, der bestimmt dort weilte.

# V

Wieder in New York, erinnerte ich mich, wie gut ich mich in Atlantis nach meinem Lauf in die Berge gefühlt hatte, und begann, im Central Park zu joggen, wann immer mein Terminkalender es erlaubte. Selbst wenn jemand mich dabei erkannte, war ich im Vorteil, weil ich jedem ohne Probleme davonlaufen konnte. Außerdem versuchte ich, meinen Alkoholkonsum einzuschränken, und – möglicherweise hing das mit dem Laufen und dem Runner's High, das ich dabei regelmäßig erreichte, zusammen – ich hatte das Gefühl, nicht mehr so viel Koks zu brauchen. Wenn ich einen Panikschub bekam, schlug ich das Buch mit den Kreuzworträtseln aus dem *Telegraph* auf, das ich mir hatte schicken lassen, und löste eines. Das wirkte beruhigend auf mich.

Kurzum: Ich meinte, mein Leben wieder ein wenig besser im Griff zu haben.

Mich ärgerte bloß, dass Pas Brief nicht zum Vorschein kam, obwohl ich die gesamte Wohnung auf den Kopf stellte. Ich zermarterte mir das Hirn darüber, wo ich den Umschlag beim Einzug hingelegt haben mochte, und bat sogar Mariam, mir beim Suchen zu helfen.

»Wir müssen ihn finden«, sagte sie und kniete sich sofort hin, um die Schubladen mit meiner Unterwäsche durchzugehen.

»Hey, das heißt nicht, dass ich ihn auch lesen werde, falls er tatsächlich auftaucht. Ich würde nur gern wissen, wo er ist.«

»Ja. Das sind seine letzten Worte an dich. Bestimmt wollte er, dass du sie liest. Keine Sorge, Elektra, wir finden den Brief.«

Doch nachdem wir sämtliche Schubladen, Schränke und Manteltaschen durchsucht hatten, schwand selbst Mariams Optimismus.

»Mach dir darüber keine Gedanken«, sagte ich achselzuckend eines sonnigen Aprilmorgens, als sie die Schubladen meines

Nachtkästchens zum x-ten Mal ausleerte. »Vielleicht soll ich den Brief nicht lesen. Ich mixe mir einen Mittagsdrink. Willst du auch einen?«

Wie immer entschied Mariam sich für Wasser. Zusammen gingen wir die Mails des Tages durch, hauptsächlich Einladungen zu Eröffnungen neuer Modeläden, Filmpremieren oder Wohltätigkeitsbällen. Ich erinnerte mich noch gut, wie aufgeregt ich über die ersten solchen Einladungen gewesen war – inzwischen jedoch wusste ich, dass die Gastgeber gar nicht *mich* wollten, sondern Presseberichte über ihr Event.

»Ach, das hätte ich fast vergessen.« Mariam griff in ihre Tasche. »Susie hat mir einen Brief gegeben, der an die Agentur gerichtet war.«

»Um so was musst du dich kümmern«, sagte ich leicht verärgert. »Meistens sind das Bettelbriefe oder Schreiben von Leuten, die behaupten, mit mir verwandt zu sein.«

»Sonst mache ich das ja, aber Susie und ich sind der Meinung, dass du diesen Brief selbst lesen solltest.« Sie gab mir den Umschlag, auf dem in eleganter Handschrift die Adresse der Agentur stand. Ich schaute Mariam über das Beistelltischchen hinweg an.

»Warum? Was steht drin?«

»Lies ihn einfach«, wiederholte sie.

»Na schön«, seufzte ich und öffnete das Kuvert. »Es ist doch nichts Unangenehmes, oder? Zum Beispiel vom Finanzamt?«

»Nein, Elektra.«

»Gut.« Ich faltete das Schreiben mit der Brooklyner Adresse auseinander und begann zu lesen:

*Meine liebe Miss d'Aplièse – oder darf ich Dich Elektra nennen?*

*Ich heiße Stella Jackson und bin Deine leibliche Großmutter …*

»Himmel noch mal!«, rief ich aus, knüllte den Brief zusammen und schnippte ihn in Mariams Richtung. »Kannst du dir vorstellen, wie viele solcher Schreiben von vermeintlichen Verwandten ich

bekomme? Susie wirft sie normalerweise in den Papierkorb. Was will diese Frau denn?«

»Offenbar nur dich treffen.«

»Okay. Aber was ist an diesem Wisch so ungewöhnlich, dass du ihn mir persönlich geben wolltest?«

»In dem Umschlag befindet sich noch etwas.« Mariam deutete auf das Kuvert, das ich auf das Tischchen gelegt hatte.

Damit sie Ruhe gab, schaute ich in den Umschlag. Darin entdeckte ich ein kleines, an den Rändern vergilbtes Schwarz-Weiß-Foto, auf dem eine höchst attraktive schwarze Frau mit einem Baby zu erkennen war, die in die Kamera lächelte.

»Und?«

Ich blickte Mariam an.

»Und was?«

»Siehst du denn nicht die Ähnlichkeit?«

»Mit wem?«

»Mit dir natürlich! Susie ist sie sofort aufgefallen, und mir auch.«

Ich betrachtete das Bild noch einmal.

»Okay, die Frau ist schwarz und schön, aber …«, ich zuckte die Schultern, »… bestimmt gibt's Tausende, die aussehen wie sie – und ich.«

»Wie du sehr wohl weißt, gibt es nur wenige Frauen, die aussehen wie du. Die Form ihres Gesichts, ihre Augen und Wangenknochen … Das könntest du sein.«

»Bevor der Brief von Pa nicht auftaucht, adoptiere ich keine wildfremden Menschen, die sich mir in Briefen als Verwandte vorstellen, nur weil sie irgendwie Ähnlichkeit mit mir haben, okay?«

»Dann sollten wir den Brief mal lieber finden«, meinte Mariam, nahm das Schreiben meiner angeblichen Großmutter, strich es glatt und steckte es mit dem Foto zurück in den Umschlag. »Ich lege es in den Safe, ja?«

»Gut.« Als mein Handy mir das Eintreffen einer SMS signalisierte, warf ich einen Blick darauf.

»Ich hole dich morgen früh um acht ab. Du hast einen Termin mit Thomas und Marcella. Sie wollen die Weihnachtskampagne für

das Parfüm mit dir besprechen. Elektra?«

»Ja. Gut. Tschüs.«

»Und am Nachmittag musst du zu dem Uhren-Shooting. Wenn es sonst nichts mehr zu bereden gibt, sehen wir uns morgen früh.«

Ich hörte bloß mit halbem Ohr zu, weil mich die Nachricht auf dem Handy beschäftigte, und nickte nur kurz in Mariams Richtung, als diese zur Tür ging. Sobald sie weg war, griff ich nach meinem Wodkaglas, trank einen großen Schluck und las den Text ein zweites Mal.

Hi, Süße, bin zu einem Gig in der Stadt und wollte fragen, ob du morgen da bist. Würde gern mit dir reden. Mitch.

»*Scheiße! Scheiße! Scheiße!*«

Ich leerte das Wodkaglas und erhob mich, um nachzuschenken.

Anschließend überprüfte ich am Laptop, ob er die Wahrheit sagte. Ja. Am übernächsten Abend würde er im Madison Square Garden auftreten. Ich öffnete eines der hohen Fenster und trat hinaus auf die Terrasse. Mitch atmete nicht weit von mir dieselbe Luft wie ich.

Ich starrte auf mein Handy und versuchte zu ergründen, ob er mir ein Friedensangebot machte und was das bedeutete. Hinter solchen Friedensangeboten konnten sich andere Botschaften verbergen, zum Beispiel: »Hey, du fehlst mir, ich liebe dich und habe meinen Fehler eingesehen.« Oder: »Nun, da genug Zeit ins Land gegangen ist, würde ich gern mit dir befreundet bleiben …«

Leider hatte ich keine Ahnung, in welche Richtung seine Botschaft wies.

Sag einfach Nein, Elektra … Es ist zu gefährlich, dich wieder auf ihn einzulassen.

»Verdammte Scheiße!« Ich schlug mit der Faust gegen die Glasfront der Terrasse, die mich vor dem Sturz in die Tiefe bewahrte. War der Sprung hinunter nicht die einfachere Alternative? Was für eine Qual, nicht zu wissen, was ich tun sollte! In dem Moment hätte ich mir eine liebe Freundin gewünscht, die ich anrufen und um Rat fragen konnte. Wie traurig: Zwar hatte ich fünf Schwestern, doch keine einzige war eine Freundin, der ich voll und ganz vertraute.

»Antworte nicht«, murmelte ich, während ich auf der Terrasse auf und ab ging, eine Blüte von einem Busch riss und die Blätter daran einzeln über die Balustrade schnippte.

Drinnen warf ich das Handy mit dem Display nach unten aufs Bett. Vielleicht sollte ich tatsächlich nicht reagieren. Wenn ich nicht antwortete und er sich nicht die Mühe machte, mir eine zweite Nachricht zu schicken, verriet mir das eine Menge.

Ich schenkte mir einen weiteren Wodka ein und betrat meinen begehbaren Kleiderschrank, um zu überlegen, was ich tragen würde, falls ich ihn doch sähe. Kleidung war meine Waffe. Ein Anruf bei meinem Designer in der Stadt, und schon wenige Stunden später würde mir per Fahrradkurier das Outfit vorbeigebracht werden, das ich mir vorstellte. Natürlich hing mein Look nicht zuletzt vom Ort der Verabredung ab. Wenn Mitch zu mir käme, müsste ich leger, aber sexy wirken. Da er meine Beine liebte, war die Sache möglicherweise ganz einfach …

Im Bad zog ich mich nackt aus und nahm ein flauschiges weißes Handtuch von der Heizung, das ich mir um den Körper schlang. Dann drehte ich den Wasserhahn auf, hielt die Hand darunter und spritzte einige Tropfen auf meine Haut, bevor ich die Haare zu einem Knoten am Oberkopf wand und mich im Ganzkörperspiegel betrachtete.

Genau so würde ich Mitch in meiner Wohnung empfangen, beschloss ich. Falls wir uns allerdings irgendwo sonst trafen … Ich ließ das Handtuch auf den Boden gleiten und kehrte zu meinem Kleiderschrank zurück. Gerade als ich ein smaragdgrünes Minikleid von Versace herausholte, hörte ich das Signal für eine neuerliche SMS und eilte zum Handy.

Mitch. Ich las mit angehaltenem Atem.

Elektra, hast du meine Nachricht bekommen? Ich würde mich wirklich gern morgen mit dir treffen und reden.

»Ja!«, rief ich. »Er sehnt sich nach mir!«

Ich sprang aufs Bett, trank mir mit Wodka Mut an und versuchte, eine Antwort zu formulieren.

Hi, hab deine Nachricht gerade erst gesehen.

Meine Finger verharrten über dem Display, während ich

überlegte, welche Termine er am folgenden Tag haben würde. Der Morgen wäre voll mit Presseinterviews, und nach dem Mittagessen würde er mit seiner Band zum Proben und zu Soundchecks am Veranstaltungsort fahren. Gegen acht, vermutete ich, hätte er Zeit.

Kann morgen tagsüber nicht, weil ich zu einer Besprechung der Werbekampagne für das Parfüm muss, sollte aber gegen acht daheim sein.

Ich las den Text noch einmal und schickte ihn ab. Es dauerte nur wenige Sekunden, bis die Antwort eintraf.

Könnte um neun bei dir sein. Ist dir das recht?

Ich beschloss, ein Bad zu nehmen, drehte die Stereoanlage auf und legte mich in das duftende Wasser, wo ich mir Mitchs letzte CD anhörte. Als ich schließlich mit dem wunderbaren Gefühl aus der Wanne kletterte, zur Abwechslung einmal selbst das Heft in der Hand zu halten, schlenderte ich ins Schlafzimmer und griff zum Mobiltelefon.

Ja, geht in Ordnung. Bis morgen.

Ich drückte auf »Senden« und gestattete mir ein Lächeln. *Und das Beste ist*, dachte ich, während ich mich im Spiegel betrachtete, *dass ich meinen Lieblingslook tragen kann.*

* * *

In jener Nacht tat ich kein Auge zu und war – obwohl ich mir vorgenommen hatte, mich zurückzuhalten, weil Mitch Koks witterte wie ein Drogenspürhund – danach so nervös, dass ich vor der morgendlichen Besprechung der Werbekampagne eine Line brauchte.

»Alles in Ordnung?«, erkundigte sich Mariam, als ich aus der Toilette kam.

»Ja, danke. Wollen wir reingehen?«

Zwei Stunden später, nach der Besprechung, war ich froh um Mariams Anwesenheit, die die Einzelheiten meines Terminplans für das bevorstehende Shooting in Brasilien und den Launch im Oktober

gewissenhaft notiert hatte. Ich registrierte eigentlich bloß, dass ich stank wie eine billige Nutte – der Kunde war bei dem Treffen dabei gewesen, weswegen jemand den Raum großzügig mit dem Parfüm besprüht hatte.

»Wow«, sagte Mariam, als wir im Aufzug nach unten fuhren. »Die lassen sich die Kampagne wirklich was kosten. Ich bin noch nie in Rio gewesen. Du?«

»Offen gestanden, weiß ich das nicht auswendig. Aber ich glaube nein.«

»Hast du nicht erzählt, dass deine älteste Schwester dort lebt?«

»Wenn du das weißt, habe ich das wohl.« Ich überlegte, ob am Nachmittag genug Zeit für eine Maniküre wäre.

»Die könntest du doch besuchen.«

»Ja, könnte ich machen.«

Mariam verließ das Gebäude vor mir. Kurz darauf nahmen wir auf dem Rücksitz der wartenden Limousine Platz.

»Soll ich etwas zum Lunch bestellen?«

»Nein, danke. Ich hab bestimmt noch was zu Hause.«

»Elektra, dein Kühlschrank ist leer, und du musst etwas essen. Um drei ist das Fotoshooting für die Jaeger-LeCoultre-Werbekampagne.«

»Wie bitte?« Ich wandte mich ihr entsetzt zu. »Davon hast du gestern nichts erwähnt.«

»Doch«, erwiderte sie ruhig. »Letzte Woche haben uns zwei Security-Leute dieses unglaubliche Uhrenset mit rosafarbenen Brillanten zur Anprobe gebracht, erinnerst du dich?«

Ja, ich erinnerte mich.

»Verdammt«, murmelte ich leise, obwohl Mariam bei jedem Fluch zusammenzuckte. »Können wir das nicht wegen Krankheit absagen?«

»Natürlich könnten wir das, aber warum sollten wir?«

»Weil ich völlig vergessen hatte, dass ich heute Abend was vorhabe.«

»Wann?«

»So gegen acht.« Um mich auf Mitch vorzubereiten, würde ich eine gute Stunde brauchen.

»Die wollen die Aufnahmen bei Sonnenuntergang machen. Um halb acht ist es dunkel, also könntest du es schaffen, wenn du vom Shooting direkt zu dem Termin gehst.«

»Ich muss mich vorher vorbereiten! Himmel, können wir das mit den Uhren nicht auf nächste Woche verschieben? Die Werbekampagne beginnt erst in ein paar Monaten. Wie viel Zeit brauchen die Leute denn?«

»Elektra, ich will dich ja nicht bevormunden …«

»Lieber nicht! Das machen schon genug Leute!«

Sie senkte errötend den Blick. »Wenn du das so empfindest, muss ich mich entschuldigen.«

Ich bekam ein schlechtes Gewissen. Nicht Mariam war schuld, sondern ich. »Nein, *ich* muss mich entschuldigen. Ich bin heute ziemlich nervös, das ist alles.« Ich seufzte. »Du hast recht. Eine Absage würde nicht gut aussehen. Ich strenge mich an, dann kriegen sie schnell das perfekte Foto.«

»Wenn irgendjemand das kann, dann du. Willst du wirklich nichts essen?«

»Lass mir Wasabi-Nudeln mit Grünkohl in die Wohnung kommen.«

»Wird gemacht. Jetzt muss ich zu Susie. Um halb drei hole ich dich ab. Okay?«

»Okay.«

Zur Nervenberuhigung sniefte ich in meiner Wohnung ein paar Lines und spülte den Lunch mit meinem besten Freund Grey Goose hinunter. Dann trank ich ein großes Glas Wasser, gurgelte mit einer halben Flasche Mundwasser und kaute Mintkaugummi, während ich mich auf dem Bett sitzend mit den Atemübungen zu entspannen versuchte, die meine Therapeutin mir gezeigt hatte.

Ohne Erfolg. Nur noch mehr Grey Goose und sein pulvriger Genosse, dem ich den Spitznamen »Weißer Himmel« gegeben hatte, wirkten, das wusste ich.

* * *

»Hallo, Elektra, Sie sehen fantastisch aus wie immer«, begrüßte mich Tommy, mein treuester Fan, als ich das Gebäude verließ.

»Danke.«

»Kann ich irgendetwas für Sie tun?«, erkundigte er sich.

»Nein, aber danke, dass Sie fragen.« Ich schenkte ihm ein Lächeln und stieg in die wartende Limousine ein.

»Was für ein netter Mensch«, bemerkte Mariam, die neben mir auf dem Rücksitz Platz nahm. »Vielleicht solltest du ihn offiziell als Bodyguard anheuern. Unter seinen alten Sweatshirts zeichnen sich deutlich die Muskeln ab.«

»Mariam!« Ich hob eine Augenbraue. »Ich bin schockiert.«

»Ich mag zwar nicht trinken und fluchen, doch ich bin nicht aus Holz«, erwiderte sie schmunzelnd. »Was hast du denn heute Abend so Wichtiges vor?«

»Nur ein Essen mit einem Freund.«

»Dann wollen wir uns Mühe geben, dass du rechtzeitig wieder zu Hause bist.«

* * *

Tatsächlich war ich kurz vor acht daheim. Allerdings tat mir die Schulter weh, weil ich den Arm sehr lange im richtigen Winkel für die perfekte Einstellung hatte halten müssen. Zum Glück wartete Tommy nicht wie üblich vor dem Gebäude – für gewöhnlich vergewisserte er sich, dass ich sicher nach Hause gekommen war, bevor er sich entfernte –, denn dass irgendjemand beobachtete, wie Mitch mich besuchte, konnte ich nicht gebrauchen. Nachdem der Portier mir aufgesperrt hatte, ließ ich Wasser in die Wanne ein und überprüfte mein Make-up. Mitch mochte mich am liebsten *au naturel*, und so schminkte ich mich ab, bevor ich mich vorsichtig in die Wanne legte, damit die Haare nicht nass wurden. Wie sehr ich mich nach seidigen Locken sehnte! Möglicherweise würde ich mir eines Tages einfach eine Glatze scheren lassen wie Alek Wek, ein anderes Model, dem ich einige Male auf dem Catwalk begegnet war. Dann müsste ich mir

darüber keine Gedanken mehr machen.

Wenig später tappte ich in die Küche, um Eiswürfel in den Grey Goose zu geben.

»Scheiße!«, rief ich aus, als ich sah, dass Mariam recht gehabt hatte: Mein Kühlschrank war leer. Und Mitch hielt es nicht lange ohne Iced Green Tea aus.

*Wieso zerbreche ich mir eigentlich den Kopf darüber, was er trinkt?*, dachte ich, kehrte ins Bad zurück und putzte mir die Zähne. *Schließlich hat er mich sitzenlassen und mir das Herz gebrochen.*

»Genau!«, fügte ich laut hinzu, während ich Vaseline auf meine Lippen auftrug. Kurz darauf sah ich im Wohnzimmer, dass es Viertel vor neun war. Da ich außer dem Handtuch nichts anhaben würde, blieb mir nur noch, eine leere Plastikflasche mit Wodka zu füllen, um eine unauffällige Notfallration zur Hand zu haben, und die besten aktuellen Fotos von mir so auf dem Beistelltischchen zu arrangieren, dass es aussah, als wäre ich gerade dabei, eines auszusuchen. Anschließend wandte ich mich der Stereoanlage zu. Leider konnte ich mich nicht zwischen Springsteen – den Mitch vergötterte – und Achtzigerjahre-Pop entscheiden, den ich liebte und er hasste. Am Ende schaltete ich die Anlage gar nicht erst ein.

»Himmel, ist das ein Stress!« Ich setzte mich auf die Couch. Als mir leichter Schweißgeruch in die Nase stieg, kehrte ich ins Bad zurück, um mich noch einmal zu waschen und Parfüm aufzusprühen. Seit meinem ersten Auftritt auf dem Pariser Laufsteg war ich nicht mehr so nervös gewesen.

»Was, wenn er dich zurückwill? Folgst du ihm dann artig wie ein Lämmchen?«

Genau das wirst du tun, das weißt du, Elektra …

Für weitere Überlegungen blieb mir keine Zeit, weil der Concierge mir über das Haustelefon mitteilte, dass ein »Mister Mike« im Eingangsbereich warte.

»Schicken Sie ihn hoch.« Ich knallte den Hörer auf die Gabel, spritzte mir etwas Wasser aus der Wanne auf die Schultern und wartete darauf, dass es an der Tür klingelte. Es dauerte ewig. Dann hörte ich aus dem Wohnzimmer eine vertraute Stimme.

»Elektra? Bist du da?«

Himmel! Mitch war in meinem Apartment!

»Komme gleich!« Ich plätscherte noch ein wenig in der Wanne und vergewisserte mich, dass das weiße Handtuch verführerisch um meinen Leib geschlungen war, bevor ich das Wohnzimmer betrat.

Da stand er leibhaftig, der Mann, der mein Leben ruiniert hatte. Ohne die Base Cap und den falschen Bart, die Verkleidung, die er stets auf der Straße trug und jetzt abgenommen hatte, wirkte er in seiner schmutzigen Jeans, dem Karohemd und den unvermeidlichen Cowboystiefeln genauso groß und sexy, wie ich ihn kannte. Falls es überhaupt einen Kerl gab, der das amerikanische Ideal verkörperte, dann Mitch. Seine Haare waren länger als bei unserer letzten Begegnung, und sein Kinn zierten Bartstoppeln.

»Wie bist du reingekommen?«

»Die Tür stand sperrangelweit offen«, antwortete er achselzuckend. »Hast sie wohl nicht richtig zugemacht.«

»Das passiert mir ständig. Wahrscheinlich werde ich eines Tages noch in meinem Bett ermordet.«

»Hoffentlich nicht.« Sein Blick wanderte kurz über meine Haut. »Ich scheine dich zu stören. Möchtest du dir was anziehen?«

»Ich … ja. Ich hab mir gerade ein Bad gegönnt. Das Shooting hat länger gedauert als geplant.«

»Kein Problem. Ich bin nicht in Eile. Lass dir Zeit.«

»Okay.« Auf dem Weg ins Schlafzimmer hätte ich mich am liebsten selbst in den Hintern gebissen. Ich hatte doch tatsächlich geglaubt, dass der Anblick meines halbnackten Körpers genügen würde, ihn dahinschmelzen zu lassen. Doch offenbar stand erst das übliche Vorgeplänkel an.

Da ich hinsichtlich meines Outfits keinen Plan B hatte, ließ ich das Handtuch in meinem begehbaren Kleiderschrank auf den Boden fallen, ohne zu wissen, was ich anziehen sollte. Am Ende entschied ich mich für meine Lieblingsjeans und ein grünes Oberteil, denn Mitch fuhr als Kerl aus den Südstaaten total auf knapp sitzende Denims ab.

Schwer atmend fächelte ich mir Luft zu, weil ich immer noch vor Nervosität schwitzte. Als ich ins Wohnzimmer zurückkehrte, saß er auf dem Sofa und betrachtete die Fotos von mir.

»Du wirst immer schöner. Und ich meine dich, nicht die Bilder«, bemerkte er lächelnd.

»Danke. Möchtest du was trinken?«

»Hast du zufällig ’ne Cola da?«

»Ich dachte, du trinkst bloß Kräutertee?«

»Heute war ein stressiger Tag, und hin und wieder brauch sogar ich ein bisschen Koffein.«

»Ich seh mal nach«, sagte ich, ging in die Küche und öffnete den Kühlschrank, in dem sich tatsächlich zwei Dosen Cola befanden.

»Hier.« Ich reichte ihm eine – er trank nie aus dem Glas, das war ihm viel zu unmännlich.

Anschließend setzte ich mich in gebührendem Abstand zu ihm aufs Sofa und nahm meine »Wasser«-Flasche in die Hand. »Wie geht’s, wie steht’s?«

»Bin wegen der Tournee ziemlich beschäftigt. Ich hab nachgerechnet: morgen Abend ist mein hundertster Gig.«

»Wow.« Ich zog an dem Strohhalm in meiner Flasche, füllte den Mund mit reinem Wodka und schluckte. Dann nickte ich ihm zu. »Die Tournee ist ja fast vorbei.«

»Ja. Ich kann’s kaum erwarten, in mein Haus in Malibu zurückzukommen und mir ’ne Auszeit zu gönnen. Und du, Elektra? Wie läuft’s bei dir?«

»Gut, danke. Hab viel zu tun wie du.«

»Freut mich zu hören. Wie gesagt: Du siehst fantastisch aus.«

»Du auch.«

»Danke fürs Kompliment, kauf ich dir aber nicht ab. Schlaucht einen ganz schön, wenn man monatelang nicht im eigenen Bett schläft. Nach morgen Abend zieh ich mich ein paar Monate zurück. Für solche Ochsentouren werd ich allmählich zu alt.« Er schenkte mir ein lässiges Lächeln – das Lächeln, bei dem Millionen von Frauen weiche Knie bekamen.

»Unsinn, Mitch. Altrocker sterben nie, das weißt du ganz genau. Schau dir die Stones an.«

»Okay, ich gebe mich geschlagen.« Er verdrehte die Augen. »Hey, Schatz, komm her und lass dich von Mitch umarmen.«

Das musste er mir nicht zweimal sagen. Ich sank in seine ausgebreiteten Arme und wartete darauf, dass er mein Kinn anheben und mich küssen würde. Doch er strich mir bloß über die Haare.

»Verglichen mit mir bist du noch ein richtiges Kind, was?«

»Da täuschst du dich gewaltig. In meiner Branche musste ich schnell erwachsen werden. Ich fühle mich alt, wahrscheinlich älter als du.« Ich hob den Kopf, die Lippen erwartungsvoll ein wenig geöffnet.

Er betrachtete mich mit merkwürdigem Gesichtsausdruck.

»Du bist mir also nicht böse?«

»Wieso sollte ich dir böse sein?«

»Weil ich dich im Stich gelassen habe.«

»Das ist Schnee von gestern, und du hattest deine Gründe. Ich kann dich verstehen.«

»Danke, Elektra, jetzt fühl ich mich noch schlechter. Das mit uns würde nicht funktionieren. Es wär einfach nicht richtig gewesen weiterzumachen.«

Ich wartete auf das »Aber«. Vergebens.

»Gott sei Dank hast du dich berappelt«, meinte er stattdessen. »Ich wollte dir nicht wehtun.«

»Wie gesagt: Ich bin okay.«

Das Gespräch verlief ganz und gar nicht so, wie ich es mir vorgestellt hatte. Ich löste mich aus seinen Armen und griff nach der »Wasser«-Flasche.

»Schaut so aus, als wärst du clean.«

»Ja.« Ich trank einen großen Schluck Wodka. Allmählich wurde es Zeit, Klartext zu reden. »Raus mit der Sprache: Warum bist du hier?«

»Weil … weil ich dir was sagen muss.«

»Und was?«

»Du sollst es vor allen anderen erfahren. Ich denke, das bin ich dir schuldig.«

Ich hatte nicht die geringste Ahnung, was er mir mitteilen wollte. Nur so viel stand fest: Um eine Liebeserklärung würde es sich nicht handeln.

»Ich werde heiraten. Eine wunderbare Frau, die ich auf der Tournee kennengelernt habe. Sie ist Backgroundsängerin und kommt aus dem Süden wie ich. Wir passen perfekt zusammen.«

Die Redewendung, dass Menschen das Blut in den Adern gefror, kannte ich, doch bis zu diesem Augenblick war mir das selbst noch nie passiert.

»Gratuliere«, presste ich hervor.

»Danke. Jetzt komm ich mir fast ein bisschen blöd vor, dass ich dir's persönlich gesagt habe. Dir scheint's ja gut zu gehen.«

»Ja.« Ich musste mich sehr beherrschen, diesem arroganten Mistkerl nicht die schwere Bronzefigur vom Beistelltischchen über den attraktiven Kopf zu ziehen.

»Tja, das war's dann wohl. Meinen Fans verkünde ich's morgen Abend auf der Bühne. Ich hol Sharon nach vorn, damit alle sie sehen können.« Er nickte zufrieden.

Ich saugte am Strohhalm. Leider war nichts mehr in der Flasche.

»Wenn du möchtest, besorge ich dir VIP-Karten für die Show.«

»Sorry, morgen Abend hab ich schon was vor.« Ich zuckte mit den Achseln.

Er stand auf. »Gut, dann lass ich dir jetzt deine Ruhe. Ich brauch 'ne Mütze voll Schlaf. Morgen wird ein großer Tag.«

»Klingt ganz so.« Ich nickte und rührte mich nicht von der Stelle.

Mein Blick schien ihm meine Gefühle zu verraten.

»War's falsch, dass ich vorbeigeschaut hab? Ich wollte nur …«

»Mitch?«

»Ja?«

»Verschwinde! Und zwar sofort!«

Nun stand auch ich vom Sofa auf.

»Klar, bin schon weg. Tut mir echt leid, Elektra.« Er ging zur Tür. »Ich wollte dich wirklich nicht aus der Fassung bringen.«

»Ist dir aber gelungen, und zwar richtig gut!«

Ich marschierte an ihm vorbei und hielt ihm die Tür auf.

»Tschüs, Mitch. Ich wünsch dir ein schönes Leben mit deiner Angetrauten!«, zischte ich.

Zum Glück erwiderte er nichts, denn sonst wäre ich möglicherweise wegen Mordes hinter Gittern gelandet. Sobald er draußen war, schlug ich die Tür so heftig zu, dass die Gläser im Küchenschrank klirrten. Dann glitt ich an der Wand herunter und begann vor Wut und Schmerz zu schluchzen.

# VI

»Darf ich Ihnen etwas bringen, Miss d'Aplièse?«, fragte mich der Flugbegleiter.

»Ja, ein Glas Tonicwater mit Eis, bitte.«

»Mit Zitrone?«

»Nein, danke.«

»Und auch etwas zu essen?«

Ich suchte nach der Speisekarte.

»Machen Sie sich nicht die Mühe, ich habe eine Karte für Sie.«

Er reichte sie mir. Mir drehte sich alles, ich schaffte es kaum, mich zu konzentrieren.

»Die Woknudeln und dazu einen kleinen Salat, bitte.«

»Perfekt. Und vielleicht ein Glas Wein?«

»Nein, nur Tonicwater.«

Er nickte und entfernte sich. Sobald er weg war, holte ich meine Handtasche und die Einkäufe vom Duty-free-Shop aus dem Fach, in dem ich sie verstaut hatte, vergewisserte mich, dass niemand mich beobachtete, öffnete den Schraubverschluss der Flasche Grey Goose und nahm einen Schluck. Wenn der Flugbegleiter mir das Tonicwater brachte, würde ich die Hälfte trinken und den Becher anschließend aus meinem privaten Wodkavorrat auffüllen. Ich lehnte mich in meinen Sitz zurück und schloss die Augen. Hinter meinen Lidern zuckten merkwürdige helle Blitze. Am Abend zuvor hatte ich zu viel Koks geschnupft, und Ecstasy vertrug ich nicht sonderlich gut. Erst gegen sieben Uhr morgens war ich nach zwei Schlaftabletten allmählich runtergekommen. Irgendwann hatte ich dann jemanden meinen Namen rufen hören, und als ich blinzelnd die Augen aufmachte, hatte Mariam mir mitgeteilt, dass es Zeit sei, zum JFK-Flughafen aufzubrechen.

»Hallo.«

*Wenn man vom Teufel spricht …*, dachte ich, denn plötzlich

gesellte sich Mariam zu mir.

»Hi.« Ich hob den Blick.

»Wie geht's dir?«, erkundigte sie sich.

»Okay, danke. Letzte Nacht ist es ein bisschen spät geworden.«

»Der Flug nach São Paulo dauert zehn Stunden, also kannst du hoffentlich ein wenig schlafen, bevor wir in den Privatjet nach Rio umsteigen. Die Werbeaufnahmen morgen werden anstrengend.«

»Ich weiß. Aber ich komme zurecht, danke«, versicherte ich ihr.

»Hast du inzwischen Kontakt mit deiner Schwester aufgenommen?«

»Nein.«

»Du könntest dich morgen Abend oder am Donnerstag mit ihr treffen, bevor wir mit dem Nachtflug zurückkehren.«

»Ja. Ich melde mich bei ihr, sobald wir gelandet sind.«

»Wunderbar. Falls du noch etwas benötigen solltest: Sag einfach dem Flugbegleiter, dass er mich holen soll.«

»Gut.« Ich nickte.

Da wurden das Tonicwater und Cashewnüsse serviert.

Ich bedankte mich. Als Mariam und der Flugbegleiter sich entfernt hatten, trank ich die Hälfte des Tonicwater, füllte das Glas wie geplant mit Grey Goose auf und nahm zwei große Schlucke.

Die beiden vergangenen Wochen waren die schlimmsten meines bisherigen Lebens gewesen. Überall hatte ich Fotos von Mitch und seiner hausbackenen Verlobten auf den Titelseiten gesehen, und im Fernsehen war wieder und wieder gezeigt worden, wie er auf der Bühne des Madison Square Garden verkündete, er werde sie heiraten. Bei den Fotoshootings gab es kein anderes Thema, doch wenn ich auftauchte, verstummten alle. Wie die Nachrichten auf CNN kreisten meine Gedanken in einer Endlosschleife. Natürlich durfte ich mir nichts anmerken lassen. Auf jeden noch so kleinen Hinweis, dass seine Exfreundin trauerte, würden sich die Medien wie die Geier stürzen. Also war ich auf Partys gegangen und hatte mich jeden Abend bei Kinopremieren, in Nachtklubs oder bei glamourösen Vernissagen blicken lassen. Auf der Suche nach einem Begleiter hatte ich sämtliche männlichen

Stars angerufen, die ich kannte. Zed war mir dabei sehr gelegen gekommen. Irgendwann hatte man in den Zeitungen zu spekulieren begonnen, ob wir offiziell »ein Paar« seien. All das, damit niemand meine Tränen bemerkte.

»Niemand«, murmelte ich und leerte mein Glas.

»Die Nudeln und der Salat, Miss d'Aplièse«, verkündete der Flugbegleiter, der unvermittelt neben mir auftauchte. Er zog meinen Tisch heraus, während jemand anders ein Tuch darüberbreitete und Besteck darauflegte, bevor das Essen serviert wurde.

»Darf ich Ihnen sonst noch etwas bringen?«

»Vielleicht ein Glas Champagner«, antwortete ich lächelnd.

»Warum nicht?« Er wollte meinen fast leeren Becher mit Tonicwater wegnehmen.

»Könnten Sie mir Tonicwater nachschenken?«

»Natürlich, Miss d'Aplièse.«

Es war ganz schön anstrengend, ich zu sein. Selbst in zehntausend Metern Höhe verstellte ich mich und tat so, als wäre ich clean und nüchtern und hätte alles unter Kontrolle.

Nach den Nudeln genehmigte ich mir einen weiteren Wodka-Tonic und klickte durch die Filmauswahl. Ungefähr bei der Hälfte des neuesten Harry-Potter-Streifens schlief ich ein (romantische Komödien ertrug ich in meinem Zustand überhaupt nicht) und wachte erst auf, als alle anderen ihr Licht ausgeschaltet, die Decke um sich geschlungen und den Sicherheitsgurt geschlossen hatten. Ich suchte die Toilette auf. Der Innenraum des Flugzeugs mit den blauen Nachtlichtern erinnerte mich an ein Raumlabor. *Fliegende Menschen wirken sehr verletzlich*, dachte ich auf dem Weg zurück zu meinem Platz, der sich in meiner Abwesenheit wunderbarerweise in ein Bett verwandelt hatte. Und verletzlich durfte ich nicht sein, weil die Medien diese Nachricht blitzschnell verbreitet hätten. Leute von Tallahassee bis Tokio würden einander beim Essen wissend zunicken und sagen, sie hätten es ja kommen sehen, das sei der Preis des Erfolgs.

Möglicherweise stimmte das sogar, überlegte ich weiter, während ich durchs Fenster die Lichter unter mir betrachtete, die vermutlich zu Südamerika gehörten, doch ich hatte mich nicht darum

gerissen. Viele Stars, die ich kannte, erzählten mir, sie hätten seit ihrer Kindheit davon geträumt, reich und berühmt zu werden. Ich hingegen hatte mir eine Welt gewünscht, in der ich mir nicht wie eine Außenseiterin vorkam, eine Welt, in der ich dazugehörte. Etwas anderes war mir nie wichtig gewesen.

* * *

»Himmel, ist das heiß! Können wir eine Pause einlegen?«, fragte ich den Regisseur um drei Uhr nachmittags völlig erschöpft.

»Nur noch ein Take, Elektra, dann können wir für heute aufhören, denke ich. Du machst das toll, wirklich.«

Ich biss die Zähne zusammen – noch nie hatte ich gegen meine goldene Regel verstoßen und mich bei der Arbeit laut beklagt – und kehrte über den weichen Sand des Strands von Ipanema zu meinen Markierungen zurück, wo die Visagistin auf mich wartete, die mein Gesicht frisch puderte, um den Schweiß zu kaschieren.

»Fertig!«, brüllte sie gegen den starken heißen Wind an.

»Okay, Elektra!«, rief der Regisseur seinerseits durchs Megafon. »Mach drei Schritte nach vorn und heb die Arme, bis ich ›Cut‹ sage.«

Ich signalisierte ihm, dass ich verstanden hatte.

»Und … Action!«

Während ich mich bestimmt schon zum zwanzigsten Mal in Bewegung setzte, betete ich, dass es das letzte Mal sein möge, ich endlich aus dem weißen Chiffongewand mit der überdimensionalen Kapuze, die sich wie ein Fallschirm hinter mir blähte, und dem feucht an mir klebenden Unterrock schlüpfen und mich in die donnernde Brandung stürzen könnte.

»Okay, Cut!«

Ich wartete, bis der Regisseur die Aufnahme überprüft hatte.

»Leute, das war’s für heute!«

Fast hätte ich mir das Kleid auf dem Weg zum Garderobenzelt

vom Leib gerissen.

»Hat jemand Lust, mit mir schwimmen zu gehen?«, fragte ich, als der Regisseur und Mariam den Kopf hereinstreckten.

»Ich weiß nicht, ob du bei der Brandung versichert bist, wenn du im Meer schwimmst, Elektra«, gab der Regisseur zu bedenken.

»Ach, Ken. Da drüben planschen doch sogar kleine Kinder.«

»Wie wär's mit morgen Nachmittag nach den Dreharbeiten? Dann kannst du meinetwegen ertrinken«, scherzte er. »Joaquim ist gerade gekommen. Es sieht also gut aus.«

»Na schön, schwimme ich eben eine Runde im Hotelpool. Wenn du mich jetzt alleinlassen würdest: Ich muss mich umziehen.«

»Klar, Schätzchen.« Ken verabschiedete sich, während Mariam mir eine Flasche Wasser reichte.

»Gut gemacht«, lobte sie mich. »Die Aufnahmen sind super geworden.«

»Prima, nichts wie weg von hier!«, murmelte ich und wandte mich der Garderobiere mit einem freundlichen Lächeln zu. »Danke für die Hilfe.«

»War mir ein Vergnügen, Elektra. Wir sehen uns morgen früh um sieben«, sagte sie auf Englisch mit starkem Akzent.

Vor dem Eingang des Copacabana Palace wartete bereits eine Traube Autogrammjäger, die mir zujubelten, als ich aus der Limousine stieg. Ich lächelte unermüdlich für ihre Kameras und signierte ihre Fotos und Autogrammhefte.

Drinnen hastete ich zum Aufzug, um so schnell wie möglich in meine Suite zu gelangen.

»Soll ich mitkommen?«, erkundigte sich Mariam.

»Nein, ich möchte kalt duschen und mich ausruhen. Heute war ein langer Tag.«

»Und wann willst du schwimmen gehen?«, fragte sie, als der Lift kam.

»Vielleicht später.« Ich stieg ein und drückte auf den Knopf fürs oberste Stockwerk. »Wenn ich etwas brauche, melde ich mich bei dir«, fügte ich hinzu, bevor sich die Türen schlossen.

In der Suite eilte ich zu meiner Reisetasche und schenkte mir mit zitternden Händen einen Wodka ein. Bei dem Linienflug hatte ich

es nicht gewagt, Drogen mitzuführen, und darauf gebaut, dass jemand von den Filmleuten etwas dabeihatte und mit mir teilte. Doch leider waren in der Crew (soweit ich wusste) alle clean, und ich kannte niemanden gut genug, um ihm oder ihr vertrauen zu können. Allerdings befand ich mich in Südamerika, wo der Drogenhandel vermutlich mehr Geld einbrachte als jedes andere Gewerbe. Im schlimmsten Fall, dachte ich, würde ich mich an den Concierge wenden.

Gerade als ich unter die Dusche wollte, klingelte das Zimmertelefon. Ich ging nicht ran, weil ich keine Lust hatte, mit jemandem zu reden.

In der Dusche fluchte ich so laut, dass Ma, die uns Schwestern eingeimpft hatte, niemals zu fluchen, entsetzt gewesen wäre. Doch der verdammte Mitch verdiente jeden einzelnen Fluch. Als ich in ein Handtuch gewickelt ins Wohnzimmer zurückkehrte, leuchtete das rote Licht am Telefon. Ich nahm den Hörer von der Gabel, um die Nachricht abzuhören, die wahrscheinlich vom Hausservice stammte.

Zu meiner Überraschung hörte ich die vertraute Stimme meiner Schwester Maia.

»Hallo, Elektra, schade, dass ich dich nicht persönlich erreiche. Floriano hat heute Morgen ein Foto von deiner Ankunft im Copacabana Palace in der Zeitung entdeckt. Keine Ahnung, wie lange du hier bist, aber natürlich würde ich dich gern sehen. Ich wohne nicht weit vom Hotel weg, meine Nummer ist …«

Mit dem Stift, der neben dem Telefon lag, notierte ich die Nummer auf dem Block darunter. Die Filmleute hatten für den Abend einen Tisch in einem In-Lokal reserviert und erwarteten, dass ich sie begleitete. Doch eigentlich sollte ich Müdigkeit vorschützen, das Essen absagen, meine älteste Schwester anrufen und ihre neue Familie kennenlernen.

Darauf hatte ich aber auch keine Lust. Ich wollte mich nur zudröhnen und die Welt vergessen.

»Herrgott, ich brauche Koks!«, rief ich aus. Leider war meine tolle neue Assistentin so was von clean. Amy hatte mir immerhin aushelfen können, wenn ich Stoff wollte, Mariam hingegen würde vermutlich der Schlag treffen, wenn ich sie nur bat, mir einen Wodka-

Tonic zu bestellen.

Da hörte ich die Klingel zu meiner Suite. Ich ignorierte sie. Dreißig Sekunden später läutete es erneut.

»Wer da?«, rief ich.

»Ich bin's, Joaquim«, antwortete eine tiefe, wohlklingende Stimme von der anderen Seite der Tür.

»Joaquim?« *Kannte ich einen Joaquim?*

Dann fiel der Groschen, wie Pa gesagt hätte: Joaquim war das neue heiße männliche Topmodel und trat mit mir in dem Werbefilm auf. Der Regisseur hatte seinen Namen erwähnt.

»Moment, bin schon unterwegs.«

Ich schlüpfte in den Bademantel und ging zur Tür.

»*Olá*, Elektra.«

Er lächelte lässig. Seine dichten schwarzen Locken umrahmten ein Gesicht, das seiner Schönheit wegen bereits fast so bekannt war wie das meine. Mein Blick wanderte über seinen Körper, und ich erwiderte sein Lächeln.

»Hi.«

»Endlich lernen wir uns kennen. Störe ich?«

»Nein, komm rein.« Ich öffnete die Tür weiter.

»Ich denke, wenn wir morgen am Set küssen sollen, ist vielleicht gut, wenn ich zuerst persönlich vorstelle.«

»Stimmt.« Ich deutete auf die Couch. »Setz dich.« Als er den Raum durchquerte, dachte ich: Ja, der Mann ist wirklich heiß. »Drink?«

»Was hast du?«

»Was in der Minibar ist. Ansonsten müsste ich den Zimmerservice bemühen.« Ich zuckte die Schultern.

»Dann Champagner, *sim*?«

»Gern.« Ich orderte eine Flasche Taittinger auf Eis.

»Verrückt …«, meinte er grinsend, wobei seine ebenmäßigen weißen Zähne zum Vorschein kamen.

»Was ist verrückt?«

»Noch vor einem Jahr ich lebe hier in Rio und reche Sand da drüben.« Er deutete durchs Fenster auf den strahlend weißen Strand von Ipanema direkt unter uns. »Dann sagt amerikanische Lady, sie

macht Star aus mir. Und jetzt sitze ich in beste Suite von Copacabana Palace mit eine von berühmteste Frauen von Welt.«

»Bei mir ist's ähnlich gelaufen. Merkwürdiger Wandel, was?«

»*Sim*. Morgen sind wir an Strand, wo ich früher reche, und für Kuss mit dir kriege ich mehr, als was ich früher verdient in fünf Jahren!«

Er konnte nicht älter als neunzehn oder zwanzig sein – noch ein Junge –, das wurde mir klar, als ich ihn genauer betrachtete. Verglichen mit ihm fühlte ich mich wie eine alte Frau.

»Elektra, darf ich dir Geheimnis verraten?«

»Raus mit der Sprache.«

»Ich habe Fotos von dir in meine Zimmer, was ich früher teile mit meine kleine Brüder. Du bist – wie sagt man? – mein Pin-up-Girl!«

»Hey, das ist ein echt nettes Kompliment, danke.«

Da klingelte es erneut, und der Champagner wurde gebracht.

Sobald der Mann vom Zimmerservice weg war, prostete ich Joaquim zu. »Auf deinen Erfolg. Dein Gesicht ist in New York überall auf Reklametafeln zu sehen. Du bist berühmt.«

»Nicht so berühmt wie du – noch nicht.« Er schenkte mir ein jungenhaftes Grinsen und trank einen Schluck Champagner.

»Mit dem Ruhm ist das so eine Sache. Es kann ziemlich rasant auf und ab gehen. Wenn du jemals Rat brauchen solltest, darfst du dich gern an mich wenden. Ich kenne mich aus«, erklärte ich.

»Du bist immer erfolgreich! Mein Agent sagt, Erfolg kann über Nacht vorbei sein. Also ich gebe mir Mühe, dass weitergeht, damit ich nicht wieder da zurückmuss.« Joaquim deutete ein weiteres Mal zum Strand hinunter. »Ich muss gut benehmen, stimmt's?«

»Ja, vermutlich lernst du gerade, wie der Deal mit dem Ruhm läuft.«

»Ist hart. Leute sehen mich auf Straße oder in Bar und wollen Foto oder Autogramm von mir. Und so viele Termine, wow!« Er fuhr sich durch die Haare. »Ich zähle, in letzte Monat ich war auf drei Kontinente. Ich wache auf und weiß nicht, wo ich bin. Aber ich will nicht klagen, habe große Glück.«

»Das ist die richtige Einstellung.« Ich leerte mein Glas und

schenkte uns nach.

»Und ich nehme mehr von das, wie gut ist für mich.«

Er zog ein Tütchen mit weißem Pulver aus der Tasche seiner Jeans. »Macht's dir was aus, wenn ich …?« Er deutete auf das Tütchen.

Ich traute meinen Augen nicht. Von einer Sekunde auf die andere glaubte ich an Gott, den Weihnachtsmann und den Osterhasen, so glücklich war ich.

»Was wäre, wenn ich etwas dagegen hätte?«, fragte ich schmunzelnd, als er ein wenig Koks auf das Tischchen rieseln ließ.

Er schaute mich mit großen Augen an. »Dann ich mache natürlich nicht, Elektra, aber Leute in Branche sagen, du hast nichts dagegen.«

Ich kaschierte mein Entsetzen. »Es ist wichtig, keine Gewohnheit draus werden zu lassen.«

»Wir sind in Copacabana Palace, und ich sehe dich erste Mal. Magst du auch?«

*Was für eine Frage!* Ich bemühte mich, ruhig zu wirken. »Warum nicht?«

»Du zuerst. Ist sehr gute Stoff. Von Freund in Rio.«

Als das vertraute Gefühl sich in meinem Körper ausbreitete, musste ich laut lachen.

»Ist tatsächlich gut. Du könntest mir die Nummer von deinem Freund geben für den Fall, dass ich Nachschub brauche.«

»Keine Sorge, Elektra, ich habe genug für uns beide.«

Da entdeckte Joaquim die Stereoanlage und schaltete sie ein. Kurz darauf saßen wir auf der Terrasse mit Blick auf den Strand von Ipanema. Plötzlich war das Leben wunderbar, und mein neuer Freund erschien mir von Minute zu Minute attraktiver.

»Gehst du heute Abend zu Essen?«, erkundigte er sich.

»Das wird von mir erwartet, aber eigentlich habe ich keine Lust.«

»Ich auch nicht. Ich bin in diese Stadt zu Hause und möchte feiern. Ich kann dir Lokale zeigen, was nur Leute von hier kennen.«

»Gern, sehr gern. Ich kriege selten was vom wirklichen Leben in den Städten mit, die ich besuche.«

Als ich aufstand, um Mariam anzurufen, umfasste er meine Taille von hinten.

»Wir können auch hier feiern – allein.«

Er schwang im Rhythmus der Musik die Hüften, drehte mich zu sich um und küsste mich.

Fünfundvierzig Minuten später läutete es an der Tür. Ich ignorierte es, doch kurz darauf klingelte mein Handy.

»Warte hier.« Ich gab Joaquim einen Kuss, schlüpfte aus dem Bett, zog meinen Bademantel an und tappte ins Wohnzimmer, um ranzugehen.

»Elektra, ich bin's, Mariam. Ich stehe vor der Suite.«

»Herrgott!«, murmelte ich, marschierte zur Tür und hob einen Umschlag auf, der darunter hindurchgeschoben worden war.

»Hi«, begrüßte ich sie, bemüht, verschlafen zu wirken, obwohl ich voller Adrenalin war.

»Du bist nicht angezogen, Elektra. In fünfzehn Minuten müssen wir zu dem Abendessen.«

»Tut mir leid, ich fühle mich nicht gut. Könntest du mich entschuldigen? Sagen, dass ich früh schlafen gehen möchte?«

»Okay …«

Sie musterte mich. Ich reichte ihr den Umschlag.

»Und würdest du dich bitte darum kümmern, was es auch immer sein mag? Wir sehen uns morgen, frisch und munter.«

»Na schön, aber vergiss nicht, einen Weckruf für halb sieben zu bestellen.«

»Nein.«

»Gute Besserung.«

»Danke. Gute Nacht.«

Ich schloss die Tür, legte die Sicherheitskette vor, schlenderte zum Beistelltischchen, zog mir eine Line rein und kehrte ins Schlafzimmer zurück, wo Joaquim mich mit offenen Armen erwartete.

# VII

Möglicherweise weil Joaquim und ich uns in der Nacht zuvor so gut kennengelernt hatten, liefen die Dreharbeiten wie am Schnürchen, und wir waren um vier Uhr fertig.

»Ich habe dir gesagt, dass die Nachricht, die der Concierge unter deiner Tür durchgeschoben hat, von deiner Schwester Maia war, erinnerst du dich?«, fragte Mariam, als ich mich im Garderobenzelt umzog.

»Ja. Ich hab nicht nur Zuckerwatte im Kopf, weißt du?«, antwortete ich und schlüpfte in meine Shorts.

»Rufst du sie an, wenn du wieder im Hotel bist? In dem Brief stand, dass sie heute Abend Zeit hätte, und wir müssen erst um zehn zum Flughafen.«

»Ja, ja.« Allmählich begann Mariam mir ein bisschen auf die Nerven zu gehen. Trotzdem wählte ich, sobald ich wieder in meiner Suite war, die Nummer, die ich mir tags zuvor notiert hatte.

»*Oi!*«, hörte ich kurz darauf Maias sanfte Stimme.

»Ich bin's, Elektra.«

»Elektra! Ich kann's kaum glauben, dass du hier in Rio bist! Wie lange bleibst du?«

»Ich fliege heute um Mitternacht zurück.«

»Hast du Zeit, kurz bei uns vorbeizuschauen und Floriano und Valentina kennenzulernen?«

»Eher nicht«, log ich, weil ich zwanzig Minuten später mit Joaquim verabredet war. »Aber wir könnten uns gegen acht auf einen schnellen Drink hier treffen, bevor ich mich auf den Weg zum Flughafen mache.«

»Okay. Dann komme ich zu dir.«

»Bitte den Concierge, dich zu meiner Suite hochzuschicken, ja? Ich sage ihm, dass ich dich erwarte.«

»Gut. Ich freue mich schon, dich zu sehen, Elektra.«

»Ja. Tschüs dann.«

Ich legte auf, sniefte eine Line von dem Vorrat, den Joaquim mir am Vorabend dagelassen hatte, und duschte. Danach orderte ich über den Zimmerservice eine Flasche Wodka und eine Flasche Champagner auf Eis. Zehn Minuten später lag Joaquim in meinem Bett.

»Du bist großartig«, raunte er mir ins Ohr. »Ich kann gar nicht genug von dir kriegen.«

Nach einem kurzen postkoitalen Nickerchen zogen wir uns ein paar Lines rein und schliefen noch einmal miteinander. Als ich mich beklagte, dass ich Mühe habe, wach zu bleiben, nahm er Tabletten aus seiner Brieftasche.

»Probier, Elektra. Die machen hellwach.«

Wir spülten beide eine Tablette mit Champagner hinunter. Zehn Minuten später hatten wir schon wieder Sex. Anschließend duschten wir und kicherten hemmungslos, als Joaquim mir auf der Terrasse nackt das Sambatanzen beibringen wollte.

»Jemand könnte uns beobachten«, flüsterte ich mit einem Blick auf den Pool unter uns.

»Schöne Foto«, meinte er lachend und küsste mich.

»Nein!«

Selbst in meinem Drogen-Alkohol-Nebel merkte ich, wie gefährlich das war, was wir hier trieben, und zog ihn zurück in die Suite.

Wo Mariam und meine Schwester Maia mitten im Wohnzimmer standen.

»Hoppla!«, rief ich aus und versuchte, meine Blöße mit den Händen zu bedecken, während Joaquim sich ein Kissen vor den Unterleib hielt. Beim Anblick von Mariam und Maia brach ich in hysterisches Lachen aus.

»Tut mir leid, ihr hättet klopfen sollen.«

»Das haben wir. Und sogar angerufen. Wir haben uns Sorgen gemacht. Am Ende hat uns der Geschäftsführer reingelassen«, erklärte Mariam. In dem Moment hätte ich ihr am liebsten eine Ohrfeige verpasst. »Ich hole dir einen Bademantel, Elektra.«

»Und ich gehe lieber«, meinte Joaquim und verschwand hinter

Mariam ins Schlafzimmer.

»Setz dich doch«, forderte ich Maia auf. Kurz darauf kehrte Mariam zurück und reichte mir den Bademantel.

»Wir müssen in vierzig Minuten zum Flughafen aufbrechen. Ich packe für dich«, sagte sie leise.

»Danke.«

Als Joaquim voll bekleidet das Wohnzimmer betrat, umarmte ich ihn fest.

»Sehen wir uns am Flughafen?«

»Nein, ich bleibe noch und fliege dann für *GQ* nach Mexiko.«

»Okay.« Ich nickte. »Melde dich, ja?«

»Ich rufe an, wenn ich in New York bin. *Tchau*, Elektra. *Adeus, senhora*«, fügte er in Richtung Maia hinzu und entfernte sich.

»Möchtest du ein Gläschen Champagner?«, fragte ich sie, nahm die Flasche vom Beistelltischchen und schüttelte sie. »Ups, ist ja gar nichts mehr drin. Ich bestell uns eine neue.«

»Nein, danke, Elektra.«

»Willst du irgendwas anderes?« Ich schenkte mir einen Wodka ein.

»Nein, wirklich. Wie geht's dir?«

»Super. Rio ist eine tolle Stadt.«

Maia beobachtete schweigend, wie ich den Wodka trank. Ich stellte das Glas weg und musterte sie meinerseits.

»Weißt du, eigentlich bist du die Schönste von uns und solltest meinen Job machen.«

»Danke fürs Kompliment.«

»Ist mein Ernst.« Ich betrachtete ihre dichten, glänzenden dunklen Haare, ihren wunderbar reinen Teint und die großen dunklen Augen, die mich an die von Joaquim erinnerten. »Du bist wunderschön. Noch schöner als bei unserem letzten Treffen.«

»Vielleicht«, meinte Maia auf ihre bedächtige, sanfte Art, »liegt es daran, dass ich glücklich bin. Bist *du* glücklich, Elektra?«

Ich breitete die Arme aus. »Ich fühle mich wie im siebten Himmel! Ist Joaquim nicht toll? Er ist gebürtiger Brasilianer. Sind alle Brasilianer so attraktiv wie ihr zwei? Wenn ja, könnte ich mir vorstellen, hierherzuziehen.«

»Es wird Zeit, Elektra. Wir müssen zum Flughafen«, erinnerte mich Mariam, die sich zu uns gesellt hatte. »Ich habe dir die Kleidung, die du immer auf Reisen trägst, aufs Bett gelegt.«

»Danke.« Leicht schwankend nahm ich das Wodkaglas vom Tisch. »Hast du auch die Unterwäsche nicht vergessen?«, fragte ich kichernd. »Bin gleich wieder da«, fügte ich an Maia gewandt hinzu und verschwand mit einem kleinen Winken ins Schlafzimmer, um mich anzuziehen.

Von dort aus hörte ich, wie meine Schwester und meine Assistentin sich mit gedämpfter Stimme unterhielten.

»Hey, Mariam, ich hab einen Bärenhunger! Würdest du den Zimmerservice bitten, mir ein Clubsandwich zum Mitnehmen herzurichten?«, rief ich hinüber.

»Gern.«

Ich setzte mich aufs Bett und mühte mich ab, die Schnürsenkel meiner Turnschuhe zu binden, bis ich merkte, dass ich den Linken rechts und den Rechten links angezogen hatte. Wieder musste ich lachen. Maia und Mariam waren einander so ähnlich, beide so beherrscht. Man ahnte nie, was sie dachten, und …

»Wisst ihr was? Ich hab gerade gemerkt, dass man den Namen ›Maia‹ aus ›Mariam‹ bilden kann!«, verkündete ich, als ich ins Wohnzimmer zurückkehrte und mich aufs Sofa plumpsen ließ. »Ist das nicht ein netter Zufall?«

Sie bedachten mich mit einem seltsamen Lächeln, dann tauchte an der Tür ein Mann in Uniform auf. »Wollen Sie mich mitnehmen?«, gackerte ich.

Mariam redete mit ihm, worauf er verschwand.

»War ein Scherz! Mir ist klar, dass er das Gepäck runterbringen sollte!«

»Elektra, Mariam und ich haben uns gerade unterhalten. Wir dachten uns, vielleicht möchtest du ein paar Tage bei mir in Rio bleiben«, sagte Maia. »Die Stadt gefällt dir doch so gut.«

»Weil ich einen Mordsspaß mit Joaquim hatte. Wir verstehen uns blendend.«

»Das habe ich gesehen«, pflichtete Maia mir bei.

»Ja, wir passen gut zusammen.«

»Wie wär’s, wenn du heute Nacht hierbleibst und ein wenig zu schlafen versuchst und wir morgen entscheiden, ob du deinen Aufenthalt verlängerst?«, schlug Maia vor.

»Dieses Wochenende hast du keine Termine«, teilte Mariam mir mit.

»Keine Ahnung.« Ich zuckte die Schultern und gähnte herzhaft. Die Vorstellung, einfach auf das große, bequeme Bett nebenan zu sinken, statt mich zum Flughafen zu schleppen und zurück nach … wohin? – zu meiner Wohnung, in der niemand auf mich wartete? – zu fliegen, erschien mir plötzlich sehr verführerisch.

»Joaquim ist morgen auch da«, erinnerte ich mich. »Das hat er gesagt.«

»Ja«, bestätigte Maia.

»Also … Wollen wir hierbleiben? Einen Kurzurlaub machen?«, fragte Mariam.

Ich nickte.

»Wunderbar. Ich gehe runter, um die Suite zu sichern und die Flüge umzubuchen, ja?«

»Ja.«

Als sie weg war, setzte Maia sich zu mir aufs Sofa und nahm meine Hände.

»Mariam ist ein Schatz, findest du nicht?«

»Ja, ein richtiger Engel. Aber manchmal geht sie mir auch auf die Nerven.«

Maia musterte mich.

»Was ist?«

»Ich hab nur gerade gedacht, wie sehr ich dich mag, kleine Schwester.«

»Ganz meinerseits, große Schwester.«

Ihre Augen wurden feucht.

»Hey, warum weinst du? Freust du dich denn nicht, mich zu sehen?«

»Doch, sogar sehr.« Als ich erneut gähnte, meinte sie: »Wollen wir ins Schlafzimmer gehen? Ich erzähle dir eine Gutenachtgeschichte wie früher, ja?«

Ein Bild tauchte vor meinem geistigen Auge auf: Maia, etwa

dreizehn, die neben mir auf dem Bett saß und mir Märchen vorlas. Damals hatte sie mir erklärt, dass ihr Name auf Griechisch so etwas Ähnliches wie »Mutter« bedeute, und ich hatte mir eine leibliche Mutter gerade so wie sie gewünscht.

»Gern.« Ich erhob mich wackelig.

Im Schlafzimmer strich ich die Laken glatt, die von dem Nachmittag mit Joaquim zerwühlt waren. »Leg dich zu mir.«

Maia tat mir den Gefallen und streckte mir die Hand hin. Ich ergriff sie und drückte sie fest. Allmählich begann ich, von Ecstasy und Koks runterzukommen.

»Weißt du was? Du warst immer meine Lieblingsschwester«, gestand ich.

»Tatsächlich? Nett, dass du das sagst, Elektra. Und du warst ein unglaublich süßes Baby. Obwohl du ständig geschrien hast.«

»Ich hab gehört, wie du und Ally, wie ihr beide mich insgeheim genannt habt.«

»Ach.« Röte stieg Maias Schwanenhals empor.

»Ja. ›Tricky‹. Mir ist klar, was das Wort heißt, aber wie seid ihr darauf gekommen?«

»Wegen ›Elektra‹, das hängt mit ›elektrisch‹ zusammen, und so sind wir auf ›Tricky‹ verfallen. War nicht ernst gemeint, ehrlich nicht.«

»Damals hat mich das sehr verletzt, doch vielleicht hattet ihr recht. Und sonderlich verändert habe ich mich seitdem vermutlich nicht.« Nun war ich es, der Tränen in die Augen traten.

»Du hast dich manchmal ganz schön aufgeführt, aber in vielerlei Hinsicht warst du die schlaueste von uns Schwestern. Beim Kopfrechnen im Sommer mit Pa auf der Jacht hast immer du gewonnen.«

»Echt? Wieso bin ich dann später dümmer und nicht intelligenter geworden? In der Schule hab ich keine einzige Prüfung bestanden.«

»Anscheinend war dir das nicht wichtig, also hast du dich nicht ausreichend darauf vorbereitet.«

»Stimmt. Maia, könnte ich einen Kaffee haben? Mir ist schwindlig.«

»Klar. Mit oder ohne Koffein?«

»Auf jeden Fall mit.«

Sie griff nach dem Telefonhörer.

»Dieses ganze gesunde Zeugs, als wir uns das letzte Mal getroffen haben, war nur wegen Mitch. Dem ist sein Körper heilig.«

»Ach.« Maia wartete, dass der Zimmerservice sich meldete. »Auf einem Foto in einer Zeitschrift sah er eher wie ein Wrack aus.«

Während Maia den Kaffee bestellte, kicherte ich. Aus dem Kichern wurde schnell ein Stöhnen und schließlich ein Schluchzen.

»Hey«, sagte sie leise, »was ist los?«

»Ach, es ist einfach alles Scheiße.« Ich zuckte mit den Achseln, Tränen liefen mir über die Wangen. »Hauptsächlich wegen Mitch, denke ich. Im Moment geht's mir gar nicht gut.«

»Das kann ich nachvollziehen. Und du darfst dir keine Blöße geben, stimmt's?«

»Nein. Das wäre ein gefundenes Fressen für die Presse. Ich will kein Mitleid.«

»Ich bin keine Reporterin, nur deine Schwester, die dich liebt. Komm.«

Maia zog mich in ihre Arme, und ich atmete den angenehm natürlichen Duft ihrer Haut ein.

»Fühlt sich an wie nach Hause kommen.« Ich verzog den Mund zu einem Lächeln.

»Das hast du schön gesagt.«

»Kürzlich war ich in Atlantis, und das hat sich nicht wie zu Hause angefühlt.« Ich schüttelte den Kopf. »Überhaupt nicht.«

»Ich weiß, Elektra. Weil Pa nicht mehr da ist.«

»Nicht nur er ist weg, ihr alle seid nicht mehr dort. Ist irgendwie traurig, nur mit Ma und Claudia in Atlantis zu sein.«

»Ally sagt, du hättest sie dort getroffen und den kleinen Bär kennengelernt.«

»Ja, der ist total süß. Sie kann sich glücklich schätzen, jemanden zu haben, den sie lieben kann und der sie liebt. Ich habe niemanden.«

Meine Tränen tropften auf Maias weiße Bluse, die genauso frisch roch wie sie.

»Tut mir leid, ich suhle mich in Selbstmitleid. Das liegt an

dem … Zeug, das ich genommen hab.«

Zum ersten Mal sprach ich es laut aus.

»Ich weiß.«

»Und außerdem …«, ich wischte mir die Nase ab, »wollte ich mich dafür entschuldigen, dass ich bei meinem Aufenthalt in Atlantis nach Pas Tod so gemein zu dir war.«

»Warst du das? Daran erinnere ich mich nicht.«

»Ja. Ich hab gesagt, bei dir ist es egal, wie du aussiehst, weil du dich sowieso nie mit jemandem triffst. Das war nicht so gemeint, Maia, echt nicht. Du bist so gut und schön, einfach perfekt, ganz anders als ich.«

Es klingelte an der Tür, und Maia ging hin, um den Kaffee entgegenzunehmen.

Als sie ihn mir geben wollte und ich mich aufrichtete, durchzuckte spitzer Schmerz meinen Kopf, und mir wurde übel. Also legte ich mich wieder hin.

»Moment.«

»Okay. Elektra …?«

»Ja?«

»Meinst du nicht, es wäre vernünftig, dir eine Auszeit zu gönnen und dir helfen zu lassen?«

»Ich habe mehr als genug Hilfe«, seufzte ich. »In den letzten Monaten hab ich fünf Therapeuten gefeuert.«

»Das klingt nicht gut. Ich hatte an … wirklich professionelle Hilfe gedacht.«

»Zum Beispiel?«

»Ich kenne da eine ziemlich gute Einrichtung in Arizona. Ein Freund von Floriano war dort und ist als völlig neuer Mensch wiedergekommen.«

Obwohl mein Kopf dröhnte, setzte ich mich auf und schaute sie wütend an. »Willst du damit sagen, ich soll einen Entzug machen?«

»Ja. Mariam meint, in letzter Zeit …«, Maia suchte nach den richtigen Worten, »… ist es dir nicht so gut gegangen.«

»Wie auch? Mitch, die Liebe meines Lebens, hat öffentlich verkündet, dass er heiraten wird, und das steht in allen Zeitungen! Wie sollte ich deiner Meinung nach reagieren? Luftsprünge

machen?«

»Du liebst ihn wirklich, was?«

»Ja, aber ich komme darüber hinweg. Die letzten Wochen waren schwierig, das ist alles. Warum erzählt Mariam dir überhaupt solche Geschichten über mich?«

»Tut sie nicht, Elektra. Sie sorgt sich um dich …«

»Sie sorgt sich um ihren Scheißjob! Bloß der ist ihr wichtig!«

»Bitte, Elektra, beruhige dich …«

»Wow!«, herrschte ich sie an. »Wie ich den Satz hasse! Wie oft hab ich den von euch, Pa und Ma gehört?«

»Tut mir leid, ich will dir nur helfen …«

»Lass gut sein. Ich komme schon zurecht. Ehrlich. Können wir uns jetzt bitte über was anderes unterhalten?«

»Ja, Elektra, aber …«

»Nein! Erzähl mir eine Geschichte wie früher.«

»Gut …« Maia sah mich an. »Was willst du hören?«

»Wie du deinen Typen in Rio kennengelernt und dich in ihn verliebt hast.«

»Okay. Möchtest du den Kaffee trinken, bevor ich anfange?«

»Nein. Mir ist sauübel. Erzähl mir von dir und Floriano – was für ein hübscher Name! Lenk mich ab von meinem eigenen Scheißleben.« Ich klopfte aufs Bett, und Maia legte sich zu mir. Ich schmiegte den Kopf an ihre Brust. Leider konnte ich die Augen nicht zumachen, weil sich mir dann alles drehte. Immerhin beruhigte es mich, als sie anfing, mir über die Haare zu streichen.

»Ich habe ihn oben bei der Christusfigur kennengelernt, die du dir vor deiner Abreise übrigens unbedingt anschauen solltest. Die ist wirklich beeindruckend. Er hat dort eine Führung gemacht und …«

Ihre romantische Geschichte konnte sich mit jedem Märchen messen.

»Und nun seid ihr glücklich bis an euer Lebensende.«

»Zumindest hoffe ich das. Er ist kein Prinz, und wir haben nicht viel Geld, doch wir sind tatsächlich glücklich miteinander.«

»Und was ist mit der Verwandten, nach der du mit Floriano gesucht hast? Hast du die gefunden?«

»Ja. Leider war sie sehr krank und ist kurz darauf gestorben.

Wenigstens konnte ich ein bisschen Zeit mit ihr verbringen.«

»Erzähl mir mehr, Maia«, drängte ich sie, um nur ja nicht an das Koks denken zu müssen, das neben mir in der Nachttischschublade lag. Wenn ich noch welches nahm, würde ich niemals schlafen können, und das musste ich unbedingt. In Gegenwart von Mitch hatte ich nie Probleme mit dem Schlafen gehabt.

Also berichtete Maia mir von dem Mann, der die Christusfigur entworfen, und von dem jungen Bildhauer, in den sich ihre Urgroßmutter verliebt hatte, und …

Irgendwann drückte Maia mir einen Kuss auf die Stirn und schaltete das Licht aus.

»Wo willst du hin?« Ich packte ihren Arm.

»Nach Hause, Elektra. Du musst schlafen.«

»Maia, bitte geh nicht. Bleib noch ein bisschen. Und mach das Licht wieder an – ich hab Angst im Dunkeln.«

»Die hattest du früher nie.«

»Jetzt schon. Ich würde auch gern die Liebe finden wie du und Floriano und Izabela und Laurent.«

»*Chérie*, du bist gerade einmal sechsundzwanzig, ich hingegen bin Mitte dreißig, deutlich älter als du. Glaube mir, du hast noch genug Zeit, die Liebe zu finden.«

»Hoffentlich muss ich nicht noch Jahre darauf warten. Ich fühle mich so alt, Maia.«

»Bestimmt nicht.« Sie legte ihre kühle Hand auf meine Stirn. »Du musstest sehr schnell erwachsen werden, nicht wahr?«

»Mag sein.« Ich zuckte die Schultern.

»Du bist mutig und stark, Elektra.«

»Nein.« Ich schüttelte den Kopf. »Soll ich dir ein Geheimnis verraten?«

»Klar«, antwortete sie grinsend.

»Weißt du, warum ich als Kind so viel geschrien habe?«

»Nein, warum?«

»Weil ich nicht allein sein wollte, und das möchte ich nach wie vor nicht.«

»Vielleicht solltest du dir einen Mitbewohner oder eine

Mitbewohnerin suchen.«

»Wer würde schon mit mir zusammenleben wollen?«

»Elektra, sei nicht so streng mit dir selbst. Du bist das Idol von Millionen von Frauen in aller Welt. Ich würde gern mit dir in die Hügel hinter Rio fahren und dir die *fazenda* zeigen – das ist das portugiesische Wort für ›Farm‹ –, die ich von meiner Großmutter geerbt habe. Dort habe ich ein Zentrum für sozial benachteiligte Kinder aus den *favelas* eingerichtet. Wenn die dich sehen könnten, würden sie vermutlich glauben, sie träumen.«

»Ja, aber sie kennen mich nicht persönlich. Du hast dein Erbe genutzt, um anderen zu helfen. Ich tue nichts für andere.«

Maia seufzte.

Ich fühlte mich so niedergeschlagen, dass ich einfach nicht aus meinem Tief herausfand, und so schloss ich die Augen in der Hoffnung, endlich schlafen zu können.

* * *

Als ich am folgenden Morgen mit mörderischem Kopfweh aufwachte, griff ich nach meinen Schmerztabletten und spülte zwei mit einer Flasche Wasser hinunter. Ein Blick auf die Uhr verriet mir, dass es kurz nach sechs war. Ich bestellte Kaffee und köstliches ofenwarmes Käsegebäck beim Zimmerservice. Während ich darauf wartete, ließ ich vor meinem geistigen Auge die Ereignisse des Vortags Revue passieren. Bei der Erinnerung daran, wie ich mit Joaquim nackt auf der Terrasse getanzt hatte, wurde mir flau im Magen. Und bei der an Mariams und Maias Gesichter, als wir ins Wohnzimmer stolperten …

»Herrgott, Elektra«, stöhnte ich und quälte mich aus dem Bett, um zur Tür zu gehen und das Frühstück zu holen. Beim heißen Kaffee entsann ich mich des Weiteren, dass ich meiner Schwester gestanden hatte, Drogen genommen zu haben. Vermutlich war das keine große Überraschung für sie gewesen, wo sie mich doch high und splitterfasernackt mit diesem Kerl erwischt hatte. Und dann war da ihr Vorschlag gewesen, ich solle länger in Rio bleiben und

überlegen, ob ich nicht einen Entzug machen wolle.

Scheiße! Das war nicht gut. Und noch schlimmer: Mariam hatte sich offenbar mit ihr darüber unterhalten. In eine Klinik würde ich auf keinen Fall gehen! Gestern war einfach ein schlechter Tag gewesen, Punkt. Nein, ich würde nicht länger bleiben und mir von der heiligen Maia Vorträge halten lassen. Ich nahm den Hörer des Zimmertelefons in die Hand und wählte die Nummer von Mariam.

»Guten Morgen, Elektra, wie geht es dir?«

»Wunderbar«, log ich. Ob ich Mariam wohl jemals aus dem Schlaf reißen würde? »Ich will so schnell wie möglich nach New York zurück. Kümmerst du dich bitte um die Flüge?«

Kurzes Schweigen. »Gut. Ich dachte, du möchtest eine Weile hierbleiben und Zeit mit deiner Schwester verbringen?«

»Das war nur so eine Idee, Mariam. Ich muss zurück zum Big Apple.«

»Wie gesagt: Für dieses Wochenende steht nichts in deinem Terminkalender. Du könntest also bleiben …«

»Buch den nächstmöglichen Rückflug nach New York, ja? Meine Sachen sind gepackt; wir können jederzeit aufbrechen.«

Mariam schien zu begreifen, dass ich keine Lust auf Diskussionen hatte, und so befanden wir uns bereits eine Stunde später auf dem Weg zum Flughafen. Ich schickte Maia eine SMS, in der ich mich für den Abend bedankte und ihr mitteilte, dass wir uns im Juni zu der Gedenkfeier für Pa in Atlantis treffen würden.

Als der Flieger abhob, durchströmte mich ein Gefühl der Erleichterung darüber, entkommen zu sein. Niemand würde mich irgendwo einsperren. *Niemals.*

# VIII

Entsetzt darüber, wie sehr ich in Rio die Kontrolle verloren hatte, gab ich mir allergrößte Mühe, übers Wochenende clean zu bleiben. Ich trank Unmengen Wasser und bestellte mir eine Auswahl von Smoothies voll mit Vitamin C. Am ersten Tag zu Hause schaffte ich es bis Mittag ohne Wodka. Dann schenkte ich mir ein winziges Gläschen ein. Da ich wusste, dass ich gleich nachfüllen würde, wenn es mir nicht gelang, mich abzulenken, ging ich zum Joggen in den Central Park.

»Alles in Ordnung, Elektra?«, erkundigte sich Tommy, als ich auf dem Rückweg an ihm vorbeikam.

»Ja, danke. Und wie geht's Ihnen?«

»Danke der Nachfrage. Als Sie in Rio waren, hat eine Frau vorbeigeschaut, die Ihnen ziemlich ähnlich sieht.«

Ich verlangsamte meine Schritte. »Sagen Sie ihr doch bitte, falls sie wieder hier auftauchen sollte, dass ich nicht da sei, auch wenn ich zu Hause bin. Das ist wieder so eine Verrückte, die glaubt, mit mir verwandt zu sein.«

»Sie hatte tatsächlich große Ähnlichkeit mit Ihnen. Bis morgen, Elektra.«

In meiner Wohnung schälte ich mich aus den verschwitzten Joggingklamotten und wollte gerade duschen, als ich einen Anruf des Concierge erhielt.

»Ja?«

»Hallo, Miss d'Aplièse, für Sie wurden zwei Kartons abgegeben. Darf ich sie raufbringen lassen?«

»Ja, klar, aber bitte vergewissern Sie sich zuerst, dass kein Sprengstoff drin ist!«, sagte ich nur halb im Scherz.

Fünf Minuten später schoben der Portier und ein Helfer ein Wägelchen mit zwei großen Umzugskartons herein und stellten sie im Wohnzimmer ab.

»Wer hat die gebracht?«

»Ein Mann von einem Lieferservice. Den hat er mir außerdem gegeben.« Er reichte mir einen Umschlag. »Sollen wir Ihnen beim Auspacken helfen, Ma'am?«

»Nein, danke.«

Neugierig wie ein kleines Kind bei einem Geschenk hob ich den Deckel eines der Kartons an. Er war voll mit Kleidung – *meiner* Kleidung. Obenauf lag eine Schuhschachtel mit meiner Schlafmaske aus Seide, meinem Lippenbalsam, meinen Ohrstöpseln und meiner Sonnenbrille, und darunter steckte das dicke cremefarbene Papier von Pa Salts Brief.

Als ich ihn herausfischte, wurde mir klar, was diese Kartons bedeuteten: In ihnen befand sich alles, was ich in Mitchs Haus in Malibu zurückgelassen hatte. In dem Schuhkarton waren die Sachen aus dem Nachtkästchen neben dem Bett, das ich einmal mit ihm geteilt hatte und auf ewig weiter mit ihm hatte teilen wollen …

»Nein, Elektra! Du. Lässt. Dich. Nicht. Mehr. Von. Ihm. Verletzen. Nie. Mehr!«

Ich bat den Concierge, die Kartons wieder abholen zu lassen.

»Das Zeug können Sie Ihrer Frau oder Freundin schenken. Der Rest geht an eine karitative Einrichtung Ihrer Wahl«, teilte ich dem Portier mit, sobald das Wägelchen beladen war.

»Jawohl, Miss d'Aplièse. Danke.«

Ich trat mit dem Umschlag, den Mitch mir mit meinen Sachen geschickt hatte, und einem Streichholzheftchen in der Hand hinaus auf die Terrasse, wo ich Mitchs Notiz anzündete, ohne das Kuvert zu öffnen. Dann schenkte ich mir an meiner Hausbar einen Wodka-Tonic mit Eis ein. Nach diesem Schock hatte ich mir den verdient. Obwohl ich versuchte, mich auf das Positive zu konzentrieren – dass Pas Brief sich gefunden hatte –, stellte ich mir vor, wie Mitch von seiner Tournee heimgekommen war. Weil er wusste, dass seine Verlobte sich bald zu ihm gesellen würde, hatte er sämtliche Sachen von mir aus seinem Haus entfernt und mich aus seinem Leben gestrichen.

Ich trank einen großen Schluck und füllte das Glas auf. Solange ich die Finger vom Koks ließ, war alles in Ordnung, oder? Ich starrte

Pas Brief an, der wie eine tickende Zeitbombe auf dem Beistelltischchen lag.

»Soll ich dich aufmachen?«, fragte ich.

Da meine Schwestern mit ihren Briefen das Megalos gezogen zu haben schienen, nahm ich einen weiteren riesigen Schluck Wodka und riss ihn auf.

*Atlantis*
*Genfer See*
*Schweiz*

*Meine liebste Elektra …*

»Himmel!« Ich schluckte, Tränen traten mir in die Augen, bevor ich auch nur ein einziges Wort gelesen hatte.

*Ein Teil von mir fragt sich, ob Du diesen Brief je öffnen wirst. Vielleicht wirst Du ihn für später aufheben oder sogar verbrennen – ich weiß es nicht, denn Du bist die unberechenbarste von meinen Töchtern. Und seltsamerweise auch die verletzlichste, wie ich meine.*

*Mir ist klar, dass unsere Beziehung nie einfach war. Starke Persönlichkeiten ringen oft miteinander. Aber auch ihre Liebe ist besonders leidenschaftlich – eine weitere Gemeinsamkeit von uns beiden.*

*Zuerst möchte ich mich für unsere letzte Begegnung in New York entschuldigen, bei der keiner von uns in guter Verfassung war. Mir hat es sehr wehgetan, dass meine außergewöhnliche jüngste Tochter Drogen zu Hilfe nehmen musste, um ein Abendessen mit ihrem Vater durchzustehen. Du kennst ja meine Einstellung Drogen gegenüber. Ich kann nur hoffen und beten, dass Du Dir inzwischen vorgenommen hast, Deine Abhängigkeit zu bekämpfen. Wenn man als Vater oder Mutter zusehen muss, wie ein geliebtes Kind sich*

*selbst kaputtmacht, geht einem das an die Substanz. Letztlich kann nur ein einziger Mensch Dir helfen, Elektra, und der bist Du selbst.*

*Aber lassen wir das Thema. Ich möchte Dir erklären, warum ich Dir meinen Stolz auf Dich nicht so gut zeigen konnte, wie Du es Dir sicher gewünscht hättest. Doch zuerst Folgendes: Jedes Mal, wenn ich ein Foto von Dir in einer Zeitschrift entdeckte, war ich unglaublich stolz auf Deine Schönheit und Eleganz. Und auf Dein Können, denn mir ist klar, welch besondere Gabe nötig ist, um vor der Kamera gut auszusehen. Dazu kommt eine Geduld, die ich vermutlich nicht besäße und die ich auch von Dir nicht erwartet hätte! Irgendwie hast Du sie Dir angeeignet, und dafür bewundere ich Dich zutiefst.*

*Während Deiner Schulzeit war ich so frustriert über Dich, weil ich erkannte, wie klug Du bist, vielleicht die klügste von allen Schwestern. Ich kann nur hoffen, dass es Dir eines Tages gelingen wird, den Ruhm, den Du Dir errungen hast, mit dem Verstand zu kombinieren, mit dem Du geboren wurdest. Sobald Dir das gelingt, wird man mit Dir rechnen müssen. Dann sind Dir keine Grenzen mehr gesetzt – Du kannst zur Stimme derjenigen werden, die selbst keine haben. Meine schöne Tochter: Du hast das Zeug, etwas wirklich Großes zu schaffen.*

*Hoffentlich erklärt das, warum es mir oft schwergefallen ist, Dein Vater zu sein. Zu sehen, wie viel Potenzial ein Kind hat, und gleichzeitig beobachten zu müssen, dass dieses Kind nicht begreift, was ihm geschenkt wurde, kann höchst entmutigend wirken. Unter Umständen habe ich im Hinblick auf Dich versagt. Du hast mir nie erläutert, warum Du Dich im Internat so unwohl gefühlt hast. Vielleicht hätte ich Dir helfen können, wenn Du Dich mir anvertraut hättest, doch ich weiß ja, wie stolz Du bist.*

*Leider muss ich es Dir nun selbst überlassen herauszufinden, wer Du bist und zu welch unglaublichem Menschen Du heranreifen könntest. Allerdings werde ich nicht von Dir gehen, ohne Dir Hilfe anzubieten: Wie Du weißt, haben alle Schwestern einen Brief von mir mit Hinweisen auf ihre leiblichen Eltern erhalten. Dir kann ich lediglich den Namen und die Nummer Deiner Großmutter geben, die gar nicht weit von Dir entfernt wohnt. Sie gehört zu den erstaunlichsten Frauen, die ich das Glück hatte, kennenlernen zu*

*dürfen, und ich hätte ihre Gesellschaft gern länger genossen. Diese Information lege ich Dir mit einem Foto bei. Die Ähnlichkeit zwischen Dir und ihr ist unverkennbar, und ich bin sicher, dass Deine Großmutter Dir helfen wird, wenn ich es nicht mehr kann.*

*Liebste Elektra, ich versichere Dir, dass Dein Vater Dich stets von ganzem Herzen geliebt hat und immer lieben wird.*

*Pa Salt x*

Während ich blind den Brief anstarrte, trank ich noch einen Schluck Wodka. Dann nahm ich seufzend das Schwarz-Weiß-Foto aus dem Umschlag.

»O mein Gott!«

Einige Wochen zuvor hatte ich ein ähnliches Bild in Händen gehalten: gesandt von einer Frau, die behauptete, meine Großmutter zu sein.

Wir sahen uns tatsächlich sehr ähnlich. Soweit ich mich erinnerte, hatte Mariam gesagt, sie werde den Brief dieser »Großmutter« im Safe aufbewahren. Ich holte ihn, zog vorsichtig das Bild heraus und legte es neben das aus Pas Kuvert. Sie waren identisch.

Auf der Rückseite des Fotos aus Pas Umschlag standen eine Adresse und eine Handynummer. Ich überprüfte den Absender des zerknüllten Briefs, den Mariam so gut wie möglich geglättet hatte.

Auch er war identisch mit dem aus Pas Kuvert. Ich wandte mich dem Brief zu, der auf teurem Papier in derselben eleganten Handschrift wie die Adresse auf dem Umschlag geschrieben war.

*Apartment 1*
*28 Sidney Place*
*Brooklyn 11201*

*Meine liebe Miss d'Aplièse – oder darf ich Dich Elektra nennen?*

*Ich heiße Stella Jackson und bin Deine leibliche Großmutter.*

*Bestimmt erhältst Du viel Post und eine ganze Menge Bettelbriefe. Ich darf Dich beruhigen: Dieser gehört nicht dazu. Ich finde nur, dass es an der Zeit ist, mich Dir vorzustellen.*

*Du bist eine vielbeschäftigte Frau. Trotzdem glaube ich, es würde uns beiden zum Vorteil gereichen, wenn wir uns kennenlernen könnten. Dein Adoptivvater hat mich als »lebenden Hinweis« bezeichnet. Ich weiß nicht, ob mir diese Beschreibung gefällt, lege aber ein Foto von mir und Deiner Mutter bei. Du kannst mich unter der oben angegebenen Adresse erreichen; mein Handy ist Tag und Nacht eingeschaltet.*

*Ich freue mich auf eine Nachricht von Dir.*

*Mit besten Grüßen,*

*Stella Jackson*

Wer diese »Stella« auch immer sein mochte: Sie war gebildet. Ich selbst hätte mir schwergetan, einen solchen Brief zu formulieren. Ein bisschen klang er, als wollte sie ein Treffen mit einem ihr unbekannten Nachbarn in einer Wohnanlage bezüglich der Sanierung des Gemeinschaftseigentums organisieren. Nicht, sich ihrer verloren geglaubten Enkelin vorstellen, falls ich die wirklich war …

Doch sogar mir, der Zynikerin par excellence, wäre es ein bisschen zu viel Zufall gewesen, wenn diese Stella nicht die Frau war, die sie behauptete zu sein.

»Wow, ich habe eine echte Blutsverwandte!«, rief ich laut aus, sprang auf und begann, im Zimmer auf und ab zu laufen. »Und, Elektra …«, äffte ich den nasalen Tonfall meiner Therapeutin Theresa nach, »… welche Gefühle erzeugt es in Ihnen zu erfahren, dass Sie eine Blutsverwandte haben, die ganz in der Nähe wohnt?«

»Theresa, ich kenne sie ja nicht persönlich.«

»Wollen Sie sie denn kennenlernen?«

»Das habe ich noch nicht entschieden.«

»Lassen Sie sich Zeit mit der Entscheidung, denn das ist eine große Sache. Und Sie sollten sich gut auf diese Begegnung vorbereiten.«

»Wie meinen Sie das, Theresa? Dass ich sie vielleicht nicht mag?«

»Nein, es könnte nur gefährlich sein, einer solchen Begegnung zu viel Bedeutung beizumessen. Sie könnten enttäuscht werden.«

»Zerbrechen Sie sich darüber mal nicht den Kopf, denn ich *werde* mich gut vorbereiten, indem ich zuvor eine halbe Flasche Wodka trinke und ein paar Lines sniefe, das verspreche ich Ihnen.«

»Gute Idee, Elektra, bei dem Treffen sollten Sie entspannt sein …«

Kichernd trat ich an das Gefäß, in dem ich meinen Weißen Himmel aufbewahrte, und holte etwas von dem Koks heraus. Schließlich erfuhr ein Adoptivkind wie ich nicht jeden Tag von der Existenz einer leiblichen Großmutter.

»Was willst du den Rest des Tages und morgen machen, Elektra?«, fragte ich mich selbst. »In den nächsten vierundzwanzig Stunden ist dein Terminkalender nicht gerade voll, oder?«

»Das ließe sich ändern«, antwortete ich, »aber eigentlich will ich niemanden sehen.«

»Wie wär's mit Joaquim?«

»Der ist in Mexiko, schon vergessen? Und außerdem ist er ein schlimmer Junge.« Ich drohte meinem aufdringlichen Alter Ego spielerisch mit dem Finger.

Ich schaute mir die beiden Fotos von meiner Großmutter noch einmal genauer an und überlegte, ob das Kind auf ihren Armen tatsächlich meine Mutter sein konnte. Dann holte ich tief Luft und wählte die Nummer meiner Großmutter.

»Stella Jackson.«

»Hi. Mein Name ist Elektra d'Aplièse und …«

»Elektra! Soso …« Sie klang merkwürdig vertraut. Es dauerte eine Weile, bis ich merkte, dass das an ihrer Intonation lag, die der meinen sehr ähnlich war.

»Ich habe Ihre Nachrichten erhalten und wollte mich melden.«

»Das freut mich sehr. Wann können wir uns treffen?«

»Vielleicht … morgen?«

»Morgen geht nicht – morgen ist Sonntag. Wie wär's heute Abend? Ich kann doch nicht noch einen ganzen Tag warten, bis ich

meine Enkelin endlich persönlich kennenlerne, oder?«

»Okay.« Ich zuckte mit den Achseln. »Kommen Sie heute Abend bei mir vorbei. Passt Ihnen sieben?«

»Ja. Ich habe deine Adresse. Bis um sieben. Auf Wiedersehen, Elektra.«

»Äh, tschüs.«

Sie würde in etwas mehr als einer Stunde bei mir sein.

Ich lief nervös in der Wohnung hin und her. »Meine Großmutter – meine leibliche Großmutter – besucht mich heute Abend. Nur nicht aufregen, nicht aufregen. Himmel, wie konnte das passieren?«

*Die gute Nachricht ist immerhin*, dachte ich, während ich hektisch aufräumte und die letzten Spuren weißen Pulvers von dem Beistelltischchen blies, *dass ich wegen Mitch und den Kartons nicht völlig die Fassung verloren habe*. Das hätte meine Therapeutin einen echten Meilenstein genannt. Nachdem ich so gut wie möglich Ordnung geschaffen hatte, betrat ich meinen begehbaren Kleiderschrank. Was sollte eine Enkelin beim ersten Treffen mit ihrer Großmutter tragen? Ich nahm eine Tweedjacke von Chanel heraus, die ich leger mit einer Jeans kombinieren konnte.

»Du bist in deiner Wohnung, Elektra, und da ist es warm, weil die Sonne durch die Fenster scheint.«

Am Ende entschied ich mich für die Jeans und ein schlichtes weißes T-Shirt sowie ein Paar flache Schuhe von Chanel, um das Outfit aufzuwerten. Anschließend ging ich in die Küche. Alte Menschen tranken Tee, nicht wahr? Ich suchte in den Schränken herum, aber in einem sündhaft teuren, ultramodernen New Yorker Mietpenthouse waren Teekannen nicht vorgesehen.

»Sie wird dich so nehmen müssen, wie du bist, Elektra. Was bedeutet, dass du ihr Wasser oder einen Wodka-Tonic anbietest«, fügte ich schmunzelnd hinzu.

Ich spielte mit dem Gedanken, Mariam anzurufen, damit sie ein Teeservice und Kuchen organisierte, doch aus einem mir unerklärlichen Grund wollte ich nicht, dass sie von meiner Zusammenkunft mit Stella Jackson erfuhr. Ich wollte ein Geheimnis – von der positiven Sorte.

Mehr Zeit zum Nachdenken blieb mir nicht, weil der Concierge mir mitteilte, dass eine Ms Jackson bei ihm warte, und mich fragte, ob er sie heraufschicken dürfe.

»Ja, natürlich.« Wieder lief ich mit wild klopfendem Herzen in der Wohnung auf und ab. Als es klingelte, holte ich tief Luft und versuchte, nicht darüber nachzudenken, was dieser Besuch für mich bedeutete. Was, wenn ich die Frau nicht mochte? Meine Schwestern hatten mithilfe ihrer Briefe ihre jeweiligen Verwandten und ihr Glück gefunden, aber für mich wäre es typisch, wenn ich meine Großmutter nicht leiden konnte, dachte ich, als ich die Tür öffnete.

»Hi.« Gewohnt, für die Kamera zu lächeln oder den Ausdruck auf mein Gesicht zu zaubern, der von mir verlangt wurde, lächelte ich ganz automatisch.

»Hallo, Elektra. Ich bin Stella Jackson, deine Großmutter.«

»Kommen Sie herein.«

»Herzlichen Dank.«

Als sie vor mir herging, meinte ich, das heftigste Déjà-vu-Erlebnis meines Lebens zu haben. Tommy hatte nicht übertrieben mit seiner Behauptung, sie ähnle mir sehr. Mir kam es vor, als schaute ich in den Spiegel, aus dem mir ein älteres Ich entgegenblickte.

»Sie sehen so jung aus!«, rutschte es mir heraus.

»Danke. Ich bin fast achtundsechzig.«

»Wow! Ich hätte Sie auf höchstens fünfundvierzig geschätzt. Nehmen Sie Platz.«

»Danke.« Sie schaute sich um. »Tolle Wohnung.«

»Ja, sie liegt sehr günstig.«

»Ich habe früher auf der anderen Seite des Parks gewohnt. Die Gegend ist gut und sicher.«

»Sie haben an der Upper East Side gewohnt?«, fragte ich erstaunt.

Sie trug eine teure Bluse und eine klassische schwarze Hose. Um den schlanken Hals hatte sie einen Schal geschlungen, der höchstwahrscheinlich von Hermès stammte, und ihre Haare waren im kurzen Afrolook geschnitten. Sie strahlte natürliche Eleganz und Schönheit aus und wirkte wohlhabend.

»Ja, eine Weile.«

Mir fiel auf, dass sie mich genauso intensiv musterte wie ich sie.

»Wie groß bist du?«, erkundigte sie sich.

»Circa eins dreiundachtzig.«

»Dann bin ich größer als du!«, rief Stella erfreut aus. »Ich bin eins fünfundachtzig.«

»Möchten Sie etwas trinken?«

»Nein, danke.«

»Gut. Ich hole mir etwas.« Ich trat an die Bar und tat so, als könnte ich die Flasche nicht finden, bevor ich sie schließlich nahm, etwas von dem Wodka in ein Glas goss und Tonicwater hinzugab.

»Du magst Wodka?«, fragte sie.

»Manchmal ja. Und Sie?« Ich trank einen Schluck.

»Alkohol hat mir nie geschmeckt.«

»Aha.« Mehr fiel mir dazu nicht ein. »In Ihrem Brief schreiben Sie, Sie wollten mich kennenlernen.«

»Ja.«

»Warum?«

Sie schaute mich eine Weile unverwandt an, bevor sie den Mund zu einem Lächeln verzog. »Du fragst dich vermutlich, was ich möchte. Ob ich an deinem Ruhm und Reichtum teilhaben will, oder?«

Ich spürte, wie mir das Blut ins Gesicht schoss. Die Frau kam schnell auf den Punkt.

*Und an wen erinnert dich das, Elektra …?*

»Ja, ehrlich gesagt schon.« Ich beschloss, den Teufel mit dem Beelzebub auszutreiben.

»Ich kann dir versichern, dass ich nicht hier bin, um dich um Geld anzubetteln. Ich habe selbst genug.«

»Gut.« Sie sprach reinstes Ostküstenamerikanisch der gebildeten Schicht, mit anderen Worten: Sie hatte Klasse.

»Willst du mir nun die große Frage stellen?«

»Und die wäre?« Ich zuckte die Schultern. »Es gäbe so viele.«

»Vielleicht die, woher du stammst?«

»Das wäre für den Anfang nicht schlecht«, pflichtete ich ihr bei

und versuchte, nur einen kleinen Schluck Wodka zu nehmen, trank dann aber doch einen großen.

»Du stammst von einer langen Reihe von Prinzessinnen beziehungsweise dem kenianischen Äquivalent ab.«

»Kenia ist in Afrika, oder?«

»Ja, genau.«

»Sind Sie dort geboren?«

»Ja.«

»Und wie sind Sie – oder wie ist meine Mom – in Harlem gelandet?«

»Das ist eine lange Geschichte.«

»Die würde ich gern hören, wenn Sie bereit wären, sie mir zu erzählen.«

»Ja, allerdings nur, wenn du endlich du zu mir sagst.«

»Okay.«

»Der Geschichte wegen bin ich ja hergekommen. Aber zuvor hätte ich gern ein Glas Wasser.«

»Ich hol's dir.« Als ich aufstand und in die Küche ging, um eine Flasche Wasser aus dem Kühlschrank zu nehmen, schwirrte mir der Kopf, wenn auch nicht vom Wodka. Die Frau im Wohnzimmer war ganz anders, als ich sie mir vorgestellt hatte, weshalb mich eine Frage besonders beschäftigte: Wieso war ich, wenn sie so wohlhabend zu sein schien, adoptiert worden? Und wo und wer war meine Mutter?

Als ich ihr das Glas gab, bedankte Stella sich und trank einen Schluck. »Setz dich doch.«

Ich tat ihr zögernd den Gefallen.

»Du siehst aus, als hättest du Angst, Elektra. Oder täusche ich mich?«

»Mag sein«, gab ich zu.

»Das kann ich verstehen. Es ist lange her, dass ich diese Geschichte das letzte Mal erzählt habe, also musst du Geduld mit mir haben, ja?«

»Ja, natürlich.«

»Wo soll ich anfangen?«

Ich beobachtete, wie meine Großmutter mit den Fingern auf

ihren Oberschenkel trommelte. Diese Geste war mir sehr vertraut, das machte ich beim Nachdenken auch. Meine letzten Zweifel daran, dass diese Frau mit mir verwandt war, verflüchtigten sich.

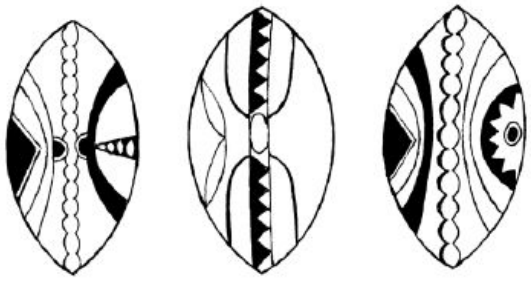
»Pa hat immer gesagt, man soll von vorn beginnen.«

Stella schmunzelte. »Da hatte dein Pa völlig recht. Also dann …«

CECILY

*New York*

Silvester 1938



Kenianische Büffelleder-
kriegsschilde der Massai

# IX

»Cecily, Schätzchen, wieso liegst du auf dem Bett? Wir brechen in einer halben Stunde zu dem Fest auf.«

»Ich komme nicht mit, Mama, das habe ich dir doch beim Mittagessen gesagt.«

»Und ich habe dir gesagt, du musst mitkommen. Soll sich denn ganz Manhattan das Maul darüber zerreißen, dass du heute Abend nicht dabei warst?«

»Ich mache mir nichts aus Klatsch. Außerdem gibt es meiner Ansicht nach weitaus interessantere Themen als mich und meine aufgelöste Verlobung.« Cecily Huntley-Morgan wandte sich dem Buch in ihrer Hand zu und las weiter in *Der große Gatsby*.

»Dir mag das einerlei sein, junge Dame, aber mir wäre es peinlich, wenn die Leute denken, meine Tochter verkriecht sich an Silvester zu Hause, weil ihr Verlobter ihr das Herz gebrochen hat.«

»Ich verkrieche mich tatsächlich an Silvester, weil er mir das Herz gebrochen hat, Mama.«

»Hier, trink.«

Dorothea Huntley-Morgan hielt ihrer Tochter ein bis oben hin gefülltes Champagnerglas hin. »Lass uns das neue Jahr gemeinsam begrüßen. Und leer das Glas mit einem Zug, ja?«

»Ich bin nicht in der Stimmung …«

»Das spielt keine Rolle, Schätzchen. An Silvester trinken alle Champagner, egal, ob sie in der Stimmung sind oder nicht.« Dorothea prostete ihr zu.

»Nur wenn du mich dann in Ruhe lässt.«

»Auf das Jahr 1939 und was es bringen mag!«

Dorothea stieß mit ihrer Tochter an.

Widerwillig leerte Cecily ihr Glas. Die Kohlensäure verursachte ihr Übelkeit – wahrscheinlich weil sie in den vergangenen Tagen nicht viel mehr als ein wenig Suppe gegessen hatte.

»Wenn du dich nicht dagegen sträubst, wird es ein gutes Jahr.«

Cecily ließ sich an den Busen ihrer Mutter drücken. Der Geruch ihres Atems verriet ihr, dass dies nicht ihr erstes alkoholisches Getränk an jenem Nachmittag war. Und alles nur Cecilys wegen: Jack Hamblin hatte ihre kurze Verlobung zwei Tage vor Weihnachten aufgelöst, während sich die Familie in ihrem Haus in den Hamptons aufhielt. Sie und Jack kannten sich seit ihrer Kindheit; den Hamblins gehörte eines der Nachbaranwesen in Westhampton. Sie verbrachten stets die Sommer miteinander, und Cecily war, solange sie denken konnte, in ihn verliebt gewesen, selbst als er ihr mit sechs Jahren am Strand einen Krebs überreichte, der sie prompt in den Finger kniff, sodass ihr Badeanzug von oben bis unten voller Blut war. Damals hatte sie ihm ihre Tränen nicht gezeigt, und auch fast siebzehn Jahre später weinte sie nicht, als er ihr mitteilte, er könne sie nicht heiraten, weil er eine andere liebe.

Sie hatte Gerüchte über Patricia Ogden-Forbes gehört – wer in der besseren Gesellschaft von New York hätte das nicht? Patricia war aus Chicago, die einzige Tochter und Alleinerbin einer immens reichen Familie, und seit ihrer Ankunft in Manhattan in der Weihnachtszeit Stadtgespräch. Jack – wie Dorothea ihrer Tochter und jedem, der es hören wollte, gern ins Gedächtnis rief, ein entfernter Verwandter der Vanderbilts – hatte sich offenbar Hals über Kopf in Miss Ogden-Forbes verliebt. Und umgehend seine bevorstehende Hochzeit mit Cecily abgesagt.

»Patricia kann keine anständige Herkunft vorweisen, Liebes«, flüsterte Cecilys Mutter ihr ins Ohr. »Sie ist und bleibt die Tochter eines Schlachthofarbeiters.«

*Und du bist die Tochter eines Zahnpastaherstellers …*, dachte Cecily, ohne es auszusprechen.

Dass die sogenannte High Society in Amerika aus Händlern und Bankern bestand, beschäftigte Cecily schon seit Längerem. Hier herrschte der Geldadel, nicht die Schicht mit dem blauesten Blut. Im Land der großen Freiheit gab es keine Lords, Herzöge oder Prinzen.

»Komm mit zu dem Fest, Cecily! Meinetwegen nur ein Stündchen oder zwei, wenn du es nicht länger aushältst«, bettelte Dorothea.

»Vielleicht. Aber *sie* wird auch da sein, und zwar mit ihm.«

»Ja, Liebes, doch du bist eine Morgan, und wir Morgans sind stark und blicken unseren Feinden mutig ins Auge!« Dorothea hob das Kinn ihrer Tochter an. »Du schaffst das. Ich habe Evelyn gebeten, dein grünes Satinkleid zu dämpfen, und leihe dir die Cartier-Halskette meiner Mutter. Du wirst die Sensation des Balls sein – und wer weiß, was dich sonst noch dort erwartet.«

Eine demütigende Erfahrung, wenn ihr Exverlobter seine reiche Chicagoer Schönheit der Crème de la crème der New Yorker Gesellschaft im Ballsaal des Waldorf Astoria präsentierte, das war Cecily klar. Aber ihre Mutter hatte recht: Cecily mochte so manches sein, feige war sie nicht.

»Gut, Mama«, seufzte sie. »Ich gebe mich geschlagen.«

»Na, siehst du! Ich bitte Evelyn, dir dein Kleid zu bringen, dir die Haare zu machen und ein Bad einzulassen. Du riechst nicht eben gut, Liebes.«

»Herzlichen Dank für das Kompliment, Mama.« Cecily zuckte mit den Achseln. »Ich brauche mehr Champagner«, rief sie Dorothea nach, als diese ihr Zimmer verließ, »jede Menge Champagner!« Sie legte ihr Lesezeichen in den *Großen Gatsby* und schüttelte den Kopf über die absurde Vorstellung, Liebe – und ein großes Haus – könne sämtliche Hindernisse überwinden.

Cecily hatte beides. Und wusste, dass das nicht reichte.

* * *

Zum Glück war der Ballsaal des Waldorf Astoria so riesig, dass man das Gefühl hatte, den Oregon Trail bewältigen zu müssen, um auf die andere Seite zu gelangen. Von der hohen Decke hing ein glitzernder Lüster, und auf den Balkonen schimmerten Lichter. Gespräche und Lachen wurden durch den dicken roten Teppich gedämpft, auf der Bühne vor dem hochglanzpolierten Tanzboden am einen Ende des Saals stimmten die Musiker ihre Instrumente. Die Tische waren mit feinem Leinen und Porzellan, funkelnden

Kristallgläsern und üppigen Blumenarrangements geschmückt. Als ein Kellner mit einem Tablett voller Champagnergläser vorüberging, ergriff Cecily eines mit schweißnasser Hand.

Natürlich war alles da, was in New York Rang und Namen hatte. *Allein der Schmuck der Frauen würde ausreichen, um ein Land zu erwerben, in dem sich die unzähligen Armen dieser großen Nation unterbringen ließen*, dachte Cecily, als sie ihre Platzkarte auf einem der Tische entdeckte und sich setzte. Sie war froh, auf eine Wand zu blicken und nicht in den Abgrund drohender Demütigung hinter sich. Von der anderen Seite aus hätte sie nur Ausschau nach Jack und Patricia gehalten …

»Schau mal, wer da ist, Liebes!«, hörte Cecily Dorothea sagen.

Als Cecily den Blick hob, schaute sie in die Augen einer der bekanntesten Schönheiten New Yorks: Kiki Preston. Und als diese sie umarmte, schienen Cecily die Pupillen ihrer Patentante geweitet zu sein.

»Deine Mama hat mir erzählt, was passiert ist. Mach dir mal keine Gedanken: Einen wie den findest du leicht wieder.« Kiki zwinkerte Cecily zu und sank, eine Hand auf der Rückenlehne von Cecilys Stuhl, leicht schwankend auf den neben ihr, wo sie eine Zigarettenspitze aus Elfenbein aus ihrer Handtasche holte.

Cecily, die ihrer Patentante seit ihrem zwölften oder dreizehnten Lebensjahr nicht mehr begegnet war, konnte die Frau nur anstaunen, die, wie sie von ihrer Mutter wusste, einmal eine Liaison mit einem britischen Thronfolger gehabt hatte. Obwohl Kiki schon lange in Afrika lebte, war ihre Haut nach wie vor so hell und schimmernd wie die Perlenkette um ihren schlanken Hals, die den fließenden Stoff ihres rückenfreien Chanel-Kleids gut zur Geltung brachte. Die dunklen Haare trug sie aus dem Gesicht gekämmt, was ihre hohen Wangenknochen und ihre Stirn sowie ihre intensiv grünen Augen betonte.

»Ist es nicht wundervoll, deine Patentante nach so langer Zeit wiederzusehen?«, fragte Dorothea begeistert. »Kiki, du hättest mir mitteilen sollen, dass du nach Manhattan kommst, dann hätte ich ein Fest für dich gegeben.«

»Das wäre wohl eher so etwas wie eine Totenwache

geworden«, murmelte Kiki und stieß eine dünne Rauchwolke aus. »So viele Todesfälle … Ich bin hier, um mit Anwälten zu sprechen …«

»Ich weiß, meine Liebe.« Dorothea setzte sich neben Kiki und nahm ihre Hand. »Die letzten Jahre müssen grässlich für dich gewesen sein.«

Als Cecily beobachtete, wie ihre Mutter dieses exotische Wesen tröstete, empfand sie ironischerweise zum ersten Mal seit Tagen so etwas wie Hoffnung für sich selbst. Kiki hatte eine Reihe von Verwandten, darunter ihren Gatten Jerome, durch eine Serie tragischer Ereignisse verloren. Obwohl Cecily Kiki trotz ihrer bestimmt schon vierzig Jahre für die schönste Frau hielt, die sie kannte, war ihre Patentante der lebende Beweis dafür, dass Schönheit nicht notwendigerweise mit Glück und Zufriedenheit einherging.

»Neben wem sitzt du beim Essen?«, fragte Dorothea Kiki.

»Ich habe nicht die geringste Ahnung. Bestimmt sind meine Tischnachbarn sterbenslangweilig. Eigentlich würde ich am liebsten bei euch bleiben.«

»Gern. Ich sage einem Kellner, dass er hier für dich aufdecken soll.« Ihre Mutter eilte davon.

Kiki wandte sich Cecily zu und streckte ihr die Hand hin. Als Cecily sie ergriff, stellte sie fest, dass Kikis lange, schmale Finger trotz der Wärme in dem Raum eiskalt waren.

»Gut, dass du den Mumm aufgebracht hast, heute Abend herzukommen.« Kiki drückte ihre Zigarette in einem Aschenbecher aus. »Ich mache mir aus keinem einzigen der Anwesenden in diesem Raum etwas. Weißt du, letztlich ist nichts real«, seufzte sie, nahm das Glas Champagner, das Dorothea auf dem Tisch abgestellt hatte, und leerte es. »Wie meine Freundin Alice immer sagt: Am Ende zerfallen wir alle zu Staub, egal wie viele Scheißbrillanten uns gehören.« Kiki richtete den Blick in die Ferne, als wollte sie damit die Mauern des Waldorf Astoria durchdringen.

»Wie ist Afrika?«, erkundigte sich Cecily, die das Gefühl hatte, dem Gespräch eine andere Richtung geben zu müssen.

»Majestätisch, furchteinflößend, geheimnisvoll und

unergründlich. Ich besitze ein Haus am Ufer des Naivasha-Sees in Kenia. Morgens beim Aufwachen sehe ich Nilpferde darin schwimmen und Giraffen zwischen den Bäumen hindurchlugen …« Kiki lachte tief und kehlig. »Du solltest mich mal besuchen, dann kommst du aus dieser klaustrophobischen Stadt heraus und erkennst, wie die Welt wirklich ist.«

»Das würde ich gern eines Tages.«

»›Eines Tages‹ gilt nicht, Schätzchen. Nur das Jetzt, diese Sekunde, zählt.« Sie griff nach ihrer Abendtasche, die mit zahllosen winzigen funkelnden Brillanten geschmückt zu sein schien. »Wenn du mich entschuldigen würdest: Ich muss zur Toilette. Bin gleich wieder da.«

Kiki erhob sich und schlängelte sich zwischen den Tischen hindurch. Sie erinnerte Cecily an Daisy Buchanan, die Frau, die Jay Gatsby im *Großen Gatsby* anhimmelt, der Inbegriff der schicken Zwanzigerjahre-Frau. Doch jetzt waren nicht mehr die wilden Zwanziger, auch wenn Cecilys Mutter und ihre Freundinnen noch immer so lebten, als befänden sie sich in jener herrlich verrückten Zeit nach dem Krieg. Außerhalb dieses Ballsaals kämpfte das andere Amerika gegen die Folgen der Großen Depression. Cecilys einzige persönliche Erfahrung damit war, dass ihr Vater nach dem Crash an der Wall Street an der Schulter ihrer Mutter geweint hatte, weil ein guter Freund von ihm aus dem Fenster gesprungen war. Daraufhin hatte Cecily ihrer Haushälterin Mary die Zeitung ihres Vaters abgenommen, bevor diese sie in den Müll werfen konnte, und sich bemüht, fürderhin auf dem Laufenden zu bleiben. Seltsamerweise wurde das Thema in Spence, der privaten Mädchenschule, die sie besuchte, niemals erwähnt, obwohl sie ihre Lehrer mehrfach danach fragte. Nach dem Abschluss hatte Cecily ihren Vater Walter angefleht, sie Wirtschaft am Vassar-College studieren zu lassen, und ihm erklärt, zwei ihrer Freundinnen mit aufgeschlosseneren Eltern dürften ans Pembroke College der Brown University. Zu ihrer Überraschung hatte Walter ihrem Vorschlag mit dem College zugestimmt, war jedoch gegen ihre Hauptfachwahl gewesen.

»Wirtschaft?« Er hatte stirnrunzelnd einen großen Schluck von

seinem Lieblingsbourbon getrunken. »Meine liebe Cecily, die ist Männersache. Warum nicht Geschichte? Das Fach ist nicht so anstrengend, und du hast immer Gesprächsstoff mit den Freunden und Kollegen deines zukünftigen Ehemannes.«

Weil sie begriff, dass er ihr einen Kompromiss anbot, hatte sie seinem Wunsch entsprochen und Wirtschaft als Nebenfach gewählt. Algebra, Statistik und Miss Newcomers allseits geliebter Kurs Wirtschaft 105 machten ihr großen Spaß, und inmitten anderer intelligenter Frauen fühlte sie sich in den holzverkleideten Räumen pudelwohl.

Wieso war sie nun wieder in ihrem früheren Zimmer in ihrem Elternhaus an der Fifth Avenue, ohne Hoffnung auf die Zukunft? Cecily, die nach wie vor allein am Tisch saß, sah sich im Ballsaal nach ihrer Mutter um und trank einen Schluck Champagner, um ihre trüben Gedanken zu verscheuchen.

Im Sommer hatte Cecily in den Hamptons ihr Glück kaum fassen können, als Jack um sie zu werben anfing, sich bei den üblichen kleinen Einladungen stets zu ihr gesellte, darauf bestand, dass sie mit ihm Tennis spielte, und sie mit Komplimenten und Geschenken überhäufte, die sie gleichermaßen verwirrten und erfreuten. Ihre Eltern hatten seine Bemühungen wohlwollend aus der Ferne beobachtet und zweifelsohne bereits über eine mögliche Verlobung getuschelt. Im September hatte Jack Cecily schließlich einen Heiratsantrag gemacht, ausgerechnet während des grässlichen Hurrikans, der Long Island fast ohne Vorwarnung heimsuchte. Cecily erinnerte sich nur zu gut an jenen schrecklichen Nachmittag, an dem Jack, seine Familie und ihre Bediensteten bleich bei den Huntley-Morgans um Schutz vor dem heftigen Sturm baten. Das Haus der Hamblins in Westhampton Beach lief Gefahr, überflutet zu werden, während das Anwesen von Cecilys Familie sich weiter landeinwärts und höher befand und obendrein einen geräumigen Keller besaß. Als sie alle darin kauerten, der Hurrikan über ihnen wütete, Dachschindeln herunterriss und Bäume entwurzelte, hatte Jack Cecily beiseitegenommen und an sich gedrückt.

»Meine liebste Cecily«, hatte er geflüstert, »Momente wie

dieser rufen uns ins Gedächtnis, wie verdammt kurz das Leben sein kann … Willst du mich heiraten?«

Sie hatte ihn verblüfft angesehen. »Das kann nicht dein Ernst sein, Jack!«

»O doch. Bitte, Liebes, sag Ja.«

Natürlich hatte sie Ja gesagt. Eigentlich hätte sie ahnen müssen, dass alles zu schön war, um wahr zu sein, doch ihr Erstaunen darüber, dass er *sie* auserwählte, verbunden mit der innigen Liebe, die sie seit jeher für ihn empfand, hatte ihr Urteilsvermögen getrübt und ihr die Vernunft geraubt. Kaum drei Monate später war die Verlobung nun abgeblasen, und sie saß am Silvesterabend allein da.

»Cecily! Du bist tatsächlich gekommen! Das hätte ich nicht gedacht.«

Cecily wurde von ihrer jüngsten Schwester Priscilla, die plötzlich vor ihr stand, aus ihren Gedanken gerissen. Priscilla trug ein prächtiges roséfarbenes Abendkleid aus Seide, die blonden Haare fielen ihr in perfekt ondulierten Wellen auf die Schulter. Sie ähnelte ihrem großen Vorbild Carole Lombard und imitierte deren Stil, so gut sie konnte. Leider war Priscillas Gatte Robert kein Clark Gable und kleiner als seine Frau, wenn diese hohe Absätze trug. Er streckte Cecily seine kleinen, schweißnassen Hände hin.

»Liebste Schwägerin, ich spreche dir mein Bedauern über deinen Verlust aus«, Cecily verkniff es sich zu erwidern, dass Jack ja noch unter den Lebenden weile, »und wünsche dir trotzdem ein gutes neues Jahr.«

Cecily ließ es über sich ergehen, dass er sie an den Schultern fasste und sie ziemlich feucht auf beide Wangen küsste. Wie konnte Priscilla es nur ertragen, im selben Bett wie dieser hässliche dünne Mann zu schlafen, dessen teigiger Teint sie an abgestandenes Porridge erinnerte?, fragte sich Cecily.

*Vielleicht liegt sie ja bloß da und zählt das Geld, das er auf der Bank hat …*

Hinter Priscilla tauchte ihre mittlere Schwester Mamie auf, die mit ihren einundzwanzig Jahren lediglich dreizehn Monate jünger war als Cecily. Mamie, die stets wenig Busen und eine knabenhafte

Figur gehabt hatte, war durch sieben Monate Schwangerschaft wie verwandelt. Ihr blaues Satinkleid betonte subtil ihre volleren Brüste und ihren Bauch.

»Hallo, Liebes.« Mamie küsste Cecily auf beide Wangen. »Wie schön du aussiehst, wenn man bedenkt, was du gerade durchmachst!«

Cecily war sich nicht sicher, ob sie das als Kompliment oder als Beleidigung auffassen sollte.

»Findest du nicht auch, Hunter?«, fragte Mamie ihren Mann, der sie, anders als Robert, samt und sonders überragte.

»Sie sieht wirklich toll aus«, pflichtete Hunter ihr bei und umarmte Cecily so fest, dass es sich eher wie ein Tackling im Football anfühlte.

Cecily mochte Hunter ausgesprochen gern – als Mamie ihn im vergangenen Jahr ihren Eltern vorstellte, hatte sie sich sogar ein wenig in ihn verliebt. Er war blond, hatte haselnussbraune Augen und ebenmäßige weiße Zähne sowie einen Summa-cum-laude-Abschluss von Yale und arbeitete in der Familienbank seines Vaters. Hunter war intelligent und von angenehmer Erscheinung und verdiente sich seinen Lebensunterhalt immerhin selbst, obwohl Mamie erzählte, er scheine ziemlich viel Zeit beim Lunch mit Kunden im Union Club zu verbringen. Cecily hoffte, an diesem Abend beim Essen neben ihm zu sitzen. Dann konnte sie ihn fragen, welche Auswirkungen Hitlers Annektierung des Sudetenlandes auf die amerikanische Wirtschaft habe.

»Meine Damen und Herren! Würden Sie bitte Ihre Plätze zum Essen einnehmen?«, war eine Stimme aus dem vorderen Teil des Ballsaals zu vernehmen.

»Du kommst gerade zur rechten Zeit, Papa«, begrüßte Cecily ihren Vater, als Walter Huntley-Morgan II. auf ihren Tisch zumarschierte.

»Ich bin in der Lobby von Jeremiah Swift aufgehalten worden, dem vermutlich langweiligsten Mann von Manhattan.« Walter schenkte Cecily ein freundliches Lächeln. »Wo sitze ich denn?«, erkundigte er sich.

»Auf der anderen Seite, neben Edith Wilberforce«, antwortete

Cecily.

»Der vermutlich langweiligsten Frau von Manhattan. Egal, deine Mutter behauptet ja, sie zu mögen. Du schaust übrigens sehr hübsch aus«, fügte er mit einem liebevollen Blick auf seine älteste Tochter hinzu. »Mutig von dir zu kommen, und Mut imponiert mir.«

Cecily lächelte ihrerseits matt, als er sich von ihr entfernte, um den ihm zugewiesenen Platz einzunehmen. Sie fand ihn nach wie vor sehr attraktiv – in seinen blonden Haaren glänzten nur wenige graue Strähnen, lediglich ein kleiner Bauch verriet sein Alter. Die Huntley-Morgans galten als »attraktive« Familie, auch wenn Cecily sich wie das hässliche Entlein darin vorkam. Angesichts Priscillas blonder Haare und blauer Augen, die sie vom Vater hatte, und Mamies Aussehen, das nach der Mutter ging, fühlte Cecily sich mit ihrer Mähne widerspenstiger mausbrauner Locken und den fahlblauen Augen an guten Tagen und grauen an schlechten sowie den Sommersprossen auf der Nase, die sich in der Sonne vermehrten, manchmal wie ein Kuckuckskind. Und ob ihrer Größe von wenig mehr als eins fünfzig und ihres schmalen, ihrer Ansicht nach fast schon dürren Körpers kam sie sich im Vergleich zu ihren selbstsicheren, klassisch schönen Schwestern oft klein und unbedeutend vor.

»Hast du Kiki gesehen, Cecily?«, fragte Dorothea sie, die ihren Platz drei Stühle von ihrer Tochter weg einnahm.

»Nicht, seit sie zur Toilette gegangen ist«, antwortete Cecily.

Als die Shrimps-Vorspeise serviert wurde, blieb der eigens für Kiki gedeckte Platz leer.

*Genau das hat mir noch gefehlt – ein leerer Stuhl neben mir …*

Da beugte Hunter sich zu ihr herüber. »Wenn sie nicht aufkreuzt, rutsche ich nach.«

»Danke.« Cecily trank einen großen Schluck von dem Wein, den einer der Kellner gerade eingeschenkt hatte. Es würde ein langer Abend werden, das war ihr klar.

Als Kiki nach einer Stunde noch immer nicht zurück war, wurde ihr Gedeck entfernt, und Hunter setzte sich neben Cecily. Sie unterhielten sich ausführlich über die Lage in Europa. Hunter glaubte aufgrund der Absprachen des britischen Premierministers mit Hitler

nicht, dass es Krieg geben würde.

»Andererseits ist Hitler unberechenbar, was die Märkte wieder in Aufruhr bringt, gerade als sie sich zu beruhigen begannen.« Hunter beugte sich näher zu ihr. »Natürlich gibt es mehr als genug Leute, die sich bei dem Gedanken an einen Krieg in Europa die Hände reiben.«

»Tatsächlich?« Cecily runzelte die Stirn. »Warum das?«

»Für Kriege werden Gewehre und Munition benötigt, und Amerika stellt besonders gute her.«

»Bist du sicher, dass Amerika nicht hineingezogen wird?«

»Ziemlich. Nicht einmal Hitler würde auf die Idee verfallen, die Vereinigten Staaten von Amerika annektieren zu wollen.«

»Es fällt mir schwer zu glauben, dass irgendjemand sich Krieg wünschen kann.«

»Kriege machen Menschen – und damit Länder – reicher, Cecily. Hier in Amerika hat der Krieg eine Menge neuer Milliardäre hervorgebracht. Alles ist ein ewiger Kreislauf. Was aufsteigt, muss auch wieder fallen, und umgekehrt.«

»Findest du das nicht reichlich deprimierend?«

»Schon, doch ich hoffe, dass die Menschen irgendwann aus ihren Fehlern lernen, auch wenn Europa erneut am Rande eines Krieges steht.« Hunter seufzte. »Man darf das Vertrauen in die Menschheit nicht verlieren. Vielleicht«, fügte er hinzu, als die Band zu spielen anfing und die Gäste sich auf die Tanzfläche begaben, »ist Silvester der einzige Abend, an dem wir unsere Sorgen vergessen und feiern sollten. Lust auf ein Tänzchen?« Er erhob sich und streckte Cecily die Hand hin.

»Gern«, antwortete sie lächelnd.

Zehn Minuten später saß Cecily wieder auf ihrem Stuhl an dem verwaisten Tisch. Alle Männer tanzten mit ihren Partnerinnen, und noch schlimmer: Cecily hatte neben ihrem früheren Verlobten den Schimmer eines atemberaubend schönen silberfarbenen Kleides und darunter ein Paar langer, wohlgeformter Beine vorbeischweben sehen.

Obwohl Cecily nicht rauchte, nahm sie eine Zigarette aus dem Päckchen, das jemand auf dem Tisch vergessen hatte, und zündete

sie an, nur um beschäftigt zu sein. Wie einsam man sich in einem Raum voller Leute fühlen konnte!, dachte sie und wollte gerade ein Taxi rufen lassen, um nach Hause zu fahren, als Kiki in Gesellschaft eines attraktiven Mannes zu ihr zurückkehrte.

»Cecily, wie kannst du nur hier herumsitzen? Darf ich dir Captain Tarquin Price, einen guten Freund aus Kenia, vorstellen?«

»Sehr erfreut, Ihre Bekanntschaft zu machen.« Der Mann verbeugte sich vor Cecily.

»Ich lasse euch zwei junge Leute jetzt allein, damit ihr euch unterhalten könnt. – Ich muss dringend zur Toilette.«

Als Tarquin sich neben Cecily setzte und ihr eine weitere Zigarette anbot, die sie nicht nahm, wunderte sie sich über die schwache Blase ihrer Patentante.

»Sie sind also Kikis Patenkind?«

»Ja. Und Sie ein guter Freund von ihr?«

»Ach, das würde ich nicht behaupten. Wir kennen uns vom Muthaiga Country Club in Nairobi. Ich habe Urlaub, und Kiki hat mich eingeladen, Weihnachten bei ihr in Manhattan zu verbringen. Ihre Patentante schließt schnell Freundschaften. Was für eine Frau!«

»Allerdings.« Cecily hätte gern die Augen zugemacht und seinem britischen Englisch die ganze Nacht gelauscht. »Sie leben in Kenia?«

»Im Moment ja. Ich bin Captain der britischen Army und wurde nach der Sache mit Hitler vor ein paar Monaten dorthin versetzt.«

»Gefällt es Ihnen in Kenia?«

»Es ist zweifelsohne eines der schönsten Länder, die ich kenne. Ganz anders als das gute alte England.« Auf seinem attraktiven Gesicht mit der gebräunten Haut, die so prächtig zu seinen braunen Augen und seinen dichten dunklen Haaren passte, breitete sich ein Lächeln aus.

»Sind Ihnen schon Löwen und Tiger begegnet?«

»Ich korrigiere Sie nur ungern, Miss …?«

»Sagen Sie einfach Cecily zu mir.«

»Cecily. Viele Leute scheinen zu glauben, dass es in Afrika Tiger gibt, aber das entspricht nicht den Tatsachen. Löwen habe ich allerdings bereits gesehen. Erst vor ein paar Wochen habe ich einen

geschossen.«

»Wirklich?«

»Ja.« Tarquin schmunzelte. »Das Biest ist um unser Lager herumgeschlichen und hat die Schwarzen aus dem Schlaf aufgeschreckt. Zum Glück hab ich den Aufruhr gehört, mein Gewehr gepackt und das Vieh getötet, bevor es sich uns alle einverleiben konnte. Es waren ja auch Damen anwesend.«

»Bei Ihnen im Lager hielten sich Damen auf?«

»Ja, manche von ihnen sind weit bessere Schützen als die Männer. In Afrika muss man mit dem Gewehr umgehen können, egal, welchem Geschlecht man angehört.«

»Ich habe noch nie ein Gewehr in der Hand gehabt, geschweige denn, eines abgefeuert.«

»Bestimmt würden Sie das schnell lernen – das tun die meisten. Und was machen Sie in New York, Cecily?«

»Hauptsächlich helfe ich meiner Mutter bei der Wohltätigkeitsarbeit. Ich sitze in einer Reihe von Ausschüssen …«

Cecily verstummte. Es klang albern, einem Mann der britischen Army, der einen echten Löwen erlegt hatte, von ihren Wohltätigkeitslunches zu erzählen.

»Ich würde gern mehr tun, aber …«

*Komm schon, Cecily … gib dir Mühe, ein bisschen weniger wie das traurige Mauerblümchen zu wirken, das du bist,* dachte sie.

»Und ich interessiere mich sehr für Wirtschaft.«

»Tatsächlich? Wollen wir eine Runde über den Tanzboden drehen? Dann können Sie mir ausführlich erklären, wie ich meinen kargen Sold am gewinnbringendsten anlege.«

»Ich … okay.« Tanzen beherrschte sie immerhin besser als Small Talk, das wusste sie, und bei der Musik von Benny Goodman und seiner Band würde Tarquin sie, selbst wenn ihr etwas Intelligentes oder Amüsantes einfiele, nicht verstehen. Erfreut stellte sie fest, dass er ein deutlich besserer Tänzer war als Jack, und noch mehr freute es sie, als sie fast mit ihm und seiner in Silber gekleideten Verlobtengöttin zusammenstießen. Punkt Mitternacht wurden Ballons aus dem Netz über ihren Köpfen losgelassen.

»Gutes neues Jahr, Cecily.« Tarquin beugte sich zu ihr herab,

um sie auf die Wange zu küssen. »Auf alte und neue Freunde.«

Nachdem sie »Auld Lang Syne« gesungen hatten, fing die Band wieder zu spielen an, und Tarquin wich nicht von Cecilys Seite, bis Kiki neben ihnen auftauchte und ihn am Ärmel zupfte.

»Wärst du so nett und würdest mich zu meiner Suite begleiten? Ich habe den ganzen Abend getanzt, mir tun die Füße weh. Ich muss diese Schuhe ausziehen. Und ich habe ein paar Leute eingeladen, mit denen wir oben weiterfeiern. Du kommst natürlich mit, Cecily.«

»Danke, Kiki, aber bestimmt wartet unser Chauffeur schon draußen.«

»Dann sag ihm, dass er noch ein bisschen länger warten soll«, meinte Kiki lachend.

»Ich muss wirklich nach Hause.« Nach mehreren schlaflosen Nächten fürchtete Cecily, in Tarquins Armen einzudösen.

»Wenn du meinst. Doch bevor ich nach Kenia zurückkehre, sehen wir uns.« An Tarquin gewandt, fügte sie hinzu: »Ich habe Cecily nach Kenia eingeladen.«

»Blendende Idee«, meinte Tarquin. »Es war mir ein Vergnügen, Sie kennenzulernen.« Er hob Cecilys Hand an seine Lippen. »Falls Sie tatsächlich nach Afrika kommen, würde ich mich freuen, Ihnen alles zeigen zu dürfen. Ich hoffe, Sie bald wiederzusehen. Gute Nacht.«

»Gute Nacht.«

Während Cecily Tarquin nachblickte, wie er Kiki durch die Menge hindurch geleitete, dachte sie: Selbst wenn sie Captain Tarquin Price niemals wiedersehen sollte, war er immerhin an diesem Abend ihr rettender Märchenprinz gewesen.

# X

Wie alle New Yorker mochte Cecily den Januar nicht, und dieser war noch elender als jeder andere, den sie bisher erlebt hatte. Normalerweise munterte der Anblick des schneebedeckten Central Park von ihrem Schlafzimmerfenster aus sie auf, doch dieses Jahr regnete es viel, und die Gehsteige waren mit grauem Matsch bedeckt, der gut zum trüben Himmel passte.

Vor Jacks abruptem Verschwinden aus ihrem Leben hatte sie ihre Tage mit Plänen für die Hochzeit und mit den zahllosen Wohltätigkeitsaktivitäten von ihrer Mutter und deren Freundinnen ausgefüllt, bei denen man Cecilys Ansicht nach endlose Stunden damit vergeudete, sich auf einen Ort für die nächste Spendenaktion zu einigen und die Speisenfolge zu besprechen. Dann folgte die Gästeliste, die davon abhing, wie viel Geld der Geladene zu geben bereit war. Da zu Cecilys Freundinnen auch viele der Debütantinnen zählten, erfuhr Dorothea von ihr, wen die jungen Damen heiraten würden. Wenn der Verlobte oder Frischvermählte wohlhabend genug war, lud Cecily auch ihn ein.

Obwohl Cecily wusste, dass ihre Mutter und ihre Freundinnen sich unermüdlich für die gute Sache einsetzten, hatte sie doch nie erlebt, dass irgendeine von ihnen sich die makellosen Seidenhandschuhe schmutzig machte, indem sie einen Empfänger ihrer Spenden persönlich aufsuchte. Als Cecily vorschlug, einmal im Waisenhaus in Harlem vorbeizuschauen, für das mittels eines Dinners mehr als eintausend Dollar gesammelt worden waren, hatte Dorothea sie angesehen, als hätte sie den Verstand verloren.

»Cecily, Liebes, was ist das denn für eine seltsame Idee? Die Neger würden dich ausrauben, bevor du überhaupt aus dem Wagen bist. Deine Arbeit sorgt dafür, dass die armen kleinen schwarzen Babys versorgt sind. Das sollte dir genügen.«

Seit den Harlem-Aufständen von 1935, die während ihres

zweiten Jahres in Vassar stattgefunden hatten, war Cecily sich der Spannungen zwischen den Rassen bewusst. Oft hatte sie sich versucht gefühlt, Evelyn, ihr schwarzes Hausmädchen seit zwanzig Jahren, zu fragen, wie sich ihr Leben gestaltete, doch die oberste Regel für den Umgang mit Bediensteten schrieb vor, niemals über persönliche Dinge zu reden. Evelyn wohnte mit dem anderen Küchenpersonal im Speicher und verließ das Haus nur sonntags, um »meine Kirche«, wie sie es nannte, zu besuchen. Archer, der Chauffeur, und Mary, die Haushälterin, waren verheiratet und wohnten in Harlem. In Vassar hatte es einige Frauen gegeben, die offen gesellschaftliche Veränderungen forderten. Cecilys Freundin Theodora beispielsweise hatte den Campus oft am Wochenende verlassen, um an Bürgerrechtsversammlungen teilzunehmen, und war am Sonntag kurz vor Mitternacht voller Wut durch das Fenster des Schlafsaals zurückgeschlüpft.

»Wir brauchen Veränderungen«, hatte sie geflüstert, während sie ihr Nachthemd anzog. »Die Sklaverei mag abgeschafft sein, aber wir behandeln eine ganze Rasse immer noch, als wären ihre Angehörigen keine Menschen. Wir praktizieren Rassentrennung, halten sie klein. Ich will nicht länger tatenlos zusehen, Cecily …«

Der Januar war auch in puncto Wohltätigkeitsveranstaltungen ein ruhiger Monat, weswegen Cecily die meiste Zeit grübelnd daheim verbrachte. Nicht einmal das Radio konnte sie aufmuntern, weil Hitler in seinen Reden gegen britische und jüdische »Kriegstreiber« hetzte.

»Dieser Winter ist einfach grässlich«, murmelte Cecily, während sie im nebligen Central Park spazieren ging, um überhaupt aus dem Haus zu kommen.

Sogar Dorothea war weg; sie besuchte ihre Mutter in Chicago. An diesem Abend, als Cecily sich mit ihrem Vater an den riesigen Tisch im Esszimmer mit Blick auf den verschneiten Garten setzte, überlegte sie, ob sie je den Mut aufbringen würde vorzuschlagen, dass sie das Essen zu zweit lieber im bedeutend gemütlicheren Frühstückszimmer einnehmen sollten.

»Gefällt dir die neue Einrichtung?«, erkundigte sich Walter, trank einen Schluck Wein und deutete in Richtung der eleganten

modernen Möbel. Das Haus in der Fifth Avenue mit seiner imposanten Steinfassade zum Central Park war kurz zuvor von Dorothea im Art-déco-Stil gestaltet worden – ein Stil, der Cecily verwirrte, weil sie meinte, in den endlosen glatten Oberflächen überall ihrem eigenen Spiegelbild zu begegnen. Ihr fehlten die schweren Mahagonimöbel, die sie seit ihrer Kindheit kannte. Von der ursprünglichen Einrichtung ihres Zimmers war lediglich noch ihr uralter Teddybär Horace übrig.

»Mir hat die frühere gefallen, aber Mama scheint glücklich über die neue Gestaltung«, antwortete sie.

»Ja, und das ist gut so.«

Als ihr Vater sich nicht weiter dazu äußerte, beschloss Cecily, das Thema anzuschneiden, das ihr auf den Nägeln brannte. »Ich höre regelmäßig Nachrichten, Papa. Warum möchte Hitler unbedingt Krieg? Das Münchner Abkommen hat ihm doch verschafft, was er wollte, oder?«

»Weil der Mann ein Psychopath ist. Und zwar durch und durch. Mit anderen Worten: Er kennt keine Schuld und keine Scham, und es ist unwahrscheinlich, dass er sich an irgendein Abkommen hält.«

»Könnte es Krieg in Europa geben?«

»Wer weiß?« Walter zuckte mit den Achseln. »Ich vermute, das hängt von Hitlers Stimmung am jeweiligen Tag ab. Dir dürfte nicht entgangen sein, dass die Wirtschaft in Deutschland floriert. Daran hat er großen Anteil. Nun kann das Land sich, wenn es will, einen Krieg leisten.«

»Alles hängt also vom Geld ab, stimmt’s?« Cecily schob ihr Lammkotelett auf dem Teller hin und her.

»Vieles, jedoch nicht alles. Aber sag: Was hast du heute gemacht?«

»Nichts. Absolut nichts.«

»Kein Lunch mit irgendeiner deiner Freundinnen?«

»Papa, die meisten meiner Freundinnen sind verheiratet, schwanger oder ziehen bereits Kinder auf.«

»Bestimmt dauert es nicht mehr lange, bis du das auch tust«, tröstete er sie.

»Da wäre ich mir nicht so sicher. Papa?«

»Ja, Cecily?«

»Würdest du angesichts der Tatsache, dass ich wohl nicht so bald heiraten werde, noch einmal über meine Bitte nachdenken …«, sie schluckte, »… arbeiten zu gehen? Vielleicht hättest du ja sogar eine Stelle in deiner Bank für mich.«

Walter wischte sich den Schnurrbart mit der Serviette ab, faltete sie und legte sie neben seinen Teller.

»Cecily, darüber haben wir oft genug gesprochen. Die Antwort lautet Nein.«

»Aber warum? In New York City leben viele arbeitende Frauen, die nicht darauf warten, dass irgendein Mann sie endlich heiratet! Ich möchte meinen College-Abschluss nicht umsonst gemacht haben. Gibt es denn nichts, was ich in deiner Bank tun könnte? Wenn ich mich zum Mittagessen mit dir treffe, sehe ich jedes Mal junge Frauen aus dem Eingang kommen. Die müssen doch drinnen beschäftigt sein …«

»Ja. Das sind Schreibkräfte, die ihre Tage damit zubringen, Briefe der Direktoren zu tippen, Umschläge abzulecken, Briefmarken daraufzukleben und sie in die Postabteilung zu schicken. Möchtest du das?«

»Ja! Das wäre immerhin etwas Nützliches!«

»Cecily, du weißt so gut wie ich, dass meine Tochter nicht als Schreibkraft in der Bank arbeiten kann. Du und ich, wir würden uns zum Gespött der Leute machen. Diese Mädchen haben einen völlig anderen Hintergrund als du …«

»Das weiß ich, Papa, aber ›der Hintergrund‹ ist mir einerlei. Ich will nur meine Zeit sinnvoll nutzen.« Cecily spürte, wie ihr Tränen in die Augen schossen.

»Meine Liebe, ich kann verstehen, dass die Sache mit Jack dich verletzt und aus der Fassung gebracht hat, doch bestimmt wirst du bald jemand anders kennenlernen.«

»Was ist, wenn ich gar nicht heiraten möchte?«

»Dann wirst du eine einsame alte Jungfer mit jeder Menge Nichten und Neffen.« Seine Augen blitzten belustigt. »Gefällt dir die Aussicht?«

»Nein … ja. Im Moment ist mir das wirklich egal, Papa. Was

hatte es denn für einen Sinn, mich das College besuchen zu lassen, wenn ich nichts mit meiner Ausbildung anfange?«

»Diese Ausbildung hat deinen Horizont erweitert und dir Einsicht in Themen verschafft, über die du dich bei Abendeinladungen informiert unterhalten kannst …«

»Herrgott, du klingst wie Mama.« Cecily stützte den Kopf seufzend in die Hände. »Warum lässt du mich meinen Abschluss nicht nutzen?«

»Cecily, Liebes, ich weiß, wie schlimm es ist, wenn einem etwas verwehrt wird, das man sich in den Kopf gesetzt hat. Ich habe nur deshalb Wirtschaft in Harvard studiert, weil mein Großvater und zahllose wichtige Leute vor ihm es getan haben. Nach meinem Abschluss wollte ich reisen und mir meinen Lebensunterhalt weit, weit weg vom schnöden Mammon verdienen. Soweit ich mich erinnere, träumte ich davon, Großwildjäger oder so etwas zu werden.« Er schmunzelte wehmütig. »Als ich meinem Vater das erklärte, hat er mich angesehen, als wäre ich nicht ganz bei Trost, und Nein gesagt. Ich musste ihm in die Bank folgen und meinen Platz im Direktorium einnehmen.«

Er trank einen Schluck Wein.

»Meinst du denn, mir macht das, was ich tue, Spaß?«, fragte er.

»Ich dachte schon, Papa. Immerhin arbeitest du.«

»Falls man das so nennen kann. Ich treffe mich mit Kunden, führe sie zum Mittag- oder Abendessen aus und gehe ihnen um den Bart, während mein großer Bruder Victor die Abschlüsse tätigt. Ich bin nur der charmante kleine Bruder. Vergiss nicht: Seit dem Börsenkrach sind die Zeiten schwieriger geworden.«

»Die Bank hat doch überlebt, und wir haben nach wie vor genug Geld, oder?«

»Ja, aber unser Haushalt läuft aufgrund des Erbes deiner Mutter weiter so wie bisher, nicht durch mich. Liebes, ich kann deinen Unmut verstehen, doch ein perfektes Leben gibt es nun einmal nicht. Wir müssen das Beste daraus machen. Wenn du irgendwann einmal verheiratet bist und einem Haushalt vorstehst, merkst du immerhin gleich, wenn einer der Bediensteten dich hinters

Licht führen will«, meinte er schmunzelnd. »Dir ist es bestimmt, Ehefrau zu sein, und mir, hilflos zuzusehen, wie Victor unsere Familienbank in den Ruin steuert. Wenn du mit dem Hauptgang fertig bist, sage ich Mary, dass sie den Nachtisch bringen soll.«

* * *

Während ein grauer Tag in den nächsten überging, dachte Cecily über das ungewöhnlich offene Gespräch mit ihrem Vater nach. Erst jetzt begriff sie, dass er im Schatten seiner bedeutend wohlhabenderen Frau stand. Das prächtige Haus in der Fifth Avenue hatte Dorothea von Cecilys Großvater mütterlicherseits geerbt, nach dem Cecily benannt war. Cecil H. Homer war einer der Ersten in Amerika gewesen, die Zahnpasta in industriellem Umfang herstellten, und hatte damit ein Vermögen verdient. Seine Frau Jacqueline hatte sich von Cecil scheiden lassen, als Dorothea noch ein Kind war, offiziell aufgrund von »Vernachlässigung«. Was, wie Cecilys Mutter gern lachend erzählte, im Klartext hieß, dass ihr Vater Jacqueline mit einer langen, schlanken Tube minzig-weißer Creme betrogen hatte, nicht mit einer anderen Frau. Die dreizehnjährige Dorothea war die Alleinerbin des väterlichen Vermögens geworden, als Cecil an seinem Schreibtisch an einem Herzinfarkt verschied. Seit ihrem einundzwanzigsten Lebensjahr nannte sie das Haus in der Fifth Avenue, dazu ein großes Anwesen in den Hamptons sowie eine beträchtliche Menge Barvermögen und Investitionen im Ausland ihr Eigen.

Kurz darauf hatte sie Walter Huntley-Morgan geehelicht. Walter konnte eine ausgezeichnete Herkunft vorweisen, obwohl nicht er selbst die Bank der Familie leitete. Er war nur »der Zweitbeste«, wie er es traurig ausdrückte. Trotz Gemunkels in der New Yorker Gesellschaft, Walter sei ein Mitgiftjäger, wusste Cecily, dass ihre Eltern einander innig zugetan waren.

Obwohl sie sich davon zu überzeugen versuchte, dass ihr Vater recht hatte und man sich den Herausforderungen des Lebens stellen

musste, konnte sie für sich letztlich keine Herausforderung erkennen. Sie ging vor Langeweile fast ein. Normalerweise war in ihren New Yorker Kreisen selbst im dunkelsten Januar immer irgendetwas los, doch auf dem Silbertablett im Eingangsbereich lag keine einzige Einladung zum Lunch oder Nachmittagstee. Als sie die Klatschseiten der *New York Times* durchblätterte, fand sie endlich die Erklärung dafür: Es war undenkbar, die Exverlobte und die gegenwärtige Verlobte zu den gleichen Veranstaltungen zu bitten; Patricia Ogden-Forbes hatte Cecily in ihrem Zirkel den Rang abgelaufen. Sogar ihre engsten Freundinnen schienen sie zu meiden.

Eines Nachmittags trank Cecily sich mit einem kleinen Schluck Bourbon aus der Karaffe auf dem Sideboard im Salon Mut an und rief bei ihrer ältesten und besten Freundin Charlotte Amery an. Die Haushälterin, die abhob und sich auf die Suche nach Charlotte machte, teilte Cecily wenig später mit, dass ihre Freundin »anderweitig beschäftigt« sei.

»Es ist dringend«, beharrte Cecily. »Bitte sagen Sie ihr, sie soll mich so schnell wie möglich zurückrufen.«

Zwei Stunden vergingen, bis Cecilys Haushälterin Mary ihr verkündete, Charlotte sei in der Leitung.

»Hallo, Charlotte, wie geht es dir?«

»Gut, meine Liebe. Und dir?«

»Wie soll es mir schon gehen? Mein Verlobter hat mich sitzengelassen, und in Europa gibt’s wahrscheinlich bald Krieg.« Sie lachte.

»Cecily, es tut mir ja so leid.«

»Das war ein Scherz, Charlotte. Mir geht’s gut, wirklich.«

»Da bin ich aber froh. Die Sache mit Jack muss dich sehr getroffen haben.«

»Besonders schön ist es nicht, nein, aber ich werde es überleben. Ich habe eine ganze Weile nichts von dir gehört. Wie wär’s, wollen wir uns morgen zum Nachmittagstee im Plaza treffen? Dort gibt’s die besten Scones der Stadt.«

»Tut mir leid, da kann ich nicht. Rosemary hat ein paar von uns zu sich eingeladen. Ihre englische Freundin ist zu Besuch. Wir sollen

alle Bridge von ihr lernen!«

Cecily schluckte. Rosemary Ellis war die Königin der Gesellschaft ihrer Generation und bis dato eine Freundin von Cecily gewesen.

»Verstehe. Vielleicht nächste Woche?«

»Ich habe gerade meinen Terminkalender nicht zur Hand. Weißt du was? Ich rufe dich am Montag an. Dann können wir weiter darüber reden.«

»Gute Idee«, sagte Cecily, bemüht, das Zittern in ihrer Stimme zu verbergen. In der New Yorker Gesellschaft fanden keine spontanen Verabredungen statt. Jeder Besuch beim Friseur, bei der Schneiderin oder der Nagelpflegerin – ganz zu schweigen von Treffen mit Freundinnen – wurde Wochen zuvor geplant und in den Kalender eingetragen. Charlotte würde am Montag nicht anrufen.

»Wunderbar«, presste Cecily hervor. »Bis dann.« Sie knallte den Hörer auf die Gabel und brach in Tränen aus.

Eine Stunde später, sie starrte vom Bett aus die Decke an, weil sie nicht in der Lage war, ein Buch zu lesen, klopfte Evelyn an ihrer Tür.

»Entschuldigen Sie, Miss Cecily, Mary hat mich zu Ihnen hochgeschickt, weil eine Dame und ein Herr unten im Flur sind, die mit Ihrer Mutter sprechen wollen. Sie hat ihnen erklärt, dass sie nicht da ist. Nun möchten die beiden Sie sehen.«

Evelyn betrat das Zimmer und reichte Cecily eine Visitenkarte.

Cecily warf einen Blick darauf und seufzte. Unten wartete ihre Patentante Kiki. Sie spielte mit dem Gedanken, Unpässlichkeit vorzuschützen, wusste aber, dass ihre Mutter es ihr nie verzeihen würde, wenn sie ihre alte Freundin nicht empfing.

»Führ sie in den Salon und sag ihnen, ich bin in zehn Minuten bei ihnen. Ich muss mich kurz frisch machen.«

»Aber der Kamin im Salon ist nicht an, Miss Cecily.«

»Dann mach ihn an, Evelyn.«

»Ja, Miss.«

Cecily rollte vom Bett herunter und schaute in den Spiegel. Nachdem sie ihre widerspenstigen Locken ausgebürstet hatte, kam sie zu dem Schluss, dass sie eher Shirley Temple als Greta Garbo

ähnelte. Sie glättete Bluse und Rock, schlüpfte in ihre Schuhe, trug ein wenig Lippenstift auf und begab sich nach unten, um Kiki zu begrüßen.

»Schätzchen!«, gurrte Kiki und umarmte Cecily. »Wie geht es dir?«

»Gut, danke.«

»Aber du siehst alles andere als gut aus, Liebes. Du bist so fahl wie der Himmel über Manhattan.«

»Ich hatte eine Erkältung. Sie ist am Abklingen«, log Cecily.

»Das wundert mich nicht. Um diese Jahreszeit ist es in Manhattan kalt wie im Kühlschrank!« Kiki zog zitternd ihren Nerzmantel enger um die Schultern und trat an den frisch angezündeten Kamin, wo sie die Zigarettenspitze aus ihrer Handtasche nahm. »Ich muss den Mut deiner Mutter in puncto Inneneinrichtung bewundern. Art déco ist nicht jedermanns Geschmack.« Sie deutete auf eine Wand, die zur Gänze aus Spiegelglas bestand. »Du erinnerst dich doch noch an Tarquin, oder?«, erkundigte sie sich, als schiene sie sich gerade erst des attraktiven Mannes zu entsinnen, mit dem Cecily am Silvesterabend zwei Wochen zuvor getanzt hatte. Er legte seinen dicken Tweedmantel nicht ab – trotz des Feuers im Kamin lag die Temperatur im Salon nicht wesentlich über dem Gefrierpunkt.

»Selbstverständlich«, antwortete Cecily lächelnd. »Wie geht es Ihnen, Tarquin?«

»Sehr gut, Cecily, danke.«

»Kann ich euch irgendetwas anbieten? Tee? Kaffee?«

»Ich denke, Brandy wäre genau das Richtige, um uns ein bisschen aufzuwärmen. Tarquin, wärst du so freundlich?« Kiki zeigte auf die Karaffen auf dem Sideboard.

»Natürlich.« Tarquin nickte. »Für Sie auch, Cecily?«

»Ich …«

»Ach, komm schon, Brandy ist Medizin, besonders bei Erkältungen, nicht wahr, Tarquin?«

»Definitiv, ja.«

*Wenn auch vielleicht nicht mitten am Nachmittag …*, dachte Cecily.

»Wo treibt sich deine Mutter denn herum? In wärmeren Gefilden, hoffe ich«, meinte Kiki.

»Nein, sie besucht ihre Mutter, also meine Großmutter, in Chicago.«

»Schreckliche Frau, diese Jacqueline«, stellte Kiki fest und hockte sich auf den lederbezogenen Funkenschutz vor dem Kamin. »Allerdings reich wie Krösus«, fügte sie hinzu, als Tarquin ihr und Cecily den Brandy reichte. »Sie ist mit den Whitneys verwandt.«

»Die sagen mir nichts«, meinte Tarquin und bot Cecily den Sessel am Kamin an, bevor er sich ihr gegenüber setzte, während Kiki weiter auf dem Funkenschutz Hof hielt. »Ich bin leider nicht auf dem Laufenden, wer in der amerikanischen Gesellschaft wer ist.«

»Ich würde es so ausdrücken: Wäre hier England, würden die Vanderbilts und die Rockefellers sich um den Thron streiten, während die Whitneys an der Seitenlinie diskutieren, wen sie unterstützen sollen«, erklärte Kiki mit einem Kichern.

»Cecilys Großmutter gehört also dem amerikanischen Hochadel an?«

»Genau, aber ist das nicht alles eine Farce?« Kiki schnippte theatralisch seufzend den Stummel ihrer Zigarette ins Feuer. »Schade, dass deine Mutter nicht da ist, Cecily, denn ich wollte ihr vorschlagen, mich nach Kenia zu begleiten, wenn ich die Staaten Ende des Monats verlasse. Natürlich soll sie dich mitnehmen. Dir würde es dort gefallen: Der Himmel in Kenia ist immer blau und das Wasser immer warm, und von der Natur kann man nur schwärmen.«

»Kiki, ich kann deine Liebe zu dem Land gut verstehen, aber ganz so ist es dort nicht, Cecily«, mischte sich Tarquin ein. »Ja, der Himmel ist blau, doch es regnet auch – und wie!, es schüttet –, und das Schwärmen über die Tierwelt vergeht einem recht schnell, wenn sie einen als ihr Mittagessen betrachtet.«

»Ach was, so etwas würde in Mundui House niemals passieren! Liebste Cecily, du und deine Mutter, ihr müsst es euch wirklich mit eigenen Augen ansehen.«

»Das ist sehr nett von dir. Allerdings bezweifle ich, dass Mama meine Schwester Mamie vor der Geburt alleinlassen möchte.«

»Jeden Tag bringen Tausende von Frauen Kinder zur Welt. Ich

habe selbst drei geboren! Erst neulich, als ich in der Küche Anweisungen für eine Einladung zum Lunch geben wollte, habe ich eins von den Hausmädchen auf dem Boden hocken sehen, den Kopf von einem Baby zwischen den Beinen. Natürlich habe ich Hilfe geholt, aber als die kam, war der Rest von dem Kind schon rausgerutscht, lag mitsamt Nabelschnur im Dreck und hat sich die Lunge aus dem Leib geschrien.«

»Gütiger Himmel!«, rief Cecily aus. »Hat das Kind überlebt?«

»Natürlich. Eine Verwandte der Mutter hat die Nabelschnur durchtrennt, das Kleine auf den Arm genommen und die Mutter weggebracht, damit sie sich ausruht. Am nächsten Tag stand sie schon wieder in der Küche. Ich finde wirklich, dass heutzutage zu viel Trara um solche Dinge gemacht wird. Bist du nicht auch der Meinung, Tarquin?«

»Offen gestanden, habe ich mir darüber noch nie Gedanken gemacht«, antwortete Tarquin ein wenig grün um die Nase und trank einen Schluck Brandy.

»Egal, jedenfalls müsst ihr mit mir nach Kenia kommen. Ich fahre Ende Januar, nachdem ich mit den Anwälten meines verstorbenen Mannes in Denver gesprochen habe. Das gibt euch genug Zeit für Vorbereitungen. Aber verrate mir jetzt bitte, wo die Toilette ist.«

»Den Flur runter rechts.« Cecily stand auf. »Ich zeige sie dir.«

»Da ich mich ohne Probleme im Busch zurechtfinde, werde ich wohl auch in der Lage sein, eure Örtlichkeiten aufzuspüren«, meinte Kiki lachend und segelte aus dem Raum.

»Nun, Cecily, was haben Sie seit unserer letzten Begegnung getrieben?«, erkundigte sich Tarquin.

»Nicht allzu viel. Wie gesagt: Ich hatte eine Erkältung.«

»Ein Aufenthalt in Kenia würde für rasche Heilung sorgen. Gefällt der Vorschlag Ihnen denn?«

»Ich weiß es nicht. Natürlich bin ich schon in Europa gewesen, in London und Schottland, in Paris und Rom, doch dort gibt es keine Löwen. Und selbst wenn der Vorschlag mir gefällt, würde Mama Mamie niemals im Stich lassen, egal, was Kiki sagt. Sind die Eingeborenen denn … freundlich?«

»Die meisten, denen ich begegnet bin, ja. Viele von ihnen arbeiten für uns in der Army, und Kikis Kikuyus sind ihr treu ergeben.«

»Kikuyus?«

»Das ist das Volk, das in der Gegend um den Naivasha-See lebt.«

»Sie tragen keine Speere und … Lendenschurze?« Cecily wurde rot.

»Die Massai schon, aber die leben mit ihrem Vieh auf den Ebenen. Sie lassen einen in Ruhe, wenn man sie in Ruhe lässt.«

Da kehrte Kiki lässig ihre Tasche schwingend zurück. »Hast du Cecily überredet, mich zu begleiten?«

»Habe ich das?« Tarquin zwinkerte Cecily mit seinen braunen Augen zu.

»Es klingt bedeutend interessanter als New York, aber …«

»Mein Lieber«, Kiki legte eine Hand auf Tarquins Arm, »wir müssen los, sonst kommen wir zu spät zum Tee bei den Forbes, und du weißt ja, wie viel Wert die auf Pünktlichkeit legen.«

»Ich reise morgen nach Afrika ab, weil ich mich diese Woche bei meiner Einheit zurückmelden muss«, erklärte Tarquin und erhob sich. »Ich hoffe, Sie bald in Kenia zu sehen, Cecily.«

»Und ich komme wieder, um dich zu überreden!«, verkündete Kiki lachend, als Tarquin ihr die Tür aufhielt und sie hinausmarschierte.

Sobald die beiden weg waren, setzte Cecily sich auf den Funkenschutz, trank ihr Glas leer und dachte über Kikis Einladung nach. Am Silvesterabend hatte sie ihren Vorschlag lediglich für höfliche Konversation gehalten, nicht für ein ernst gemeintes Angebot.

»Afrika«, formte sie mit den Lippen und ließ einen Finger über den Rand ihres Glases gleiten. Dann stand sie, einem plötzlichen Impuls gehorchend, auf, nahm Mantel und Hut aus dem Schrank im Eingangsbereich und machte sich auf den Weg zur örtlichen Bücherei.

* * *

An jenem Abend erzählte Cecily ihrem Vater beim Essen von Kikis Vorschlag.

»Was hältst du davon, Papa? Meinst du, Mama würde mir erlauben, ohne sie zu fahren?«

»Was ich davon halte?« Walter stellte sein Bourbon-Glas ab und verschränkte nachdenklich die Finger. »Ich würde dich liebend gern selbst begleiten, denn ich wollte Afrika immer schon sehen. Vielleicht ist ein Besuch bei Kiki genau das Richtige, um Jack zu vergessen. Du bist mein Augenstern«, fügte Walter hinzu, stand auf und drückte ihr einen Kuss auf die Stirn. »Aber jetzt muss ich zu einem Treffen in meinem Klub. Sag Mary, dass ich bis zehn wieder da bin. Ich rede mit deiner Mutter, sobald sie aus Chicago zurück ist. Gute Nacht, Liebes.«

Kurz darauf ging Cecily nach oben und legte sich auf ihr Bett, wo sie die drei Bücher aufschlug, die sie aus der Bibliothek ausgeliehen hatte. Darin befanden sich unzählige Zeichnungen, Gemälde und Fotos von schwarzen Eingeborenen und weißen Männern, die sich vor Löwenkadavern in die Brust warfen oder riesige Stoßzähne in Händen hielten. Bei dem Anblick überlief sie ein Schauder, doch in den mischte sich Erregung darüber, möglicherweise dieses anscheinend so prächtige und wilde Land zu besuchen. Ein Land, in dem niemand von ihr oder ihrer aufgelösten Verlobung mit Jack Hamblin wusste.

* * *

»Cecily, würdest du zu mir und deiner Mutter in den Salon kommen?«, bat ihr Vater sie, als sie im Flur den Schnee vom Mantel klopfte. Sie war den ganzen Tag über unterwegs gewesen, hatte sich am Vormittag die Haare machen lassen und am Nachmittag Mamie besucht.

»Natürlich, Papa. Bin gleich da.«

Nachdem sie Mary den Mantel gereicht hatte, richtete sie im unteren Bad Frisur und Kleidung vor dem Spiegel. Als sie den Salon wenig später betrat, prasselte dort munter das Feuer im Kamin. Ihre Mutter betrachtete sie mit versteinerter Miene, während ihr Vater sie herbeiwinkte.

»Setz dich, Liebes.«

»Worüber wollt ihr mit mir reden?«, erkundigte sich Cecily.

»Kiki war heute da und hat mich bearbeitet, sie nach Afrika zu begleiten. Ich habe ihr geantwortet, dass ich Mamie so kurz vor der Geburt nicht alleinlasse«, berichtete Dorothea. »Dein Vater meint, du solltest ohne mich fahren.«

»Ja«, pflichtete Walter ihr bei. »Das wäre nicht nur eine Gelegenheit für dich, mehr von der Welt zu sehen. Bei deiner Rückkehr wäre auch die Hochzeit vorbei, und du könntest wieder ein normales Leben führen.«

»Jack und Patricia haben einen Termin bekannt gegeben?«, fragte Cecily bemüht ruhig.

»Ja, sie wollen am 17. April heiraten. Es stand heute Morgen in sämtlichen Zeitungen.«

»Und was hältst du von dem Plan, Mama?«

»Ich bin wie dein Vater der Meinung, dass die Hochzeit von Jack und Patricia in den kommenden Monaten Thema Nummer eins in Manhattan sein wird. Aber ist das Grund genug, nach Afrika zu flüchten? Das Leben dort scheint zutiefst unzivilisiert zu sein. Die Eingeborenen laufen halbnackt herum, und wilde Tiere kommen in den Garten …« Dorothea verzog das Gesicht. »Ganz zu schweigen von den vielen Krankheiten. Walter, wir könnten Cecily doch einfach zu meiner Mutter schicken.«

Cecily und ihr Vater wechselten stumm einen Blick.

»Kiki hat die letzten zwanzig Jahre dort überlebt, und wie du weißt, gibt es in der Gegend eine etablierte Gemeinde von Ausländern«, bemerkte Walter.

»Die ist so berüchtigt, dass sie mir mehr Sorgen bereitet als die Löwen«, erwiderte Dorothea. »Nach allem, was ich aus den Zeitungen weiß, herrschen darin ziemlich lockere Sitten. Da war

beispielsweise diese Freundin von Kiki – wie hieß sie noch gleich …?«

»Alice de Janzé«, antwortete Walter. »Das ist viele Jahre her.«

»Was ist damals passiert?«, erkundigte sich Cecily, als sie sah, wie nun ihre Eltern einen Blick wechselten.

Dorothea zuckte mit den Achseln. »Das war ein Mordsskandal. Alice und Kiki gehörten zu einer Gruppe, die in Kenia als ›Happy Valley Set‹ bekannt war und über die allerlei Gerüchte kursierten. Alice war verheiratet, hatte aber eine … unglückliche Liaison mit einem Mann namens …«

»Raymond de Trafford«, führte Walter den Satz für sie zu Ende.

»Genau. Alice war schrecklich in Raymond verliebt, und als er sich weigerte, sie zu heiraten, so erschüttert, dass sie in einem Zug am Pariser Gare du Nord auf ihn geschossen hat. Anschließend hat sie die Waffe gegen sich selbst gerichtet. Sie haben beide überlebt«, fügte Dorothea hinzu.

»Gütiger Himmel!«, rief Cecily aus. »Musste sie ins Gefängnis?«

»Nein. Natürlich kam es zu einer Gerichtsverhandlung, und sie hat einige Zeit in Untersuchungshaft verbracht, aber am Ende hat sie den Mann dann doch geheiratet!«

»Nein, so was!« Für Cecily, die diese romantische Geschichte absolut faszinierend fand, begann Afrika immer attraktiver zu werden.

»Wie gesagt, das ist lange her. Außerdem würde Kiki sich bestimmt nicht derart benehmen«, meinte Walter. »Sie hat versprochen, auf unsere Tochter aufzupassen, als wäre sie ihre eigene. Die Frage lautet nun: Würdest du gern fahren, Cecily?«

»Ja, ich glaube schon. Nicht nur wegen Jacks Hochzeit. Die verkrafte ich schon. Kenia klingt sehr, sehr interessant.«

»Selbst wenn du die Geburt des Kindes von deiner Schwester verpasst?«, meinte Dorothea.

»Mama, du bist ja für Mamie da, und ich werde nicht ewig weg sein. Nur ein paar Wochen.«

»Und, Schatz …«, fügte Walter an seine Frau gewandt hinzu, »… Cecily könnte auf dem Weg nach Afrika einen Zwischenstopp in

England bei Audrey einlegen, oder?«

Audrey war Dorotheas »Vorzeigefreundin«, weil sie sich fünfzehn Jahre zuvor einen englischen Lord als Ehemann geangelt hatte. Wenn irgendetwas Mama davon überzeugen konnte, Cecily diese Reise zu erlauben, dann der Gedanke, dass ihre Tochter bei Audrey allerlei geeignete junge Männer kennenlernen würde.

»Ja … Aber ist England heutzutage sicher, Walter? Ich meine wegen Hitler?«

»Ist Manhattan heutzutage sicher?« Walter hob eine Augenbraue. »Wenn man hundert Prozent sicher sein wollte, dürfte man keinen Fuß vor die Tür setzen. Ist es also abgemacht?«

»Natürlich müsste ich mich zuerst vergewissern, ob Audrey auch wirklich zu Hause ist, wenn Cecily in England ankommt, und ihr Chauffeur sie vom Schiff abholt. Kiki könnte Cecily zu Audrey begleiten – die beiden kannten sich, als sie in Paris lebten«, überlegte Dorothea laut.

Walter blinzelte seiner Tochter kaum merklich zu.

»Ich fahre gern, wenn ihr beide nichts dagegen habt.« Cecily nickte.

Zum ersten Mal seit Wochen breitete sich auf Cecilys Lippen ein echtes Lächeln aus.

* * *

Da Cecily nur noch zwei Wochen bis zu ihrer Abreise blieben, waren sie und Dorothea damit beschäftigt, alles zu besorgen, was Cecily für die Fahrt benötigte: elegante Kleidung für ihren einwöchigen Aufenthalt bei Audrey, leichte Kleider und Blusen aus Baumwolle (die im tiefsten Winter eigens von einer Schneiderin angefertigt werden mussten) sowie Röcke und sogar Shorts, über die Dorothea entsetzt war.

»Mein Gott, wo schicken wir dich da nur hin?« Sie rümpfte die Nase, als Cecily sie anprobierte.

»Dort ist es sehr heiß, Mama. Wie im Sommer in den

Hamptons.«

Der ablehnenden Haltung ihrer Mutter zum Trotz wurde Cecily, als Evelyn ihr beim Packen des Schrankkoffers fürs Schiff half, immer aufgeregter. Am Abend vor der Abreise kamen ihre Schwestern mit ihren Ehemännern zum Essen. Walter schenkte seiner Tochter eine Bantam-Special-Kamera von Kodak, und von ihren Schwestern erhielt sie einen Feldstecher zum »Männerbeobachten«, wie Priscilla es ausdrückte.

»Pass auf dich auf, liebe Schwester«, sagte Mamie beim Abschied im Eingangsbereich. »Ich hoffe, dir bei deiner Rückkehr einen neuen Neffen oder eine neue Nichte präsentieren zu können.«

»Komm gesund wieder«, meinte Hunter und gab ihr ein Küsschen.

»Und verheiratet!«, rief Priscilla ihr von den Stufen aus zu.

»Ich tue mein Bestes«, erwiderte Cecily, als sie in die verschneite Nacht verschwanden.

# XI

England
Februar 1939

Als das Schiff sich dem Hafen von Southampton näherte, zeigte sich England zu Cecilys Enttäuschung genauso trübe und grau wie Manhattan. Sie setzte ihren neuen Hut auf und schlang den Pelz um ihre Schultern.

Der Steward trat ein, um ihr Gepäck zu holen. »Werden Sie erwartet, Miss?«

»Ja.« Cecily reichte ihm eine Visitenkarte, auf der der Name des Chauffeurs stand, der hoffentlich für sie von Woodhead Hall losgeschickt worden war.

»Danke, Miss. Bleiben Sie lieber noch in Ihrer Kabine – draußen ist es eisig kalt. Ich sage Ihnen Bescheid, wenn der Wagen da ist.«

»Danke, Mr Jones. Sehr freundlich.«

Als Cecily ihm fünf Dollar Trinkgeld gab, wurde der junge Mann rot.

»Es war mir ein Vergnügen, Miss Cecily. Vielleicht sehen wir uns auf der Rückfahrt wieder.«

»Das hoffe ich.«

Der Steward schloss die Tür der Kabine, und Cecily setzte sich auf den Stuhl beim Bullauge. Sie wusste, dass sie, sobald sie in Woodhead Hall eintraf, ihre Eltern anrufen musste, um ihnen zu sagen, dass sie gut angekommen sei. In den vierundzwanzig Stunden vor ihrer Abreise aus New York eine Woche zuvor war es hektisch zugegangen: Kikis Hausmädchen hatte am Tag von Cecilys geplanter Abfahrt angerufen und ihnen mitgeteilt, dass ihre Herrin an einer Bronchitis erkrankt sei. Ihr Arzt habe sie gewarnt, diese könne sich zu einer Lungenentzündung auswachsen, wenn sie nicht einige Tage das Bett hüte. Cecily hätte es nichts ausgemacht, auf Kikis

Gesundung zu warten, doch Dorothea, die den Aufenthalt in Woodhead Hall organisiert hatte, wollte das nicht.

»Kikis Arzt meint, in einer Woche sei sie wieder reisefähig, was bedeutet, dass sie mit dir von England aus nach Kenia fliegen kann. Du musst deinen Besuch bei Audrey und ihrer Familie nicht absagen, Cecily. Audrey hat schon Pläne für deinen Aufenthalt bei ihr.«

Also hatte Cecily sich von New York aus allein auf den Weg gemacht und trotz ihrer Ängste die Tage an Bord genossen. Diese hatten ihr Selbstbewusstsein gestärkt, weil sie sich beim Abendessen mit fremden Menschen unterhalten und Einladungen zum Kartenspiel (bei dem sie sich erstaunlich gut schlug) annehmen musste. Zudem hatten mindestens drei junge Männer ihre Gunst erringen wollen. Es war fast, als könnte sie auf dem Schiff, wo niemand sie kannte, endlich sie selbst sein.

Da klopfte es an der Kabinentür, und Mr Jones streckte den Kopf herein.

»Die Einreiseformalitäten sind erledigt, der Wagen steht bereit.« Er reichte ihr ihren Pass. »Und Ihr Koffer ist ausgeladen, Miss Cecily.«

»Danke, Mr Jones.«

Bitterkalter Wind schlug ihr entgegen, als sie die Gangway hinunterschritt, dichter Nebel erschwerte die Sicht. Der Chauffeur half ihr in den wartenden Bentley und ließ den Motor an.

»Sitzen Sie bequem, Miss?«, erkundigte er sich. »Ich habe Decken dabei, falls Ihnen kalt ist.«

»Alles in Ordnung, danke. Wie lange wird die Fahrt dauern?«

»Das hängt vom Nebel ab, Miss. Ich schätze, wir kommen in zwei oder drei Stunden in Woodhead Hall an. Wenn Sie Durst haben sollten: Ich habe eine Thermoskanne mit heißem Tee dabei.«

Cecily bedankte sich noch einmal.

Am Ende dauerte die Fahrt weit über drei Stunden, und Cecily döste immer wieder ein, weil sie in dem Nebel nichts erkennen konnte. Bei ihrem letzten Aufenthalt in England hatte Audrey Cecily und deren Eltern in ihrem prächtigen Haus am Londoner Eaton Square empfangen, von wo aus sie nach Paris weitergereist waren.

Cecily hoffte nur, dass der Nebel sich lichten würde, damit sie in der Lage wäre, einen Blick auf die angeblich so schöne englische Landschaft zu erhaschen. Dorothea hatte ihre Freundin einmal auf ihrem riesigen Anwesen in West Sussex besucht und die Gegend herrlich gefunden. Als der Chauffeur den Wagen durch ein großes Tor lenkte und verkündete, sie seien da, war es fast dunkel, und Cecily sah lediglich die Umrisse eines gewaltigen Herrenhauses im gotischen Stil, die sich schaurig im Licht der Dämmerung abzeichneten. Während sie auf den imposanten, von Säulen flankierten Eingang zuschritt, seufzte Cecily beim Anblick der schlichten Ziegelfassade enttäuscht auf. Dieses Gebäude hatte keinerlei Ähnlichkeit mit den Häusern, über die sie in den Büchern von Jane Austen las, sondern erinnerte sie eher an Schilderungen in Edgar Allan Poes Geschichten.

Die Tür wurde von einem elegant gekleideten Mann geöffnet, den Cecily für Audreys Mann Lord Woodhead hielt, der sich ihr jedoch als der Butler vorstellte. Sie betrat den riesigen Eingangsbereich, in dessen Mitte sich eine eindrucksvolle, jedoch ziemlich hässliche Mahagonitreppe befand.

»Meine liebe Cecily!« Audrey, die Cecily als attraktiv und lebhaft in Erinnerung hatte, kam auf sie zu und küsste sie zur Begrüßung auf beide Wangen. »Wie war die Reise? Ich hasse diese Fahrten übers Meer, du auch? Ständig diese riesigen Wellen, das bringt die Verdauung völlig durcheinander. Komm, ich zeige dir dein Zimmer. Du bist sicher erschöpft. Ich habe dir den Kamin anzünden lassen – der gute Edgar ist manchmal ein bisschen sparsam mit der Heizung.«

In ihrem eisig kalten Zimmer betrachtete Cecily, während sie die Hände am Kamin wärmte, das große Himmelbett. Zum Glück hatte ihre Mutter sie vor den schlecht geheizten englischen Landhäusern gewarnt und darauf bestanden, dass sie lange Unterhosen und warme Unterhemden einpackte.

Cecily war nach der Reise keineswegs erschöpft, wie Audrey meinte, sondern hellwach. Sobald das Hausmädchen ihre Kleidung für England ausgepackt hatte und mit ihrem Abendgewand verschwunden war, um es für das Dinner zu dämpfen, schlüpfte

Cecily in eine Wolljacke, öffnete die Tür ihres Zimmers, lugte auf den Flur hinaus und ging ihn entlang. Sie zählte zwölf Türen auf jeder Seite.

»Vierundzwanzig Türen«, seufzte sie. Wie die Bediensteten sich wohl merkten, wer in welchem Raum war?

In ihrem eigenen Zimmer schürte das Hausmädchen gerade die Glut im Kamin. »Ich habe Ihr Kleid für den Abend in den Schrank gehängt, Miss.« Die junge Frau deutete darauf. »Und Ihnen nebenan ein Bad eingelassen. Leider ist es da drüben ein bisschen frisch. Ich an Ihrer Stelle würde schnell ins Wasser schlüpfen, bevor es kalt wird, und mich dann hier vor dem Feuer aufwärmen.«

»Gut. Danke.«

»Soll ich Ihnen beim Frisieren helfen, Miss? Bei meiner Herrin mache ich das fast jeden Abend. Ich kann das ziemlich gut.«

»Das ist sehr nett von dir, aber ich denke, ich schaffe es allein. Und du heißt …?«

»Doris, Miss. Ich komme wieder, sobald Sie gebadet haben.«

Cecily kleidete sich aus und zog ihren Morgenmantel an, um ins Bad nebenan zu gehen, in dem es tatsächlich ziemlich kalt war. Also legte Cecily sich nur kurz in die Wanne. Auf dem Rückweg zu ihrem Zimmer kam ihr auf dem Flur ein junger Mann etwa in ihrem Alter entgegen.

Nach ihrer Erfahrung mit Jack war Cecily nicht gerade geneigt, Männer unter romantischen Gesichtspunkten zu betrachten, doch als er sie anlächelte, beschleunigte sich ihr Puls. Unter seinem Pony glänzender schwarzer Haare, die er für einen Gentleman deutlich zu lang trug, musterten sie große braune Augen mit mädchenhaft dichten Wimpern.

»Hallo«, begrüßte er sie, sobald er sich auf gleicher Höhe mit ihr befand. »Darf ich erfahren, mit wem ich spreche?«

»Ich bin Cecily Huntley-Morgan.«

»Und was genau machen Sie in diesem Haus?«

»Meine Mutter und Lady Woodhead sind alte Freundinnen, und ich bleibe einige Tage hier, bevor ich nach Kenia weiterreise.« Cecily, die sich in dem dünnen Morgenmantel ziemlich nackt fühlte, legte schützend eine Hand auf ihr Dekolleté.

»Soso, nach Afrika«, meinte der Mann grinsend. »Ich bin Julius Woodhead.« Er streckte ihr die Hand hin. »Erfreut, Ihre Bekanntschaft zu machen.«

»Gleichfalls.« Als Cecily seine Hand ergriff, durchzuckte sie so etwas wie ein Stromschlag.

»Wir sehen uns beim Essen«, sagte er und schlenderte weiter. »Es scheint wieder Fasan zu geben. Passen Sie auf den Schrot auf.«

»Ich … Okay, ja.« Sie hatte nicht die geringste Ahnung, was er meinte.

Julius verschwand in ein Zimmer am anderen Ende des Flurs. Mit zitternden Fingern öffnete Cecily die Tür zu dem ihren, schloss sie hinter sich und setzte sich vor den Kamin.

»Julius Woodhead …«, flüsterte sie. »Kann er Audreys Sohn sein?« Erstens wusste sie nichts davon, dass Audrey überhaupt Kinder hatte, und zweitens trug Julius einen alten Wollpullover mit Löchern, so groß wie der Siegelring von Cecilys Vater.

Plötzlich merkwürdig erhitzt, fächelte sie sich Luft zu. Nach einer Weile stand sie auf, trat an die Wäscheschublade und beschloss, sich die Haare nun doch von Doris frisieren zu lassen.

* * *

»Hallo, meine Liebe«, begrüßte Audrey Cecily, als diese den riesigen Salon betrat, verglichen mit dem der bei ihren Eltern in Manhattan wie aus einem Puppenhaus wirkte. »Komm an den Kamin.« Audrey zog sie in Richtung Feuer, nahm einen Cocktail von einem Tablett und reichte ihn ihr. »Gut, dass du Samt trägst, der ist bedeutend wärmer als Satin oder Seide. Nächsten Monat lassen wir eine Zentralheizung einbauen. Ich habe Edgar gesagt, andernfalls würde ich mich weigern, noch einen weiteren Winter in diesem Haus zu verbringen.«

»Kein Problem, Audrey. Herzlichen Dank, dass ich bei dir bleiben darf.«

Audrey machte eine vage Armbewegung in Richtung der anderen Gäste. »Anfang Februar ist nicht gerade der Höhepunkt der Saison. Die meisten Leute sind entweder in wärmeren Gefilden oder zum Schifahren in St. Moritz. Und der gute Edgar ist die ganze Woche in London, weswegen du ihn nicht sehen wirst. Aber ich habe mein Möglichstes getan. Komm, ich stelle dich einigen meiner Freunde und Nachbarn vor.«

Cecily schlenderte mit Audrey herum, nickte und lächelte. Leider war nur der Sohn des Geistlichen, ein gewisser Tristan, in ihrem Alter. Er erzählte ihr, er sei zu Besuch bei seinen Eltern, die im Ort wohnten, und mache in Sandhurst eine Offiziersausbildung bei der britischen Army.

»Glauben Sie, es wird Krieg geben?«, fragte Cecily ihn.

»Das will ich doch sehr hoffen, Miss Huntley-Morgan. Es hat wenig Sinn, für etwas zu üben, das dann nie stattfindet.«

»Sie *wünschen* sich einen Krieg?«

»Ich denke, es gibt kaum einen Menschen in England, der nicht der Meinung ist, dass man dem guten Hitler einen Denkzettel verpassen sollte. Und ich helfe gern dabei.«

Cecily, der ein wenig schwummerig war, ob nun von den beiden Cocktails, die sie getrunken hatte, oder der langen Reise wegen, gelang es erst nach einer ganzen Weile, sich von Tristan zu lösen und zum warmen Kamin zurückzukehren.

»Guten Abend, Miss Huntley-Morgan. Freut mich zu sehen, dass Sie sich zum Dinner angekleidet haben.«

Als Cecily sich umwandte, erblickte sie Julius, der im Smoking unverschämt gut ausschaute und sie belustigt angrinste.

»Zuvor bin ich gerade aus dem Bad gekommen!«

»Tatsächlich? Ich dachte, Sie hätten sich aus dem Zimmer Ihres Liebhabers geschlichen.«

»Also wirklich …« Cecily spürte, wie sie rot wurde.

»War ein Scherz. Tolles Kleid. Es passt genau zu Ihren Augen.«

»Aber das Kleid ist lila!«

Julius zuckte die Achseln. »Machen Gentlemen den Damen nicht immer solche Komplimente?«

»Nur wenn sie der Situation angemessen sind.«

»Ich bin sozusagen die Unangemessenheit in Person. Vergeben Sie mir. Wie ich höre, hat Tante Audrey diese kleine Festivität eigens für Sie organisiert. Offenbar sind Sie der Ehrengast.«

»Das ist sehr nett von ihr. Sie hätte das nicht tun müssen.«

»Vermutlich werden Sie als Amerikanerin den Blick nach einem geeigneten männlichen Angehörigen der britischen Aristokratie schweifen lassen. Von der Sorte halten sich tatsächlich einige hier auf, allerdings sind sie samt und sonders über fünfzig. Abgesehen von mir natürlich«, fügte er schmunzelnd hinzu.

»Audrey ist Ihre Tante?«

»Ja, wenn auch nicht blutsverwandt. Mein verstorbener Vater war Onkel Edgars jüngerer Bruder.«

»Mein Beileid.«

»Danke, aber mein Vater ist vor über zwanzig Jahren im Krieg gefallen. Ich war damals erst achtzehn Monate alt.«

»Verstehe. Haben Sie auch eine Mutter?«

»Ja. Zum Glück ist sie heute Abend nicht da …« Julius beugte sich näher zu Cecily. »Mein Onkel und meine Tante können sie nicht ausstehen.«

»Warum denn nicht?«

»Weil sie sich, statt nach dem Dahinscheiden meines Vaters in Flandern die trauernde Witwe zu geben, einen bedeutend reicheren Verehrer geangelt hat, als es mein Vater war, und den schon sechs Monate später heiratete. Sie lebt jetzt in Italien.«

»Ich liebe Italien! Sie können sich glücklich schätzen, dort aufgewachsen zu sein.«

»Nein, Miss Huntley-Morgan.« Julius zündete sich eine Zigarette an. »Mama hat mich seinerzeit nicht in die Wärme mitgenommen, sondern mich auf den Stufen zu diesem Mausoleum abgelegt. Ich wurde von Onkel Edgars altem Kindermädchen aufgezogen. Die Gute hieß Miss Naylor und war ein veritabler Drachen.«

»Dann wohnen Sie also in Woodhead Hall?«

»Ja. Ich gebe mir alle Mühe, mich davon zu lösen, doch

merkwürdigerweise zieht es mich immer wieder hierher zurück.«

»Und was machen Sie? Ich meine, wie verdienen Sie sich Ihren Lebensunterhalt?«

»Wie ich mir meinen Lebensunterhalt verdiene? Was für eine schöne Umschreibung! Das, was ich tue, bringt kaum Geld. Ich bin Dichter.«

»Na, so was! Sollte ich Ihren Namen kennen?«

»Noch nicht, Miss Huntley-Morgan, es sei denn, Sie sind eine eifrige Leserin der *Woodhead Village Gazette*, deren Herausgeber freundlicherweise ab und an einen meiner Ergüsse veröffentlicht.«

Da ertönte ein lautes Geräusch von außerhalb des Salons, das einige Sekunden nachhallte.

»Der Essensgong, Miss Huntley-Morgan.«

»Sagen Sie doch Cecily zu mir«, bot sie ihm an, während sie mit den anderen Gästen durch den zugigen Eingangsbereich in den ebenso kalten Speisesaal schlenderten.

»Schauen wir mal, wo meine Tante Sie hingesetzt hat.« Julius marschierte den Tisch entlang und ließ den Blick über die elegant beschrifteten Platzkarten wandern. »Hab ich’s mir doch gedacht! Sie sind hier beim Kamin, während ich nach Sibirien am anderen Ende verbannt bin. Achten Sie auf den Schrot«, warnte er sie erneut und entfernte sich.

Cecily nahm enttäuscht darüber, neben Tristan und nicht neben Julius zu sitzen, Platz. Während des gesamten Essens schweiften ihre Gedanken und Blicke zu Julius. Trotzdem gelang es ihr, Small Talk sowohl mit Tristan als auch mit einem älteren Major rechts von ihr zu machen. Gerade als sie ein kleines hartes Metallteil aus dem Mund nahm, auf das sie gebissen hatte, schaute sie wieder zu Julius hinüber.

»Ich habe Sie gewarnt«, formte der lächelnd mit den Lippen und wandte sich der großbusigen Matrone neben ihm zu, die offenbar die Gattin des Majors war.

»Nach Afrika, soso! Und wohin genau?«, fragte der Major mit dröhnender Stimme. »War selber vor ein paar Jahren dort. Mein jüngerer Bruder hat eine Rinderfarm in Kenia, irgendwo westlich der Aberdares.«

»Da fahre ich hin, zu einem Haus am Ufer des Naivasha-Sees. Kennen Sie den?«

»Ob ich den kenne?! Natürlich, meine Liebe. Sie wollen also zum ›Happy Valley Set‹?«

»Ich habe nicht die geringste Ahnung. Meine Patentante hat mich eingeladen.«

»Darf ich fragen, wer Ihre Patentante ist?«

»Eine gewisse Kiki Preston. Sie ist Amerikanerin wie ich.«

»Gütiger Himmel!« Die roten Wangen des Majors wurden noch röter. »Wer hätte das von einem netten Mädel wie Ihnen gedacht …«

»Sie kennen sie?«

»Nicht persönlich, aber ich habe wie jeder in Kenia von ihr gehört.«

»Ist sie dort berühmt?«

»O ja. Sie und ihre Freundin Alice de Trafford sind sogar berüchtigt, könnte man sagen. Im Muthaiga Club in Nairobi hat man sich viel über ihre Eskapaden erzählt und natürlich auch über die der wunderbaren Idina Sackville. Wenn ich zwanzig Jahre jünger und ledig gewesen wäre, hätte Idina mich schon vom rechten Pfad abbringen können wie so viele andere. Die Feste von ihr und Joss Erroll waren legendär, wissen Sie. Und soweit ich mich erinnere, war Ihre Patentante Kiki als das Mädchen mit der silbernen Nadel bekannt.«

»Sie meinen, sie hat genäht?« Cecily schwirrte der Kopf.

»Dafür hatte sie mit Sicherheit schwarze Bedienstete …« Der Major bemerkte Cecilys nervösen Gesichtsausdruck. »Vieles ist bestimmt nur Klatsch. Außerdem ist es Jahre her, dass ich dort war. Wahrscheinlich sind die Leute von damals inzwischen ruhiger.«

»Klingt, als hätten sie jede Menge Spaß gehabt.«

»O ja.« Der Major wischte sich den Mund mit der Serviette ab. »Leider gehörte mein Bruder nicht zum ›Happy Valley Set‹. Der interessiert sich eher für sein Vieh als für das Treiben im Muthaiga Club. Trotzdem haben wir dort ein paar ziemlich gute Abende erlebt. Sie müssen meinen Bruder unbedingt besuchen, wenn Sie in Kenia sind. Ich gebe Audrey seinen Namen und seine Adresse für Sie. Er ist nicht schwer zu finden. Fragen Sie einfach nach Bill.«

»Sie sagen, er hat eine Rinderfarm?«

»Ja. Komischer Kauz, mein Bruder. Hat nie geheiratet und scheint reichlich Zeit draußen bei den Massai zu verbringen. War schon als Kind ein Einzelgänger. Aber erzählen Sie doch auch von sich.«

* * *

Cecily fielen fast die Augen zu, als der letzte Gast sich endlich verabschiedete und sie die Treppe hinaufgehen konnte. An der Tür zu ihrem Zimmer spürte sie eine Hand auf ihrer Schulter. Sie stieß einen spitzen Schrei aus und drehte sich um. Julius.

»Ich wollte mich nur vergewissern, dass Sie nach dem grässlichen Fasan noch alle Zähne haben.«

»Gütiger Himmel! Sie haben mich zu Tode erschreckt. Wie können Sie sich nur so anschleichen?«

»Entschuldigung. Bevor Sie sich zur Nachtruhe begeben: Reiten Sie?«

»Ja, sogar gern. Auf unserem Anwesen in den Hamptons haben wir Pferde. Allerdings kann ich nicht behaupten, gesittet zu reiten.«

»Ich habe keine Ahnung, wie Reiten überhaupt ›gesittet‹ sein kann, doch egal. Für gewöhnlich mache ich mich zeitig auf den Weg. Ein Ausritt in die Downs lüftet den Kopf, und danach setze ich mich erfrischt an die morgendliche Arbeit. Falls Sie Lust haben, mich zu begleiten: Sie finden mich morgen früh in den Stallungen. Vorausgesetzt natürlich, es ist nicht neblig.«

»Leider habe ich keine Reitkleidung dabei.«

»Ich bitte Doris, Ihnen Hose und Stiefel bereitzulegen. Wir haben einen ganzen Schrank voll mit Sachen, die Gäste im Lauf der Jahre hier vergessen haben. Bestimmt ist etwas in Ihrer Größe dabei. Vielleicht bis morgen«, meinte er grinsend.

»Ja. Gute Nacht, Julius.«

Zehn Minuten später stellte Cecily, enorm erleichtert darüber,

sich endlich (wenn auch auf einer steinharten Rosshaarmatratze) in der Horizontalen zu befinden, fest, dass sie nicht einschlafen konnte, denn ihr Herz begann jedes Mal, wenn sie an Julius dachte, schneller zu schlagen.

Sie begriff das nicht. Ihr gesamtes Leben hatte Cecily geglaubt, Jack zu lieben, und noch niemals geistig *und* körperlich so auf einen Mann reagiert. Dabei war Julius nicht einmal ihr Typ. Sie fand blonde Männer attraktiver, wogegen er dunkel war, fast mediterran. Ganz zu schweigen von seiner überaus lockeren Art … Er schien sich nicht das Geringste daraus zu machen, was andere Leute über ihn dachten.

Warum sollte er das auch? Und wichtiger: Warum sollte ich es?

Am Ende fiel Cecily in unruhigen Schlaf und träumte von Frauen, die riesige Nähnadeln gegen die Speere von Eingeborenen schwangen, sowie von einem Löwen, der Julius packte …

Irgendwann schreckte Cecily hoch, sprang aus dem Bett und eilte zum Fenster, um nachzuschauen, ob es neblig war. Mit einem flattrigen Gefühl im Magen sah sie den strahlenden Morgen. Die Parklandschaft, die sich vor ihr erstreckte, so weit das Auge reichte, war noch mit Raureif überzogen, über den endlosen Reihen der Kastanienbäume war ein rosiger Schimmer zu erkennen.

»Jemand sollte eine Oper über die Schönheit dieses Moments schreiben«, murmelte sie.

Wenig später klopfte Doris an der Tür und brachte ein Teetablett herein.

»Haben Sie gut geschlafen, Miss?«

»Ja, wunderbar. Danke, Doris.«

»Soll ich Ihnen den Tee eingießen?«

»Nein, das mache ich selbst, danke.«

»Gut. Wollen Sie ausreiten? Ich habe Kleidung und Stiefel für Sie herausgesucht, die Ihnen passen müssten. Sie haben so eine hübsche zierliche Figur, Miss Cecily.«

»Danke. Ich … Ja, ich denke, ich werde ausreiten.«

»Gute Idee. Es ist ein fantastischer Morgen.« Doris lächelte. »Ich bringe Ihnen die Sachen.«

Cecily trank den Tee, der bedeutend dünner war, als sie es von

zu Hause kannte. Plötzlich fiel ihr ein, dass sie ihre Eltern noch nicht angerufen hatte. Was würde ihre Mutter wohl sagen, wenn sie ihr erzählte, dass sie mit Audreys und Edgars Neffen ausreiten werde?

»Vermutlich würde sie noch vor meiner Rückkehr anfangen, die Verlobungsfeier zu organisieren«, murmelte Cecily.

»Wie meinen?«, fragte Doris, die mittlerweile zurückgekommen war.

»Ach, ich habe mich nur gerade erinnert, dass ich meine Eltern anrufen muss, um sie über meine sichere Ankunft in Kenntnis zu setzen.«

»Nicht nötig, Miss Cecily. Das hat der Butler gestern Abend besorgt.«

* * *

Als Cecily den Stall betrat, saß Julius bereits auf einem prächtigen schwarzen Hengst.

»Hallo. Ich hatte mich schon gefragt, ob Sie kommen würden«, begrüßte Julius sie. »Steigen Sie auf.« Er deutete auf eine hübsche kastanienbraune Stute, die ein Stallbursche auf den Hof führte.

Cecily ließ sich von dem Burschen in den Sattel helfen. Die Stute wieherte und warf den Kopf so heftig hin und her, dass Cecily beinahe vom Pferd gefallen wäre.

»Bonnie ist ziemlich temperamentvoll. Glauben Sie, Sie können sie bändigen?«

Das klang herausfordernd.

»Ich werde jedenfalls mein Bestes geben«, antwortete sie und ergriff die Zügel.

Cecily folgte Julius auf einem schmalen Weg zwischen den Bäumen hindurch. Nach einer Weile wartete er, damit sie zu ihm aufschließen konnte.

»Alles in Ordnung?«, erkundigte er sich.

»Ich denke schon. Allerdings würde ich es fürs Erste gern langsam angehen lassen, wenn Ihnen das nichts ausmacht.«

»Kein Problem. Den Park durchqueren wir im leichten Galopp, dann sehen wir ja, ob Sie bereit sind für die Weite der Downs.« Julius deutete in die Ferne. »Von dort hat man einen fantastischen Blick.«

Sie trabten gemächlich dahin, sodass Cecily Gelegenheit hatte, Selbstvertrauen zu gewinnen und sich an das Pferd zu gewöhnen. Als sie das Parkgelände erreichten, wechselte Julius in leichten Galopp, und sie tat es ihm gleich. Bonnies Hufe rissen tiefbraune Erdschollen aus dem Boden. Hie und da lugten Schneeglöckchen, die ersten Frühlingsboten, zwischen dem langen Gras unter den Kastanienbäumen hervor, und trotz der Kälte sangen Vögel. Endlich fühlte Cecily sich tatsächlich wie in einem Roman von Jane Austen.

»Sagen Sie Bescheid, wenn ich langsamer machen soll«, rief Julius ihr über die Schulter zu. »Schließlich kann ich nicht riskieren, dass Tante Audreys Ehrengast sich unter meiner Obhut den Hals bricht!«

Obwohl Cecilys Augen in dem schneidenden Wind, der ihr ins Gesicht blies, zu tränen und ihre Nase zu laufen begannen, folgte sie Julius' Pferd. Gerade als sie Bonnie stoppen wollte, weil sie kaum noch etwas sah, drosselte Julius das Tempo und drehte sich auf dem Sattel zu ihr um.

»Alles klar?«, erkundigte er sich.

»Ich könnte ein Taschentuch gebrauchen«, keuchte Cecily.

»Selbstverständlich.« Julius wendete sein Pferd, nahm ein sauberes weißes Tuch aus der Brusttasche seiner Tweedjacke, beugte sich zu ihr vor und tupfte ihr die Augen ab.

»Das kann ich schon selbst.« Sie versuchte, ihm das Taschentuch zu entwinden.

»Das mache ich doch gern. Beim Schnäuzen werde ich Ihnen allerdings nicht helfen«, scherzte er und reichte ihr das Tuch. »Sie haben sehr hübsche Augen.«

»Danke für das Kompliment, auch wenn es im Moment unpassend ist, weil sie tränen.«

»Ich würde vorschlagen, morgen in die Downs zu reiten, obwohl der Wind dort um diese Jahreszeit ziemlich heftig sein kann. Wahrscheinlich sind Sie von Amerika wärmere Temperaturen

gewöhnt.«

»Nein, in New York ist es deutlich kälter als hier. Möglicherweise brüte ich eine Erkältung aus.«

»Das würde mich nicht wundern. Der gute Onkel Edgar ist ein Pfennigfuchser. Wie Sie sich vielleicht vorstellen können, kostet es eine Menge Geld, ein Gemäuer wie Woodhead Hall zu heizen. Absurd, wenn man bedenkt, dass man in einer Hütte in den Tropen nur das Nötigste bräuchte. Kommen Sie, reiten wir zum Haus. Dort soll Doris Sie mit einer heißen Tasse Tee vor den prasselnden Kamin setzen.«

»Reiten Sie ruhig weiter, falls Sie noch die Landschaft genießen wollen. Ich finde allein zurück.«

»Kommt gar nicht infrage. Die Downs kann ich mir jeden Tag anschauen, aber Sie sind nur kurze Zeit hier. Ich würde lieber Sie ansehen.«

Cecily wandte das Gesicht ab, damit er nicht merkte, wie sie rot wurde, und schnalzte mit den Zügeln.

Wenig später räusperte sie sich. »Wie verbringen Sie die Tage in Woodhead Hall? Mit dem Schreiben von Gedichten?«

»Schön wär's.« Julius seufzte. »Vielleicht fliehe ich irgendwann einmal nach Paris und miete mir ein Dachzimmer in Montmartre. Leider muss ich den größten Teil meiner Zeit Onkel Edgar auf dem Anwesen helfen. Er baut mich zu seinem Nachfolger auf, doch ich bin bockig wie ein junges Pferd. Immer diese Kladden …! Sie wissen, was eine Kladde ist?«

»O ja. Auch mein Vater brütet oft über Kladden.«

»Ein Leben ohne Kladden wäre schön, wenn es nur eines Tages könnt geschehn«, reimte Julius grinsend. »Ich glaube, Onkel Edgar weiß, dass ich keinerlei mathematische und wirtschaftliche Fähigkeiten besitze, aber da er keinen anderen Erben als mich hat, muss er das Beste hoffen und glauben, dass ich eines Tages plötzlich das Rechnen lerne. Leider interessiert es mich überhaupt nicht.«

»Ich mag Rechnen«, gestand Cecily.

»Tatsächlich? Erstaunlich! Miss Huntley-Morgan, Sie werden mit jedem Wort, das aus Ihrem hübschen Mund kommt, perfekter!

Ich kenne sonst keine Frau, die behauptet, Mathematik zu mögen.«

»Und doch ist es so.«

»Das war nicht als Kritik gemeint. Ich würde mir sogar wünschen, eine Gattin wie Sie zu finden. Ihr würde ich liebend gern die Kladden überlassen.« Sie näherten sich Woodhead Hall. »Wir wären da. Ich schlage vor, Sie gehen hinein und begleiten mich nicht mehr zum Stall.«

Cecily wollte widersprechen, um wertvolle Sekunden mit ihrem neuen Gefährten zu gewinnen, aber Julius stieg ab und half ihr vom Pferd. Seine Hände blieben auch dann noch um ihre Taille, als ihre Füße bereits den Boden berührten.

»Was sind Sie doch für ein schmales kleines Ding. Kein bisschen Fleisch zu viel auf den Hüften. Schnell ins Haus. Ich sehe später nach Ihnen.«

»Mir geht es gut, keine Sorge …«

Aber Julius saß schon wieder auf seinem Hengst, nahm die Zügel ihrer Stute und entfernte sich nach einem kurzen Gruß mit beiden Pferden in Richtung Stallungen.

* * *

Enttäuscht musste Cecily feststellen, dass Julius beim Lunch nicht da war. Sie und Audrey saßen allein am Tisch. Während Audrey sich nach Dorothea, Cecilys Schwestern sowie Freundinnen und Bekannten ihrer Mutter erkundigte, die Cecily kaum kannte, löffelte sie lustlos die Suppe, die angeblich aus Gemüse bestand, jedoch wie warmes Spülwasser schmeckte.

»Meine Liebe, du hast ja fast nichts von dem Lamm gegessen«, bemerkte Audrey, als das Hausmädchen die Teller nach dem Hauptgang abräumte. »Vielleicht bekommst du tatsächlich eine Erkältung.«

»Möglich«, meinte Cecily, die ein fettes, schlicht ungenießbares Stück Fleisch in der Backe hin- und herschob. »Ich gehe nach oben und schlafe ein wenig. Warum ich krank sein sollte, begreife ich

allerdings nicht, denn in Manhattan ist es bedeutend kälter als hier.«

»Mag sein, aber hier kommt die Feuchtigkeit dazu«, erwiderte Audrey in ihrem halb amerikanischen, halb britischen Akzent. »Ich schicke dir Doris mit einer Wärmflasche und Aspirin hinauf, und wenn du heute Abend lieber im Zimmer essen möchtest, lässt sich das einrichten. Leider muss ich um sechs zu einem Treffen. Ich bin im örtlichen Kirchenrat, die Besprechungen dort ziehen sich endlos hin. Edgar weilt wie gesagt in London, und wo Julius den Abend verbringt, weiß ich nicht …« Audrey hob die Augenbrauen. »Das ist nichts Ungewöhnliches. Egal, am Sonntag musst du jedenfalls wieder gesund sein, denn zum Abschluss deines Aufenthalts gebe ich eine kleine Cocktailparty. Und nun ruh dich erst einmal aus.«

In ihrem Zimmer beobachtete Cecily von ihrem Bett aus, wie die Flammen im Kamin tanzten. Sie war eindeutig nicht krank – schlimmstenfalls hatte sie sich leicht verkühlt. Etwas anderes war schuld. Sie schloss die Augen, um zu schlafen, musste jedoch immerzu an Julius' Gesicht denken, wie er ihr am Morgen sanft die Augen abgetupft hatte …

Sie machte die Hand auf und atmete den Geruch des Taschentuchs ein, das sie darin hielt – den Geruch von *ihm*.

»Cecily, reiß dich zusammen! Du weißt nichts über ihn, und abgesehen davon, dass du gerade dabei bist, dich von deinem Liebeskummer zu erholen, wirst du in fünf Tagen nach Afrika reisen und ihn nie wiedersehen«, schalt sie sich und legte das Taschentuch in die Schublade ihres Nachtkästchens. »Heute Abend lässt du dir das Essen aufs Zimmer bringen und denkst nicht mehr an ihn.«

Irgendwann döste sie ein und wachte erst in der Abenddämmerung wieder auf, als Doris ihr frischen Tee brachte.

»Ich würde vorschlagen, kein Bad zu nehmen. Das ist zu kalt. Wann soll ich Ihnen das Essen bringen? Vielleicht um sieben? Dann haben Sie vor dem Schlafen noch genug Zeit zum Verdauen«, meinte Doris, während sie die Glut schürte.

»Wunderbar, danke.«

»Heute ist mein freier Abend. Ellen wird sich um Sie kümmern. Klingeln Sie einfach, wenn Sie was brauchen.«

»Also ist zum Essen niemand da?«, erkundigte sich Cecily.

»Nicht dass ich wüsste, Miss. Mister Julius kommt und geht, wie es ihm passt. Mit ihm würde ich nicht rechnen.«

Das klang ähnlich wie das, was Audrey früher am Tag gesagt hatte.

»Kann man hier irgendetwas unternehmen? Ich meine, ist eine Stadt in der Nähe?«

»Eine Stadt würde ich das nicht nennen. In Haslemere gibt's Läden und ein Kino, und da wollen Betty und ich heute hin. Wir schauen uns den Robin-Hood-Film mit Errol Flynn an. Wenn Sie nichts mehr brauchen, sage ich Ellen jetzt Bescheid, dass sie Ihnen das Essen um sieben bringen soll.«

»Ich wünsche dir einen schönen Abend, Doris.«

»Danke, den werd ich haben. Ihnen gute Besserung.«

Cecily setzte sich mit *Der Große Gatsby*, den sie, weil sie in den vergangenen Wochen mit anderen Dingen beschäftigt gewesen war, noch nicht zu Ende gelesen hatte, vor den Kamin. Sie würde nicht an Julius denken, der sich irgendwo im Haus aufhielt, nein, das würde sie nicht …

Um Punkt sieben Uhr klopfte es an der Tür, und Ellen trat mit einem Tablett ein, auf dem sich Suppe, ein gekochtes Ei und dünne Scheiben Butterbrot befanden. Selbst wenn Cecily Appetit gehabt hätte, wäre ihr das Essen nicht verlockend erschienen. Gerade als sie einen Löffel lauwarmer Suppe zum Mund führte, klopfte es erneut an der Tür. Sie ging auf, bevor Cecily »Herein!« sagen konnte.

»Guten Abend. Als ich hörte, dass Sie in Ihrem Zimmer essen, dachte ich mir, wir könnten uns zusammentun und gemeinsam das Unvermögen der Köchin beklagen.«

Julius hielt ein Tablett, identisch dem ihren, in der Hand.

»Haben Sie etwas dagegen, wenn ich mich zu Ihnen geselle?«

»Ich … Nein, natürlich nicht.«

»Wunderbar.« Er stellte das Tablett auf dem Tischchen vor dem Kamin ab und setzte sich ihr gegenüber hin. »Da ich weiß, dass Sie eine Erkältung ausbrüten und unser Essen mit ziemlicher Sicherheit ungenießbar ist, habe ich uns etwas mitgebracht, das uns von innen wärmt.«

Julius zog eine Flasche, die nach Bourbon aussah, aus der einen Tasche und einen Zahnputzbecher aus der anderen.

»Den müssen wir uns teilen, aber im Leben ist nun mal vieles Improvisation, nicht wahr?« Er machte den Becher halbvoll und reichte ihn ihr. »Ladys first. Selbstverständlich aus rein medizinischen Gründen.«

»Wirklich, ich …«

»Gut, dann ich zuerst.« Er nahm einen großen Schluck. »Schon besser. Whiskey ist das beste Mittel gegen die Kälte.«

Cecilys Herz schlug wie wild. »Na schön, ein kleiner Schluck kann nicht schaden.«

»Nein, und ein größerer wird Ihnen sogar guttun«, ermutigte Julius sie, als sie den Becher zögernd an den Mund hob.

»Und nun zu dem Ei.« Er klopfte mit dem Teelöffel kräftig gegen das obere Ende und köpfte das Ei anschließend mit dem Messer. »Hartgekocht wie immer«, stellte er seufzend fest. »Ich habe mich bei meiner Tante über die schlechte Qualität des Essens in diesem Haus und die dubiosen Qualifikationen der Frau, die es zubereitet, beklagt, doch ich scheine tauben Ohren zu predigen.« Er lehnte sich auf seinem Stuhl zurück. »Ungenießbar. Uns bleibt nur der Whisky. Prost.« Er leerte den Becher. »Erzählen Sie mir doch von Ihrem Leben in New York«, forderte er sie auf, füllte den Becher nach und reichte ihn ihr. »Ich war noch nie dort. Alle behaupten, die Stadt sei fantastisch.«

»Das stimmt. Die Wolkenkratzer reichen bis in den Himmel, doch dazwischen gibt es große offene Flächen, sodass man sich nie beengt fühlt. Unser Haus geht auf den Central Park. In dem kann man Ewigkeiten spazieren, ohne auf viele Leute zu treffen. In New York hat man beides: Großstadt und Land. Dort bin ich zu Hause.« Sie zuckte mit den Achseln. »Ich liebe diese Stadt.«

»Warum machen Sie sich dann in ein paar Tagen in den afrikanischen Busch auf?«

»Weil meine Patentante mich eingeladen hat.«

Julius musterte sie mit seinen braunen Augen. »Da es in Europa momentan drunter und drüber geht und Kenia möglicherweise in den bevorstehenden Krieg hineingezogen wird,

vermute ich, dass mehr dahintersteckt.«

»Ich wollte … heiraten, doch daraus ist nichts geworden.«

»Verstehe.« Julius trank einen weiteren Schluck aus dem Zahnputzbecher, den sie sich teilten. »Sie laufen also weg.«

»Ich hoffe, dass ich auf etwas Neues zulaufe. Mir hat sich diese wunderbare Gelegenheit eröffnet, ein mir unbekanntes Land zu bereisen, und ich habe sie ergriffen.«

»Ihre positive Einstellung gefällt mir. Mitten im Winter ist es überall besser als in Woodhead Hall.« Julius seufzte. »Wo ich bleiben darf. Es sei denn, in Europa bricht Krieg aus. Dann muss ich höchstwahrscheinlich eine Uniform anziehen und in ferne Länder, wo ich dem sicheren Tod ins Auge blicke. Folglich gilt das Motto ›Carpe diem‹, nicht wahr?« Er füllte den Becher nach. »Vielleicht werde ich ja der Rupert Brooke dieses neuen Krieges. Ich kann nur hoffen, mein Leben nicht auf einem Schlachtfeld in Gallipoli oder sonst wo auszuhauchen.«

»Rupert Brooke?«

»Gütiger Himmel, Miss Huntley-Morgan, haben Sie denn keine Schulbildung genossen?«

»O doch, ich war in Vassar, einem der besten Frauen-Colleges von Amerika!«, antwortete sie empört.

»Dann hat Ihr Englischlehrer kläglich versagt. Rupert Brooke war ein Genie und der berühmteste Kriegsdichter aller Zeiten. Ich leihe Ihnen gern einen Band seiner Gedichte.«

»Mit Literatur habe ich nie viel anfangen können. Ich lese nur zum Vergnügen. Wie ich Ihnen bereits erklärt habe, fühle ich mich in der Welt der Zahlen wohler.«

»Dann sind Sie eher analytisch als künstlerisch. Das wollen wir gleich einmal testen: Wie schnell können Sie … hm, 997 minus 214 rechnen?«

»783«, antwortete Cecily postwendend.

»172 geteilt durch 6?«

»Achtundzwanzig Komma sechs Periode.«

»560 mal 39?«

»21 840.« Cecily schmunzelte. »Das war leicht. Stellen Sie mir lieber Fragen zu Algebra oder Logarithmen.«

»Da ich nicht einmal richtig weiß, was diese Wörter bedeuten, will ich Sie damit nicht behelligen. Sie sind also ein richtig schlaues Mädchen. Ärgert es Sie nicht manchmal, dass Sie Ihre Fähigkeiten, weil Sie eine Frau sind, trotz Ihrer Collegebildung nur für Haushaltsbücher nutzen können?«

»Natürlich. Aber Papa erlaubt seinen Töchtern nicht zu arbeiten. So ist es nun einmal.« Cecily zuckte mit den Achseln.

»Ironie des Schicksals! Ich will nur meine Ruhe haben, über eine perfekte Formulierung in einem Gedicht nachsinnen und vor mich hin träumen, statt zu lernen, wie man dieses Anwesen mit seinen Kladden führt, und Sie würden das alles liebend gern machen, dürfen es aber aufgrund Ihres Geschlechts nicht.«

»Das Leben ist nicht gerecht, das müssen wir vermutlich akzeptieren. Wir sind privilegiert, Julius. Sie werden eines Tages dieses Land und das Haus erben, und ich werde ein komfortables Leben als Ehefrau und Mutter führen. Wir müssen beide nicht in Armut darben.«

»Nein, aber die Frage ist doch, ob Geld glücklich macht, oder? Ich meine, sind Sie glücklich? Bin ich es?«

*Im Moment bin ich sogar sehr glücklich …*, dachte Cecily.

»Im Augenblick fühle ich mich wohl«, sagte sie laut.

»Was erzeugt Ihrer Ansicht nach wahres Glück?«

»Vermutlich die Liebe«, antwortete Cecily, die nicht fürchtete, rot zu werden, weil ihr Gesicht vom Alkohol wahrscheinlich ohnehin gerötet war.

»Genau!« Julius schlug mit der Faust auf die Armlehne seines Stuhls. »Hinter Ihrer Logik verbirgt sich also doch eine Dichterseele.«

»Es ist allgemein bekannt, dass Liebe glücklich macht.«

»Aber sie kann auch tiefe Wunden reißen, meinen Sie nicht?«

»Ja.« Nun war es an Cecily, den Becher zu leeren. Ihr schwindelte vom Alkohol und weil sie kaum etwas gegessen hatte, doch das war ihr egal. Ein offeneres Gespräch hatte sie mit einem Mann nie geführt.

»Sie sind wirklich eine interessante Frau. Leider wird meine Tante gleich von einer ihrer zahllosen Besprechungen zurückkehren,

was bedeutet, dass ich Sie nun verlassen muss.« Julius stand auf, und Cecily tat es ihm gleich. »Wollen wir morgen wieder ausreiten?« Er trat einen Schritt auf sie zu. »Natürlich nur, wenn Sie sich besser fühlen.« Plötzlich ergriff er ihre Hand und zog Cecily zu sich heran. Bevor sie protestieren konnte, spürte sie schon seine Lippen auf den ihren und erwiderte seinen Kuss leidenschaftlicher als je einen von Jack. Selbst als seine Hand ihre Brust zu streicheln begann und er Cecily mit der anderen so fest an sich drückte, dass sie seine Erregung spürte, hinderte sie ihn nicht.

»Du bist unglaublich«, hauchte er.

Erst als seine Hand einen Weg unter ihre Bluse suchte, löste sie sich widerstrebend von ihm.

»Julius, wir sollten nicht …«

»Ich weiß.« Seine Finger wanderten zu ihrer Wange und streichelten sie. »Entschuldigung, Cecily. Du bist einfach … unwiderstehlich. Ich verabschiede mich lieber, bevor du mich in den Wahnsinn treibst. Gute Nacht.« Er küsste sie noch einmal auf die Lippen und entfernte sich mit seinem Tablett.

# XII

Cecily hatte sich definitiv wohl genug gefühlt, um am Morgen nach dem Kuss mit Julius auszureiten. Und zwei Tage später, als sie auf einer nach Pferd riechenden Decke in seinen Armen lag, hatte sie sich sogar gesünder gefühlt als jemals zuvor … Nach dem Sonnenaufgang hatte er vorgeschlagen, ihr den »Folly« zu zeigen, einen merkwürdigen, völlig nutzlosen viereckigen Zierbau mitten im Nichts, außer Sichtweite des Haupthauses. Kaum hatte sich die Tür hinter ihnen geschlossen, war sie im dunklen, feuchten Innern in seine Arme gesunken. Jegliche Vernunft hatte sie verlassen, als er sie zu liebkosen begann. Und am folgenden Tag war er noch ein bisschen weiter gegangen …

»Was mache ich nur?«, stöhnte sie nun, als sie aus dem Fenster ihres Zimmers blickte. Am Morgen hatte sie seinem Drängen fast ganz nachgegeben. »In zwei Tagen reise ich nach Kenia. Ich will nicht nach Kenia.« Tränen traten ihr in die Augen. »Ich möchte bei Julius bleiben …«

Cecily kehrte niedergeschlagen zum Bett zurück, legte sich darauf und schloss, nach einer Reihe schlafloser Nächte erschöpft, die Augen. Wenn sie sich vorstellte, wieder in seinen Armen zu liegen, schlug ihr Herz wie wild, und in seiner Anwesenheit durchströmte sie eine euphorische Energie, wie sie sie noch nie erlebt hatte.

»Für Jack habe ich nichts Derartiges empfunden«, erklärte sie dem Baldachin des Himmelbetts, als sie sich des Gefummels entsann, das sie über sich hatte ergehen lassen, wenn Jack ihr einen Gutenachtkuss gab. »Himmel, was soll ich nur tun?«

Über die Zukunft hatten sie nicht gesprochen. Eigentlich redeten sie ohnehin kaum, weil sich Julius' Lippen, wenn sie allein waren, meist auf die ihren pressten. Doch er hatte ihr ein ums andere Mal gesagt, dass sie das hübscheste Mädchen der Welt,

dass ihm noch keine Frau wie sie begegnet sei, dass er sogar glaube, sich in sie verliebt zu haben …

»Jedenfalls liebe ich *ihn*.« Bei dem Gedanken an die Abreise wurden ihre Augen wieder feucht. Bis dahin waren es noch zwei Tage, in denen er Gelegenheit hatte, sie zu bitten, dass sie bleibe …

Am Abend nach dem Essen mit Audrey schützte Cecily Kopfschmerzen vor, um sich zurückziehen zu können. Zu sehen, wie Julius auf der anderen Seite des Tischs Small Talk machte, und zu wissen, dass sie damit wertvolle Minuten vergeudeten, in denen sie in seinen Armen hätte liegen können, überforderte sie. In ihrem Zimmer schlüpfte sie ins Bett, schaltete das Licht aus und betete, bald einzuschlafen. Gerade als sie eindöste, hörte sie ein Klopfen an der Tür.

»Cecily, Liebling, schläfst du?«

Und ehe sie sich's versah, lag er schon neben ihr und schlang die Arme um sie.

»Julius, was machst du da? Was ist mit deiner Tante?«

»Die Gute ist ins Bett gegangen. Sie schläft am anderen Ende des Flurs. Still jetzt, lass dich küssen.«

Er schälte sie zuerst aus der Decke, dann aus dem Nachthemd.

»Nein! Wir können nicht …! In ein paar Tagen reise ich nach Kenia ab …«

»Aber fühlt es sich nicht wunderbar an, Liebling? Zum ersten Mal nackt, Haut auf Haut …« Er nahm ihre Hand, legte sie auf seinen samtweichen Nacken und schob sie nach unten, wo sie die Haare auf seiner Brust spürte, dann seine Bauchmuskeln und schließlich …

»*Nein!* Bitte, ich kann nicht. Wir sind doch nicht einmal offiziell ein Paar.«

»O doch. Ein in leidenschaftlicher Liebe verbundenes Paar. Ich liebe dich, Cecily. Ich liebe dich so sehr …«

»Und ich liebe dich«, murmelte sie, als er ihre Hand freigab, um mit der seinen ihre Brust zu erkunden und sie anschließend weiter nach unten wandern zu lassen.

»Wartest du, bis ich zurück bin?«

»Worauf denn?« Er presste seinen Körper gegen den ihren, sodass sie seine Erektion spürte.

»Auf mich natürlich«, flüsterte sie, benommen von ihrer eigenen Erregung.

»Aber ja, Liebling.«

Erst als er in sie eindringen wollte, schaltete sich ihr Gehirn wieder ein.

»Nein, Julius, das geht nicht! Ich könnte schwanger werden. Bitte nicht.«

»Keine Sorge, Liebling. Ich passe auf und werde mich rechtzeitig zurückziehen, versprochen. Entspann dich und vertrau mir einfach.«

»Wir sind nicht einmal verlobt, Julius!«

»Dann verloben wir uns eben«, meinte er und begann in sie zu stoßen. »Es ist Schicksal, Cecily.«

Einen kurzen Moment dachte sie, wie sehr Dorothea sich darüber freuen würde, wenn Cecily eines Tages die Herrin von Woodhead Hall wäre. Und selbst ihr Vater würde ihr vergeben, wenn diese Nacht der Preis dafür war.

»Ja«, antwortete sie.

* * *

Als Cecily am folgenden Morgen aufwachte und einen Blick auf den Reisewecker neben ihrem Bett warf, sah sie, dass es nach neun Uhr war. Ihre Gedanken huschten von ihrem schlechten Gewissen darüber, was sie getan hatten – das sie damit beruhigte, dass etliche ihrer College-Kommilitoninnen ihre Unschuld bereits während der Zeit in Vassar verloren hatten –, zu Überlegungen, wie und wann sie ihre Verlobung verkünden würden. Julius hatte nicht ausdrücklich *gesagt*, dass beziehungsweise wann er sie heiraten würde – vielleicht wenn sie von Afrika zurückkam. Und dann war da noch der drohende Krieg …

Sie schwang die Beine über die Bettkante. Ihr ganzer Körper

schmerzte, sogar an Stellen, die sie bis dahin nie wahrgenommen hatte. Als sie aufstand, um das Hausmädchen zu rufen, bemerkte sie den kleinen Blutfleck auf dem Laken. »Sind das etwa meine Monatsblutungen?«, murmelte sie verwirrt. Da erinnerte sie sich an das Getuschel im Gemeinschaftsraum von Vassar, und ihr ging auf, worum es sich vermutlich handelte. Die Vorstellung, dass Doris den Fleck sehen würde, ließ sie erröten. Sie schob das Federbett darüber, bevor sie die Klingel betätigte. Dabei fiel ihr Blick auf einen Umschlag, der unter der Tür durchgeschoben worden war. Sie hob ihn hastig auf, bevor Doris den Tee brachte, setzte sich aufs Bett und öffnete ihn.

*Meine liebste Cecily,*
*ich musste heute geschäftlich für meinen Onkel nach London, hoffe aber, vor Deiner Abreise zurückzukehren, um mich von Dir verabschieden zu können. Die letzte Woche war einfach wunderbar, findest Du nicht? Falls ich nicht rechtzeitig da sein sollte, wünsche ich Dir eine sichere Fahrt, meine Liebste. Bitte teile mir Deine Adresse in Kenia mit, sobald Du kannst. Wir müssen in Kontakt bleiben.*
*Julius*

Cecily blieb nur wenig Zeit, über die eigentliche Botschaft des Briefs nachzudenken, weil Doris mit dem Tee hereinkam.

»Einen wunderschönen guten Morgen, Miss Cecily«, begrüßte sie sie und zog die Vorhänge zurück. »Sie haben glatt mal lange geschlafen. Schadet nicht, denn heute Abend ist ja die Cocktailparty, und morgen sitzen Sie schon im Flieger. Lieber Sie als ich«, meinte Doris schaudernd und schenkte Cecily Tee ein. »Ich würd in dem Ding um mein Leben beten. Alles in Ordnung, Miss? Sie sind ein bisschen blass um die Nase.«

Cecily, die zum Fenster hinausgeschaut hatte, wandte sich Doris lächelnd zu. »Vielleicht bin ich des Fluges wegen nervös.«

»Sie müssen früh los. Was halten Sie davon, wenn wir Ihren

Koffer heute Nachmittag packen? Danach könnten Sie sich vor dem Fest ein wenig ausruhen. Soll ich Ihnen die Haare für heute Abend noch mal frisieren?«

»Warum nicht?«, antwortete Cecily, damit Doris endlich das Zimmer verließ und sie ungestört über die Nachricht von Julius nachdenken konnte. »Danke, Doris. Ich komme gleich zum Frühstück runter.«

»Gut, Miss. Läuten Sie ruhig nach mir, wenn Sie etwas brauchen.« Doris machte einen Knicks und verließ den Raum.

Sobald die Tür sich hinter ihr geschlossen hatte, las Cecily Julius' Nachricht noch einmal. Sie war nicht in der Lage, die Gefühle, die dahintersteckten, zu entschlüsseln, und wusste auch nicht, wieso Julius ihr nicht gesagt hatte, dass er am Morgen nach London musste. Möglicherweise war er in Eile gewesen – das würde erklären, warum seine Worte in dem Brief so kühl klangen und sich so deutlich von denen unterschieden, mit denen er sie in der Nacht umschmeichelt hatte.

*Er schreibt, er hofft, rechtzeitig zurück zu sein, um sich persönlich von mir verabschieden zu können.* Sie nippte an ihrem Tee. *Vielleicht hat er die Nachricht nur für den Fall unter der Tür durchgeschoben, dass er es nicht schafft …*

Cecily, die sich sehr allein fühlte – Julius war während ihres gesamten Aufenthalts kaum von ihrer Seite gewichen –, machte einen Spaziergang im Park, um einen klaren Kopf zu bekommen. Je länger sie über seine Nachricht nachdachte, desto flauer wurde ihr im Magen. Menschen drückten sich schriftlich oft bedeutend förmlicher aus, als sie redeten, aber Julius war ein Dichter …

An jenem Nachmittag lief Cecily in ihrem Zimmer auf und ab, während Doris ihre Kleidung ordentlich zusammenlegte und im Koffer verstaute. Doris redete dabei so viel, dass Cecily nur hin und wieder ein »Ja«, ein »Nein« oder ein »Tatsächlich?« zu dem Gespräch beitragen musste.

»Fertig, Miss«, sagte Doris schließlich. »Jetzt können Sie sich entspannen und die Party genießen.«

»Weißt du, ob Julius heute Abend da ist?«

»Keine Ahnung, Miss. Der kommt und geht, wie er will.« Doris

verdrehte die Augen. »Er bleibt oft über Nacht in London. Da wohnt nämlich seine Verlobte.«

»Seine Verlobte?«

»Ja, sie heißt Veronica und ist ein echtes Society Girl – steht ständig was über sie in irgendwelchen Zeitschriften. Der Himmel allein weiß, wie die hier auf dem Land zurechtkommen will, wenn die zwei erst mal verheiratet sind.«

Cecily sank benommen aufs Bett. »Verstehe.« Sie schluckte. »Wie lange sind sie denn schon verlobt?«

»Schätze ein bisschen länger als ein halbes Jahr. Die Hochzeit soll im Sommer stattfinden.«

»Davon hat Lady Woodhead mir gegenüber gar nichts erwähnt.«

»Kann ich mir vorstellen. Die Hochzeit schmeckt ihr gar nicht. Ihr ist Veronicas Lebensstil zu locker, und sie findet sie als nächste Lady des Hauses ungeeignet. Na ja, wir sind bloß einmal jung, Miss. Bestimmt wird sie ruhiger, sobald sie unter der Haube ist. Und als seine Frau wird sie beschäftigt genug sein, wenn Sie wissen, was ich meine.«

»Ich fürchte nein«, krächzte Cecily. »Was willst du damit sagen?«

»Ich hab mehr als bloß ’ne Ahnung, dass er sich mit anderen Frauen rumtreibt. Davon können die Bediensteten hier ein Lied singen. Und dass er hinter ’nem Mädchen im Ort her war, weiß ich sicher. Ellen und ich haben sie vor zwei Monaten morgens aus dem Haus laufen sehen, wie wir die Kamine angezündet haben. Männer. Denen kann man einfach nicht trauen. Manchmal denk ich, ich bleib besser allein. Aber jetzt verschwinde ich, damit Sie sich ausruhen können. Um fünf komme ich rauf und lasse Ihnen ein Bad ein.«

Als Doris weg war, blieb Cecily sitzen, wo sie war, und starrte mit im Schoß gefalteten Händen zum Fenster hinaus. Sie glaubte, Julius nach wie vor in sich zu spüren. Das wunde Gefühl in ihrem Unterleib erinnerte sie daran, wie sie hinters Licht geführt worden war. Früher hatte sie Frauen, die auf die Komplimente von Männern hereinfielen, für dumm gehalten. Nun gehörte sie mit ziemlicher Sicherheit selbst zu diesen Frauen.

Von Veronica oder seiner bevorstehenden Heirat hatte er kein Wort erwähnt …

Es sei denn natürlich, er wollte die Hochzeit abblasen und war deshalb nach London gefahren …

»Nein, Cecily.« Sie schüttelte den Kopf. »Sei nicht naiv, du weißt genau, dass er das nicht tun wird.«

Eine Träne löste sich aus ihrem Auge. Sie wischte sie unwirsch weg. Den Kummer hatte sie sich selbst zuzuschreiben. Wie einfältig sie trotz ihrer angeblichen Intelligenz gewesen war! Sie hatte kein Mitleid verdient.

Nach einer Weile erhob sie sich, trat an ihren Koffer, sperrte ihn zu und setzte sich darauf.

Sie würde nie mehr einem Mann vertrauen, das wusste sie nun.

# XIII

Naivasha-See, Kenia

»Willkommen in Mundui House, Schätzchen!« Kiki sprang auf der Beifahrerseite aus dem weißen Bugatti, der sie und Cecily in einer dreistündigen Fahrt von Nairobi hergebracht hatte und nun mit einer dicken rötlich braunen Schmutzschicht bedeckt war. Cecily hatte die Augen den größten Teil der Reise geschlossen gehalten, zum Teil des Staubes wegen, der sich rund um den Wagen erhob wie der Rauch aus Aladins Wunderlampe, hauptsächlich jedoch deshalb, weil sie erschöpft war und es sie zu viel Mühe kostete, sie offen zu halten.

Kiki breitete die Arme aus. »Wie schön, endlich zu Hause zu sein! Komm, ich zeige dir alles, und dann feiern wir deine Ankunft mit Champagner – ach was, wir genehmigen uns schon ein Schlückchen vor der Führung übers Anwesen! Und später hole ich ein paar Freunde her, die dich kennenlernen sollen.«

»Kiki, ich … Tut mir leid, aber ich bin zu keinem Schritt mehr in der Lage«, stöhnte Cecily, kletterte aus dem Auto und blinzelte ins grelle Licht der Sonne. Weil sie ins Wanken geriet, hielt sie sich an der Tür des Bugatti fest.

»Natürlich, du Arme.« Kiki eilte zu ihr, um sie zu stützen. »Aleeki!«, rief sie. »Hilf Miss Cecily ins Haus, sie ist todmüde. Bring sie in der Rosen-Suite am anderen Ende vom Flur unter – in dem Zimmer, in dem Winston geschlafen hat.«

»Ja, Memsahib.«

Eine starke Hand legte sich auf Cecilys Schulter.

Als Cecily die Augen ganz öffnete, erwartete sie, einen groß gewachsenen, kräftigen Schwarzen zu sehen, erblickte jedoch einen älteren, vogelähnlichen Mann mit dunkler Haut.

»Haken Sie sich bei mir unter, Memsahib.«

Cecily tat, wie ihr geheißen, wenn auch mit schlechtem

Gewissen, weil der Mann mindestens dreimal so alt war wie sie. Als er sie aber ins Haus und die Treppe hinaufführte, nahm sie nach der stickig warmen Luft im Wagen nur noch die wundervolle Kühle wahr.

»Ihr Zimmer, Memsahib.«

Cecily sank auf einen Sessel in der Ecke, bevor sie vor Müdigkeit umfallen konnte. Aleeki schlug unterdessen das weiße Federbett zurück – warum bei der Hitze ein Federbett?, fragte sich Cecily – und zog an der Schnur des Deckenventilators, der sich surrend in Bewegung setzte.

»Soll ich die Fensterläden schließen, Memsahib?«

»Ja, bitte.«

Cecily seufzte erleichtert, als die Sonne, die durch die großen unterteilten Fenster hereingeschienen hatte, aus dem Raum verbannt war.

»Soll ich Tee oder Kaffee bringen?«

»Nur Wasser, danke.«

»Wasser ist da drüben.« Aleeki deutete auf eine Thermosflasche neben dem Bett. »Unten ist mehr.« Er zeigte auf das Schränkchen darunter. »Brauchen Sie Hilfe mit dem Kleid? Ich kann das Mädchen rufen.«

»Nein, danke, ich möchte nur schlafen.«

»Gut, Memsahib. Sie läuten, wenn Sie Hilfe benötigen, ja?« Er zeigte auf einen Knopf an der Wand neben dem Bett.

»Ja, danke.«

Endlich war er draußen. Fast hätte Cecily vor Erleichterung geweint, als sie die wenigen Schritte zu dem riesigen Bett stolperte und daraufsank. Eigentlich hätte sie sich ausziehen sollen, denn ihre Kleidung war von der Reise schmutzig, aber …

In der kühlen Luft des Ventilators schlief sie sofort ein.

* * *

»Schätzchen, aufwachen, sonst kannst du heute Nacht nicht schlafen. Außerdem kommen in einer Stunde ein paar Freunde, die

dich kennenlernen wollen.«

Die Stimme ihrer Patentante drang in Cecilys Träume.

»Muratha hat für dich ein Bad eingelassen, und hier ist ein Gläschen Champagner zum Aufwachen.«

»Ich … Wie viel Uhr ist es?«, murmelte Cecily. Ihre Stimme klang krächzend, sie hatte einen trockenen Mund, und der Hals tat ihr weh.

»Fünf Uhr abends. Du hast sechs Stunden tief und fest geschlummert.«

*Und ich könnte noch sechs Wochen schlafen …*, dachte Cecily, hob den Kopf vom Kissen und blinzelte ihre Patentante an.

Kiki wirkte frisch wie der Morgentau; die dunklen Haare hatte sie zu einem Chignon gefasst, sie war perfekt geschminkt. Das lange grüne Seidengewand, das sie trug, brachte die Smaragd- und Brillantohrringe und die dazu passende Halskette gut zur Geltung. Kurz: Sie sah wunderschön aus, überhaupt nicht, als hätte sie vor Kurzem Kontinente per Flugzeug, Schiff und Auto überquert. Was es auch immer sein mochte, das ihre Patentante in ihrer glitzernden Handtasche aufbewahrte: Im Moment hätte Cecily etwas davon gebrauchen können.

»Trink, Schätzchen. Das bringt deinen Kreislauf in Schwung.« Kiki hielt ihr das Glas hin, doch Cecily schüttelte den Kopf. Warum nur, fragte sie sich, bestanden Leute, die älter waren als sie selbst, permanent darauf, dass sie Alkohol trank?

»Lieber nicht, Kiki.«

»Dann stelle ich es neben dein Bett, falls du es dir anders überlegst. Ich habe ein Kleid für heute Abend aus deinem Koffer gewählt und von Muratha bügeln lassen. Es hängt da drüben.« Kiki deutete auf einen Schrank im orientalischen Stil, während sie durch den Raum segelte und die Fensterläden öffnete. »Beeil dich, Schätzchen, sonst verpasst du deinen ersten Sonnenuntergang in Mundui. Egal, wie niedergeschlagen ich bin: Der muntert mich jedes Mal auf.«

Sie hielt einige Sekunden inne, um leise seufzend durch eines der Fenster hinauszuschauen, und wandte sich dann lächelnd Cecily zu.

»Ich bin ja so froh, dass du mitgekommen bist, Schätzchen. Wir werden viel Spaß miteinander haben, und dein gebrochenes Herz vergisst du im Nu. Sei bitte spätestens um sechs unten.« Als Kiki sich aus dem Zimmer entfernte, hinterließ sie ihren unverkennbaren Duft, der genauso ungewöhnlich und exotisch war wie sie selbst.

Nun erst merkte Cecily, dass sie großen Durst hatte. Sie schraubte den Verschluss der Thermoskanne ab und trank einige Schlucke des lauwarmen Wassers, das einen leicht säuerlichen Nachgeschmack hatte. Dann klopfte es erneut an der Tür, und eine junge Schwarze mit kurz geschorenen krausen Haaren betrat den Raum. Sie trug ein schlichtes beigefarbenes Baumwollkleid, das an ihrem zierlichen Körper herunterhing. Cecily schätzte sie auf dreizehn oder vierzehn. *Kaum mehr als ein Kind …*, dachte sie.

»Bwana, Bad fertig.« Das Mädchen zeigte auf die Tür und bedeutete Cecily, ihr zu folgen.

Widerstrebend ging Cecily mit ihr nach nebenan, wo sich eine große Badewanne und eine Toilette mit einem riesigen Holzsitz befanden, der Cecily an einen Thron erinnerte.

Muratha nickte in Richtung der Seife und des Stapels ordentlich zusammengelegter Handtücher neben der Wanne. »Okay, Bwana?«

»Okay.« Cecily bedankte sich mit einem Lächeln.

Zum ersten Mal begriff sie, was es bedeutete, sich im Wasser zu »aalen«. Die Reise hatte in Southampton begonnen und mindestens drei Tage gedauert. Sie hatten mehrere Zwischenstopps zum Nachtanken des Flugzeugs eingelegt, den letzten in Kisumu am Viktoriasee. Da hatte Cecily bereits jegliches Zeitgefühl sowie die Orientierung verloren. Kiki hatte sie aus dem kleinen Flugzeug in eine Wellblechhütte neben dem Rollfeld gescheucht, wo sie sich mit ein wenig Wasser erfrischen konnten, bevor sie die letzte Teilstrecke nach Nairobi angingen. Während der gesamten Reise hatte Cecily kein Stück Seife zu Gesicht bekommen und nicht geschlafen. Und seit England war sie innerlich unruhig …

Inzwischen war das Wasser, in dem sie lag, ziemlich trübe, und an der Wanne befand sich ein dunkler Schmutzrand. Am liebsten hätte sie sie frisch füllen lassen, doch dazu war keine Zeit, und der Himmel allein wusste, wie viele Liter die Bediensteten hätten

heranschleppen müssen – sie konnte nirgendwo einen Wasserhahn entdecken.

Wieder in ihrem Zimmer, tröstete Cecily sich damit, dass Kikis Heim wenigstens nicht die Lehmhütte war, die sie erwartet hatte. Mit den großen unterteilten Fenstern, den hohen Decken und den Holzfußböden erinnerte es Cecily an die alten Häuser aus der Kolonialzeit, die sie von Boston kannte. Das Schlafzimmer war weiß gestrichen, sodass die orientalischen Möbel gut zur Geltung kamen. Ein schweres Holzbett stand in der Mitte, und darüber hing eine seltsame netzähnliche Vorrichtung. Cecily trat an eines der Fenster und schaute zum ersten Mal hinaus.

Ihr verschlug es den Atem. Kikis Worte wurden dieser Landschaft nicht gerecht. Die Sonne stand tief am nach wie vor blauen Himmel und ließ die merkwürdigen Bäume mit den flachen Kronen golden erstrahlen. Die Rasenflächen von Mundui House erstreckten sich anmutig geschwungen zum Ufer des riesigen Sees, in dessen Wasser sich bunte Vögel spiegelten. Die Farben hier erschienen Cecily intensiver als alle, die sie kannte.

Die Landschaft wirkte tatsächlich fast »biblisch« auf sie, wie eine ihrer Freundinnen in Vassar, die natürlich Theologie studierte, so gern gesagt hatte.

Zum ersten Mal seit der Sache mit Julius und ihrer Abreise aus England begann sich Cecilys Puls ein wenig zu beruhigen. Sie öffnete das Fenster und streckte ihr Gesicht in die warme Luft, lauschte den Rufen unbekannter Vögel und anderer Tiere und überlegte, wie weit weg England *und* Amerika für sie momentan waren. Dies war nicht nur ein anderes Land, sondern eine andere Welt. Und plötzlich überkam Cecily das eigenartige Gefühl, dass dieser Ort den Rest ihres Lebens bestimmen würde.

»Bwana?«, holte sie da eine schüchterne Stimme aus ihren Tagträumen.

»Ich … Ja, hallo.«

»Nein, nein, nein!« Die junge Bedienstete Muratha eilte auf sie zu. »Nie, nie!«, rief sie aus und schloss das Fenster. »Nicht in Nacht«, fügte sie hinzu. »*Mbu*.«

»Wie bitte?«

Das Mädchen machte flatternde Bewegungen mit den Händen, gab ein leises summendes Geräusch von sich und deutete auf das Netz über dem Bett.

»Oh! Du meinst die Moskitos?«

»Ja, Bwana. Schlimm.« Muratha ließ einen Finger über ihren Hals gleiten und verzog das Gesicht. Dann überprüfte sie noch einmal den geschlossenen Riegel, als könnten Mücken Fenster öffnen. »Nicht in Nacht. Sie verstehen?«

»Ja.« Cecily nickte. Sie dachte an das Chinin, das sie auf Wunsch ihrer Mutter in die Arzneitasche für die Reise gesteckt hatte, weil es offenbar gegen Malariafieberschübe half.

Muratha holte das Kleid für den Abend aus dem Schrank.

»Ich sollen helfen?«

»Nein, danke.«

»Hakuna matata, Bwana.« Muratha verließ das Zimmer.

* * *

»Schätzchen!«, begrüßte Kiki Cecily auf der Terrasse. »Gerade zur rechten Zeit.« Kiki hakte sie bei sich unter und lenkte sie zwischen den merkwürdigen Bäumen mit den flachen Kronen, die eher nach außen als nach oben wuchsen, zum Ufer des Sees. »Wie schön, dass noch niemand da ist und wir deinen ersten Sonnenuntergang hier allein genießen können. Ist er nicht atemberaubend?«

»Ja«, hauchte Cecily, die beobachtete, wie die Sonne den Himmel nach einem langen Tag in Orange- und Rottönen erstrahlen ließ. Das hohe Zirpen der Zikaden, das die warme Luft erfüllte, intensivierte sich noch im lilafarbenen Licht der Dämmerung. Das Geräusch ließ Cecily schaudern, trotz der Wärme bekam sie eine Gänsehaut.

»Keine Angst, Schätzchen, das sind nur die Insekten, Vögel und anderen Tiere, die einander Gute Nacht sagen. So stelle ich mir das zumindest vor, bis wir um drei Uhr morgens das Knurren eines Löwen auf der Terrasse hören!« Kiki lachte. »War ein Scherz. Ist

bisher nur ein einziges Mal passiert. Und der Löwe hat niemanden gefressen. Sobald du dich von der Reise erholt hast, machen wir eine Safari in den Busch.«

Da fiel Cecily auf, dass die Oberfläche des Sees sich kräuselte.

»Ein Nilpferd, das ein abendliches Bad nimmt«, meinte Kiki leichthin und zündete sich eine ihrer zahllosen Zigaretten am Ende des langen Halters an. »Die Viecher sind hässlich und ziemlich groß, und es wundert mich jedes Mal wieder, dass sie nicht untergehen, aber eigentlich sind sie ganz umgänglich. Wenn wir sie nicht stören, stören sie uns auch nicht.« Kiki stieß den Rauch langsam durch die Nase aus. »Das ist der Schlüssel zum Leben in Afrika: Man muss Achtung vor dem haben, was zuerst da war, sowohl vor den Menschen als auch vor den Tieren.«

Da surrte eine Mücke um Cecilys Ohren, und sie wischte sie weg. Musste sie vor der ebenfalls Achtung haben?, fragte sie sich.

»Mach dir über die keine Gedanken«, empfahl Kiki ihr. »Irgendwann erwischen sie dich. Dann bist du wirklich hier angekommen und dagegen immun – vorausgesetzt, du stirbst nicht an Malaria. Aloe vera wirkt wunderbar gegen die Stiche. Champagner?«, wollte Kiki wissen, als sie zur Terrasse zurückkehrten.

Dort errichteten Kikis Bedienstete, die samt und sonders in Beigetönen gekleidet waren, auf einem Tisch eine Bar.

Cecily erkannte Aleeki, der ihr zuvor geholfen hatte. Seine Kleidung unterschied ihn vom anderen Personal. Er trug eine graue Weste und dazu ein langes Stück karierten Stoff, der an der Taille befestigt war und eher einem Rock als einer Hose ähnelte. Auf seinem grauen Kopf saß eine adrett gemusterte Kappe, die an einen Fes erinnerte. Er sah Cecily mit seinen dunklen Augen ernst an und deutete auf die Bar.

»Oder lieber einen Martini?«, schlug Kiki vor. »Der von Aleeki ist fantastisch.«

»Ich glaube, ich sollte heute Abend keinen Alkohol trinken, Kiki. Die Reise hat mich müde gemacht und …«

»Zwei Martini bitte, Aleeki.« Kiki hakte Cecily bei sich unter. »Ich reise schon viele Jahre zwischen den Kontinenten hin und her

und kann dir versichern, dass es das Beste ist, so anzufangen, wie man es weiter halten möchte. Setz dich«, forderte sie sie auf, als sie eine Reihe von Caféstühlen erreichten, die auf der Terrasse aufgestellt waren.

»Heißt das, wir sollen die ganze Zeit betrunken sein?«

»Die Leute hier trinken tatsächlich mehr, als ihnen guttut, aber das lindert den Schmerz und macht alles ein bisschen erträglicher. Wer will schon achtzig werden? Sämtliche amüsanten Leute, die ich kannte, weilen nicht mehr unter uns!« Kiki lachte.

Als Aleeki ihnen die Drinks hinstellte, nahm sie den ihren sofort in die Hand, und Cecily, die nicht unhöflich sein wollte, tat es ihr gleich.

»Prost, Schätzchen. Willkommen in Kenia.«

Sie stießen an. Während Kiki ihr Glas in einem Zug leerte, nippte Cecily lediglich an ihrem Martini und hätte sich trotzdem fast verschluckt, so stark war er.

Kiki signalisierte Aleeki, ihr nachzuschenken, indem sie gegen ihr Glas tippte, worauf er sofort zu ihr eilte.

»Heute Abend wirst du einige der Leute aus dieser Gegend kennenlernen«, teilte Kiki Cecily mit. »Echte Persönlichkeiten. Muss man vermutlich auch sein, wenn man ans andere Ende der Welt reist und sich in einem Land wie diesem niederlässt. Das Leben hier ist in jeder Hinsicht verdammt wild. Oder war es zumindest früher. Aleeki, mein Lieber, würdest du bitte das Grammofon aufziehen? Wir wollen Musik hören.«

»Ja, Memsahib.« Er reichte ihr den zweiten Martini.

Als Cecily Kiki musterte, deren makelloses Profil sich vor dem Himmel der Dämmerung abzeichnete, kam sie zu dem Schluss, dass sie der verwirrendste Mensch war, den sie kannte: Während der Reise nach Afrika war Kiki entweder himmelhoch jauchzend gewesen – sie tanzte den schmalen Gang zwischen den Flugzeugreihen entlang oder sang Songs von Cole Porter – oder völlig weggetreten und hatte den Schlaf der Gerechten geschlafen. Auf der letzten Etappe der Reise war Cecily aufgefallen, dass Kiki die Landschaft unter ihnen anstarrte.

»Es ist so schön, aber auch schrecklich grausam …«, hatte sie

mit Tränen in den Augen geflüstert. Cecily wusste, wie viele Verluste Kiki in den vergangenen Jahren erlitten hatte, doch ihre Patentante ließ sich nur selten darüber aus. Und obwohl sie mehrere Tage lang auf engstem Raum in einer fliegenden Sardinenbüchse unterwegs gewesen waren, meinte Cecily, nun nicht mehr über diese Frau zu wissen als bei ihrer Abreise von Southampton. Trotz ihrer bemerkenswerten Schönheit und ihres, wie Cecilys Mutter es nannte, »sagenhaften« Reichtums sowie eines gesellschaftlichen Selbstvertrauens, von dem Cecily nur träumen konnte, erahnte sie die dahinter verborgene Verletzlichkeit.

Von der nicht das Geringste zu spüren war, als Aleeki die ersten Gäste auf die Terrasse geleitete.

»Meine Lieben, ich bin wieder da!« Kiki erhob sich, um die beiden zu umarmen. »Erzählt mir, was in meiner Abwesenheit hier passiert ist. So, wie ich das Valley kenne, dürfte es ziemlich viel gewesen sein. Nachdem ich in New York fast an einer Lungenentzündung eingegangen wäre, kann ich euch gar nicht sagen, wie schön es ist, daheim zu sein. Darf ich euch mein reizendes Patenkind vorstellen? Cecily, Schätzchen, das ist Idina, eine meiner allerbesten Freundinnen.«

Cecily begrüßte die Frau, die ein langes Kleid aus einem Stoff trug, den ihre Mutter vermutlich als feinsten Chiffon erkannt hätte. Idina roch nach teurem Parfüm, die kurzen Haare trug sie in einem ondulierten Bubikopf, und ihre Augenbrauen waren zu perfekten Bogen gezupft.

»Und wer ist das?«, erkundigte sich Kiki mit einem Blick auf den groß gewachsenen Herrn in Idinas Begleitung.

»Lynx!«, rief Idina mit starkem britischem Akzent aus. »Erinnerst du dich nicht? Ich habe dir von ihm geschrieben. Wir sind verlobt.«

»Hallo, Cecily.« Lynx verbeugte sich, nahm ihre Hand und küsste sie.

Cecily bemerkte seine klassischen Gesichtszüge, als er sie scharf wie der Luchs, nach dem er im Englischen benannt war, musterte.

»Sehr erfreut, dich kennenzulernen, meine Liebe«, sagte Idina.

»Hoffentlich hat Kiki dir sämtliche Skandale geschildert, die seit meiner Ankunft in Kenia auf mein Konto gehen.«

»Nein, sie war sehr diskret.«

»Das sieht ihr überhaupt nicht ähnlich. Aber jetzt werde ich bald ganz artig, nicht wahr, Lynx?«

»Das will ich hoffen, meine Liebe«, antwortete er, als Aleeki ihnen ein Tablett mit Martini und Champagner brachte. »Leider habe ich nach Idinas Erzählungen das Gefühl, etwas verpasst zu haben.«

»Heutzutage ist es nicht mehr so wie früher, doch wir tun unser Bestes, um dem skandalösen Ruf gerecht zu werden, den wir uns im Lauf der Jahre erworben haben«, meinte Idina und zwinkerte Kiki zu.

Cecily, die nach wie vor hundemüde war, gab sich damit zufrieden zu lauschen, ohne selbst am Gespräch teilzunehmen, und setzte sich kerzengerade auf ihren Stuhl, um nicht einzudösen. Idina und Kiki plauderten über gemeinsame Freunde, während Lynx geduldig neben seiner Verlobten saß.

Als Aleeki einen goldenen Samowar auf den Tisch stellte, hob Kiki den Deckel an, unter dem ein Häufchen weißen Pulvers und einige schmale Papierhalme zum Vorschein kamen. Nach wie vor ins Gespräch mit Idina vertieft, zog Kiki den Samowar zu sich heran und trennte mit einem Halm eine kleine Menge Pulver von dem Häufchen ab. Dann führte sie den Halm in die Nase ein, sog daran, nahm den Halm wieder heraus, wischte sich die Nase ab und schob Idina den Samowar hin, die es ihr gleichtat.

»Willst du auch was, Schätzchen? Das hilft dir, heute Nacht länger wach zu bleiben«, erklärte Kiki Cecily.

»Ich … äh … Nein, danke.« Da Cecily keine Ahnung hatte, was für ein Pulver das war und warum man es durch einen Halm in die Nase zog, statt es in den Mund zu stecken, wollte sie kein Risiko eingehen.

»Alice, mein Schatz!« Wieder stand Kiki auf, um eine weitere Frau auf der Terrasse zu begrüßen, die ein eng anliegendes mitternachtsblaues Seidengewand trug und große braune Augen und kurze dunkle Haare hatte, welche ihr elegantes Kinn umrahmten. »Unsere böse Madonna!« Kiki umarmte die frisch Eingetroffene. »Danke, dass du nicht in deiner Farmkleidung

gekommen bist, meine Liebe. Ach, sieh mal an! Wen hast du denn da mitgeschleppt?«

»Er hat wohl eher mich mitgeschleppt«, widersprach Alice.

Cecily erkannte den Mann sofort, obwohl er völlig anders wirkte als in New York. Trotz des warmen Abends war Captain Tarquin Price in voller Uniform erschienen.

»Entschuldigung, ich hatte keine Zeit mehr zum Umziehen, weil ich direkt von Nairobi gekommen bin und es ein ziemlich weiter Umweg war, Alice von ihrer Farm abzuholen.«

»Ich finde, du siehst ausgesprochen fesch aus, mein lieber Tarquin«, stellte Kiki fest und geleitete die beiden zum Tisch. »Und schaut mal, wen *ich* von Manhattan hierhergeschleppt habe.« Sie deutete auf Cecily.

»Miss Huntley-Morgan, nun sehen wir uns tatsächlich wieder! Freut mich, dass Sie hergekommen sind.« Tarquin begrüßte Cecily mit Wangenküsschen, nahm sich ein Glas Champagner und setzte sich neben sie. »Wie war die Reise?«

»Lang.« Cecily nippte an ihrem Martini. »Und staubig.«

»Aber Sie sind froh, hier zu sein? Es ist schon ein außergewöhnlicher Ort, den Ihre Patentante ihr Eigen nennt, finden Sie nicht?«

»Das kann ich noch nicht richtig beurteilen, weil ich den größten Teil des Tages geschlafen habe. Doch der Sonnenuntergang war spektakulär, und der See ist einfach himmlisch. Kann man darin schwimmen?«

»Solange man sich vor den Nilpferden in Acht nimmt. Und natürlich vor den Krokodilen …«

»Vor den Krokodilen?!«

»Das war ein Scherz, Cecily. Natürlich kann man darin schwimmen. Das Wasser ist wunderbar kühl. Ich bin selbst schon öfter morgens hineingesprungen. Aber egal. Erst einmal willkommen in Kenia. Ich bin überrascht, dass Sie sich tatsächlich hierhergewagt haben, das muss ich zugeben. Zu der Reise ist Mut nötig – besonders als Frau.«

»Ich hoffe, mich schnell einzuleben, denn ich habe keine Lust, in Bälde die Heimreise anzutreten.«

»Nehmen Sie sich Zeit, sich an die neue Umgebung zu gewöhnen, sie ist absolut anders als New York, eine völlig andere Welt. Lassen Sie sich ganz darauf ein, schlüpfen Sie aus der Manhattaner Cecily mit all ihren Vorurteilen und genießen Sie jede Sekunde Ihres Aufenthalts hier.«

»Genau das habe ich vor, sobald es mir gelingt, nicht mehr so müde zu sein.« Cecily unterdrückte ein Gähnen. »Kiki sagt, ich soll das Pulver probieren.« Sie deutete auf den Samowar. »Das würde mir helfen, wach zu bleiben. Leider weiß ich nicht, was es ist.«

»Das, meine liebe Cecily«, Tarquin beugte sich zu ihr hinüber, »ist die höchst süchtig machende und illegale Substanz Kokain.«

»Himmel, Kokain! Natürlich habe ich davon gehört, es aber nie mit eigenen Augen gesehen. Könnte die Polizei Kiki deswegen verhaften?«

»Meine Liebe, hier sind *wir* die Polizei«, teilte Tarquin ihr schmunzelnd mit. »Wie Sie noch merken werden, geht im Happy Valley vieles, die Maxime lautet ›Anything goes‹«, erklärte er, während sie beobachteten, wie Kiki eine weitere Nase voll Kokain aus dem Samowar schnupfte.

»Haben Sie es selbst schon einmal versucht?«, fragte Cecily Tarquin.

»Ein Gentleman darf nicht lügen, und es wäre ein Lüge, wenn ich Nein sagen würde. Ja, ich nehme es gelegentlich, denn es verschafft einem wirklich ein außerordentliches Gefühl. Doch einer jungen Dame wie Ihnen würde ich es nicht empfehlen. Wie Sie sicher wissen, hat Ihre Patentante schwierige Jahre hinter sich. Und da ist alles erlaubt, wie es so schön heißt.«

»Ich möchte nur nicht, dass sie davon krank wird.«

»Mir ist klar, was Sie meinen, Cecily, aber für Kiki und Kenia gelten nun einmal nicht die üblichen Regeln.«

Kurz darauf entfernte sich Tarquin, wahrscheinlich um sich eine interessantere Gesprächspartnerin zu suchen. Wenn Cecily nicht gerade Freunden von Kiki vorgestellt wurde, war sie es zufrieden, einfach nur dazusitzen und die wachsende Gästeschar zu beobachten. Aleeki und die anderen Bediensteten sorgten dafür, dass die Gläser stets gefüllt waren, und reichten Tabletts mit

Kanapees herum. Cecily wählte ein scharf gewürztes Ei und stellte, als sie hineinbiss, zu ihrer Überraschung fest, dass es genauso schmeckte wie die zu Hause. Sie hatte eher erwartet, über dem offenen Feuer gebratene Antilope zu essen als Köstlichkeiten im amerikanischen Stil. Nachdem sie jeweils zwei Stück von sämtlichen Sorten Kanapees genommen hatte, beugte Aleeki sich zu ihr herunter, um ihr etwas ins Ohr zu flüstern.

»Ich mache Memsahib gern ein Sandwich, wenn ihr das lieber ist. Und in der Küche ist Suppe.«

»Nein, danke, diese Kanapees sind himmlisch.« Cecily fand es rührend, dass er ihren Hunger bemerkte.

»Ganz allein und von der Patentante vergessen, meine Liebe?«

Alice, die Dame im blauen Seidenkleid, die mit Tarquin eingetroffen war, setzte sich neben Cecily. »Nimm's nicht persönlich. Bis zum Ende dieser Nacht wird sie ihren eigenen Namen vergessen haben. Ich glaube, ich bin deiner Mutter einmal in New York begegnet. Sie wohnt doch in dem hübschen Haus in der Fifth Avenue, nicht wahr?«

»Ja, sie … wir wohnen dort.« Cecily erschienen Alices Augen ein wenig glasig. »Lebst du hier in der Nähe?«, erkundigte sie sich, bemüht, Gesprächsstoff zu finden.

»Das hängt vermutlich davon ab, was du unter ›in der Nähe‹ verstehst. So weit ist es tatsächlich nicht weg, jedenfalls nicht auf direktem Weg, wie die Krähen fliegen. Aber leider sind wir keine Krähen, sondern nur Menschen mit Armen und Beinen, ohne Flügel. Komm mich doch einmal auf meiner Farm besuchen, dann zeige ich dir meine Tiere.«

»Welche Tiere hast du denn?«

»Ach, alle möglichen. Jahrelang war ein zahmer junger Löwe bei mir. Leider musste ich ihn weggeben, als er zu groß wurde.«

»Ein Löwe?«

»Ja. Du magst keine Gewehre, oder?«

»Keine Ahnung. Ich habe noch nie eines in der Hand gehalten oder benutzt.«

»Wunderbar, dann mach das auch in Zukunft nicht. Tiere haben ein Herz und eine Seele, weißt du? Sie empfinden wie wir den

Schmerz.«

Sie sahen, wie die Frau namens Idina mit Lynx, dem Mann, in dessen Gesellschaft sie gekommen war, an ihnen vorbei in Richtung See segelte und in der Dunkelheit verschwand.

»Idina war einmal mit meiner großen Liebe verheiratet«, teilte Alice Cecily seufzend mit. »Vor langer Zeit haben wir ihn uns geteilt …«

»Oh …« Cecily hätte sich fast an ihrem Drink verschluckt. »Ist er heute Abend da?«

»Nein, obwohl er früher nicht weit von hier im Djinn Palace am See gewohnt hat. Lass dich nicht von Joss verführen, ja? Es wäre schön zu wissen, dass es wenigstens einer Frau gelungen ist, ihre Unschuld vor ihm zu bewahren.«

Cecily wurde tiefrot, nicht weil Alices Worte sie schockiert hätten – Menschen, die in Afrika lebten, waren ebenso wild wie die Landschaft, das lernte sie schnell –, sondern weil diese sie daran erinnerten, dass sie keine Unschuld mehr zu verlieren hatte.

»Glaubt man in Amerika, dass es Krieg geben wird?«, erkundigte sich Alice, während sie verträumt den Blick über die anderen Gäste wandern ließ.

»Dort weiß man auch nicht mehr als hier.« Cecily hatte Mühe, den Faden des Gesprächs nicht zu verlieren, das von einem Thema zum nächsten sprang. Trotzdem war ihr Alice sympathisch.

»Hoffentlich nicht, denn das wäre das Ende von allem, was wir kennen. Joss müsste bestimmt an die Front. Und ich könnte es nicht ertragen, wenn er stirbt.« Alice stand auf. »Schön, dich kennenzulernen, meine Liebe. Wie gesagt: Du bist herzlich eingeladen, mich zu besuchen.«

Cecily blickte ihr nach, wie sie in der Menge auf der Terrasse verschwand. Einige der Gäste hatten begonnen, zu der blechernen Grammofonmusik zu tanzen, und eine Frau küsste offen ihren Tanzpartner, dessen Hände über ihren Rücken glitten.

»Zeit fürs Bett.« Cecily erhob sich. Vom See drang Lachen herüber. Als sie sich umdrehte, sah sie, wie zwei Menschen splitternackt ins Wasser rannten. Seufzend machte sie sich auf den Weg zu ihrem Zimmer.

* * *

Im Morgengrauen wurde Cecily vom Zwitschern, Singen und Rufen ihr unbekannter Vögel und anderer Tiere geweckt. Sie versuchte verzweifelt, wieder einzuschlafen, weil sie ob des fröhlichen Gelächters und der Musik bis mindestens vier Uhr früh wach gelegen hatte. Sogar später hatte sie gedämpfte Schreie und Kichern aus dem Innern des Hauses vernommen. Cecily fühlte sich nach wie vor erschöpft. Als sie die Augen zukniff, meinte sie, den Lärm der Tiere, die den Sonnenaufgang begrüßten, noch lauter zu hören.

»Verdammt!«, fluchte sie. Ihr wurde klar, dass es nicht half, imaginäre Schafe – oder Löwen – zu zählen. Also stand sie auf, befreite sich aus dem Moskitonetz und trat an eines der Fenster, um die Läden zu öffnen.

»Gütiger Himmel!« Vor dem See knabberte eine Giraffe an den Blättern eines der Bäume mit den merkwürdig flachen Kronen.

Trotz ihrer Müdigkeit und Angst, die ihr nach allem, was sie am Abend beobachtet hatte, Magengrimmen verursachten, lächelte Cecily. Sie suchte nach der Kamera, dem Abschiedsgeschenk von Papa, wusste jedoch nicht, wo Muratha sie nach dem Auspacken ihres Koffers verstaut hatte. Als sie sie schließlich fand, war die Giraffe verschwunden. Doch auch ohne Giraffe, dachte Cecily, war der Ausblick so schön, dass er einem gestandenen Mann Tränen in die Augen treiben konnte.

Es war noch nicht einmal sieben Uhr, und der türkisfarbene Himmel warf bereits schimmerndes Licht auf den See. Cecily trat an den Schrank, um eines der Baumwollkleider herauszunehmen, die sie auf Kikis Rat hin aus New York mitgebracht hatte. Nachdem sie sich hastig angezogen und ihre Haare ausgebürstet hatte, die in der Wärme ganz besonders widerspenstig waren, öffnete sie die Tür, ging den stillen Flur entlang und schlich auf Zehenspitzen nach unten.

»Guten Morgen, Memsahib.«

Cecilys Herz setzte einen Schlag aus, als sie Aleeki hinter sich

bemerkte.

»Haben Sie gut geschlafen?«

»Ja, danke.«

»Möchten Sie Frühstück?«

»Sehr freundlich, aber ich würde gern zuerst zum See hinunter.«

»Dann richte ich das Frühstück für Sie auf der Veranda, damit es fertig ist, wenn Sie kommen. Tee oder Kaffee, Memsahib?«

»Kaffee. Danke, Aleeki.«

Als sie zur Tür wollte, überholte Aleeki sie, um sie für sie zu öffnen, und verneigte sich vor ihr. Auf der Terrasse war nichts mehr von dem Fest des vergangenen Abends zu sehen; die Bediensteten hatten bereits sämtliche Spuren beseitigt. Während Cecily ihre Sonnenbrille aufsetzte, um ihre empfindlichen Augen zu schützen, wunderte sie sich über Kikis »Houseboy«, wie ihre Patentante ihn nannte, der nach einer Nacht mit noch weniger Schlaf, als Cecily selbst gehabt hatte, frisch wie der Morgentau wirkte. Am Ufer des Sees sah Cecily eine Gruppe von Nilpferden, die sich in wenigen hundert Metern Entfernung auf einer Sandbank sonnten.

»Geradezu surreal«, flüsterte sie. »Bin ich wirklich hier?«

Sie näherte sich einer Sitzbank am Ufer des Sees und bemerkte einen weißen Büstenhalter, der darüberhing. Der erinnerte sie an Idina, die in der Nacht mit ihrem Freund nackt schwimmen gegangen war. Schmunzelnd überlegte sie, ob sie Aleeki auf den Büstenhalter hinweisen sollte. Vermutlich würde er nicht einmal dann mit der Wimper zucken, wenn sie ihn ihm beim Frühstück überreichte.

»Vielleicht war das Ganze ja nur eine Willkommensparty, die aus dem Ruder gelaufen ist«, erklärte Cecily laut einem Vogel mit metallisch blau und grün schimmernden Federn, der auf einem Baum am Seeufer saß. Cecily versuchte, sich an die langweiligen Naturkundestunden in der Schule zu erinnern, und kam zu dem Schluss, dass es sich bei dem Tier um einen Eisvogel handelte. Plötzlich stürzte er sich ins Wasser unter dem überhängenden Ast und tauchte wenige Sekunden später mit einem Fisch im Schnabel wieder auf.

Cecily blieb eine Weile auf der Bank sitzen. Sie spürte, wie sich ihre Schultern entspannten, während sie das Treiben rund um sie herum beobachtete. Egal, was die Menschen machten, die noch im Haus hinter ihr schlummerten: Die Natur besaß ihren eigenen Herzschlag, und den wollte sie ergründen.

Am Ende zwang die Sonne sie, sich in den Schutz der schattigen Veranda zu flüchten. Sie musste wirklich einen Hut tragen, dachte sie, sogar schon so früh am Morgen, sonst würden die Sommersprossen sich auf ihrem Gesicht ausbreiten wie die Flecken auf dem Fell eines Leoparden. Cecily schlenderte durch den Garten vor der Terrasse, in dem duftende Blumen und exotische Pflanzen wuchsen, die sie nicht kannte. Die Sonne hatte das Gras unter ihren Füßen bereits erwärmt, und die Luft war erfüllt vom Summen der Insekten, die in die nektarreichen Blüten eintauchten.

»Das Frühstück ist für Sie bereitet, Memsahib.« Aleeki zog einen Stuhl für sie heraus, als sie die Veranda erreichte. Auf dem Tisch warteten Köstlichkeiten auf Silberplatten und in kleinen Körben auf sie.

Cecily, der von der Sonne ein wenig schwindlig war, bedankte sich.

Aleeki reichte ihr ein Glas kühles Wasser und einen Fächer. »Der hilft gegen die Wärme. Soll ich Ihnen Kaffee einschenken?«

»Ja, bitte.« Cecily leerte das Glas und fächelte sich Luft zu. »Gott, ist das heiß heute.«

»Hier ist es jeden Tag heiß, Memsahib, aber Sie gewöhnen sich daran.« Er schnippte mit den Fingern, worauf ein Diener mit einer riesigen Version ihres eigenen kleinen Fächers herbeieilte. Als er ihn auf- und abzubewegen begann, fühlte Cecily sich schnell besser.

»Memsahib muss einen Hut tragen. Das ist sehr wichtig«, erklärte Aleeki. »Wollen Sie Milch im Kaffee?«

»Nein, danke, ich trinke ihn schwarz. Er kann jetzt aufhören mit dem Fächeln. Wann steht meine Patentante für gewöhnlich zum Frühstück auf?«

»Selten vor mittags. Es gibt Obst, Haferflocken und frisches Brot mit selbst gemachter Marmelade und Honig. Wenn Sie wollen, können wir das Brot für Sie toasten, und wir haben auch Eier.

Möchten Sie Spiegeleier?«

»Fürs Erste, denke ich, reicht das hier.« Cecily deutete auf das Festmahl vor sich.

Aleeki verbeugte sich und zog sich auf die Seite der Veranda zurück.

Cecily kam sich vor, als würde ihr das Frühstück in einer tropischen Version des Waldorf Astoria kredenzt. Bislang war das Essen in Kikis Haus weit besser gewesen als alles, was der Koch ihrer Familie in Manhattan ihnen bieten konnte. Auch die Bediensteten waren aufmerksamer.

Als Aleeki ihr eine zweite Tasse Kaffee einschenkte und sie eine Scheibe von dem fantastischen frisch gebackenen Brot mit Honig aß, wandte sie sich ihm zu.

»Wie lange arbeitest du schon für meine Patentante?«

»Seit sie hier ist und dieses Haus gebaut hat. Viele Jahre, Memsahib.«

»Mich würde interessieren, was sich hinter den Bäumen befindet.« Cecily deutete auf die rund um Garten und Haus gepflanzte Begrenzung.

»Auf der einen Seite ist eine Rinderfarm, und auf der anderen hält Memsahib ihre Pferde. Wenn Sie nach dem Frühstück reiten möchten, kann ich ein gutes Pferd für Sie satteln lassen.«

Wieder einmal erinnerte Cecily sich an ihren Ausritt mit Julius über die englische, mit Raureif überzogene Parklandschaft und daran, wie sie in dem Folly ein Feuer gemacht und sich davor aufgewärmt hatten.

»Vielleicht ein andermal, Aleeki. Ich bin immer noch ein wenig müde.«

»Natürlich, Memsahib. Wollen Sie jetzt ein Ei?«

»Nein, danke«, murmelte sie, denn der Gedanke an Julius zerstörte die Schönheit und Ruhe ihres ersten Morgens in Kenia.

* * *

Es war zwei Uhr nachmittags, als Cecily ihre Patentante endlich auf die Veranda schlendern sah. Cecily hatte die letzten Stunden allein in ihrem Zimmer verbracht, die grelle Sonne gemieden und von ihrem Fenster aus Fotos von der Landschaft gemacht. Sie würde fragen müssen, wo man sie entwickeln lassen konnte, denn sie wollte sie ihren Eltern schicken, denen sie in einem langen Brief über die meisten ihrer bisherigen Abenteuer berichtet hatte. Das war nicht ohne Tränen abgegangen, weil sie im Moment das Gefühl hatte, ihrer Heimat sehr fern zu sein.

»Cecily, Schätzchen, schläfst du?«, hörte sie Kiki laut unter ihrem Fenster rufen.

*Wenn ja, wäre ich jetzt mit Sicherheit wach …*

Sie streckte den Kopf hinaus. »Nein, ich schreibe gerade an meine Eltern.«

»Dann komm doch bitte herunter!«

»Ja.« Seufzend nahm Cecily den Brief und lief die Treppe hinunter.

»Champagner?«, fragte Kiki, die allein an einem Tisch auf der Veranda saß, nur eine Flasche in einem Eiskübel und eine Packung Lucky Strikes vor sich.

»Nein, danke. Ich bin noch voll vom Frühstück.«

»Ich muss mich entschuldigen, Schätzchen.« Kiki trank einen großen Schluck Champagner und zog an ihrer Zigarette. »Die Party heute Nacht hat ziemlich lange gedauert.«

Cecily hatte nicht den Eindruck, dass Kiki das bedauerte.

»Wie findest du meine Freunde? Hoffentlich waren sie nett zu dir. Darum habe ich sie jedenfalls gebeten.«

»Ja, sie waren alle sehr nett, danke.«

»Auf Alice hast du großen Eindruck gemacht. Sie hat uns für morgen zum Tee auf die Wanjohi-Farm eingeladen. Magst du sie?«

»Sie ist wirklich interessant …«

»Allerdings. Weißt du, dass Alice vor ein paar Jahren vor Gericht stand, weil sie in einem Pariser Bahnhof auf ihren Geliebten geschossen hat?«

»Ach, das war sie?« Cecily entsann sich, von dem Skandal gehört zu haben.

»Genau die. Zum Glück hat sie in Paris auf ihn geschossen, in der Stadt der Liebe, wo sie nicht wegen versuchten Mordes ins Gefängnis musste. Sie ist komplett verrückt, und ich finde sie hinreißend.«

»Sie sagt, sie hätte einmal einen zahmen jungen Löwen gehabt.«

»Ja, den süßen kleinen Samson … Sie hat ihn erst weggegeben, als er zwei Zebras pro Woche fraß.« Achselzuckend trank Kiki einen weiteren Schluck Champagner. »Aleeki kümmert sich gut um dich?«

»Ja, er ist einfach wunderbar. Glaubst du, es wäre möglich, diesen Brief an meine Eltern irgendwo aufzugeben?«

»Kein Problem. Aleeki erledigt das für dich.«

»Gut. Wo befindet sich denn die nächste Ortschaft?«

»Hängt davon ab, was du machen oder kaufen möchtest. Am nächsten liegt Gilgil, ein ziemliches Kaff, obwohl mittendurch eine Eisenbahnlinie verläuft. Dann wären da noch Nairobi, wo wir gestern gelandet sind, und Nyeri, das ist ein ganzes Stück weg von hier, auf der anderen Seite der Aberdares. Da gehen die Leute aus dem Wanjohi Valley gern hin.«

»Das Wanjohi Valley?«

»Dort leben die meisten der Leute, die gestern Abend hier waren, auch Alice. Du wirst es morgen sehen, wenn wir sie zum Tee besuchen. Ich fühle mich heute nicht so gut – wahrscheinlich steckt mir wie dir noch die Reise in den Knochen, und dazu kommen die Nachwehen der Bronchitis. Falls du etwas lesen möchtest, zeigt Aleeki dir gern die Bibliothek. Wir sehen uns dann heute um acht zum Essen, ja?«

»Okay.«

Wie durch Zauberhand, denn Cecily hatte nicht die kleinste Geste Kikis wahrgenommen, tauchte Aleeki neben seiner Herrin auf. Kiki erhob sich, hakte sich bei ihm unter und kehrte mit ihm ins Haus zurück.

Während Cecily sich später fürs Abendessen ankleidete, rekapitulierte sie, was sie über ihre Patentante wusste oder gehört hatte: dass sie eine reiche Erbin und, wichtiger, sowohl mit den

Vanderbilts als auch mit den Whitneys verwandt war. Von ihrem ersten Mann hatte sie sich scheiden lassen und dann Jerome Preston geheiratet – Cecily erinnerte sich, ihm als junges Mädchen begegnet zu sein. Mit seinem attraktiven Äußeren und seiner herzlichen Art hatte er sie sehr beeindruckt. Ihre gesamte Familie war schockiert gewesen über seinen plötzlichen Tod fünf Jahre zuvor. Vor etlichen Jahren hatte Kikis Cousin William bei einem Autounfall das Zeitliche gesegnet, und ihr Bruder Erskine war seit einem weiteren Autounfall gelähmt, hatte Cecilys Mutter erzählt.

Und nun lag Kiki nur wenige Meter von Cecily entfernt allein in ihrem Bett.

»Traurig«, seufzte Cecily. »So traurig.«

# XIV

»Ich fürchte, meine Herrin fühlt sich heute wieder unwohl«, verkündete Aleeki, als Cecily am folgenden Tag mittags die Terrasse betrat, um mit Kiki zur Farm von Alice zu fahren.

»Es ist doch nichts Ernstes, oder?«

»Nein, bis zum Abend wird sie sich erholt haben, da bin ich mir sicher, Memsahib. Aber sie sagt, Sie sollen sich allein auf den Weg machen, und bittet Sie, das hier als Entschuldigung anzunehmen.«

Aleeki zeigte ihr zwei Weidenkörbe, der eine voll mit Champagnerflaschen, der andere mit einem Tuch bedeckt, unter dem sich etwas zu essen verbarg.

Cecily folgte Aleeki hinters Haus, wo er ihr die Tür des Bugatti aufhielt, der mittlerweile so gründlich gereinigt und poliert war, dass die Sonne sich blitzend im weißen Dach spiegelte. Im Innern war es brütend heiß, weswegen Cecily sich nah an das offene Fenster setzte und sich auf dem cremefarbenen Ledersitz Luft zufächelte.

»Das ist Makena, der Fahrer, der Sie zur Wanjohi-Farm bringt, Memsahib.«

Der Mann, der makellos weiße Kleidung trug, verbeugte sich vor ihr. Cecily erinnerte sich von der Herreise an ihn.

»Bis zum Abendessen, Memsahib.« Aleeki schloss die Tür, und Makena ließ den Motor an.

Die Fahrt entlang des Sees gestaltete sich angenehm, doch erst als sie eine kleine Siedlung erreichten, von der Cecily annahm, dass es sich um Gilgil handelte, weil die Bahnlinie mittendurch verlief, wurde es interessant. Sie spürte, wie der Wagen sich über die holprige Straße, die in Amerika nicht viel mehr als ein Feldweg gewesen wäre, mühte, und dachte schmunzelnd, wie typisch es für Kiki war, ein schickes, aber für das Terrain in Kenia völlig ungeeignetes Auto zu besitzen. Die Landschaft in der Ferne wurde zunehmend üppiger und grüner, dahinter erstreckte sich eine

Gebirgskette, deren Gipfel von Wolken verhüllt waren. Cecily hätte Makena gern gefragt, wie diese Berge hießen, doch nach mehreren Versuchen, ein Gespräch mit ihm zu führen, merkte sie, dass sein Englisch sich auf einige wenige Floskeln beschränkte. Außerdem wurde es erheblich kühler, und starker Wind blies ihr ins Gesicht. Auch die Düfte dieser Gegend unterschieden sich von denen um Mundui House. Der metallische Geruch von herannahendem Regen sowie der von Holzrauch aus den Farmen, die sie passierten, stieg ihr in die Nase.

»Na, so was!«, murmelte sie, als sie Gebäude ganz ähnlich denen sah, die ihr auf dem Weg zum Flugplatz von Southampton aufgefallen waren. Auch diese hier hatten tadellos gepflegte Gärten mit Rosen, Lilien und Jasmin, deren süßlicher Duft die Luft erfüllte.

Zwei Stunden später bog der Bugatti in die Auffahrt zu einem U-förmigen einstöckigen Haus mit einem überdimensionalen Dach ein. Cecily vermutete, dass es dazu diente, die Räume im Innern vor der Sonne zu schützen, doch als sie ausstieg, bekam sie in dem schneidenden Wind eine leichte Gänsehaut. Die Rasenfläche wurde durch dunkelgrüne Büsche begrenzt, und am Gras knabberte eine Antilope, die Cecily kurz mit ihren großen braunen Augen anschaute und dann weiterkaute.

»Hallo, meine Liebe, du bist tatsächlich gekommen!«

Alice, die ein weites Baumwollhemd und einen khakifarbenen Hosenrock trug, eilte auf sie zu.

»Ja. Hallo, Alice. Entschuldigung, ich war abgelenkt durch den grandiosen Ausblick.« Cecily wandte sich wieder dem grünen Tal zu, durch dessen Senke sich ein Fluss dahinschlängelte.

»Wunderschön, nicht? Wenn man ihn jeden Tag vor sich hat, achtet man gar nicht mehr darauf.«

»Bei meinem letzten Europaaufenthalt mit meinen Eltern bin ich einige Tage von London aus in die schottischen Highlands gefahren. Die Landschaft hier erinnert mich ein wenig daran«, erzählte Cecily. Erst jetzt fiel ihr auf, dass sich an den Hals ihrer Gastgeberin ein seltsames Tierchen mit einer langen, spitzen Nase und runden Ohren schmiegte, das Cecily an ein missgestaltetes Kätzchen erinnerte.

»Was ist das?«, fragte sie Alice und folgte ihr in Begleitung mehrerer Hunde zum Haus.

»Ein Mungo, erst ein paar Tage alt. Ich habe ihn unter einem Busch im Garten gefunden. Natürlich habe ich ihm keinen Namen gegeben, denn wenn ich das täte, müsste ich ihn bei mir aufnehmen, ich würde ihn lieb gewinnen, und er müsste jede Nacht in meinem Bett schlafen. Was die Hunde eifersüchtig machen würde, und … Vielleicht möchtest du ihn ja?«

Alice löste den Mungo von ihrer Schulter und legte das sich windende Wesen in Cecilys Hände. »Mungos eignen sich gut als Haustiere und zur Schädlings- und Ungezieferbekämpfung.«

»Ich habe noch nie ein Haustier gehabt, und da ich nur kurze Zeit in Kenia bleiben werde, wäre es nicht richtig, ihn zu nehmen.«

»Schade. Dann muss ich ihn wieder in die Wildnis entlassen, wo er bestimmt bald gefressen wird. Mungos sind in der Lage, einen vor Schlangen zu schützen, weil ihnen deren Gift nichts anhaben kann. Als einmal eine Kobra in meinem Schlafzimmer war, ist der liebe kleine Bertie, den ich jahrelang hatte, vom Bett heruntergesprungen und hat sie für mich getötet. Behalte den Kleinen eine Weile, dann seht ihr ja, wie ihr euch vertragt. Du kannst dich immer noch endgültig entscheiden.« Sie führte Cecily auf eine geräumige Terrasse, wo mehrere Leute an einem langen Tisch Tee tranken.

»Na schön.« Cecily versuchte, das Tierchen zu bändigen, das sich ihr entwinden und über ihre Schulter klettern wollte. »Ich habe ganz vergessen zu erwähnen, dass meine Patentante heute leider nicht mitkommen konnte. Sie fühlt sich nicht wohl und lässt sich entschuldigen.«

»Aleeki hat mich schon angerufen«, meinte Alice. »Dann bleibt uns mehr Champagner, nicht wahr? Köpfen wir die erste Flasche«, ermunterte sie die Anwesenden und nickte in Richtung der Körbe, die Makena hinter ihnen hertrug. »Das ist …« Sie deutete auf Cecily.

»Cecily Huntley-Morgan.«

Während Cecily sich abmühte, den Mungo festzuhalten und gleichzeitig die anderen Gäste zu begrüßen, stellte sie erleichtert fest, dass immerhin ein paar junge Leute an dem Tisch saßen.

»Gib mir die kleine Nervensäge.« Alice nahm ihr das Tierchen ab und setzte es wieder auf ihre Schulter, wo es sich zufrieden zusammenrollte und die winzigen Knopfaugen zumachte. »Setz dich neben Katherine.«

Cecily war ein wenig außer Atem und fühlte sich ziemlich zerzaust. Außerdem hätte sie nach der langen Fahrt dringend eine Toilette benötigt, war jedoch zu schüchtern, um danach zu fragen.

»Hallo, ich bin Katherine Stewart«, stellte sich die junge, ein wenig rundliche Frau neben ihr vor, die, so hätte es Cecilys Mutter wohl ausgedrückt, eher »hausbacken« wirkte. Trotzdem fand Cecily sie mit ihren tizianroten Haaren, die sich hübsch um ihr blasses Gesicht lockten, und ihren Augen, die so strahlend saphirblau waren wie der Himmel über ihnen, nicht unattraktiv.

»Und ich heiße Cecily Huntley-Morgan. Freut mich, Ihre Bekanntschaft zu machen.«

»Sind Sie gerade erst in Kenia angekommen?«, erkundigte sich Katherine mit leichtem britischem Akzent.

»Nein, schon vor zwei Tagen. Es war eine lange Reise mit dem Flugzeug und dem Auto; sie steckt mir immer noch in den Knochen.«

»Tee oder Champagner?«, fragte Alices Gegenstück zu Kikis Aleeki. Anders als der stets makellos gekleidete Aleeki trug dieser Mann ein verknittertes weißes Gewand mit mehreren deutlich sichtbaren Flecken und dazu einen ramponierten roten Fes.

»Tee, danke.«

»Gute Wahl. Obwohl ich hier im Valley aufgewachsen bin, begreife ich nach wie vor nicht, wie alle schon am Nachmittag Alkohol trinken. Und am Morgen«, fügte Katherine leiser hinzu.

Cecily, die die Frau nicht gut genug kannte, um etwas darauf zu erwidern, nickte. »Ich bin um diese Tageszeit ganz zufrieden mit Tee.«

»Wo sind Sie untergebracht, Cecily?«

»Bei meiner Patentante, in ihrem Haus am Naivasha-See. Dort ist es wunderschön, allerdings viel heißer als hier.«

»Wir liegen gute dreihundert Meter höher und müssen abends oft den Kamin anheizen. Vielleicht haben sich deshalb so viele der

ursprünglichen Siedler für diese Gegend entschieden – das Klima erinnerte sie wohl an ihre Heimat England.«

»Ich habe Alice gerade gesagt, dass sie meiner Ansicht nach den schottischen Highlands ähnelt, schon wegen der lilafarbenen Berge im Hintergrund.«

»Mein Vater kam aus Schottland, und ich habe ein Internat außerhalb von Aberdeen besucht. Nicht allzu weit westlich davon beginnen die Highlands«, erklärte Katherine.

»Dann besuchen Sie nur Ihre Familie?« Cecily aß einen Bissen von dem Gurkensandwich, das ihr der Houseboy auf einem silbernen Tablett hingehalten hatte.

»Nein, ich möchte ganz dableiben. Mein Vater ist seinerzeit vor meiner Geburt mit meiner Mutter als Missionar hergekommen. Leider ist meine Mutter vor ein paar Jahren gestorben, doch Daddy ist quicklebendig, und mein Verlobter Bobby Sinclair wohnt in der Gegend. Nach der Hochzeit werde ich auf die Farm von Bobbys Eltern ziehen – sie sind vor einigen Jahren nach England zurückgekehrt. Wir wollen zusammen die Viehherde neu aufbauen und das alte Haus renovieren.« Katherine lächelte einem korpulenten Mann zu. Er hatte ein wettergegerbtes Gesicht und dunkle Haare, in denen schon die eine oder andere silberne Strähne schimmerte.

»Wie haben Sie sich kennengelernt?«

»Ich kenne Bobby seit meiner Kindheit, als ich hier lebte. Er ist zehn Jahre älter als ich, ich habe ihn aus der Ferne angehimmelt. In den Ferien hing ich ständig an ihm dran, stimmt’s, Schatz?«

»Aye, wie eine Klette.« Bobby erwiderte das Lächeln seiner Verlobten. »Sie wollte immer, dass ich mit ihr im Fluss schwimmen gehe. Wer hätte gedacht, dass wir eines Tages heiraten?«

Ihre gegenseitige Zuneigung war nicht zu übersehen, und dass sie sich seit der Kindheit kannten und bald den Bund fürs Leben schließen würden, erinnerte Cecily an Jack. Sie zwang sich, an ihren Schwur im Flugzeug über den Weiten Afrikas zu denken. Es hatte sie von den beiden Männern weggebracht, denen ihr Glaube an die Liebe zum Opfer gefallen war. Nein, die sogenannte »Liebe« mit all der Freude und dem Schmerz, die sie bringen konnte, wollte sie so

schnell nicht wieder erleben.

»Wie lange haben Sie vor hierzubleiben?«, hörte sie Katherine gerade fragen.

»Das weiß ich nicht so genau. Einige Wochen, denke ich.«

»Wenn Sie dann noch im Land sind, müssen Sie zu unserer Hochzeit kommen. Wir freuen uns über jeden unter fünfzig, stimmt's, Bobby?«

»Aye. Hoffentlich zähle ich für dich trotz meiner grauen Strähnen auch dazu.«

»Danke, gern.« Cecily senkte die Stimme. »Wissen Sie zufällig, wo die … äh …«

»Die Toilette, meinen Sie? Natürlich. Kommen Sie mit, ich zeige sie Ihnen.«

Cecily folgte Katherine zum Haus. Vom Tisch klang Lachen herüber, als Kikis Champagner zu fließen begann. Im Innern war es herrlich kühl, wenn auch ein wenig chaotisch. Die Hunde rannten vor ihren Füßen herum, und Bücher und Papiere lagen auf den schönen alten, leider ziemlich verstaubten Möbeln verstreut.

Sobald sie sich erleichtert und ein wenig erfrischt hatte, schlenderte Cecily hinaus auf den Hof. Aus einem Gebäude seitlich des Haupthauses hörte sie laute Stimmen. Sie ging darauf zu. Die Küche. Katherine redete sehr streng und fließend in einer fremden Sprache mit einer schlampig wirkenden Schwarzen, die ihrer Schürze nach zu urteilen eine Köchin oder Bedienstete war. Obwohl Cecily kein Wort verstand, begriff sie, dass sie sich über irgendetwas uneinig waren.

Als Katherine sie bemerkte, beendete sie die Auseinandersetzung mit der Frau und gesellte sich zu Cecily.

»Haben Sie gesehen, wie es in dieser Küche ausschaut? Widerlich! Kein Wunder, dass die arme Alice Magenprobleme hat.«

»Sie ist krank?«

»Ja, und zwar seit geraumer Zeit. Letzte Woche war sie bei Dr. Boyle, allerdings nur, weil ich sie selbst zu ihm gebracht habe. Er meint, sie soll sich zu weiteren Untersuchungen ins Krankenhaus in Nairobi begeben. Wenn die Katze aus dem Haus ist, tanzen die Mäuse und so weiter …«

»Wie meinen Sie das?«

»Alice hat den Haushalt schon eine Weile nicht mehr im Griff. Nachdem ihre alte Haushälterin Noel vor ein paar Wochen das sinkende Schiff verlassen hat, arbeiten die Bediensteten nicht mehr so, wie sie sollten. Aber egal …« Sie kehrten zur Terrasse zurück. »Alice hat mich gebeten, ihr Haus zu hüten, während sie in Nairobi ist, was bedeutet, dass ich es in der Zeit auf Vordermann bringe.«

»Kennen Sie Alice schon lange?«

»Ja, seit meiner Kindheit. Meine Mutter war mit ihr befreundet, was ich im Nachhinein ziemlich seltsam finde, weil sie nicht unterschiedlicher hätten sein können.«

»In welcher Hinsicht?«

»Alice spielte als reiche Erbin eine wichtige Rolle im vergnügungssüchtigen Lebensstil des Valley, während meine Mutter eine nüchterne Schottin und mit einem mittellosen Missionar verheiratet war. Ich denke, ihre Tierliebe hat sie verbunden. Wenn Alice und ihr erster Mann ins Ausland reisten, ist meine Mutter mit mir hergekommen, um sich ein Zubrot als Haushälterin zu verdienen und ein Auge auf die Menagerie zu haben. Vielleicht besuchen Sie mich ja einmal hier, wenn Alice im Krankenhaus ist.« Sie erreichten den Tisch und setzten sich.

»Gern«, antwortete Cecily, der Katherine von Sekunde zu Sekunde sympathischer wurde.

»Die kleine Minnie hat einen Narren an dir gefressen«, rief Alice aus, als ein Dackel an Cecily hochsprang. »Tiere haben ein Gespür für gute Menschen.« Sie schenkte sich Champagner nach. Cecily schlug erneut das Angebot aus, selbst ein Glas zu trinken, und schaute hinauf zu den Wolken, die sich tiefer auf die Berge hinter der Farm herabzusenken schienen.

Katherine sprang auf, weil der saphirblaue Himmel sich urplötzlich verdunkelte und die ersten großen Regentropfen herabfielen. »Alle auf die Veranda!«, rief sie und legte hastig so viele Sachen wie möglich in einen der Körbe. Wie ein eingespieltes Team wechselten die Gäste an einen Tisch unter dem überhängenden Dach, als der Regen sich verstärkte und auf sie herniederprasselte.

»Es ist nur ein kurzer Schauer«, erklärte Katherine. »Warten

Sie, bis die Regenzeit im April anfängt und aus der Straße ein Strom aus rotem Schlamm wird, der sich von den Hügeln herunter ergießt.«

»Das klingt dramatisch«, stellte Cecily fest. »Ich bin mir nicht sicher, ob ich dann noch da bin.«

»Apropos noch da sein, mein Mädchen: Wir sollten uns mal lieber auf den Weg machen«, bemerkte der stattliche Bobby, der seine zukünftige Gattin um Haupteslänge überragte, und legte schützend einen Arm um Katherine.

»Wohnen Sie in der Nähe?«, erkundigte sich Cecily.

»Aye, in direkter Linie ungefähr fünfzehn Kilometer westlich von hier, aber mit dem Wagen kann das ziemlich lange dauern. Reiten Sie, Cecily?«, fragte er.

»Ja.« Wieder einmal wunderte sie sich, dass Pferde plötzlich eine so große Rolle in ihrem Leben spielten.

»Pferde sind in dieser Gegend oft die beste Möglichkeit, um von A nach B zu gelangen. So kommen wir auch nach Hause«, erklärte Bobby.

»Es hat mich wirklich sehr gefreut, Sie kennenzulernen, Cecily«, sagte Katherine mit einem herzlichen Lächeln. »Ich melde mich bei Ihnen und lasse es Sie wissen, wann Sie mir während Alices Krankenhausaufenthalt Gesellschaft leisten können. Nächstes Mal müssen Sie über Nacht bleiben – die Fahrt von hier zum Naivasha-See dauert für einen Kurzbesuch zu lange.«

Mittlerweile hatte es zu regnen aufgehört, und die Gäste wagten sich wieder hinaus. Cecily beobachtete, wie Bobby und Katherine aufstiegen und ihre Pferde die Auffahrt hinunterlenkten. Sie hoffte, dass es nicht unhöflich wirken würde, wenn sie sich nun ebenfalls verabschiedete.

»Ich fürchte, ich muss zurück nach Hause, Alice«, teilte sie ihrer Gastgeberin mit, an deren Hals sich nach wie vor der Mungo schmiegte. »Meine Patentante gibt heute Abend eine Essenseinladung.« Sicher wusste Cecily das zwar nicht, aber die Chancen dafür standen gut.

»Natürlich, meine Liebe. Freut mich, dass du dich so gut mit Katherine verstehst. Sie ist ein nettes Mädchen und besitzt weitaus

mehr Verstand, als ich je haben werde. Sag Kiki schöne Grüße und besuch mich bald wieder, ja?« Alice drückte Cecilys Hand. »Es ist erfrischend, von jungen Leuten umgeben zu sein, nicht nur immer von denselben alten Käuzen, die kein anderes Thema als ihre ruhmreiche Vergangenheit kennen.«

»Gern, danke, Alice.«

Cecily machte sich nicht die Mühe, sich von den anderen Gästen zu verabschieden, die offenbar alle bleiben wollten und den Champagner wie Wasser tranken. Ihr Lachen hallte durchs Tal, als Cecily zum Bugatti ging. Makena öffnete die Tür für sie und legte ihr, sobald sie es sich auf dem Rücksitz bequem gemacht hatte, eine Decke gegen die Kälte über die Knie.

Obwohl sie keinen Champagner zu sich genommen hatte, wurde Cecily ein wenig schwindlig, als Makena den Wagen auf die schlammige Straße lenkte. So hoch über dem Meeresspiegel war die Luft dünner als weiter unten; vielleicht lag es daran, dachte sie.

Unter ihr tauchte das Great Rift Valley auf, das sich deutlich von der üppig grünen Vegetation oben unterschied. Aus den Büchern über Afrika, die sie aus der Bibliothek ausgeliehen hatte, wusste sie, dass dieser Große Afrikanische Grabenbruch sich über mehrere Tausend Kilometer erstreckte und vor Millionen von Jahren durch die gewaltigen Urkräfte der Natur geformt worden war. Doch kein Buch konnte einen auf diesen spektakulären Anblick vorbereiten. Die untergehende Sonne tauchte den flachen, größtenteils baumlosen Talboden in satte Apricotfarben, und wenn sie sich anstrengte, erkannte sie winzige, sich bewegende Punkte, die Tiere, Menschen oder beides sein konnten.

»Was für ein unglaubliches Land.« Cecily legte die Stirn ans Fenster. »Einfach überwältigend.« Sie hätte sich gewünscht, ihre Familie bei sich zu haben und die grandiose Landschaft mit ihr bewundern zu können. Die Kluft zwischen Manhattan und Kenia war so tief wie dieses majestätische Tal – das waren zwei völlig verschiedene Welten. Und vor ihrer Heimkehr wollte Cecily sowohl die Menschen hier als auch das Land begreifen, egal wie schwierig sich das gestaltete.

Sie schien eingeschlafen zu sein, denn irgendwann rüttelte

Aleeki sie sanft wach.

»Willkommen zu Hause, Memsahib. Lassen Sie sich aus dem Wagen helfen.«

Kurz darauf überquerten sie die Terrasse und betraten das Haus.

»Wie spät ist es?«, erkundigte sie sich.

»Halb neun.«

»Oh.« Cecily warf einen Blick auf die leere Terrasse. »Ist meine Patentante ausgegangen?«

»Nein, Memsahib, sie fühlt sich nach wie vor unwohl und schläft in ihrem Zimmer. Sie haben sicher Hunger. Ich kann Ihnen einen Tisch auf der Terrasse decken oder ein Tablett aufs Zimmer schicken, was Ihnen lieber ist.«

»Ein Glas Milch würde mir genügen, danke. Kann ich ein Bad nehmen? Ich bin schmutzig von der Fahrt.«

»Natürlich, Memsahib. Muratha soll Ihnen die Milch bringen und die Wanne für Sie füllen.«

»Danke.« Cecily blieb auf halbem Weg zur Treppe stehen. »Ist mit meiner Patentante alles in Ordnung? Ich meine, wie krank ist sie wirklich?«

»Sie erholt sich bald wieder, machen Sie sich keine Sorgen. Ich kümmere mich um sie.«

»Bitte wünsch ihr eine gute Nacht von mir.«

»Gern.« Aleeki verbeugte sich. »Gute Nacht, Memsahib.«

# XV

Am folgenden Tag fühlte Kiki sich nach wie vor unwohl. Cecily war – wenn auch mit schlechtem Gewissen – dankbar für die Ruhe. Das erste Mal seit ihrer Ankunft glaubte sie, zu Atem zu kommen und die Schönheit ihrer Umgebung tatsächlich aufnehmen zu können. Aleeki machte ihr Vorschläge, wie sich die Zeit verbringen lasse, und am Nachmittag ruderte Kagai, ein Kikuyu-Junge, der ihr in stockendem Englisch erklärte, er sei in der Gegend geboren, sie auf den See hinaus. Er brachte ihr nicht nur einige Sätze in der Sprache der Einheimischen bei, sondern zeigte ihr auch, wie man eine Angelrute auswarf und hielt, bis man Widerstand spürte. Schließlich half er ihr, einen zappelnden Fisch aus dem Wasser zu ziehen, dessen silbrige Schuppen im Licht der Sonne in allen Regenbogenfarben funkelten. Von der Mitte des völlig glatten Sees aus beobachtete Cecily, wie die Nilpferde sich nach einem Sonnenbad am Ufer erhoben und trotz ihrer Masse anmutig wie Schwäne durchs kühle Nass glitten.

Am Tag darauf, an dem Kiki noch immer nicht auftauchte, begleitete Cecily Aleeki nach Gilgil, wo sie einen weiteren Brief an ihre Eltern abschickte und ihren Film einem Deutschen zum Entwickeln gab, den Aleeki kannte und der hinter seiner Autoreparaturwerkstatt eine Dunkelkammer hatte. Anschließend schlenderte sie durch den Ort und blieb an den Ständen entlang der Straße stehen, an denen allerlei ihr bekannte und unbekannte Obst- und Gemüsesorten feilgeboten wurden.

»Sind das Bananen?«, fragte Cecily Aleeki, der sich zu ihr gesellte, sobald er seine eigenen Besorgungen erledigt hatte, und deutete auf große grüne Früchte.

»Kochbananen. Sie werden gedämpft und zu einem Gericht verarbeitet, das ›matoke‹ heißt. Soll ich die Köchin bitten, es einmal für Sie zuzubereiten?«

»Warum nicht? Ich würde vor meiner Abreise gern einige

Gerichte der örtlichen Küche versuchen.«

»Dazu ist noch genug Zeit, Memsahib«, sagte er und handelte mit dem Inhaber des Standes einen guten Preis aus. »Auch indisches Essen ist bei uns beliebt. Es schmeckt ausgesprochen würzig. Ich mag es sehr.«

»Ich habe noch nie etwas mit exotischen Gewürzen gegessen«, gestand Cecily, als sie die heiße, staubige Straße zum Wagen zurückschlenderten.

»Dann müssen Sie unbedingt ein Curry probieren und einen Eintopf und *ugali* – das lieben die Kikuyu.«

»Bist du Kikuyu?«, erkundigte sich Cecily.

»Nein, Memsahib, ich stamme aus Somaliland. Das grenzt direkt an Kenia.«

Bevor sie Aleeki weitere Fragen stellen konnte, hörte sie eine Stimme hinter sich.

»Cecily?«

Als sie sich umdrehte, sah sie Katherine auf sich zueilen.

»Dachte ich's mir doch, dass Sie das sind! Na, haben Sie sich bereits eingewöhnt?«

»Ich glaube schon. Hallo, Katherine.«

»Es dauert eine Weile, aber sobald man das geschafft hat, ist es schwer, wieder wegzufahren.«

»Aleeki, das ist Katherine Stewart. Ich habe sie bei der Teegesellschaft von Alice kennengelernt.«

»Sehr erfreut, Ihre Bekanntschaft zu machen, Memsahib.« Aleeki verbeugte sich.

Peinlich berührt musste Cecily sich eingestehen, dass er sich von ihnen dreien am gewähltesten ausdrückte.

»Wie geht es Alice?«, erkundigte sich Cecily.

»Sie ist nach wie vor im Krankenhaus in Nairobi, und es sieht ganz so aus, als müsste sie noch eine Weile dort bleiben. Bobby bringt mich am Nachmittag mit dem Wagen zu ihr.«

Cecily beschlich die Ahnung, dass Alices gesundheitliche Probleme nichts mit dem Schmutz in ihrer Küche zu tun hatten.

»Richten Sie ihr schöne Grüße von mir aus, ja?«

»Gern. Und besuchen Sie mich doch bald einmal auf der

Wanjohi-Farm. Bobby ist mit unserer eigenen Farm und dem heruntergekommenen Gemäuer beschäftigt, in das wir in einem Monat einziehen wollen«, erklärte Katherine. »Ich fühle mich allein. Wie wär's diesen Freitag?«

Cecily sah Aleeki fragend an.

»Natürlich, Memsahib. Welche Zeit wäre Ihnen für den Besuch genehm?«

»Miss Cecily könnte zum Lunch kommen und am Samstag nach dem Frühstück wieder abfahren.«

»Ich organisiere alles«, versprach Aleeki.

»Jetzt muss ich los, Bobby finden – er ist in der Bank, um über einen Kredit für weitere Rinder zu verhandeln. Auf Wiedersehen, Cecily, bis Ende der Woche.«

»Auf Wiedersehen, Katherine. Und danke.«

»Ist Katherine jemals in Mundui House gewesen?«, fragte Cecily Aleeki, als er ihr in den Wagen half.

»Nein, ich glaube nicht«, antwortete Aleeki nur, schloss die hintere Tür des Wagens und setzte sich auf den Beifahrersitz neben Makena.

Cecily kurbelte das Fenster herunter und fächelte sich Luft zu, weil ihr wieder leicht schwindlig war. Sie fragte sich, warum Aleeki ihr trotz seiner augenscheinlich höflichen Worte klar zu verstehen gegeben hatte, dass ihre neue Freundin in Mundui House nicht willkommen war.

* * *

Je näher der geplante Besuch bei Katherine rückte, desto mehr sehnte Cecily sich nach Gesellschaft. Inzwischen waren weitere fünf Tage vergangen, in denen ihre Patentante sich nicht aus ihrem Zimmer bewegt hatte. Obwohl Cecily Aleeki mehrfach bat, zu ihr vorgelassen zu werden, lautete die Antwort stets: »Memsahib schläft.« Am Ende überlegte Cecily tatsächlich, ob ihre Patentante tot da oben lag und Aleeki fürchtete, es ihr zu sagen.

Beim Frühstück wollte Cecily gerade darauf bestehen, zu Kiki zu dürfen, bevor sie zur Wanjohi-Farm fuhr, als Aleeki ihr einen Umschlag reichte. Sie öffnete ihn und nahm ein Blatt von Kikis teurem geprägtem Schreibpapier heraus, auf dem sie die elegante Handschrift ihrer Patentante erkannte.

*Schätzchen,*

*bitte verzeih mir, dass ich mich nicht um Dich kümmere – ich fühle mich nicht wohl. Bestimmt erhole ich mich schnell, wenn ich mir weiter Ruhe gönne. Dann stehe ich Dir den Rest Deines Aufenthalts hier zur Verfügung.*

*Bis dahin hoffe ich, dass Aleeki Dir jeden Wunsch von den Augen abliest.*

*Ich schicke Dir einen dicken Kuss,*

*Kiki*

Immerhin, dachte Cecily, als Aleeki ihr nach dem Frühstück nachwinkte, war ihre Patentante am Leben, und sie konnte sich ruhigen Gewissens mit dem Bugatti von Mundui House und seiner seltsam gedämpften Atmosphäre entfernen.

* * *

»Cecily! Ich freue mich so, dass Sie kommen konnten«, begrüßte Katherine Cecily, als diese auf der Auffahrt zur Wanjohi-Farm aus dem Wagen kletterte.

»Die Freude ist ganz meinerseits«, antwortete sie, während Makena ihre kleine Reisetasche sowie mehrere Weidenkörbe voll Champagner und Essen von Kiki auslud.

»Gütiger Himmel! Glaubt Ihre Patentante denn, wir würden heute Abend eine Party veranstalten?« Katherine hakte Cecily bei sich unter und geleitete sie zum Haus.

»Vielleicht ist ein Besuch für sie erst dann ein richtiger Besuch, wenn der Champagner in Strömen fließt.«

»Wie ich sehe, wissen Sie bereits, wie der Hase hier läuft.« Katherine führte Cecily in das schon nach einer Woche radikal veränderte Innere des Gebäudes. Die Bücherstapel und Papiere waren verschwunden, und der Geruch nach Hund und anderen Tieren wurde vom Duft von Möbelpolitur, Lilien und Rosen, die auf einem glänzenden Mahagonitisch standen, überlagert.

»Sie haben wahre Wunder gewirkt!«, rief Cecily aus, als Katherine sie zu ihrem Zimmer brachte.

»Danke. Eher aus egoistischen Gründen als für Alice – in einem solchen Chaos kann ich einfach nicht leben. Für Alices Hunde habe ich einen provisorischen Zwinger aus Hühnerdraht errichtet. Die Affen, die das Haus als ihr zweites Heim erachten, lassen sich vermutlich nicht so leicht abhalten. Finden Sie mich gemein?«

»Nein«, antwortete Cecily. Eine der Bediensteten eilte heran, um ihre Tasche in ihr Zimmer zu tragen. »Bitte sagen Sie ihr, sie soll sie nicht auspacken – es ist nichts drin außer meinem Nachthemd, einer Zahnbürste, Wechselkleidung und sauberer Unterwäsche.«

»Ich fürchte, sie wird es trotzdem tun«, meinte Katherine und gab dem verängstigten Mädchen barsch Anweisungen. »Sie haben alle vergessen, dass sie reichlich Lohn erhalten und Alice sich gut um sie kümmert. Dafür sollten sie auch ordentliche Arbeit leisten. Bestimmt haben Sie Durst. Auf der Terrasse steht selbst gemachte Limonade.«

»Kein Champagner?«, fragte Cecily gespielt entsetzt, und Katherine schmunzelte.

Sie machten es sich auf den Terrassenstühlen bequem, von wo aus Cecily die grünen Hänge mit Antilopen, Pferden und Ziegen sowie den Fluss betrachtete, der schimmernd dazwischen hindurchfloss.

»Wie geht es Alice?«, erkundigte sie sich und trank einen Schluck von der köstlichen Limonade.

»Leider nicht besonders gut. Ihr musste eine Magendrainage gelegt werden. William – Dr. Boyle – meint, ihre Schmerzen könnten eine Spätfolge der Schussverletzungen sein, die sie vor vielen

Jahren in Paris erlitten hat.«

»Wird sie sich wieder erholen?«

»Das hoffe ich. Leider achtet sie nicht auf sich.«

»Was für ein Leben! Alice muss den Mann schon sehr geliebt haben, wenn sie zuerst ihn und dann sich selbst erschießen wollte.«

»Ich kenne viele Versionen der Geschichte. Offenbar hat Raymond ihr gesagt, er könne sie nicht heiraten, weil seine Familie drohe, ihn zu enterben, falls er es täte. Was Menschen alles um der Liebe willen machen, nicht wahr?« Katherine seufzte. »Allerdings würde ich vielleicht auch auf Bobby schießen, wenn er plötzlich auf die Idee käme, mich doch nicht zu heiraten. Ein Leben ohne ihn kann ich mir nicht vorstellen.«

»Wann und wo wollen Sie heiraten?«

»In weniger als einem Monat, das habe ich, glaube ich, bereits erwähnt. Die Entscheidung über den Ort ist allerdings schwierig.«

»Warum?«

»Mein Vater arbeitet seit Jahren in einer Mission in Tumutumu auf der anderen Seite der Aberdares. Er spricht die Sprache der Einheimischen wie ich fließend und hätte gern, dass ich dort heirate. Doch die Kirche da ist nicht viel mehr als eine Hütte. Ich kann mir Idina und die anderen in ihrer schicken Hochzeitskleidung nach Beginn der Regenzeit nicht darin vorstellen.« Wieder schmunzelte Katherine.

»Aber es ist doch Ihre Hochzeit und Ihre Entscheidung, oder?«

»Die von mir *und* Bobby, obwohl ihm das letztlich egal ist, solange wir überhaupt heiraten. Nach ihrer Ankunft in Kenia lebten meine Eltern damals in der Mission. Als ich dann unterwegs war und mein Vater nach wie vor so oft in den Busch musste, um das Wort Gottes zu verkünden, bestand meine Mutter darauf, dass er ein kleines Haus für uns im Valley baute, damit ich Gesellschaft hätte.«

»Das ist nachvollziehbar. Sie sind also zwischen zwei Welten aufgewachsen?«

»Ja, so könnte man es ausdrücken. Und ich habe sie beide geliebt. Mit zehn wurde ich aufs Internat geschickt, doch den größten Teil der Ferien habe ich bei Mutter und dem guten Bobby hier oben verbracht. Dazu kamen stets mindestens zwei Wochen bei meinem

Vater in der Mission. Was mich zu dem schwierigen Thema zurückführt, wo Bobby und ich den Bund fürs Leben schließen sollen. Ich denke, wir haben einen Kompromiss gefunden: Bobby und ich werden offiziell in der Mission in Tumutumu heiraten, um meinen Vater zufriedenzustellen, und der Empfang wird am folgenden Tag im Muthaiga Country Club stattfinden. Alice besteht darauf, uns diesen Empfang zur Hochzeit zu schenken, obwohl ich ihr gesagt habe, dass ein Scheck für Möbel in unserem neuen Heim sinnvoller wäre. Trotz ihrer katastrophalen eigenen Ehen ist und bleibt sie eine unverbesserliche Romantikerin. Und sucht immer einen Grund für eine Party«, fügte sie trocken hinzu. »Ich hoffe nur, dass sie bis dahin wieder auf dem Damm ist und dabei sein kann. Wie finden Sie diese Lösung?«

»Perfekt. Und wo wollen Sie die Flitterwochen verbringen?«

»Nirgendwo.« Katherine lachte. »Ich ziehe in das alte Farmhaus von Bobbys Eltern, das der Arme vor dem großen Tag herzurichten versucht, so gut er kann. Das sind Flitterwochen genug. Außerdem ist es ein riskantes Unterfangen, hier eine Rinderfarm aufzubauen. Ich werde Bobby mit den Tieren helfen – immerhin kann ich so meine Jahre am Dick Vet sinnvoll nutzen.«

»Wo?«

»An der Royal School of Veterinary Studies, kurz Dick Vet, in Edinburgh – ich bin ausgebildete Tierärztin. Bill Forsythe, das ist Bobbys und bald auch mein nächster Nachbar, bringt uns bei, was er über moderne Viehzucht weiß, dazu über Impfungen, Pestizidbäder und so weiter und so fort. Wenn man viele Tiere zusammen hält, drohen zahlreiche Krankheiten: Milzbrand, Rinderpest oder Lungenseuche der Rinder. Ganz zu schweigen von den Löwen, die sich auf die nächste Mahlzeit freuen. Ich habe Bill heute zum Abendessen eingeladen. Doch ich muss Sie warnen – er ist ein bisschen seltsam.«

»Kein Problem, allmählich gewöhne ich mich an die Menschen hier. In der Gegend leben einige ziemlich interessante Leute«, meinte Cecily.

»Bill hat eine besondere Beziehung zu den Massai, von denen wir jahrhundertealte natürliche Heilmethoden lernen können.«

»Sind die hiesigen Bediensteten Massai?«, erkundigte sich Cecily, als eine Frau mit einem Besen aus dem Küchenbereich trat und anfing, den Staub von der überdachten Veranda zu fegen.

»Nein, Kikuyu. Die Massai leben nomadisch mit ihren Rindern draußen auf den Ebenen. Die Angehörigen des Hauspersonals sind meist Kikuyu. Ada – so heißt sie bei uns – wurde Alice von meiner Mutter aus der Mission empfohlen.«

»Sind sie Ihrer Ansicht nach gute Bedienstete?«

»Ja, solange sie eine starke Hand spüren. Im Großen und Ganzen sind sie sehr loyal. Aber lassen wir das Thema. Erzählen Sie mir, was Sie in Manhattan machen. Und zuerst würde ich vorschlagen, dass wir uns duzen.«

»Gern. Nicht viel. Ich war verlobt, doch daraus ist nichts geworden.«

»Ah, du bist also in Kenia, um dich von deinem Liebeskummer zu erholen? Darf ich fragen, wie alt du bist?«

»Ich werde dieses Jahr dreiundzwanzig, bin also eine alte Jungfer.«

»Wohl kaum!« Katherine lachte. »Ich werde dieses Jahr siebenundzwanzig. Hast du ihn geliebt?«

»Das dachte ich, ja. Und jetzt habe ich genug von Männern.«

»Warten wir’s ab.« Katherine erhob sich. »Zeit fürs Mittagessen.«

Sie speisten köstlich gewürzten Fisch, der, so teilte Katherine Cecily mit, erst am Morgen aus dem Fluss geangelt worden sei.

»Bist du je in Mundui House gewesen?«, erkundigte sich Cecily, die sich an Aleekis kühle Reaktion auf ihre neue Freundin erinnerte.

»Nein, meine Mutter und mein Vater haben das Happy Valley Set missbilligt. Außer Alice natürlich, der Tiere wegen. In Mundui House scheint es wunderschön zu sein, und Kiki ist ausgesprochen großzügig.«

»Ja, das stimmt, obwohl … Ich mache mir Sorgen um sie«, gestand Cecily. »Sie ist Tage nicht mehr aus ihrem Zimmer gekommen. Dass sie noch lebt, weiß ich nur, weil sie mir heute Morgen vor der Abfahrt einen kurzen Brief hat überbringen lassen.

Du weißt nicht zufällig, ob sie an irgendeiner chronischen Krankheit leidet?«

»Äh … nein, ich glaube nicht. Zerbrich dir darüber nicht den Kopf. Wollen wir ausreiten? Dann kann ich dir die Gegend zeigen.«

Cecily schob die Vermutung, dass Katherine etwas vor ihr zurückhielt, rasch beiseite, stattdessen bereitete sie sich innerlich darauf vor, wieder einmal reiten zu müssen.

»Danke, gern.«

Zum Glück war das Terrain anspruchsvoll, sodass Cecily nicht an ihren letzten Ausritt mit Julius denken konnte, sondern sich darauf konzentrieren musste, die Stute am Fluss entlangzuleiten. Immerhin nahm sie die kühle, frische Luft, das Gezwitscher der Vögel und das Licht der Sonne wahr, das auf dem Fluss glitzerte. Als die Pferde zum Trinken stehen blieben, betrachtete Cecily das weite, üppig grüne Tal, das sich vor ihr ausbreitete.

»Fast könnte man meinen, diese englische Landschaft hier oben sei an die kenianische dort unten einfach drangeklebt«, bemerkte sie.

»Ja, so könnte man es sehen. Bobby und Bill werden bald kommen; ich denke, wir sollten umkehren.«

* * *

Nachdem Cecily sich mit warmem Wasser aus der Schüssel auf der Kommode gewaschen hatte, zog sie ein frisches Baumwollkleid an, frisierte sich und gesellte sich zu Katherine, um mit ihr den Sonnenuntergang über dem Tal zu betrachten. Sobald die Sonne am Horizont verschwand, bekam Cecily in der frischen Brise, die über die Terrasse wehte, eine Gänsehaut. Sie zog ihr Tuch enger um die Schultern und genoss das Gefühl, ein wenig zu frösteln.

Da hörten sie Motorengeräusche.

»Die Jungs sind da«, erklärte Katherine, und Cecily folgte ihr zur Auffahrt, wo gerade zwei uralte Pick-ups hielten. Aus dem einen kletterte Bobby, aus dem anderen ein Mann, der wohl Bill sein

musste.

»Wie gesagt, Cecily: Lass dich nicht von Bill ins Bockshorn jagen. Im Lauf der Jahre hat er sich den Eingeborenen angepasst und vergessen, wie man sich in Gesellschaft benimmt«, flüsterte Katherine ihr zu.

Cecily überraschte es, wie schlank und jugendlich Bill mit seinem dichten sandfarbenen Haarschopf aus der Ferne wirkte, doch als er sich näherte, sah sie die tief in sein gebräuntes Gesicht eingegrabenen Falten. Sie schätzte ihn auf vierzig. Irgendwie kam er ihr bekannt vor.

»Hallo, Schatz«, begrüßte Katherine Bobby und ließ sich von ihm einen Kuss geben. »Bill, wie geht's?«

»Gut, danke.« Seine raue Stimme klang leise und hatte einen britischen Akzent.

»Das ist Cecily Huntley-Morgan. Sie ist kürzlich von New York hier eingetroffen«, teilte Katherine ihm auf dem Weg zur Terrasse mit.

Cecily spürte, wie Bill sie mit seinen blauen Augen musterte, bevor er den Blick in die Ferne richtete.

»Sie Arme«, sagte er kurze Zeit später. »Dort leben zu müssen.«

»Ich lebe gern in Manhattan. Es ist wundervoll, und ich bin dort zu Hause«, erwiderte Cecily, die plötzlich meinte, sich und ihre Heimatstadt verteidigen zu müssen.

»Die lächerlich hohen Gebäude, ganz zu schweigen von den Menschenansammlungen auf dieser winzigen Insel.«

»Achten Sie gar nicht auf Bill, Cecily. Er streift schon zu lange im Busch herum«, versuchte Katherine die Wogen zu glätten.

Sie setzten sich. Katherine bot Champagner und Bier an.

»Und ich danke Gott dafür, dass das so ist.« Bill nahm eine Flasche Bier. »Wie du weißt, Katherine, bin ich kein allzu großer Menschenfreund.«

Erneut richtete sich Bills merkwürdiger, fast hypnotischer Blick auf Cecily. »Wie lange wollen Sie hierbleiben, bevor Sie wieder in die klaustrophobischen Verhältnisse zurückkehren, die Sie vermutlich ›Zivilisation‹ nennen?«

»Bill, sie weiß es nicht, oder, Cecily?«, mischte sich Katherine ein.

»Nein.« Cecily griff nach ihrem Glas. Die abrupte Art dieses Mannes machte sie nervös.

»Waren Sie schon draußen im Busch?«

»Nein.«

»Dann kennen Sie das wahre Afrika noch nicht.«

»Bestimmt findet sich eine Gelegenheit, sie mitzunehmen, nicht wahr, Bill?«, meinte Bobby.

Cecily fiel auf, dass Bill unter den Tisch schaute.

Schließlich prostete er ihr zu. »Immerhin tragen Sie nicht diese lächerlich hohen Schuhe, die die anderen Amerikanerinnen – zum Beispiel diese grässliche Preston-Frau – immer anhaben.«

Fast hätte Cecily sich an ihrem Champagner verschluckt. Sie flehte Katherine stumm um Hilfe an.

»Kiki ist Cecilys Patentante, Bill«, erklärte Katherine. »Nun hör endlich auf, die Arme zu ärgern. Sie ist ganz anders als Kiki. Und du solltest nicht alle Amerikanerinnen über einen Kamm scheren. Wie heißt es so schön? Man soll keine voreiligen Schlüsse ziehen. Und, wie seid ihr zwei heute vorangekommen?«

Cecily lauschte halbherzig, während Bobby schilderte, wie viele Rinder er bei einer Viehauktion erstanden hatte.

»Hat er gut gemacht«, bemerkte Bill. Das war die erste positive Äußerung, die Cecily seit seiner Ankunft aus seinem Mund hörte. »Den Boran hat er für einen guten Preis gekriegt.«

»Dank deiner Hilfe, Bill. Sie wissen, dass sie dir nichts vormachen können. Bill ist in dieser Gegend für seine Kenntnisse über Rinder bekannt«, teilte Bobby Cecily mit.

»Und womit kennen Sie sich aus, Miss Huntley-Morgan?«, erkundigte sich Bill.

»Vermutlich nicht mit allzu viel.« Cecily zuckte mit den Schultern. Sie war nach wie vor verärgert über seine Unhöflichkeit ihr und ihrer Patentante gegenüber.

»Cecily, lass dir nicht von Bill die Laune verderben.« Katherine bedachte Bill mit einem missbilligenden Blick. »Das macht er bei allen Leuten, die er neu kennenlernt.«

»Wie ihr wisst, lebe ich schon lange nicht mehr in der feinen Gesellschaft.«

»Was für ein Segen.« Bobby verdrehte die Augen und zwinkerte Bill zu. »Wir haben einen Bärenhunger. Was gibt's zu futtern?«

Beim Essen stellte Cecily dankbar fest, dass Bill von ihr abgelenkt war, weil das Gespräch sich darum drehte, wie schnell Bobby mit der Rinderfarm Gewinn erwirtschaften und wie lange er die Bank davon abhalten könnte, die Rückzahlung des Darlehens zu fordern.

»Letztlich läuft's darauf hinaus, wie oft du auf Bobby zu verzichten bereit bist, wenn er mit den Tieren oben in den Bergen oder während der Regenzeit draußen auf der Ebene ist, Katherine. Letzten November war ich gerade mal eine Woche weg, weil ich geschäftlich nach Nairobi musste, und in der Zeit hab ich schätzungsweise hundert Tiere verloren.«

»An wen?«, erkundigte sich Cecily zum ersten Mal interessiert.

»Natürlich an die Massai.«

»Ich dachte, die kümmern sich um Ihr Vieh und arbeiten für Sie …«

»Manche ja, aber in dieser Gegend gibt's viele unterschiedliche Massai-Stämme. Und die Massai gehen davon aus, dass sämtliche Rinder in Kenia ihnen gehören. Sie sind ihnen heilig, und sie töten sie nur selten selbst. Allerdings können sie sie bei anderen Stämmen gegen Mais und Gemüse tauschen.«

»Die Rinder gehören doch Ihnen, oder?«

»Theoretisch ja, aber Geld, das zwischen *mzungus* den Besitzer wechselt, bedeutet ihnen nicht viel.«

»*Mzungu* ist der örtliche Begriff für einen Weißen«, erklärte Katherine.

»Können Sie sich nicht einfach andere Leute suchen, die auf Ihr Vieh aufpassen?«, fragte Cecily.

»Nein, Miss Huntley-Morgan, das kann ich nicht. Ich habe ein hervorragendes Verhältnis zu ihnen – viele von ihnen sind im Lauf der Zeit Freunde geworden. Wenn ich dafür ein paar Dutzend Tiere im Jahr opfern muss, dann ist es eben so. Die Massai und die

Rinder waren vor mir da. Sie leben in einer symbiotischen Beziehung. Die Massai zapfen ihrem Vieh Blut ab und trinken es, weil sie glauben, dass das ihnen Kraft und Gesundheit verleiht.«

»Ekelhaft.« Cecily verzog das Gesicht.

»Immerhin mögen Kühe den Geschmack von Menschenblut im Gegensatz zu Löwen nicht«, erwiderte Bill.

»Ich habe nach wie vor keinen Löwen und keinen Elefanten gesehen.«

Bill musterte sie eine Weile stumm, als überlegte er. Schließlich meinte er: »Ich fahre morgen in den Busch, Miss Huntley-wie-Sie-auch-immer-heißen-mögen. Haben Sie Zeit, mich zu begleiten? Oder fehlt Ihnen der Mumm dazu?«

»Cecily, unbedingt! Wir kommen selbstverständlich mit«, fügte Katherine hastig hinzu. »Bill hat mich einmal mitgenommen, als ich elf war. Weißt du noch? Damals hast du mir erklärt, das sei das Alter, in dem Massai-Mädchen zu Frauen werden.«

»Mit elf?!« Cecily war entsetzt.

»Viele von ihnen sind mit zwölf oder dreizehn bereits verheiratet und schwanger, Miss Huntley-und-so-weiter«, klärte Bill sie auf.

»Sagen Sie ruhig Cecily zu mir«, forderte sie ihn auf, als sie merkte, dass er sie bewusst provozierte.

»Muss das sein? Leider hasse ich diesen Namen. Ich hatte eine Großtante in West Sussex, die Cecily hieß. Obwohl sie ein richtiger Drachen war, haben meine Eltern mich und meinen älteren Bruder immer in den Sommerferien zu ihr geschickt.«

»Tut mir leid, dass ich unangenehme Erinnerungen wecke. Aber dafür bin ich nicht verantwortlich, oder?«

»Also wirklich, Bill«, rügte Katherine ihn, »nun lass das arme Mädchen endlich in Ruhe.«

Doch Bill starrte Cecily weiter an.

Als er West Sussex erwähnte, ging ihr auf, wieso er ihr bekannt vorkam.

»Ihr Name ist Bill? Bill Forsythe?«

»Ja, ein guter britischer Name.«

»Ihr Bruder ist Major, nicht wahr? Und er lebt wie Ihre

Großtante in West Sussex, stimmt's?«

»Ja. Woher wissen Sie das?«

»Ich habe ihn kürzlich in England kennengelernt.« Cecily freute es, Bill mit dieser Information vorübergehend aus dem Konzept zu bringen.

»Ach, tatsächlich? Wo und wann?«

»In Woodhead Hall in Sussex, vor einigen Wochen. Ich war Gast von Lady Woodhead, und er wohnt in der Nähe.«

»Na, so was! Mein guter Bruder hat mich in Kenia besucht, als ich damals hierhergezogen bin, und ist unter jeden Rock gekrochen, den er im Muthaiga Club finden konnte – obwohl er eine ausgesprochen nette Frau hatte. Sind Sie verheiratet?«

»Nein.«

»Wie du, Bill, interessiert die Liebe sie nicht«, verkündete Katherine von der anderen Seite des Tischs aus.

»Wirklich?« Bill hob eine Augenbraue. »Das ist aber mal eine Aussage. Jedenfalls in Ihrem Alter. Ich musste achtunddreißig werden, bis ich gemerkt habe, dass die Liebe ein Mythos ist. Egal …«, Bill erhob sich und wandte sich Bobby zu. »Wir müssen morgen sehr früh aufstehen und sollten uns verabschieden.«

Bobby nickte. Cecily hatte den deutlichen Eindruck, dass er große Ehrfurcht vor seinem Freund hatte. »Wollen Sie nun Ihre erste Safari wagen, Cecily?«

»Bitte sag Ja«, bettelte Katherine, als sie zu viert die Auffahrt hinunterschritten. »Die Bediensteten kommen eine Nacht ohne mich zurecht, und es ist Ewigkeiten her, dass ich das letzte Mal im Busch war.«

»Erklär deiner amerikanischen Freundin, dass es dabei nicht so glamourös zugeht wie bei den Großwildjagden, von denen ihre Patentante ihr möglicherweise erzählt hat.« Bill würdigte Cecily auf dem Weg zum Wagen keines Blickes. »Da gibt es keine Kanapees und keinen Champagner und kein Personal, nur eine Decke, ein Behelfszelt und ein Lagerfeuer unter freiem Himmel.«

»Wir bereiten sie darauf vor, Bill. Also, Cecily, sagst du Ja?«

Drei Augenpaare richteten sich auf sie.

»Ich … einverstanden. Gern.«

»Wunderbar«, meinte Bill. »Dann treffen wir uns morgen früh um Punkt sieben bei mir. Danke fürs Essen, Katherine. Passiert nicht mehr oft, dass ich eine hausgemachte Mahlzeit kriege.«

»Auf Wiedersehen, Schatz.« Katherine gab Bobby einen Kuss, als er in den Pick-up neben dem von Bill kletterte. »Bis morgen in alter Frische.«

Cecily und Katherine winkten ihnen nach und kehrten zum Haus zurück.

»Du brauchst für morgen etwas zum Anziehen«, stellte Katherine fest. »Alice hat jede Menge Safarikleidung. Du dürftest in etwa die gleiche Größe haben wie sie.«

»Danke. Ich muss zugeben, ich bin ein bisschen nervös, besonders wegen Bill. Er hat mir offen gezeigt, dass er mich nicht leiden kann«, bemerkte Cecily im Eingangsbereich.

»Den Eindruck habe ich überhaupt nicht. Mehr Aufmerksamkeit als dir hat er lange keiner Frau mehr geschenkt.«

»Wenn das seine Vorstellung von ›Aufmerksamkeit‹ ist, wundert es mich nicht, dass er nie geheiratet hat. Gott, ist der Mann unhöflich!«

»Soweit ich weiß, ist er wie du nach Afrika gekommen, um sein gebrochenes Herz zu vergessen. Das war vor fast zwanzig Jahren. Seitdem er hier ist, habe ich nie auch nur den leisesten Klatsch über ihn gehört. Er bleibt für sich. Bill ist ziemlich attraktiv, findest du nicht?«

»Nein.« Die zwei Gläser Champagner, die sie getrunken hatte, um den Abend zu überstehen, lockerten Cecily die Zunge. »Er hat mich permanent beleidigt.«

»So ist Bill nun einmal, aber in sichereren Händen könntest du dich bei deinem ersten Ausflug in den Busch nicht befinden. Er kennt das Terrain und die Gefahren, die dort lauern, besser als jeder andere Weiße.« Katherine unterdrückte ein Gähnen. »Ich muss jetzt die Hunde in den Zwinger sperren und diesen frechen Mungo aufstöbern, den Alice so ins Herz geschlossen hat. Den habe ich heute Morgen gefüttert und seitdem nicht mehr gesehen. Dann suche ich geeignete Kleidung für uns beide heraus. Gute Nacht, Cecily, bis morgen früh.«

»Gute Nacht und vielen herzlichen Dank für diesen Abend.«

Als Katherine in die kühle Nacht hinausging, um die Hunde zusammenzutreiben, schloss Cecily die Tür zu ihrem Zimmer, trat an ihr Bett und legte sich darauf. Wer, fragte sie sich, hatte Bill so sehr verletzt, dass er nicht mehr an die Menschen glaubte? Am allerwenigsten an die Frauen …

Cecily schlüpfte aus den Schuhen und knöpfte ihr Kleid auf. Sie war froh um die Daunendecke, weil sie tatsächlich fröstelte. Als sie sich darunterkuschelte und die Hand ausstreckte, ertastete sie etwas Warmes, Pelziges und stieß einen Schrei aus. Der Babymungo, den sie von ihrem letzten Besuch kannte. Offenbar hatte er sich unter die Decke verkrochen. Winzige Füße krabbelten ihre Brust hinauf und schmiegten sich in die Kuhle zwischen ihrem Hals und ihrer Schulter.

Cecily stellte sich die Reaktion ihrer Mutter vor, wenn sie sie so hätte sehen können. Ein wildes Tier – vermutlich voller Flöhe und Läuse – bei ihr im Bett. Doch das Atmen des kleinen Wesens wirkte beruhigend auf Cecily, und insgeheim freute es sie, dass der Mungo sich ausgerechnet *ihr* Zimmer als Versteck ausgesucht hatte. Was Bill und diesen komplizierten Abend anging: Cecily war einfach zu müde, um darüber nachzudenken.

»Wenn ich mich jemals entschließen sollte, in Kenia zu bleiben, würde ich definitiv hier oben im Wanjohi Valley leben wollen«, murmelte sie. Mit diesem Gedanken schlief sie ein.

ELEKTRA

# *New York*

April 2008



# XVI

Ich schaute zu meiner Großmutter hinüber, die die Hände ordentlich im Schoß gefaltet hielt. Ihre Augen waren geschlossen, vermutlich befand sie sich noch in einer Welt, die so anders war als die unsere, dass es schwerfiel, sie zu verstehen. Endlich machte sie die Augen auf und kehrte langsam in die Gegenwart zurück.

»Wow, Afrika.« Ich stand auf und schenkte mir ein frisches Glas Grey Goose ein. »Irgendwann mal würd ich gern erfahren, welche Rolle ich in dieser Geschichte spiele und warum meine Eltern mich zur Adoption freigegeben haben.«

»Bevor wir zu dem Punkt kommen, muss ich dir noch viel mehr erzählen. Du musst wissen, wer Cecily war und was mit ihr geschah, damit du die Geschichte verstehst. Geduld, Elektra«, fügte sie seufzend hinzu.

»Ist nicht gerade meine Stärke. Klingt, als hätte Cecily harte Zeiten durchlebt. Dieser Engländer scheint ein ganz schönes Arschloch gewesen zu sein.«

»Elektra, sind solche Ausdrücke nötig? Es gibt viele Wörter in der wundervollen englischen Sprache, die diesen Mann weit angemessener beschreiben.«

»Sorry.«

Sie sah mein Glas an.

»Willst du auch einen?«, fragte ich.

»Ich trinke keinen Alkohol. Und für dich wäre das auch besser. Das ist jetzt schon der vierte große Wodka, den du dir einschenkst, seit ich hier bin.«

»Na und?« Ich trank einen Schluck. »Was bildest du dir eigentlich ein, hier reinzuspazieren und mir vorzuschreiben, was ich zu tun und zu lassen habe?! Wieso tauchst du überhaupt so plötzlich in meinem Leben auf? Wo warst du, als ich adoptiert wurde?«

Stella stand auf.

»Willst du gehen?«

»Ja, Elektra, weil du dich absolut nicht mehr im Griff hast, genau wie dein Pa es mir gesagt hat. Du trinkst nicht nur. Als du aus dem Bad gekommen bist, war deinem Blick anzusehen, dass du Kokain geschnupft hast. Wahrscheinlich war es vergebliche Liebesmüh, dir das alles heute Abend zu erzählen, wenn du dich morgen nicht mehr daran erinnerst. Ich bin hier, weil ich deine leibliche Großmutter bin und dein Pa mich geschickt hat. In seinem Namen flehe ich dich an, dir helfen zu lassen, bevor es zu spät ist und du dein junges Leben ruinierst. Vermutlich war ich zu offen, und du willst jetzt nichts mehr mit mir zu tun haben. Noch leugnest du deinen Zustand, aber eines gar nicht so fernen Tages wirst du ganz unten angekommen sein. Ruf mich an, wenn es so weit ist, dann bin ich für dich da. Okay? Auf Wiedersehen.« Sie durchquerte das Wohnzimmer, öffnete die Tür, marschierte hinaus und knallte sie hinter sich zu.

»Wow!«, rief ich aus, trat ans Sideboard, um mir Wodka nachzuschenken, und stellte fest, dass die Flasche leer war. Also nahm ich eine neue aus dem Schränkchen, füllte ein großes Glas und leerte es. »Sie ist komplett wahnsinnig! Was bildet sich diese Frau, die ich gar nicht kenne, eigentlich ein? Macht mir Vorwürfe und schnauzt mich an. So hat noch nie jemand mit mir geredet.«

*Sie ist deine Großmutter, deine leibliche Verwandte …*

»Und was sollte die Scheiße von wegen Pa hätte sie ›geschickt‹?«, fragte ich laut. »Pa ist tot, oder?«

Als ich spürte, wie Wut in mir hochstieg, sniefte ich eine weitere Line, um mich zu beruhigen. Wut war gefährlich – im Zorn sagte und tat ich Dinge, die ich später bereute. Zum Beispiel konnte ich auf die Idee kommen, Mitch anzurufen und ihm den Marsch zu blasen.

»Vielleicht sollte ich lieber seine Verlobte anrufen und ihr was flüstern«, zischte ich und blickte hinaus auf die New Yorker Skyline. Mein Herz schlug wie wild, mein Kopf drohte zu platzen.

»Herrgott! Warum kriegen meine Schwestern alle schöne, kuschelige Beziehungen und ich eine Oma aus der Hölle?«

Ich sank laut schluchzend auf den Boden.

»Warum liebt mich niemand?«, jammerte ich. »Und warum

verlassen mich alle …? Ich muss schlafen. Unbedingt.«

Ich rappelte mich hoch und wankte mit dem Wodkaglas ins Schlafzimmer. Dort zog ich die Schublade aus meinem Nachtkästchen, in der das Fläschchen mit den Schlaftabletten lag, die ein Arzt mir kurz zuvor gegen Jetlag verschrieben hatte. Ich öffnete den Schraubverschluss und kippte den Inhalt des Fläschchens aufs Bett. Dann schluckte ich zwei Pillen mit Wodka, weil eine nicht mehr wirkte, legte den Kopf aufs Kissen und schloss die Augen. Da mir schwindlig war, musste ich sie wieder aufmachen. Wenn doch nur Maia bei mir gewesen wäre und mir Geschichten erzählt hätte wie in Rio!

»Sie liebt mich, das weiß ich«, wimmerte ich. Ich versuchte noch einmal, die Augen zu schließen, doch nun liefen Tränen heraus, und mir drehte sich alles. Also setzte ich mich auf und nahm zwei weitere Tabletten.

»Muss mit Maia reden«, murmelte ich und stand ganz auf, um mein Handy zu suchen.

»Wo bist du? Ich muss meine Schwester anrufen!«, schluchzte ich, während ich die Wohnung nach dem Telefon absuchte. Als ich es schließlich auf der Anrichte neben der Wodkaflasche fand, packte ich beide und setzte mich auf den Boden, weil mir inzwischen so richtig schwummerig war. Mit Mühe gelang es mir, Maias Nummer zu finden und die Kurzwahltaste zu betätigen. Nach ein paarmal Klingeln meldete sich die Mailbox.

»Maia, ich bin’s, Elektra«, schniefte ich zwischen zwei Schluchzern. »Bitte ruf mich zurück, ja?«

Ich versuchte, das Handy durch die Kraft meiner Gedanken zum Klingeln zu bringen. Als es mir den Gefallen nicht tat, schleuderte ich es quer durchs Zimmer.

Dann klingelte es tatsächlich, und ich musste über den Boden kriechen, um es zu erreichen.

»Hallo?«

»Ich bin’s, Maia. Was ist los?«

»Alles Scheiße!« Die Tränen schossen mir nur so aus den Augen beim Klang von Maias Stimme. »Mitch hat mir meinen Krempel aus seinem Haus geschickt, weil er eine andere heiratet,

und grade habe ich meine Oma kennengelernt, und die ist ’ne Hexe, und …« Ich schüttelte den Kopf und wischte mir die triefende Nase mit dem Ärmel ab. »Ich möchte einfach bloß schlafen.«

»Elektra, ich wäre so gern bei dir. Was kann ich tun?«

»Keine Ahnung.« Ich zuckte mit den Achseln. »Nichts. Niemand kann irgendwas tun.«

Und das stimmte, das wurde mir nun klar.

»Tut mir leid, dass ich dich gestört hab. Ich komme zurecht … Hab ein paar Tabletten genommen und kann hoffentlich bald schlafen. Tschüs.«

Ich beendete das Gespräch, legte mich mit der Wodkaflasche ins Bett und ließ das Handy, wo es war. Dann schluckte ich zwei weitere Pillen, rollte mich zusammen und wünschte mir, nie auf die Welt gekommen zu sein.

»Mich wollte sowieso niemand.« Endlich fielen mir die Augen zu, und ich schlief ein.

* * *

»Elektra?! *Elektra*, sprich mit mir. Bist du okay?«

Die Stimme drang aus weiter Ferne zu mir, als würde sie durch eine große schwarze Wolke, die über mir hing, gedämpft.

»Mmm«, presste ich hervor. Ich spürte, wie sich Dunkelheit auf mich herabsenkte. Plötzlich gab mir jemand eine Ohrfeige.

»Wissen Sie, wie viele sie geschluckt hat?«, fragte eine Männerstimme, die ich kannte, jedoch nicht zuordnen konnte.

»Keine Ahnung. Soll ich den Notarzt rufen?«

Jemand ergriff mein Handgelenk.

»Ihr Puls ist schwach, aber ich kann ihn fühlen – holen Sie Wasser und Salz aus der Küche. Wir müssen sie dazu bringen, sich zu übergeben.«

»Okay.«

»Elektra, wie viele Tabletten haben Sie genommen?«, dröhnte die Männerstimme. »Elektra!«

»Ein paar …«, formte ich mit den Lippen.

»Wie viele sind ein paar?«

»Vier … sechs …«, antwortete ich verwaschen. »Konnte nicht schlafen …«

»Okay, okay.«

»Sollten wir nicht lieber den Notarzt rufen, Tommy?«

»Sie ist bei Bewusstsein und redet. Wenn wir sie dazu bringen, sich zu übergeben, müsste sie es schaffen. Schütten Sie das Salz ins Wasser und rühren Sie um. Elektra, wir ziehen Sie jetzt hoch in eine sitzende Position. Wenn Sie nicht wollen, dass man Sie in die Notaufnahme schiebt, sollten Sie jetzt genau das tun, was ich Ihnen sage. Los geht's.«

Starke Arme hievten mich hoch. Erneut drehte sich mir alles.

»Ich muss kotzen. Verdammt!«

Und schon war es geschehen.

»Holen Sie eine Schüssel!«, rief die Männerstimme, als ich mich noch einmal übergab. »Wunderbar, Sie machen das ganz toll. Wir mussten Ihnen nicht mal Salzwasser einflößen«, ermutigte die Stimme mich, während ich weiter würgte.

»Ich muss mich hinlegen, bitte!«

»Noch nicht. Stützen Sie sich auf mich. Wir gehen ein paar Schritte, okay?«

»Nein, bitte. Ich will mich hinlegen.«

»Mariam? Besorgen Sie starken schwarzen Kaffee. Sie machen das wunderbar, Elektra«, wiederholte er an mich gewandt und zerrte mich hoch.

Ich musste mich erneut übergeben.

»Wer sind Sie?«, fragte ich, den Kopf auf der Brust, mein Körper schlaff wie der einer Stoffpuppe.

»Tommy, der Typ, der immer vor Ihrem Haus steht. Ich weiß, was ich tue, vertrauen Sie mir. Jetzt gehen wir ein paar Schritte, ja? Ein Fuß vor den anderen … ja, so ist's gut. Weiter so. Haben Sie den Kaffee, Mariam?«

»Der wird gleich raufgebracht.«

»Prima. Und nun holen wir auf der Terrasse ein paarmal tief Luft, okay? Vorsicht, Stufe … ja! Sie haben's geschafft, sind

draußen.«

»Darf ich mich endlich setzen? Mir ist so schwindlig …«

»Lassen Sie uns zuerst noch ein bisschen auf und ab gehen, dann können Sie sich setzen und was Heißes trinken.«

Die frische Luft tat mir gut. Während er mich stützte, zählte er beim Ein- und Ausatmen mit.

»Fantastisch! Fühlen Sie sich schon besser?«

»Ein bisschen.« Ich nickte.

»Gut. Dann setzen wir uns jetzt.«

Er drückte mich auf einen Stuhl. Wenige Sekunden später stieg mir der Geruch von starkem Kaffee in die Nase, der mich von Neuem würgen ließ.

»Ich glaube nicht, dass Sie noch irgendwas im Magen haben, das hochkommen könnte«, stellte er fest. »Hier ist der Kaffee.« Er reichte mir die Tasse.

Zum ersten Mal gelang es mir, ihm in die Augen zu schauen.

»Ich mache im Schlafzimmer sauber«, sagte eine Frauenstimme, die ich nun deutlich als die von Mariam erkannte.

»Nein! Bitte nicht. Das ist widerlich! Das soll die Zugehfrau machen.«

»Kein Problem, Elektra. Wie du weißt, habe ich fünf Geschwister. Ich bin Kotze gewöhnt«, meinte sie und ging hinein.

»Trinken Sie den Kaffee, Elektra, der hilft.«

Ich tat, wie mir geheißen, und verschüttete die Hälfte, weil meine Hände so stark zitterten.

»Moment, ich flöße ihn Ihnen ein.« Tommy hob die Tasse an meine Lippen.

Ich trank kleine Schlucke. Allmählich begann mein Kopf klar zu werden.

»Was machen Sie hier?«, fragte ich ihn.

»Mariam hat nach einem panischen Anruf Ihrer Schwester bei Ihnen vorbeigeschaut. Ich war draußen. Sie sagte mir, Ihre Schwester fürchte, Sie hätten eine Überdosis genommen, und wollte den Notarzt rufen, aber ich habe ihr angeboten, Sie mir zuerst anzusehen. Ich habe bei der Army eine medizinische Ausbildung gemacht, und außerdem wusste ich, dass Sie nicht ins Krankenhaus

wollen, stimmt's?«

»Ja. Danke, Tommy. Ich schäme mich so.«

»Hey, ich war im Krieg und hab erlebt, wie Soldaten nach der Heimkehr alkohol- und drogensüchtig wurden. Mir ging's genauso.«

»Noch mal danke.« Mir tat der Magen weh, und ich schämte mich entsetzlich vor Tommy. »Heute Abend bin ich nicht gerade eine Göttin, was?«

»Elektra, Sie sind auch nur ein Mensch wie wir alle, okay?«

Als ich an mir herunterblickte, sah ich die Kotze auf meiner Jeans. Mich ekelte vor mir selbst. Wie tief war ich gesunken!

»Wenn's Ihnen nichts ausmacht, würde ich gern duschen.«

»Klar. Brauchen Sie Hilfe?«

»Nein, danke, ich krieg das hin.« Ich stand auf, zwar nach wie vor ein wenig wackelig, doch ich schaffte es allein ins Wohnzimmer.

»Fast fertig«, erklärte Mariam, die aus dem Schlafzimmer kam. »Schlaf heute Nacht lieber im Gästezimmer. Da drin stinkt es nach Desinfektionsmittel.«

»Gut, danke.«

In der Dusche schrubbte ich meine Haut, bis sie brannte. Dann wickelte ich mich in ein Handtuch und sank auf den Sitz der Toilette. Ich wünschte mir, ewig dort bleiben zu können und mich nicht dem Chaos und den Menschen stellen zu müssen, die mir geholfen hatten.

»Du bist so was von verkorkst, Elektra«, flüsterte ich, während ich hektisch mit den Händen über meine Oberschenkel rieb. »Sie haben recht: Du brauchst Hilfe. *Du. Brauchst. Hilfe.«*

Als ich diese Worte laut aussprach, fühlte ich mich plötzlich erleichtert. »Sei ehrlich, Elektra, das letzte Jahr …«

Tommys Worte hatten den Knoten gelöst, dachte ich.

»*Sie sind auch nur ein Mensch wie wir alle …*« Er hatte recht, das wurde mir nun klar.

Da klopfte es an der Tür zum Bad.

»Alles in Ordnung da drinnen?«, fragte Mariam.

»Ja.«

»Maia ist am Apparat. Willst du mit ihr reden?«

»Ja.« Ich stand auf und öffnete die Tür. Mariam reichte mir

mein Handy. Ich ging damit ins Schlafzimmer. »Danke, Mariam. Maia?«

»Elektra!«, hörte ich Maias sanfte Stimme. »Ich habe mir solche Sorgen um dich gemacht, als du gesagt hast, du möchtest schlafen. Ich …«

»Ich wollte mir nichts antun, Maia, sondern wirklich bloß schlafen.«

»Mariam meint, dir geht es wieder gut, aber du warst ziemlich hinüber, als sie dich gefunden hat.«

»Das stimmt. Ich hab versehentlich zu viele Schlaftabletten genommen, das ist alles.«

»Du hast schrecklich geklungen. Ich habe sofort Mariam angerufen und sie gebeten, nach dir zu sehen.«

»Danke.«

»Elektra, ich …«

»Bevor du mir erklärst, dass ich Hilfe brauche: Das weiß ich.« Ich holte tief Luft. »*Und* wenn du Mariam die Kontaktdaten der Klinik gibst, die du ihr gegenüber erwähnt hast, soll sie fragen, wie schnell ich dort einchecken kann.«

Schweigen am anderen Ende der Leitung. Als ich Maia schlucken hörte, wurde mir klar, dass sie weinte.

»Gott sei Dank! Ich habe mir solche Sorgen um dich gemacht. Es ist mutig von dir zuzugeben, dass du Hilfe brauchst. Ich bin sehr stolz auf dich, Elektra.«

»Ich kann nicht versprechen, dass es was nützt, aber probieren geht über studieren, nicht?«

»Ja.« Maia putzte sich die Nase. »Darf ich Ma und Ally davon erzählen? Sie waren auch außer sich vor Sorge.«

»Aber wirklich nur Ma und Ally. Tut mir leid, dass ich euch Kummer gemacht habe.«

»Wir würden uns doch nicht sorgen, wenn du uns nicht wichtig wärst, oder, kleine Schwester? Wir lieben dich alle sehr.«

»Ich mach jetzt lieber Schluss, bevor ich auch noch zu heulen anfange, und gebe dir Mariam. Tschüs, Maia, und danke.«

»Maia nennt dir die Kontaktdaten der Suchtklinik in Arizona«, teilte ich Mariam mit, als ich ihr das Handy reichte. »Ich gehe hin,

sobald dort ein Platz für mich frei ist.«

Bevor ich ihre Reaktion sehen konnte, schlüpfte ich in meinen Morgenmantel und verließ das Schlafzimmer, das nach wie vor grässlich stank, um mich zu Tommy auf der Terrasse zu gesellen.

»Hallo, Elektra.« Er drehte sich von der Glasbalustrade, auf die er sich gestützt hatte, zu mir um. »Tolle Aussicht von hier oben.«

»Ja. Könnten Sie mir ein Glas Wasser holen? Ich habe mörderischen Durst.«

»Klar.«

Wenig später kehrte er mit zwei Gläsern zurück.

»Prost.« Ich stieß mit ihm an. »Ich möchte mich noch einmal für Ihre Hilfe bedanken.«

»Hey, Sie sind meine Königin! Hat mich gefreut, dass ich etwas für Sie tun konnte. Jederzeit wieder.«

»Mir ist gerade etwas durch den Kopf gegangen, das Sie zu mir gesagt haben: dass ich auch nur ein Mensch bin. Das hat einiges wieder in die richtige Perspektive gerückt. Es ist okay, seine Schwächen zuzugeben, nicht wahr?«

»Natürlich.«

»Eben habe ich meiner Schwester mitgeteilt, dass ich sobald wie möglich in die Entzugsklinik will, die sie mir empfohlen hat. Ich habe es satt, so verkorkst zu sein.«

»Das sind gute Nachrichten, Elektra. Obwohl Sie mir fehlen werden, wenn Sie dort sind.«

»Ich hoffe, dass es nicht so lange dauert, und … noch einmal danke, Sie waren einfach großartig.«

»Es wird nicht leicht – lassen Sie sich das aus berufenem Munde sagen –, aber den schwierigsten Teil haben Sie bereits hinter sich: Sie haben sich eingestanden, Hilfe zu benötigen. Wenn ich die Uhr zurückdrehen könnte …«, er zuckte die Schultern, »… würde ich es tun. Noch haben Sie nichts verloren. Das Leben kann nur besser werden, sobald Sie clean sind. Doch jetzt gehe ich lieber.«

»Okay. Wir sehen uns, wenn ich wieder da bin, Tommy.«

»Viel Glück, Elektra. Ich bin im Geiste bei Ihnen, versprochen.« Er schenkte mir ein letztes Lächeln und kehrte in die Wohnung zurück.

»Hallo.« Wenige Minuten später kam Mariam zu mir heraus.

»Hi.«

»Ich habe mit Maia geredet und in der Klinik angerufen. Das Telefon dort ist rund um die Uhr besetzt. Sie haben einen freien Platz, du kannst schon morgen hinfliegen. Ich habe den Privatjet gebucht. Der startet morgen um zehn Uhr früh vom Teterboro Airport.«

»Okay. Haben die Leute von der Klinik gesagt, wie lange ich dort bleiben muss?«

»Die Dame, mit der ich gesprochen habe, meinte, im Schnitt bleiben die Patienten einen Monat, also habe ich es so vereinbart.«

»Einen Monat! Großer Gott, Mariam, was sollen wir allen erzählen? Die Wahrheit darf nicht publik werden.«

»Susie weiß Bescheid. Ich habe sie angerufen. Du bist nicht ihr erstes Model, das … krank ist. Ich soll dir liebe Grüße von ihr ausrichten. Sie ist sehr froh über deine Entscheidung. Solche Situationen sind nichts Neues für sie. Sie wird den Kunden sagen, du leidest unter Erschöpfung und brauchst eine Auszeit.«

»Als ob die das glauben würden …«

»Spielt es eine Rolle, was sie glauben? Wesentlich ist jetzt, dass dein Terminkalender bei deiner Rückkehr genauso voll ist wie immer. Du bist eines der besten Models der Branche – wenn nicht sogar das beste. Mit dir arbeiten alle gern zusammen.«

»Tatsächlich?« Ich sah sie skeptisch an.

»Ja! Du bist pünktlich beim Shooting und höflich am Set und behandelst die Leute mit Respekt, anders als so manches Model, das ich kenne.«

»Warum halte ich mich dann selbst für einen Albtraum?«

»Weil du dich insgeheim so fühlst?«, meinte Mariam. »Zum Glück lässt du das anderen gegenüber nie heraus. Außerdem bist du kreativ. Weißt du noch? Das Fotoshooting für *Marie Claire*, als sie den Look, auf den sie aus waren, nicht finden konnten? Da hast du einfach das Tischtuch mit dem afrikanischen Muster von der Catering-Firma genommen und um dich geschlungen. Das hat fantastisch ausgesehen und die Aufnahmen gerettet!«

Als es an der Tür klingelte, sprang Mariam sofort auf und eilte

hin.

Ich hörte, wie sie im Wohnzimmer mit jemandem redete, und sah nach, wer gekommen war.

»Hallo, Elektra«, begrüßte meine Großmutter mich. »Wie geht es dir?«

»Okay.« Ich runzelte die Stirn. Plötzlich stieg wieder Wut in mir auf. »Was machst du hier?«

»Nachdem ich gegangen war, habe ich deine Assistentin angerufen«, antwortete Stella. »Wie du dich vielleicht erinnerst, hast du mir ihre Nummer gegeben.«

»Ja, aber …«

»Ich habe ihr gesagt, dass ich mir deinetwegen Sorgen mache, dass mein Besuch dich möglicherweise aus der Fassung gebracht hat. Und ich habe sie gebeten, mich zu benachrichtigen, falls etwas mit dir wäre.«

»Genau das habe ich getan, als wir dich bewusstlos gefunden haben«, erklärte Mariam, der angesichts meiner Miene die Röte ins Gesicht stieg. »Stella ist deine Großmutter. Sie möchte dir helfen.«

»Elektra, bitte …« Stella ging mit ausgestreckten Armen auf mich zu. »Ich bin da, um dir beizustehen, nicht, um dir Vorträge zu halten. Mariam sagt, du hast beschlossen, dir helfen zu lassen. Ich bin sehr stolz auf dich, wirklich.«

Fast hatte ich das Gefühl, irgendeinen Preis in der Schule gewonnen, nicht mir meine Sucht eingestanden zu haben.

»Danke.« Ich nickte, und ihre kühlen Hände drückten die meinen. »Es ist spät. Wir sollten alle längst im Bett liegen.«

»Wollen wir Mariam nach Hause schicken? Ich bleibe gern noch eine Weile hier, wenn du Gesellschaft möchtest.«

Mariam und meine Großmutter wechselten einen Blick.

»Du willst bleiben, um sicher zu sein, dass ich es mir nicht anders überlege und mich in einen Flieger nach Timbuktu setze, stimmt's?«

»Möglich.« Stella schmunzelte. Dabei blitzten ihre Augen, die den meinen so ähnlich waren. »So etwas hat man schon gehört. Aber wichtiger: Ich möchte, dass du gut durch die Nacht kommst.«

»Du meinst, ohne Alkohol und Drogen?«

»Auch das. Mariam, Sie haben genug getan. Gehen Sie nach Hause. Bestimmt ist Elektra Ihnen sehr dankbar, oder?«

»Natürlich. Das weiß Mariam.«

»Okay.« Mariam schenkte mir ein Lächeln. »Ich komme morgen früh um acht Uhr wieder. Die meisten Sachen, die du brauchst – und das ist nicht viel –, habe ich in deinen Koffer gepackt. Gute Nacht.«

Stella und ich sahen Mariam schweigend nach, wie sie die Wohnung verließ.

»Mariam ist ein Geschenk des Himmels, Elektra.«

»Ja, sie ist sehr effizient.«

»Sie macht sich wirklich etwas aus dir. Das allein zählt.«

»Du musst nicht bleiben. Ich verspreche dir, artig ins Bett zu gehen und früh aufzustehen, damit wir pünktlich zum Flughafen kommen.«

»Mir ist klar, dass ich nicht bleiben muss, aber ich möchte es. Jedenfalls eine Weile.«

»Ich geh erst mal ins Bad und lege mich dann ins Bett. Und nein …«, ich funkelte sie wütend an, »… ich ziehe mir keine Line rein.«

Als ich wenig später im Gästebett lag, merkte ich erst, wie müde ich war. Und als ich das Licht ausschaltete, klopfte es an meiner Tür.

»Herein.«

»Ich wollte meiner Enkelin zum ersten Mal in sechsundzwanzig Jahren eine Gute Nacht wünschen. Darf ich?«

»Natürlich.«

Sie trat zu mir und drückte mir sanft einen Kuss auf die Stirn. Ihre Silhouette zeichnete sich vor dem Licht ab, das durch die offene Tür hinter ihr drang.

»Warum hast du nicht früher Kontakt zu mir aufgenommen?«

»Weil ich erst seit Kurzem von deiner Existenz weiß.«

»Ach. Warum?«

»Das, meine liebe Elektra, ist eine lange Geschichte, die sich nicht dazu eignet, mitten in der Nacht erzählt zu werden.«

»Du hast doch gesagt, Pa hätte dich gebeten, mich aufzusuchen.«

»Ja.«

»Aber er ist tot.«

»Ja, er ruhe in Frieden.«

»Wie konnte er dich dann darum bitten?«

»Erinnerst du dich, wie du dich vor ungefähr einem Jahr in New York mit ihm getroffen hast?«

»Ja, wir sind zum Essen gegangen, es war eine einzige Katastrophe.«

»Ich weiß, das hat er mir erzählt. Er war hergeflogen, um mich und dich zu sehen – nach all den Jahren war es ihm gelungen, mich aufzuspüren, und er wollte mich persönlich treffen. Ich glaube, da wusste er bereits, dass er sehr krank war. Er hat mir gestanden, dass er sich große Sorgen um dich macht, und mich gebeten, mit dir Kontakt aufzunehmen, wenn er selbst es nicht mehr könnte. Sein Anwalt, ein Mr Hoffman, hat mich im Juli postalisch über seinen Tod informiert, doch ich war mehrere Monate im Ausland und habe seinen Brief erst erhalten, als ich im März zurückkam. Dann habe ich deiner Agentur sofort geschrieben.«

»Aha.« Meine Augen wurden schwer.

»Egal. Es war eine anstrengende Nacht für dich, und dir stehen harte Zeiten bevor. Du musst schlafen. Soll ich gehen?«

Merkwürdigerweise wünschte ich mir nun, dass sie blieb. Diese Frau, auf die ich mir einfach keinen Reim machen konnte, war von Pa gesandt worden, um über mich zu wachen. Und das empfand ich als tröstlich.

»Vielleicht noch nicht gleich?«

»Gut.« Sie ging zu dem Sessel in der Ecke des Raums. »Wie wär’s, wenn ich dich in den Schlaf singe, wie meine *Yeyo*, meine Mama, es früher bei mir getan hat? Mach die Augen zu und stell dir den weiten Sternenhimmel über den Ebenen Afrikas vor.«

Mir fiel *Der König der Löwen* ein, mein absoluter Lieblingsfilm von Disney, als meine »Oma« (würde ich sie tatsächlich eines Tages so nennen?) zu summen und schließlich zu singen begann, in Worten, die ich nicht verstand. Ihre Stimme war so voll und warm, dass ich die Augen schloss und tatsächlich den afrikanischen Sternenhimmel sah. Und ruhig wie ein Kind einschlief.

* * *

»Elektra, Zeit zum Aufstehen. Mariam ist da.«

Ich blinzelte widerwillig, drehte mich weg und schüttelte den Kopf.

»Elektra, Liebes, du musst aufwachen. Der Wagen, der dich zum Flughafen bringen soll, wartet unten.«

Als ich aus der Tiefe meiner Träume auftauchte, fiel mir ein, warum ich geweckt wurde.

*Nein …*

»Ich will da nicht hin. Bitte lass mich hierbleiben. Mir geht's schon besser«, jammerte ich.

Mir wurde die Decke weggezogen, und starke Arme hoben mich hoch.

»Du *musst* gehen, Elektra. Zieh die an.«

Als meine Großmutter mir meine Kaschmirjogginghose geben wollte, schlug ich mit der Faust aufs Bett.

»Für wen hältst du dich eigentlich?«, herrschte ich sie an. »Sechsundzwanzig Jahre lang höre und sehe ich nichts von dir und weiß nicht mal, dass es dich gibt, dann tauchst du plötzlich auf und fängst an, mich rumzukommandieren!«

»Irgendjemand muss das ja tun. Du siehst selbst, in was für ein Schlamassel du dich reingeritten hast.«

»Raus! Verschwinde!«, brüllte ich sie an.

»Okay, okay … Ich weiß, ich habe kein Recht, dir irgendetwas zu sagen, aber ich flehe dich an: Wenn du dich deinen Problemen jetzt nicht stellst, werden sie dich immer wieder einholen. Und ich verrate dir etwas: Ich habe mein geliebtes Kind an die Sucht verloren. Also suhl du dich nicht in Selbstmitleid! Du hast keine Ahnung, wie Elend sich anfühlt, und ich will dich nicht auch noch verlieren! Hiev deinen dürren Arsch aus diesem Bett und wasch dich!«

Mit diesen Worten marschierte meine Großmutter zur Tür und knallte sie hinter sich zu. Ich blieb zutiefst erschüttert zurück. Niemand – nicht einmal Pa Salt – hatte je so wütend mit mir geredet.

Ich zog mich an und öffnete vorsichtig die Tür. Im Wohnzimmer wartete Mariam auf dem Sofa auf mich.

»Fertig?«, fragte sie.

»Ja. Ist sie weg?«

»Du meinst deine Großmutter? Ja. Dein Gepäck ist schon im Wagen. Wir müssen los.«

Ich folgte Mariam aus der Wohnung. Dabei fühlte ich mich wie damals, wenn ich Atlantis zum neuen Schuljahr verließ. Ich konnte ganz leicht einfach umdrehen, wieder hineingehen, mir einen Wodka einschenken, eine Line sniefen …

Doch die Worte meiner Großmutter klangen mir in den Ohren, und so trottete ich Mariam hinterher wie ein Lämmchen zur Schlachtbank.

# XVII

Die Ranch, Arizona
Mai

»Elektra, dies ist der zweiundzwanzigste Tag Ihres Programms hier. Wie fühlen Sie sich?«

Fi musterte mich mit ihrem trügerisch sanften Blick. Zu Beginn unserer Therapiesitzungen hatte ich das Gefühl gehabt, dass es letztlich egal war, welchen Scheiß ich ihr erzählte, weil ihre leise Stimme mit dem leicht europäischen Akzent und ihre blauen Schlupfaugen sie immer wirken ließen, als würde sie gleich einschlafen. Was für ein Irrtum! Der Satz »Wie fühlen Sie sich?« verfolgte mich seit meiner ersten Sitzung mit ihr.

Wie fühlte ich mich nun?

Woche eins: In den ersten achtundvierzig Stunden im medizinisch überwachten Entzug hatte meine Antwort gelautet: »Am liebsten würde ich mir eine Infusion mit einem Cocktail aus Wodka, Beruhigungsmitteln und Koks legen lassen. Und mir dann mit dem Gewehr den Weg hier raus freischießen.«

Aufgrund meiner »Überdosis« und der daraus resultierenden »Selbstmordgefahr« hatte man mich permanent überwacht und mich mit Medikamenten vollgepumpt, die es mir erleichtern sollten, von Alkohol und Drogen loszukommen. Noch niemals zuvor war ich wütender und verzweifelter gewesen als in jenen zwei Tagen. Niemand schien mir zu glauben, dass das kein Selbstmordversuch gewesen war und ich mir nichts hatte antun wollen.

Nach dem körperlichen Entzug kam ich mir vor wie seinerzeit im Internat. Ich hatte zwei Zimmergenossinnen, die schnarchten, im Schlaf schrien, furzten oder in ihr Kissen schluchzten, manchmal auch eine Mischung aus allem innerhalb einer Nacht. Warum zum Teufel gab es in einer Suchtklinik, in der man mehr zahlte als in den meisten exklusiven Fünfsternehotels, keine Einzelzimmer?

Woche zwei: Wütend, weil ich der Zwölf Schritte des Anonymen-Alkoholiker-Programms wegen einen Gott, an den ich nicht glaube, um Hilfe bitten und mich dieser mythischen Figur und ihrer Macht unterwerfen musste. Außerdem hasste ich Fi, die sich so beharrlich für mein Leben und meine Emotionen interessierte, obwohl die sie einen feuchten Kehricht angingen. Immerhin konnte ich Lizzie, eine meiner Zimmergenossinnen, gut leiden, und zum Glück gab es in der Gruppentherapie Leute, die anscheinend noch viel verkorkster waren als ich.

Woche drei: Erleichtert, dass das Zwölf-Schritte-Programm allmählich mehr Sinn zu ergeben begann. Einer der Typen in der Gruppentherapie sagte, er würde auch nicht an Gott glauben, stattdessen stelle er sich eine höhere Macht vor – etwas viel Größeres als wir kleine Menschen. Das half mir sehr. Und ich liebte die Pferdetherapie, obwohl ich die Tiere nicht nur striegeln, sondern viel lieber darauf über die Sonora-Wüste galoppieren hätte wollen. Positiv war überdies, dass Lizzie und ich uns gut verstanden, besonders nachdem die dritte Zimmergenossin uns verlassen hatte, die unter entsetzlichem Körpergeruch litt und mit einem Plüschhasen namens »Bobo« schlief.

»Und, Elektra, wie fühlen Sie sich nun?«, hakte Fi wie immer nach.

Ich fühlte mich *stolz*, ja, ich war stolz, dass ich seit zweiundzwanzig Tagen keinen Alkohol getrunken und keine Line gesnieft und keine einzige Pille geschluckt hatte.

Genau das sagte ich, weil ich wusste, dass Fi positives Feedback liebte.

»Das ist fantastisch, Elektra. Sie können in der Tat stolz auf sich sein. Wie alle hier in der Ranch haben Sie eine beschwerliche Reise hinter sich, und Sie haben nicht aufgegeben. Sie *sollten* sogar stolz sein. Ich bin es jedenfalls«, fügte sie lächelnd hinzu.

»Danke.« Ich zuckte mit den Achseln.

»Mir ist klar, dass Sie Probleme hatten, sich mit den Ereignissen auseinanderzusetzen, die zu Ihrem Aufenthalt hier geführt haben.«

Wie üblich stieg Wut in mir auf, da ich ahnte, worauf das

hinauslaufen würde.

»Sind Sie zu neuen Schlüssen bezüglich Ihrer Überdosis in jener Nacht in New York gelangt?«

»Nein!«, herrschte ich sie an. »Wie oft soll ich noch erklären, dass das eine Verkettung unglücklicher Umstände war? Ich wollte einfach nur schlafen, nichts weiter! Es war so schwierig, mein Gehirn endlich zur Ruhe zu bringen …«

»Elektra, nicht, dass ich Ihnen nicht glauben würde, doch falls Gefahr besteht, dass Sie sich selbst verletzen, muss ich Sie als Ihre Therapeutin schützen. Ihre neue Sichtweise freut mich sehr, aber ich würde mich gern mit Ihnen darüber unterhalten, warum es Ihnen schwerfällt, anderen Menschen Ihre Gefühle zu offenbaren. Wie Sie in der Zeit hier gelernt haben, beeinflussen unsere Emotionen alle unsere Handlungen – auch die Fähigkeit, clean zu bleiben, sobald man die Ranch verlässt.«

»Wie Sie wissen, löse ich meine Probleme gern allein.«

»Das kann ich verstehen, Elektra, wirklich, doch indem Sie sich bereit erklärt haben, zu uns zu kommen, akzeptieren Sie, dass Sie Hilfe von anderen benötigen. Ich fürchte, Sie werden draußen in der ›realen‹ Welt nicht um Hilfe bitten, wenn Sie sie brauchen.«

»Wir haben uns ja bereits über meine Schwierigkeiten unterhalten, Menschen zu vertrauen. Ich denke, das hängt damit zusammen.«

»Ja. Ich kann nachvollziehen, dass das für Sie wie für die meisten berühmten Menschen ein Problem ist. Allerdings scheinen Sie besonders zurückhaltend in Bezug auf Ihre Kindheit zu sein.«

»Ich wurde wie meine fünf Schwestern adoptiert, und wir sind privilegiert aufgewachsen … Recht viel mehr kann ich Ihnen dazu nicht sagen. Außerdem hat Pa mir beigebracht, niemals zurückzublicken. Um dieses Zurückblicken scheint es jedoch in der Therapie zu gehen.«

»In der Therapie geht es darum, sich mit der Vergangenheit *auseinanderzusetzen*. Sie müssen also nicht mehr zurückblicken, Elektra. Ihre Kindheit macht aber immerhin zwei Drittel Ihres bisherigen Lebens aus.«

Ich zuckte wie üblich mit den Achseln und betrachtete meine

Nägel. Wie gut sie wuchsen, seit ich nicht mehr daran kaute!, dachte ich. Dann folgte das, was ich unseren »Schweigekrieg« nannte, ein Krieg, den ich jedes Mal gewann.

»Würden Sie behaupten, dass Ihr Vater die Person mit dem stärksten Einfluss auf Ihr Leben war?«, meldete Fi sich wie erwartet nach einer Weile zu Wort.

»Möglich. Gilt das nicht für alle Eltern?«

»Oft ja, doch manchmal übernimmt ein anderer Verwandter, ein Bruder oder eine Schwester, diese Rolle. Sie sagten, Ihr Vater sei in Ihrer Kindheit häufig unterwegs gewesen?«

»Ja. Meine Schwestern haben ihn verehrt, und ich als Jüngste habe es ihnen wohl nachgemacht.«

»Vermutlich ist es gar nicht so leicht, das jüngste von sechs Mädchen zu sein«, stellte Fi fest. »Wir waren vier Schwestern, aber ich bin die Älteste.«

»Sie Glückliche.«

»Warum sagen Sie das?«

»Weil … Keine Ahnung. Meine beiden ältesten Schwestern haben den Ton angegeben, und die anderen haben immer nach ihrer Pfeife getanzt. Alle außer mir.«

»Sie waren also die Rebellin?«

»Mag sein. Wenn auch nicht bewusst.« Fi versuchte, mich auf ein Gebiet zu locken, über das ich unter gar keinen Umständen reden wollte.

»Als Teenager?«

»Nein, ich glaube, ich bin schon rebellisch zur Welt gekommen. Angeblich habe ich mir bereits als Baby die Lunge aus dem Leib gebrüllt. Sie haben mir den Spitznamen ›Tricky‹ gegeben – ich habe Ally und Maia belauscht, wie sie darüber redeten, da war ich noch sehr klein. Danach hab ich mich im Garten versteckt und mir die Augen ausgeweint.«

»Das kann ich mir vorstellen.«

»Ich bin drüber weggekommen. War am Ende gar nicht so schlimm. Geschwister geben einander nun mal Spitznamen, oder?«

»Ja. Und wie lauteten die Ihrer anderen Schwestern?«

»Das weiß ich nicht mehr.« Ich warf einen Blick auf die Uhr an

der Wand. »Um drei ist Pferdetherapie. Ich muss los.«

»Gut, dann machen wir für heute Schluss«, sagte Fi, obwohl ich eigentlich noch zehn Minuten bei ihr gehabt hätte. »Ihre Aufgabe für diesen Abend besteht darin, Ihr Gefühlstagebuch weiterzuführen und darüber nachzudenken, was die Trigger für Ihre Alkohol- und Drogengelüste waren. Außerdem sollten Sie versuchen, sich an die Spitznamen Ihrer Schwestern zu erinnern.«

»Okay. Bis morgen.«

Ich stand auf und verließ den Raum. Wir wussten beide, dass mir keine Spitznamen meiner Schwestern einfallen würden, weil keine existierten. Diese Runde war an Fi gegangen, das wurde mir klar, als ich in die grelle Sonne Arizonas hinaustrat. Sie war gut, richtig gut, und ließ mich in Fallen tappen, die ich mir selbst stellte. Da ich einige Minuten Zeit hatte, machte ich mich auf den Weg zu meinem neuen Lieblingsort, zum Sorgenlabyrinth, einem Ziegelpfad, der einen immer in eine andere Richtung im Kreis führte, je nachdem, für welche Abzweigung man sich an einem bestimmten Punkt entschied. Mir erschien dieses Labyrinth wie eine Metapher für das Leben. In der Gruppentherapie hatten wir darüber gesprochen, wie jede unserer Entscheidungen den künftigen Verlauf unseres Lebens mehr oder minder stark beeinflusst. Auf dem ausgetretenen Ziegelpfad dachte ich über eine Entscheidung nach, die ich offenbar getroffen hatte, ohne es überhaupt zu wissen …

»Warum kannst du niemandem vertrauen?«, fragte ich mich selbst.

Es war leicht, meinem Ruhm die Schuld dafür zu geben. Bei dem Gedanken an all die Menschen, die so gern berühmt gewesen wären, lächelte ich wehmütig. Wie unerwartet der Ruhm für mich doch gekommen war – buchstäblich über Nacht und in sehr jungen Jahren.

Daran lag es nicht, das wusste ich. Auch nicht daran, dass ich meinen Schwestern auf die Nerven ging, und nicht an Pa, obwohl er eine Teilschuld trug, weil er mich überhaupt erst in diese Lage gebracht hatte.

»Warum sagst du’s Fi nicht und sprichst mit ihr darüber?«

*Weil du Angst hast, Elektra; Angst davor, es noch einmal*

*durchleben zu müssen …*

Und weil es jämmerlich war, mein fehlendes Vertrauen einzig und allein auf ein Ereignis in der Kindheit zurückzuführen.

Ich war kein Opfer und würde es niemals sein. Hier in der Ranch lernte ich viele echte Opfer kennen.

Letztlich war ich ohnehin nicht der Therapie wegen hergekommen, sondern um clean zu werden, und das war ich nun.

»Zumindest fürs Erste«, sagte ich laut, weil mir die Zwölf Schritte einfielen. Eines der Mantras lautete: Ein Tag nach dem anderen. Die drei Wochen waren hart gewesen, so ziemlich das Härteste in meinem bisherigen Leben, und mein jetziger Zustand war auch nicht sonderlich toll, weil clean zu sein bedeutete, dass man wieder ein Gehirn hatte, was hieß, dass man sich mit sich selbst auseinandersetzen musste, damit, wer man war, und … der ganze Scheiß. Obwohl es sich großartig anfühlte, morgens nach einer Nacht, in der man durchgeschlafen hatte, erholt aufzuwachen und richtig *denken* zu können. Selbst wenn es mir nicht gelingen sollte, mich meinen Schwierigkeiten mit dem Vertrauen zu stellen: Immerhin hatte ich mein Suchtproblem überwunden. Und war das nicht das Allerwichtigste?

Ich verließ das Sorgenlabyrinth und machte mich auf den Weg zu den Pferden, die darauf warteten, von verkorksten Leuten (unter ihnen ich) gestreichelt zu werden.

»Wie geht es Ihnen, Elektra?«, erkundigte sich Marissa, die junge Frau, die im Stall half.

»Gut, danke«, lautete meine Standardantwort. »Und Ihnen?«

»Auch gut.« Achselzuckend deutete sie auf einen Haufen schmutziges Stroh. »Sie sind dran mit Dreckschaufeln.« Sie reichte mir grinsend ein Paar Gummihandschuhe und eine Mistgabel.

»Danke.«

Als sie den Stall verließ, überlegte ich, was sie wohl davon hielt, dass ein international bekanntes Topmodel hier Pferdeäpfel schippte. Immerhin war das gesamte Personal der Ranch zu Verschwiegenheit verpflichtet und würde nur unter Folter verraten, was hinter den Mauern der Klinik vor sich ging, das wusste ich.

Während der widerlichen, aber beruhigenden Arbeit

beschäftigte ich mich mit dem, worüber Fi und ich gesprochen hatten, nämlich mit meiner Kindheit. Mir kam tatsächlich eine positive Erinnerung in den Sinn. Als ich sechs oder sieben war, hatten wir wie üblich auf der *Titan* im Mittelmeer Urlaub gemacht, und Pa war im Schnellboot mit mir zu einem Stall in der Nähe von Nizza gefahren, der einem Freund von ihm gehörte.

»Ich dachte mir, du willst vielleicht die Pferde sehen«, hatte er gesagt. »Wenn du möchtest, könntest du sogar auf einem reiten.«

Anfangs hatte ich Angst vor den riesigen Tieren gehabt, doch der Stallbursche hatte mich auf das kleinste Pony gesetzt. Auf seinem Rücken war ich mir plötzlich sehr groß vorgekommen. Der Bursche hatte mich auf der Koppel herumgeführt. Zuerst war ich noch durchgerüttelt worden, dann hatte sich mein Körper an den natürlichen Rhythmus des Pferdes angepasst, und am Ende war ich sogar in der Lage gewesen, das Pony zu einem leichten Galopp zu überreden.

»Du hast ein Händchen für Pferde«, hatte Pa festgestellt, als er sich auf einem wunderschönen braunen Hengst zu mir gesellte. »Würdest du gern richtig reiten lernen?«

»Ja, sogar sehr gern, Pa.«

So hatte Pa in Genf Reitstunden für mich organisiert und dann wieder während meiner Zeit im Internat. Sie waren der Höhepunkt meiner Woche gewesen, weil ich meinem Pferd meine Geheimnisse anvertrauen und es lieben konnte, wie ich wollte, ohne von ihm verraten zu werden.

»Fertig«, teilte ich Marissa mit und zog meine Handschuhe aus, nachdem ich frisches Stroh von dem Haufen im Hof hereingeholt hatte.

Sie deutete auf die Koppel, wo drei Verkorkste am Zaun lehnten und einer anderen Verkorksten dabei zuschauten, wie sie Philomena, eine sanfte kastanienbraune Stute, streichelte.

Ich trat zu ihnen, beugte mich ebenfalls über den Zaun und nickte den anderen zu, ohne etwas zu sagen.

»Hi, Elektra!« Hank, der Leiter des Stalls, winkte mir zu. »Sie sind als Nächste dran!«

»Danke.« Ich hob den Daumen. Wie attraktiv er mit seinem

muskulösen Oberkörper aussah, der nicht im Fitnessstudio, sondern durch tägliche Ausritte in die Wüste geformt war! Mir gefiel, wie Hank mit den Tieren umging. Obwohl ich dabei gewesen war, wie er einmal eine Klapperschlange, die sich auf die Koppel gewagt hatte, mit einer Schaufel erschlug, behandelte er die Pferde mit anrührender Sanftheit. Ehrlich gesagt, besuchte ich in den Ställen nicht nur sie, sondern auch ihn …

»Okay, Sie sind dran«, rief er mir wenige Minuten später zu. In der Fantasie hatte ich ihn bereits splitterfasernackt ausgezogen. Zum Glück merkte man es bei meinem dunklen Teint nicht, wenn ich rot wurde.

»Sie ist ganz die Ihre«, sagte er, als ich mich Philomena näherte.

»Hi, Philly.« Ich strich der Stute über die Nüstern, drückte ihr einen Kuss darauf und atmete ihren frischen Geruch ein. »Du kannst dich glücklich schätzen. Erstens bist du ein Tier und zweitens kriegst du jede Menge Liebe ohne Stress. Am liebsten würde ich eine Runde auf dir reiten.« Ich lächelte zu Hank hinüber.

Bei der Erstbeurteilung meiner Psyche hatten die Therapeuten hinter den Punkt »sexsüchtig« ein Fragezeichen gemacht. Ich hatte erklärt, ich sei sechsundzwanzig und hätte gern Sex, besonders wenn ich high sei, doch auf keinen Fall glaubte ich, sexsüchtig zu sein. Jedenfalls nicht mehr als andere Frauen meines Alters.

»Das ist genau das Problem, wenn man hierherkommt«, flüsterte ich Philomena zu. »Am Ende hat man mehr Süchte als zuvor.«

Nach meiner Pferdetherapiestunde – mit einer Stute, die einfach nur vor einem stand, ließ sich nicht allzu viel anfangen –, nickte ich Hank zu.

Er schlenderte mit einer Leckerei zu mir, die ich ihr geben sollte.

»Alles in Ordnung?«, erkundigte er sich, als ich Philly mit der vermutlich zwanzigsten Karotte des Tages fütterte.

»Ja. Sie wird dick und fett, wenn sie den ganzen Tag bloß hier rumsteht und frisst.«

»Keine Sorge, wir machen später noch einen Ausritt.«

»Ich wünschte, ich könnte mitkommen«, seufzte ich.

»Ist leider gegen die Regeln.« Er zuckte mit den Achseln.

»Verstehe.«

»Vielleicht schauen Sie ja, wenn Sie hier raus sind, bei meiner Ranch vorbei und reiten von dort aus.«

»Danke, ich überleg's mir.« Ich spürte, wie ich unter den Achseln zu schwitzen begann. Möglicherweise interpretierte ich zu viel in unser Gespräch hinein, aber als ich mich entfernte und aus den Augenwinkeln sah, dass er mich beobachtete, fragte ich mich, ob das eine Anmache gewesen war. Egal, immerhin munterte es mich auf, dass es mir sogar noch in einer Suchtklinik gelang, einen Mann für mich zu interessieren.

Ich kehrte in unser Zimmer zurück, einen in Pastellfarben gehaltenen Raum mit drei Doppelbetten, die gerade lang genug für mich waren. Meine Kapuzenshirts und Jogginghosen hingen in einem schmalen Spind, dazu kam ein Schreibtisch, den ich bislang nicht nutzte. Anfangs hatte die Vorstellung, die Dusche mit anderen teilen und mich vor fremden Haaren darin ekeln zu müssen, ausgereicht, um verschwitzt und ungewaschen zu bleiben, doch als ich zu riechen anfing, war ich doch hineingegangen und hatte festgestellt, dass es gar nicht so schlimm war.

Zum Glück war die Dusche an diesem Tag blitzblank. Ich zog mich aus und stellte mich unter das angenehm kühle Wasser. Sobald ich wieder angezogen war, holte ich meinen alten Skizzenblock, den ich vorne in meiner Reisetasche entdeckt hatte, wo er nach meinem Ausflug nach Atlantis nach wie vor steckte, sowie einen Stift hervor und begann zu zeichnen. Vor Kurzem hatte ich gemerkt, dass es mich entspannte, mir Entwürfe für ungewöhnliche, aber bequeme Kleidung auszudenken. Ich hatte so oft untragbare und letztlich grässliche Haute Couture vorführen müssen, um Fantasien zu kreieren, die die Durchschnittsfrau ohnehin nicht kopieren konnte. Designer erklärten mir gern, Mode sei eine moderne Form der Kunst. Mich ärgerte, dass sie das als ihre eigene Idee ausgaben, denn die Mode war seit jeher eine Kunstform, das bewiesen die Höflinge von Versailles oder die alten Ägypter.

Ich skizzierte ein schlichtes, tragbares Kleid mit abnehmbarem Glitzerkragen, das in weichen Falten bis zu den Knöcheln fiel. Kurz darauf nahm ich jemanden an der Tür wahr. Die junge Frau trottete zu dem leeren Bett beim Fenster. Sie war – wie viele Patientinnen der Ranch – magersüchtig dünn und wenig größer als eins fünfzig. Und sie hatte diesen wunderbaren Hautton, der wie der von Maia auf eine gemischtrassige Herkunft verwies, sowie glänzende dunkle Locken.

»Hi.« Ich legte den Stift weg. »Neu hier?«

Sie nickte und setzte sich mit geschlossenen Knien, die Hände zu Fäusten geballt, aufs Bett, ohne mich anzusehen. Darüber war ich froh, denn für gewöhnlich erkannten mich Fremde sofort und stellten mir die üblichen Fragen.

Ich beobachtete, wie sie die Fäuste öffnete und sich zitternd eine Locke aus dem Gesicht strich.

»Frisch aus dem Entzug?«, fragte ich.

Wieder nickte sie.

»Ist hart, aber du schaffst das.« Nach meinen drei Wochen in der Ranch kam ich mir vor wie ein alter Hase.

Sie zuckte die Schultern.

»Haben sie dir Benzos gegeben? Die haben mir super geholfen«, erklärte ich. Die Kleine wirkte zerbrechlich, und nun, da die Haare ihr nicht mehr ins Gesicht fielen, erkannte ich die Angst in ihren Augen. »Koks?«

»Nein, Heroin.«

Als mein Blick zur Innenseite ihrer schmalen Arme wanderte, bedeckte sie sie automatisch mit den Händen.

»Das ist das Härteste, hab ich gehört.«

»Ja.«

Sie schlang die Arme um den Körper und rollte sich mit dem Rücken zu mir auf dem Bett zusammen. Weil sie zitterte, legte ich eine Decke über sie.

»Du schaffst das«, wiederholte ich und tätschelte ihre Schulter. »Ich heiße übrigens Elektra.«

Keine Reaktion, was mich überraschte, weil die für gewöhnlich erfolgte, wenn ich meinen Namen nannte.

»Okay, ich geh zum Mittagessen. Bis später.«

Ich staunte über mich selbst, dass ich mich um sie gekümmert hatte. Sie im selben Zustand zu erleben, in dem ich nach dem körperlichen Entzug gewesen war, hatte in mir offenbar eine empathische Reaktion ausgelöst.

In der Kantine war viel los. Patienten unterhielten sich leise an runden Tischen. Licht fiel durch die hohen Fenster herein, durch die der Gelassenheitsgarten zu sehen war. Das Büfett, das Beschäftigte mit hohen Kochmützen permanent nachfüllten, erstreckte sich über die gesamte Länge des Raums. Ich holte mir meinen täglichen Kohlenhydratschub, eine Enchilada mit geschmolzenem goldgelbem Käse und dazu Pommes. Vermutlich würde ich nach meiner Entlassung eine Diät machen müssen, aber das Essen schien das Verlangen nach Wodka zu mindern. Am Tisch dachte ich über das Wort »Empathie« nach, das in der Ranch oft verwendet wurde. Offenbar trugen Alkohol und Drogen dazu bei, dass man das Mitgefühl für andere verlor. Sie ließen sowohl die guten Seiten des Menschen verschwinden als auch die schlimmen Dinge weniger schlimm erscheinen. Morgen würde ich Fi von meiner Empathie gegenüber dem neuen Mädchen in meinem Zimmer erzählen. Das würde ihr gefallen.

»Hi.«

Lizzie stand vor mir, die in unserem Zimmer das Bett neben dem meinen hatte. Sie setzte sich mit ihrer Suppe und einem Teller voll Gemüse zu mir. Ihre blonden Haare waren wie immer perfekt geströhnt und zu einem Bob gestylt. Ein wenig erinnerte sie mich an eine Porzellanpuppe, allerdings eine, deren Gesicht von einem psychopathischen Bildhauer in der Tradition Picassos geformt war. Sie hielt sich wegen Esssucht hier auf. Es erstaunte mich, dass sie überhaupt in die Kantine kam. Für mich wäre das gewesen, als säße ich in einer Bar mit lauter Koks-Lines auf dem Tresen.

»Wie geht es dir heute?«, erkundigte sie sich in ihrem britischen Akzent.

»Ganz okay, danke, Lizzie.« Ob sie es registriert hatte, wie ich sie in der vergangenen Nacht auf die Seite drehte, weil sie laut genug schnarchte, um noch den letzten Kojoten in der

Nachbarschaft aufzuwecken?

»Du siehst schon viel besser aus. Deine Augen glänzen wieder. Nicht, dass sie das zuvor nicht getan hätten«, fügte sie hastig hinzu. »Du hast wunderschöne Augen, Elektra.«

»Danke.« Mit schlechtem Gewissen aß ich etwas Enchilada, die sie so gierig anschaute, dass mir klar wurde, wie gern sie selbst hineingebissen hätte. »Und du?«

»Auch ganz gut. Seit ich hier bin, habe ich zwölf Pfund abgenommen – noch drei Wochen, und Christopher erkennt mich nicht wieder.«

Christopher war Lizzies Mann, Filmproduzent in L. A., und entsprach, wie Lizzie mir anvertraut hatte, dem Klischee des notorischen Fremdgängers. Lizzie war fest davon überzeugt, dass er sich ändern würde, wenn sie zwanzig Pfund verlor. Doch in Wahrheit war sie gar nicht dick. Ich wusste auch nicht, wie viel von ihr überhaupt echt war. Sie hatte sich so oft liften lassen, dass es wirkte, als würden unsichtbare Hände ihre Gesichtshaut permanent nach oben ziehen. Ich persönlich hätte nicht viel auf Christophers Rückkehr zur ehelichen Treue gewettet. Meiner bescheidenen Meinung nach war Lizzie nicht süchtig nach Essen, sondern nach der Zuneigung ihres Gatten.

»Wie lange hast du noch?«, wollte sie wissen.

»Eine Woche, dann bin ich hier weg.«

»Du hast dich wirklich gut geschlagen, Elektra. Ich habe schon so viele gesehen, die es nicht schaffen. Und du bist viel zu schön und intelligent, um dieses ganze Zeug zu brauchen.« Sie steckte etwas Rucolasalat in den Mund und kaute ausgiebig darauf herum, als handelte es sich um ein Rib-eye-Steak. »Ich bin stolz auf dich.«

»Danke.« Ich lächelte, weil ich das Gefühl hatte, dass dies mein erster richtiger »guter« Tag war. Es freute mich, solche Komplimente zu bekommen. »Wir haben übrigens eine Neue im Zimmer«, teilte ich ihr mit und überlegte, ob ich mir vor ihren Augen ein Stück Schokoladenkäsekuchen holen konnte.

»Ja, Vanessa.« Lizzie erfuhr sämtlichen Klatsch der Ranch als Erste, und ich hörte ihn mir gern an. »Die Arme. Sie ist noch so jung, erst achtzehn. Eine der Schwestern aus dem Entzugsbereich hat mir

erzählt, irgendein reicher Mensch hätte sie in New York aus der Gosse gezogen und die Kosten für ihre Therapie übernommen. Zwar existieren staatliche Programme für süchtige Jugendliche, aber sobald sie den Entzug hinter sich haben und theoretisch clean sind, müssen sie schon wieder zurück in ihr altes Leben und hängen nach ein paar Wochen erneut an der Nadel.« Lizzie seufzte. »Und bei jungen Erwachsenen wie Vanessa kann man's sowieso vergessen.«

Erst in den vergangenen Tagen, als mein Gehirn normal zu funktionieren angefangen hatte, war mir aufgegangen, dass die Patienten der Ranch zu den wenigen Privilegierten gehörten. Ich hatte keinen Gedanken darauf verschwenden müssen, wie viel es kosten würde, clean zu werden, meine Entscheidung war lediglich gewesen, ob ich das wollte. Es gab Tausende junger Amerikaner, die süchtig waren wie ich und keinerlei Aussicht auf eine richtige Behandlung hatten.

»Die Schwester meint, Vanessa sei einer der schlimmsten Fälle, die sie hier je erlebt hat. Vanessa war vier Tage im Entzug. Die Arme.« Lizzie, deren verzweifelte Bemühungen, schön zu sein, aus ihrem ehemals hübschen Gesicht eine Ruine gemacht hatten, besaß etwas eindeutig Mütterliches. »Wir kümmern uns um sie, oder, Elektra?«

»Ja, wir versuchen es, Lizzie.«

* * *

Am Nachmittag joggte ich auf dem Naturpfad um die Ranch, um das Essen abzuarbeiten. Dabei erinnerte ich mich an meinen Lauf zum Fuß des Berges hinter Atlantis einen Monat zuvor und wie viel besser ich mich danach gefühlt hatte. Obwohl die trockene heiße Luft von Arizona in meiner Lunge brannte und mir beim Atmen in der Nase wehtat, machte ich weiter.

Vor dem Wasserspender blieb ich schließlich stehen und holte mir einen Becher voll heraus, den ich durstig leerte, und einen weiteren, mit dem ich mich erfrischte, indem ich mir das kühle Nass

auf die Haut spritzte. Dann sank ich auf eine Bank und genoss das Gefühl … einfach nur *etwas zu fühlen*. Obwohl ich mit dem spirituellen Ansatz der Ranch nicht allzu viel anfangen konnte, empfand ich es als beruhigend, hier zu sitzen, die Berge im Rücken, den blauen Himmel über mir und die rote Erde vor mir. In der Luft lag der Geruch niedriger grüner Sträucher, deren Blätter sich in der Sonne entfalteten. In der fantastischen Wüstenlandschaft wuchsen exotische Blumen und Kakteen, manche davon über drei Meter hoch. In ihren grünen stacheligen Leibern speicherten sie Flüssigkeit, damit sie bis zum nächsten Regen versorgt waren.

Zum ersten Mal stellte ich mir vor, wieder in meiner New Yorker Wohnung zu sein, und fühlte mich sofort wie ein Tier im Käfig. Irgendwie erschien mir die Umgebung der Ranch natürlicher für mich, als passte sie besser zu meinem Wesen. Die Hitze machte mir anders als Lizzie nicht zu schaffen, und die weite, offene Landschaft weckte meine Lebensgeister.

Plötzlich verzogen sich meine Lippen zu einem Lächeln.

»Warum?«, fragte ich mich.

*Einfach darum, Elektra …*

Auf dem Weg zur Gruppentherapie, die gleich beginnen würde, merkte ich, dass ich in den vergangenen beiden Stunden kein einziges Mal an Alkohol oder Koks gedacht hatte. Und das zauberte erneut ein Lächeln auf mein Gesicht.

Als ich später zum Duschen in unser Zimmer zurückkehrte, lag Vanessa nach wie vor zusammengerollt auf ihrem Bett. Sie zitterte heftig, und Lizzie beobachtete sie von ihrem Bett aus, das zwischen den unseren stand.

»Ihr geht’s nicht gut, Elektra«, meinte sie seufzend. »Ich habe die Schwester gerufen. Die hat ihr eine Spritze gegeben, aber …«

»Sie sieht tatsächlich nicht gut aus«, pflichtete ich ihr bei, nahm mein Handtuch und flüchtete in die Dusche. Kurz darauf zog ich eine frische Jogginghose und ein Kapuzenshirt an. »Kommst du mit zum Essen?«, fragte ich Lizzie.

»Nein, ich bleibe da und passe auf Vanessa auf. Ich mache mir Sorgen wegen ihr.«

»Okay, dann bis später.«

Weil ich nicht sehen wollte, wie Vanessa das Gleiche durchmachte wie ich einige Wochen zuvor, ging ich in die Kantine. Dort mied ich diejenigen, die ich insgeheim Esos nannte, weil sie den spirituellen Ansatz der Ranch komplett verinnerlicht hatten und klangen wie wandelnde Selbsthilfebücher. Ich gab ein Steak und Beilagen auf meinen Teller. Da ich nach dem Essen nicht in unser Zimmer zurückkehren wollte, nahm ich ein Blatt Papier und Stifte von einem Tischchen und dachte über das nach, worüber wir beim Treffen der Anonymen Alkoholiker am Vormittag gesprochen hatten. Ich war bei Schritt Neun und musste Entschuldigungsbriefe an Menschen schreiben, die ich aufgrund meiner Sucht verletzt hatte.

»Okay, wen muss ich um Verzeihung bitten?«, murmelte ich. »Ma?«

Ja. Obwohl ich als Kind eine richtige Nervensäge gewesen war, hatte sie nie die Geduld mit mir verloren. Ihr würde ich auf jeden Fall schreiben. Bei der Nachspeise, einem Stück Käsekuchen, fragte ich mich, ob diese Entschuldigung sich darum drehte, dass ich ein schlechter Mensch war, oder darum, dass meine Sucht mich zum schlechten Menschen gemacht hatte. In den vergangenen Jahren hatte ich Ma kaum gesehen und sie auch nur selten angerufen.

*Dann verdient sie eine Entschuldigung, weil ich ihr keine Beachtung geschenkt habe.*

Maia? Ja, ihr war ich ob meines unmöglichen Verhaltens ihr gegenüber nach Pas Tod, in Atlantis und später in Rio, eindeutig etwas schuldig. Wenn sie Mariam nicht angerufen hätte, wäre ich vielleicht sogar gestorben. Sie war einfach wunderbar gewesen. Ich liebte sie sehr.

Ally: Auch sie musste einen Brief bekommen. Während ich aus dem Fenster blickte, dachte ich an unseren gemeinsamen Aufenthalt in Atlantis wenige Wochen zuvor und wie grob ich zu ihr gewesen war. Warum, fragte ich mich, hatte Ally mich immer so wütend gemacht? Weil sie so ein guter Mensch war und unglaublich organisiert, obwohl sie ihre große Liebe verloren und ein Baby hatte. Im Vergleich zu ihr wirkte ich wie das wandelnde Chaos.

Star: Meine schüchterne kleine Schwester. Keine Ahnung, ob ich sie mochte oder nicht. Sie sagte ja kaum etwas, war sozusagen

das große Schweigen gegenüber meinem lauten Gedöns. Von Ally wusste ich, dass sie einen Kerl kennengelernt hatte und mit ihm in England lebte. Vielleicht sollte ich mich aufraffen und sie besuchen, wenn ich aus der Ranch heraus war. Sie hatte mir immer leidgetan, weil sie im Schatten von CeCe stand. Ja, ich würde Star einen Brief schreiben, einfach hallo sagen, denn mir fiel nichts wirklich Schlimmes ein, das ich ihr angetan hatte.

CeCe: Ich presste den Stift aufs Papier. Sie und ich, wir hatten uns nie gut verstanden. Ma hatte behauptet, wir seien uns zu ähnlich, aber ich war mir da nicht so sicher. Mir gefiel es nicht, wie sie Star beherrschte. In unserer Kindheit hatten wir uns oft gestritten und geprügelt, bis Ally dazwischenging. Ich war froh gewesen, als ich hörte, dass sie sich nach Australien verabschiedet hatte.

»Hauptsächlich weil Star dir wegen einem Mann den Rücken gekehrt hat«, murmelte ich. Diese negative Äußerung würde weder Fi noch den Leuten in der Gruppentherapie gefallen, das wusste ich. Aber man konnte nicht alle Menschen mögen, oder? Immerhin konnte man versuchen, ihnen zu verzeihen.

Ich machte ein Fragezeichen neben CeCes Namen und wandte mich Tiggy zu.

Als Erwachsene hatte sie sich in die Art von Mensch verwandelt, der gut und gern in der Ranch hätte arbeiten können. Warum war ich ihr gegenüber so eklig? Das hatte sie wirklich nicht verdient. Die liebe, sanfte Tiggy wollte nur, dass alle zufrieden waren. Obwohl wir unterschiedlicher nicht hätten sein können, wäre ich gern wie sie gewesen, weil sie das Gute in allem und allen erkannte, während es bei mir genau andersherum war. Ally hatte mir in Atlantis erzählt, Tiggy habe ein gesundheitliches Problem, daran erinnerte ich mich nun. Zu meiner Schande musste ich gestehen, dass ich ihr nicht einmal eine Mail geschickt hatte, um mich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Tiggy musste definitiv auf meine Liste der Entschuldigungsschreiben.

Nun lehnte ich mich zurück und überlegte, ob ich Pa, falls er am Leben wäre, ebenfalls einen Brief schreiben wollte. Nein. Ich hatte eher das Gefühl, dass er sich bei mir entschuldigen sollte, weil er so früh von uns gegangen war und mich alleingelassen hatte mit

diesem ganzen Mist. Wozu ich auch meine Großmutter Stella zählte. Im Moment hatte ich keine Lust, mir darüber Gedanken zu machen. Ich wandte mich meinem Leben in New York zu.

Mariam: AUF JEDEN FALL, notierte ich. Sie war die bei Weitem beste Assistentin, die ich je gehabt hatte. Leider wusste ich nicht, ob sie überhaupt noch für mich arbeitete. Ich nahm mir vor, Maia zu fragen, wenn ich auf ihre Mail antwortete, die sie mir zwei Tage zuvor geschickt hatte. In der Ranch durften wir jeden Tag eine Stunde lang unsere Laptops und Handys benutzen, doch weil alles, was wir schrieben, gelesen wurde, hatte ich sie bislang überhaupt noch nicht hervorgeholt.

Meine Großmutter Stella: Ich kaute auf dem Stift herum, während ich die verwirrenden Wochen vor der Ranch gedanklich zu sortieren versuchte. Offen gestanden, erinnerte ich mich nicht an sonderlich viel aus unseren Gesprächen. Dass sie in dem Sessel neben meinem Bett gesessen hatte, als ich aufwachte, wusste ich allerdings. Außerdem glaubte ich mich zu entsinnen, dass sie gesungen hatte, aber möglicherweise war das ein Traum gewesen. Im Großen und Ganzen nahm ich sie als einen der furchteinflößendsten Menschen wahr, die ich kannte.

Bevor ich zu einer Entscheidung darüber gelangen konnte, ob ich ihr schreiben wollte, fiel mein Blick auf einen riesigen schwarzen Typ, der mit einem Essenstablett an mir vorbeiging. Anders als die meisten Patienten, die Kapuzenshirts und Jogginghosen trugen wie ich, hatte er ein ordentlich gebügeltes weißes Hemd und eine Chino an, war ziemlich attraktiv und strahlte eine gewisse natürliche Eleganz aus. Ich beugte den Kopf tiefer über das Blatt Papier, als er sich an den Tisch mir gegenüber setzte. Normalerweise war es mir scheißegal, wer mich ungepflegt sah, doch nun zog ich die Kapuze hoch, nahm Tablett, Papier und Stift und verließ die Kantine.

Wieder in unserem Schlafzimmer, stellte ich fest, dass Vanessas Bett leer und Lizzie mit ihrem üblichen abendlichen Schönheitsprogramm beschäftigt war. Ihr Tisch hatte sich in eine Präsentationsfläche teurer Kosmetika verwandelt.

»Wo ist Vanessa?«, erkundigte ich mich, während ich beobachtete, wie Lizzie Creme auf ihr Gesicht auftrug, mittels einer

Pinzette Tropfen mit, wie sie behauptete, Goldflocken auf ihren Hals tupfte und einige Pillen schluckte, für die sie das Okay vom Arzt bekommen hatte, was vermutlich bedeutete, dass sich keinerlei Wirkstoffe darin befanden.

»Die arme Kleine hat plötzlich einen Anfall gekriegt. Ich habe die Schwester gerufen, und die hat sie wieder in die Entzugsabteilung gebracht.« Lizzie seufzte. »Wollen wir hoffen, dass es noch nicht zu spät ist.«

»Wie meinst du das?«

»Ist dir denn nicht klar, welche langfristigen körperlichen Auswirkungen Heroin haben kann? Wenn man lange Zeit süchtig ist und dann plötzlich davon loskommen will, treten oft Anfälle auf. Anscheinend war ihr Freund, der sie mit Stoff versorgt hat, auch ihr Zuhälter, und was für Zeug der ihr gegeben hat, weiß keiner.«

»Puh, sie ist also auf den Strich gegangen?«

»Das behauptet jedenfalls eine Schwester. Und sie ist HIV-positiv.« Lizzie begann, ihre »Ausstattung« in einen Koffer von Louis Vuitton zu packen. »Schrecklich, denn Vanessa ist letztlich nur die Spitze des Eisbergs. Mein Mann hat einmal einen Dokumentarfilm über Drogengangs in Harlem produziert. Die Dealer sind die eigentlichen Kriminellen.«

Ich zog mein Nachthemd an und schlüpfte ins Bett. »Schon verrückt, wenn man bedenkt, dass Harlem sich bloß ein paar Straßen weiter nördlich von dem Haus befindet, in dem ich wohne.« Ich holte den Skizzenblock und einen Bleistift aus meinem Nachtkästchen und schlug eine neue Seite auf. Nun, da meine Lust, Kleider zu entwerfen, zurückgekehrt war, machte ich aus dem Zeichnen ein allabendliches Ritual.

»Ja«, pflichtete Lizzie mir bei und legte sich ebenfalls ins Bett. »Natürlich gibt es auch in L. A. große Gangs. Leider sind die heutzutage überall. Wir wissen gar nicht, wie glücklich wir uns mit unserem behüteten Leben schätzen können, nicht wahr?«

»Das stimmt.« Allmählich hatte ich das Gefühl, in der abgeschiedenen Ranch mitten in der Wüste mehr über die Welt zu erfahren, als ich je in New York und bei meinen Reisen mitbekommen hatte. Wie naiv ich gewesen sein musste zu glauben,

ich hätte mit dem allen nichts zu tun. Woher hatten meine Dealer wohl das Kokain? Letztlich war es egal, ob man es in einem teuren Hotelzimmer oder an irgendeiner Straßenecke sniefte – es stammte alles aus derselben Quelle von Gewalt, Tod und Geldgier. Bei dem Gedanken schauderte mich.

»Wie sieht dein Programm für morgen aus?«, erkundigte sich Lizzie.

»Das Übliche. Vor dem Frühstück joggen, anschließend ein AA-Treffen, dann Therapie bei Fi …«

»Sie ist die beste Therapeutin, die ich je hatte. Und ich kenne eine ganze Menge, das kannst du mir glauben«, meinte Lizzie.

»Ich auch. Aber ich schätze, ich bin einfach nicht sonderlich gut mit diesem Therapiezeugs.«

»Wie meinst du das?«

»Ich rede nicht gern über mich.« Ich zuckte mit den Achseln.

»Du setzt dich also nicht gern mit dir selbst auseinander? Solange wir dazu nicht bereit sind, kommen wir hier drin keinen Schritt weiter.«

»Früher scheinen die Menschen auch ohne Therapie ausgekommen zu sein. In Filmen über den Ersten und Zweiten Weltkrieg ist nie die Rede davon, dass irgendjemand einen Therapeuten gebraucht hätte.«

Lizzie verzog das Gesicht, das aufgrund ihrer aufgespritzten Lippen grotesk aussah. »Trotzdem sind viele der Männer traumatisiert zurückgekommen. Sie benötigten dringend Hilfe, genau wie die Soldaten nach ihrem Einsatz in Vietnam, aber man hat einfach nicht auf ihre Bedürfnisse geachtet. Es ist gut, in einer Gesellschaft zu leben, in der man ohne Angst zugeben kann, dass man Hilfe braucht. Bestimmt lassen sich so viele Leben retten, die sonst verloren wären.«

»Das ist wahr«, pflichtete ich ihr bei.

»Leider verschwinden unsere kleinen Gemeinschaften. Ich bin in einem Dorf in England aufgewachsen, in dem jeder jeden kannte. Als mein Vater starb, haben alle meiner Mutter und mir beigestanden. Das scheint heute nicht mehr zu funktionieren. Wir leben nur noch für uns und haben nicht mehr das Gefühl, an

irgendeinen Ort oder zu irgendeinem Menschen zu gehören. Ist vermutlich einer der Nachteile der Globalisierung. Wie viele Freunde hast du, denen du glaubst, vertrauen zu können?«

Ich überlegte kurz. »Keinen. Doch vielleicht liegt das an mir.«

»Zum Teil vermutlich schon, aber uns anderen geht's auch nicht besser. Es ist wirklich traurig, dass so viele sich heutzutage mit ihren Problemen alleingelassen fühlen.«

Ich fragte mich, was bei Lizzie mit ihrem merkwürdigen Gesicht, ihrem lächerlichen Schönheitsprogramm und dem Mann, der sie immer wieder hinterging, schiefgelaufen war, bei dieser nachdenklichen und fürsorglichen Frau, die sich so gut auszudrücken wusste.

»Was hast du vor deiner Ehe mit Christopher gemacht?«, erkundigte ich mich.

»Ich wollte Anwältin werden. Als ich Chris kennenlernte, war ich im New Yorker Büro meiner Kanzlei. Ich hatte vor, mich auf Familienrecht zu spezialisieren, habe mich aber Hals über Kopf in ihn verliebt, und am Ende sind wir nach L. A. gezogen. Dann sind die Kinder gekommen, und irgendwann waren die aus dem Haus, und …« Lizzie zuckte die Schultern. »Das ist die ganze Geschichte.«

»Du hast also einen Abschluss in Jura?«

»Ja, aber ich habe nie als Juristin gearbeitet.«

»Vielleicht solltest du mal drüber nachdenken. Deine Kinder sind ja mittlerweile aus dem Haus.«

»Elektra, ich werde bald fünfzig! Dafür ist es zu spät.«

»Du bist klug, Lizzie, und solltest deinen Verstand nutzen. Das hat mein Pa mir auch immer gesagt.«

»Tatsächlich?«

»Ja. Als ich Model wurde, dachte er, ich würde mich unter Wert verkaufen.«

»Damals warst du erst sechzehn! Und soweit ich weiß, hast du dich nicht bewusst für die Modelkarriere entschieden. Du wurdest entdeckt, und bevor du dich's versehen hast, warst du in der Mühle drin und bist nicht mehr rausgekommen. Mein Gott, du bist sechsundzwanzig, gerade mal ein Jahr älter als mein Ältester, und der studiert noch Medizin.«

»Immerhin war ihm klar, was er machen wollte. Das wusste ich nie.«

»Egal, was: Du kannst dir den Luxus erlauben, es dir selbst auszusuchen. Eine Berühmtheit wie du ist in der Lage, etwas zu bewegen.«

»Wie meinst du das?«

»Du könntest Menschen wie zum Beispiel Vanessa eine Stimme geben, die selbst keine haben. Du hast am eigenen Leib erfahren, was Drogen anrichten. Du könntest helfen.«

»Mag sein. Aber Models haben weder was zu sagen noch was in der Birne, oder?«

»Lass das Selbstmitleid. Wenn du meine Tochter Rosie wärst, würde ich dir was erzählen. Ich sehe wie dein Pa, dass du hochintelligent bist. Du hast alles, also nutze es. Schau doch nur, was du während unseres Gesprächs gezeichnet hast.« Sie deutete auf meinen Skizzenblock, den ich sofort schützend an die Brust drückte. »Du hast echtes Talent, Elektra. Die Jacke würde ich sofort kaufen.«

Ich betrachtete meine Zeichnung von einer kurzen Lederjacke und einem asymmetrischen Kleid.

»Hm«, murmelte ich. »Ich denke, ich muss jetzt schlafen, Lizzie. Gute Nacht.« Ich schaltete meine Lampe aus.

»Gute Nacht.« Lizzie schlug das Buch über Diäten auf, die dick machen konnten.

Ich zog die Decke über den Kopf und drehte mich von ihr weg.

»Noch eins«, sagte sie.

»Ja?«

»Zuzugeben, dass man ein Problem hat, erfordert große Stärke, Elektra. Es ist kein Zeichen der Schwäche, ganz im Gegenteil. Gute Nacht.«

# XVIII

Am folgenden Tag wachte ich bei Sonnenaufgang mit einem völlig neuen, angenehmen Gefühl auf. Jahrelang hatte ich mich zwingen müssen aufzustehen und immer gleich eine Handvoll Schmerztabletten gegen das Dröhnen in meinem Kopf geschluckt. Als ich in der Gruppentherapie von diesem frühen Erwachen erzählte – ein harmloses Thema, das es so aussehen ließ, als würde ich mich tatsächlich an der Sitzung beteiligen, ohne dass ich allzu viel von mir preisgab –, wurde mir erklärt, meine innere Uhr melde sich zurück, die durch Alkohol und Drogen ausgeschaltet worden sei. Nun erinnerte ich mich, dass ich in meiner Kindheit in Atlantis stets als Erste aufgewacht war. Ich sprang schon munter herum, wenn alle meine Schwestern noch schlummerten, weshalb ich mich gern nach unten in die Küche zu Claudia schlich, die als Einzige im Haus bereits auf den Beinen war. Oft gab sie mir eine Scheibe ihres frisch gebackenen Brotes, warm aus dem Ofen, mit Butter und Honig bestrichen, um mir die Zeit zu verkürzen, bis auch die anderen sich aus ihren Betten schälten.

Ich zog Shorts an, band meine Laufschuhe und machte mich auf den Weg. Abgesehen von der Buddhistengruppe, die im Schneidersitz und mit geschlossenen Augen im Gelassenheitsgarten den neuen Tag begrüßte, war noch niemand auf. Während ich auf der roten Erde des Naturpfads joggte, wanderten meine Gedanken zu Lizzie und unserem Gespräch vom Vorabend; zu ihrer Feststellung, es sei keine Schwäche zuzugeben, dass man Hilfe brauche. Das hatte ich immerhin geschafft. Seltsamerweise war es mir verhältnismäßig leichtgefallen, von Alkohol und Drogen loszukommen. Wie mein Arzt und Fi mir erläuterten, hatte ich gerade noch die Kurve gekriegt. Wenn ich von nun an clean blieb, würde meine Gesundheit anders als bei Vanessa langfristig keinen Schaden nehmen.

Schwerer war es, mich mit mir selbst auseinanderzusetzen, die Ursachen für meine Sucht zu ergründen. Es reichte nicht, einfach nur zu sagen, ich würde die Finger von Alkohol und Drogen lassen. Ich war erst drei Wochen clean, und die Euphorie darüber sowie das Wissen, dass ich mich in einem sicheren Umfeld bewegte, würden sich in nichts auflösen, sobald ich gezwungen wäre, in die Endlosschleife meines »echten« Lebens zurückzukehren. Irgendwann würde ich mir wieder einen Drink einschenken oder mit Freunden eine Line sniefen, und am Ende landete ich dann von Neuem hier, vermutlich in einem schlechteren Zustand als beim ersten Mal, im Extremfall so wie Vanessa. Solange ich meine Ängste nicht akzeptierte, schwebte ich immer in Gefahr, das war mir klar.

Beim Laufen hatte ich das merkwürdige Gefühl, verfolgt zu werden. In einer Rechtskurve sah ich, dass der attraktive Typ aus der Kantine sich etwa hundert Meter hinter mir befand und rasch aufholte. Das würde ich nicht zulassen! Ich wurde schneller. Er kam trotzdem näher. Das Ende des Pfads im Blick, rannte ich nun in Höchstgeschwindigkeit.

Am Ziel eilte ich schwer atmend zum Wasserspender.

»Du hast ganz schön Gas gegeben«, hörte ich kurz darauf eine wohltönende Stimme hinter mir. »’tschuldigung.« Eine große Hand mit langen, eleganten Fingern – am kleinen steckte ein Siegelring – griff an mir vorbei nach einem Becher. »Ich bin die fünftausend Meter für mein College gelaufen und nie geschlagen worden. Bist du für das deine gerannt?«

»Ich war nicht auf dem College«, antwortete ich und musste – für mich ungewohnt – den Kopf heben, um ihm in die Augen blicken zu können.

»Hey, das ist kein amerikanischer Akzent, oder?«

Ich füllte einen weiteren Becher mit Wasser und erfrischte mich, indem ich es über mich schüttete. Obwohl noch früh am Tag, brannte die Sonne bereits herunter.

»Nein, es schwingt auch ein bisschen Französisch mit. Ich bin in der Schweiz aufgewachsen.«

»Ach, tatsächlich?« Er musterte mich. »Kenne ich dich irgendwoher?«

»Nein, wir sind uns noch nie begegnet.«

»Na, dann glaube ich das mal.« Er schmunzelte. »Du kommst mir trotzdem bekannt vor. Ich heiße übrigens Miles. Und du?«

»Elektra.«

Nun fiel bei ihm der Groschen.

»Wow … okay.« Er warf seinen Becher in den Abfall und vergrub die Hände in den Taschen seiner Shorts. »Letzte Woche auf dem Weg zum Flughafen habe ich ein Foto von dir auf einer sechs Meter hohen Reklametafel gesehen.«

»Aha. Egal, ich muss jetzt rein.«

»Ich auch.«

Wir kehrten schweigend zur Ranch zurück. In Gesellschaft dieses selbstbewussten Mannes mit den grauen Strähnen in den kurz geschnittenen kleinen Locken, den ich auf Ende dreißig schätzte, verhielt ich mich zu meiner Verwunderung schüchtern und mädchenhaft.

»Darf ich fragen, weswegen du in der Klinik bist?«, erkundigte er sich.

»Hier gibt’s keine Geheimnisse. Wegen Alkohol und Drogen.«

»Ditto.«

»Tatsächlich? Ich hab dich gestern in der Kantine bemerkt. Du wirkst nicht wie jemand, der gerade einen Entzug hinter sich hat.«

»Hab ich auch nicht. Ich bin seit über fünf Jahren clean, komme aber jedes Jahr hierher zurück, um mir eine Auszeit zu gönnen und mir ins Gedächtnis zu rufen, was auf dem Spiel steht. In der Ranch, wo man jede nur erdenkliche Unterstützung bekommt, ist es leicht zu glauben, dass man alles im Griff hat, doch da draußen in der großen bösen Welt kann es einen jederzeit von Neuem einholen.«

»Was machst du beruflich?«

»Ich bin Anwalt. Der Druck baut sich auf, und … Ich will sicher sein, dass ich nicht wieder hier lande und von vorn anfangen muss, aber das weißt du sicher alles selber.«

»Ja.«

Wir erreichten die Ranch.

»Ich kann dir nur raten, dir Zeit zu lassen. Von dieser Krankheit werden wir nie vollständig geheilt. Wir müssen lernen, damit

umzugehen. Hör dir an, was die Leute in der Ranch sagen, Elektra. Sie wissen, wie sie dir das Leben retten können. Bis bald.« Er entfernte sich auf seinen muskulösen Beinen, die noch länger waren als die meinen.

»Wow«, flüsterte ich, völlig perplex. Mit seiner inneren Ruhe und Würde erinnerte Miles mich an meine Großmutter. Wenn ich jemals vor Gericht müsste, würde ich mir diesen Typ als meinen Anwalt wünschen, dachte ich, als ich ziemlich erhitzt zum Frühstück hineinging. Und das nicht nur vom Joggen.

* * *

*»Gott schenke mir die Gelassenheit, die Dinge zu akzeptieren, die ich nicht ändern kann, den Mut, die Dinge zu ändern, bei denen ich es kann, und die Weisheit, den Unterschied zu erkennen.«*

Ich sprach das Gelassenheitsgebet mit den fünf anderen in unserem kleinen AA-Kreis, das das Ende des Treffens markierte. Dabei hielt ich die Hand von Ben, dem Bassgitarristen einer Band, von der ich noch nie gehört hatte, und die einer neuen Frau namens Sabrina. Sabrinas Augen waren noch feucht, weil sie gerade ihre Geschichte mit uns geteilt hatte.

»Ich habe mein Leben für den Alkohol weggeworfen«, hatte sie gestanden, die Hände vor dem Körper zu Fäusten geballt. Sie war eine zierliche Asiatin, deren schwarze Haare ihr schmales Gesicht wie ein glänzender Vorhang umrahmten. »Ich habe Job, Mann und Familie verloren … und alle bestohlen, die ich kannte – sogar meine Kinder mit ihren Sparbüchsen –, um Schnaps kaufen zu können. Erst als ich in der Notaufnahme landete, weil ich an meiner Arbeitsstelle in der Toilette zusammengeklappt bin, habe ich beschlossen, hierherzukommen.« Sie biss sich auf die Lippe. »Ich muss Ordnung schaffen und kann nicht mehr alles für selbstverständlich halten.«

Als ich das Treffen verließ, wurde mir bewusst, für wie selbstverständlich auch ich mein Leben gehalten hatte. Ich hatte so

verzweifelt nach einer Fluchtmöglichkeit gesucht, dass es mir ebenfalls beinahe entglitten wäre …

* * *

»Wie waren die letzten vierundzwanzig Stunden, Elektra?«, fragte Fi mich später am Morgen.

»Interessant.« Ich rieb mir die Nase.

»Gut.« Fi lächelte. »Können Sie mir sagen, warum?«

»Allmählich scheine ich viele Dinge zu begreifen. Mir ist jetzt, als hätte ich das letzte Jahr komplett in einem Traum verbracht.«

»In gewisser Hinsicht haben Sie das. Das machen die Drogen, und wie Sie wissen, endet es in einem Albtraum. Welches Gefühl erzeugt dieser neu gewonnene Realitätssinn in Ihnen?«

*Nun fängt sie wieder damit an …*

»Ich fühle mich euphorisch, weil ich clean bin, schäme mich aber gleichzeitig, weil mir all die grässlichen Dinge einfallen, die ich anderen Leuten angetan habe, und fürchte, nach dem Verlassen der Ranch in meine alten Muster zurückzuverfallen.«

»Großartig, Elektra! Sie machen tatsächlich Fortschritte. Was Sie in dieser Phase empfinden, ist völlig natürlich. Verantwortung für sich selbst und sein Verhalten anderen gegenüber zu übernehmen bedeutet einen großen Schritt vorwärts. Sie sind kein Opfer mehr.«

»Ein Opfer? Bin ich nie gewesen.«

»Doch, Elektra, des Drogenmissbrauchs«, widersprach Fi. »Und jetzt setzen Sie sich damit auseinander, kämpfen dagegen und lassen sich nicht mehr zum Opfer machen, verstehen Sie?«

»Ja. Aber ich habe getrunken und das andere Zeug genommen, damit es mir *hilft*, mit dem Leben fertigzuwerden, und niemand mich als Opfer betrachtet.«

»Macht die Vorstellung, als Opfer betrachtet zu werden, also Schwäche zu zeigen, Ihnen Angst?«

»Ja, und wie.« Ich nickte. »Gestern Abend hat meine Zimmergenossin mir etwas gesagt, das mich aufbaut.«

»Und zwar?«

»Dass ich aufhöre, schwach zu sein, wenn ich um Hilfe bitte.«

»Stimmt das Ihrer Ansicht nach?«

»Ja, aber ich will nicht bedürftig erscheinen. Ich komme allein zurecht.«

»Vielleicht waren Sie eben dazu bisher nicht in der Lage. Was meinen Sie?«

»Möglich.«

»Wie es so schön heißt: Kein Mann – und auch keine Frau – ist eine Insel.« Fi schmunzelte. »Sie sind nicht allein. Die Welt, in der wir leben, ist voller Menschen, die sich fürchten oder schämen, um Hilfe zu bitten.«

»Oder die zu stolz dazu sind«, fügte ich hinzu. »Ich bin sehr stolz.«

»Das sehe ich. Halten Sie das für eine gute Eigenschaft?«

»Keine Ahnung. Sie ist jedenfalls ein Teil von mir. Sie kann sowohl gut als auch schlecht sein.«

Fi nickte und notierte etwas auf ihrem Block. »Wissen Sie was, Elektra? Ich denke, Sie sind bereit für einen Besuch. Was meinen Sie?«

»Ich … weiß nicht so recht.«

»Möchten Sie, dass jemand aus Ihrer Familie oder eine befreundete Person Sie besucht?«

»Kann ich mir das noch überlegen?«

»Natürlich. Das neue Ich zu präsentieren und Kontakt mit der Welt draußen aufzunehmen kann Angst machen. Macht Ihnen diese Vorstellung Angst?«

»Ja. Sie wissen ja, wie sehr ich mich dagegen gesträubt habe herzukommen, aber hier habe ich tolle Leute kennengelernt und fühle mich irgendwie sicher.«

»Wir haben nie darüber gesprochen, wann Sie uns verlassen, weil uns beiden klar war, dass Sie noch nicht dazu bereit sind. Ihr Dreißig-Tage-Programm ist in sieben Tagen zu Ende. Sie machen gerade große Fortschritte, doch finden Sie nicht auch, dass noch immer etliche Fragen geklärt werden müssen, bevor Sie sich von uns verabschieden?«

»Vermutlich.«

»Wie stark sind Ihre Gelüste nach Alkohol und Drogen momentan?«

»Mir geht's deutlich besser, wenn ich aktiv bin, zum Beispiel beim Joggen. Dann denke ich nicht dran.«

»Das heißt, Sie sollten von Ihrem Aufenthalt bei uns mitnehmen, dass Ihnen körperliche Aktivitäten helfen. Wie ist es um Ihre Stimmungsschwankungen bestellt? Letzte Woche haben Sie erwähnt, Sie würden Gefühle der Wut und der ›Schwärze‹, wie Sie es ausdrückten, erleben. Ist das nach wie vor so?«

»Nein …« Ich schluckte. »Die negativen Gedanken werden seltener … Ja, definitiv.«

»Was würden Sie also von einem Besuch halten?«, wiederholte Fi.

»Vielleicht nächste Woche?«

»Okay. Und wer soll Sie besuchen?«

*Das ist hier die Frage*, dachte ich wie Hamlet, den Pa immer so gern zitiert hatte. Leider zeigte die Liste meiner potenziellen Besucher nur zu deutlich, wie tief ich gesunken war. Letztlich standen bloß Ma, die ja so etwas wie meine Mutter war, Maia oder Stella zur Debatte, meine Großmutter, die ich bisher lediglich zweimal gesehen hatte, und beide Male war ich in einem desolaten Zustand gewesen …

»Kann ich auch darüber nachdenken?«, fragte ich.

»Selbstverständlich. Ist die Liste kurz?«

»Sehr.«

»Wie viele Personen stehen darauf?«

»Drei.«

»Sie halten das möglicherweise nicht für viel, Elektra, doch ich kann Ihnen versichern, dass die meisten Leute, wenn ich ihnen diese Frage stelle, Mühe haben, überhaupt einen Namen zu nennen. Sie haben sich selbst ins Abseits manövriert und geliebte Menschen, die ihre Liebe erwidern, von sich gestoßen. Alkohol und Drogen sind zu Ihren einzigen Freunden geworden. Pflichten Sie mir da bei?«

»Ja.« Ich hörte die Furcht in meiner Stimme. »Wenn ich mir's recht überlege, wäre da noch eine vierte Person.«

»Umso besser. Und wer?«

»Mariam, meine persönliche Assistentin. Die bewundere ich.«

»Mag sie Sie auch?«

»Ich habe mich ihr gegenüber ziemlich schlecht benommen, aber ich glaube schon.«

»Manchmal kann es gut sein, jemanden zu haben, der einem emotional nicht ganz so nahesteht wie der wichtigste Kontakt. Denken Sie darüber nach, Elektra, und sagen Sie es mir morgen.«

»Okay.«

»Weiter so. Sie machen wirklich Fortschritte«, lobte sie mich, als ich aufstand.

»Danke. Tschüs, Fi.«

Beim Verlassen des Sprechzimmers war ich fast ein bisschen high, wie ein Kind, das gerade eine Belobigung vom Lehrer erhalten hat.

* * *

»Weißt du was Neues über Vanessa?«, fragte ich Lizzie später in unserem Zimmer.

»Nein, nicht mal mir ist es gelungen, der Schwester irgendwas zu entlocken. Also vermute ich, dass es ihr nicht gut geht. Aber du siehst heute fantastisch aus, Elektra«, bemerkte Lizzie, als ich mein Handtuch vom Haken nahm. »Was ist los?«

»Eigentlich nichts«, antwortete ich, zog mich aus und schlang das Handtuch um meinen Körper.

»Wow. Ausgerechnet ich kriege eine der schönsten Frauen der Welt als Zimmergenossin«, seufzte Lizzie. »Du hast einen Körper, für den andere morden würden. Und dabei isst du wie ein Scheunendrescher und nimmst kein Gramm zu. Eigentlich sollte ich dich hassen«, meinte sie schmunzelnd.

Unter der Dusche dachte ich über Lizzies Worte nach. Für mich war es nichts Neues zu hören, dass ich einen tollen Körper hatte. Warum war ich dann so versessen darauf gewesen, ihn zu

zerstören?

Vielleicht weil *ich* ihn hasste, weil er daran schuld war, dass andere mich nicht leiden konnten. Die meisten Frauen trauten mir nicht. Wenn sie in Begleitung eines Mannes waren, spürte ich fast, wie sich ihre lackierten Fingernägel in die Hand dieses Mannes bohrten, sobald ich mich ihnen näherte. Dabei fand ich mein Gesicht und meinen Körper nicht einmal besonders schön – sie sahen nur zufällig gut aus in den Klamotten, die im Moment in waren. Meine Schwester Maia hatte immer als Schönheit der Familie gegolten, und wenn man mich gebeten hätte, eine meiner Ansicht nach perfekte Frau zu beschreiben, wäre mein Vorbild mit ziemlicher Sicherheit sie mit ihren Rundungen, den vollen Brüsten, den glänzenden dunklen Haaren und dem umwerfend hübschen Gesicht gewesen.

Beim Zähneputzen schaute ich in den Spiegel. Ich hatte tatsächlich glänzende Augen, markante Wangenknochen und volle Lippen, die man niemals aufspritzen müsste. Meine Hautfarbe würde sich nicht verändern. Genau das machte mich als Model erfolgreich. Ich konnte nur hoffen, dass es irgendwann mehr dunkelhäutige Models geben würde. Als kleines Mädchen hatte ich nie darüber nachgedacht, dass ich schwarz war und meine Schwestern unterschiedliche Hauttöne von braun (Maia und CeCe) bis weiß hatten (Star und Ally). Dass wir uns alle so deutlich unterschieden, war für mich »normal«. Erst im Internat, wo ich das einzige schwarze Mädchen und gut eineinhalb Köpfe größer als die anderen war, hatte mich mein Aussehen verunsichert.

»Elektra, bist du endlich fertig? Ich muss dringend aufs Klo«, jammerte Lizzie.

»Ja.« Ich öffnete die Tür. Offenbar machte Lizzie gerade eine Saftkur, bei der man die ganze Zeit pinkeln musste.

Als sie wieder herauskam, schaute sie mich fragend an, weil ich in Jogginghose und Kapuzenshirt auf dem Bett saß.

»Du weißt schon, dass heute Dienstag und Night Out ist, oder?« Sie verschränkte die Arme. »Wir wollen zum Bowling in den Ort.«

»Das ist nicht mein Ding.«

»Dachte ich auch, als ich das erste Mal hier war, aber es macht

Spaß. Hinterher gehen wir auf eine Pizza – ich natürlich nicht. Ich glaube, das könnte dir gefallen. Da lernt man die anderen besser kennen und kann ein bisschen aus dem Nähkästchen plaudern, wenn du weißt, was ich meine.«

»Nein, danke.« Ich zuckte die Schultern. »Ich muss Briefe schreiben.«

»Okay.« Lizzie begann seufzend, ihren Schminktisch für den abendlichen Ausflug aufzubauen. »Hast du übrigens diesen tollen Typen gesehen, der frisch gekommen ist?«

»Sollte ich das?«

»Der kann dir kaum entgangen sein. Er ist mindestens so groß wie du, hat irre Muskeln und total sexy braune Augen.«

»Ach, du meinst Miles.«

»Du hast dich mit ihm unterhalten?«, fragte Lizzie erstaunt.

»Ja. Er war heute Morgen auf dem Naturpfad, als ich dort gejoggt bin.«

»Mit dem Mann könnte sogar ich mir die eine oder andere Ferkelei vorstellen«, meinte Lizzie kichernd. »Er schaut aus wie ein Filmstar. Ist er einer?«

»Nein, Anwalt.«

»Wow, ihr zwei scheint euch ja schon ziemlich nahe gekommen zu sein. Mittags in der Kantine saß er allein an einem Tisch. Freundlich, wie ich bin, habe ich mich zu ihm gesetzt. Zwei Minuten später hat er sein Tablett genommen und ist gegangen.« Lizzie runzelte die Stirn. »So weit meine Anziehungskraft auf Männer.«

»Ich dachte, du hast nur Augen für deinen Chris?«

»Klar, aber man kann sich doch hin und wieder anderswo Appetit machen, auch wenn man dann zu Hause isst! Der wirkt viel zu fit für die Ranch. Warum ist er hier?«

»Er sagt, er kommt jedes Jahr her, um sicherzustellen, dass er nicht rückfällig wird.«

»Kann ich gut verstehen. Ich bin schon das sechste Mal da. Mir gefällt’s hier, weil alle so freundlich sind und man immer jemanden zum Reden findet. Nicht wie zu Hause.«

»Fehlst du deinem Mann denn nicht?«

»Ach, der ist ja kaum daheim. Und jetzt, wo die Kinder aus dem

Haus sind … Wie schaue ich in der Jeans aus?« Sie stand auf und drehte eine Pirouette. »Vor ein paar Wochen hab ich die noch nicht zugekriegt. Bitte nicht lügen. Sag mir ehrlich, wie du sie findest.«

Ich betrachtete ihre schlanke Figur, die schmale Taille und ihren knackigen kleinen Hintern, auf den jede Fünfundzwanzigjährige hätte stolz sein können, ganz zu schweigen von einer achtundvierzigjährigen mehrfachen Mutter.

»Echt, Lizzie, du siehst toll aus.«

»Wirklich? Mein Mann kann's nicht ausstehen, wenn ich Jeans anziehe. Er behauptet, ich hätte einen Schwabbelbauch.«

»Unsinn. Ich wünsch dir einen schönen Abend.«

»Danke, Elektra. Bis später.«

Als Lizzie das Zimmer in einer Wolke ihres teuren Parfüms verließ, wurde mir plötzlich klar, dass sie nicht nur zum Abnehmen in der Klinik war, sondern weil sie sich einsam fühlte.

Ich zog den Stuhl unter meinem Tisch heraus, nahm Papier und Stift aus der Schublade und fing an, meine »Entschuldigungsbriefe« zu schreiben.

*Liebe Maia,*

*mir geht es gut. Bin jetzt drei Wochen clean und besuche jeden Tag Treffen der Anonymen Alkoholiker. Hier ist Zeit, darüber nachzudenken, wie schlecht ich mich Dir gegenüber benommen habe …*

Wie lange schon? Im letzten Monat? Im letzten Jahr?, fragte ich mich.

*… im vergangenen Jahr und besonders in Rio. Mittlerweile begreife ich, dass Du mir nur helfen wolltest. Wenn Du Mariam in jener Nacht nicht angerufen hättest, wäre ich nicht mehr da. Ich hoffe, Du kannst mir verzeihen. Ich freue mich schon auf unser Treffen im Juni.*

*Noch einmal danke,*

*alles Liebe,*
*Elektra*

Ich faltete den Brief und steckte ihn in einen Umschlag. Lieber hätte ich ihr einfach eine Mail geschickt, weil der Himmel allein wusste, wie lange die Post nach Rio brauchte. Doch Margot, die Leiterin der AA-Gruppe, hatte gemeint, ein richtiger Brief sei besser, weil man dem mehr Bedeutung beimesse. Vielleicht würde ich Maia zusätzlich eine Mail senden, um ihr mitzuteilen, dass der Brief unterwegs war. Oder ich gab ihn ihr persönlich, wenn sie mich in der folgenden Woche besuchen käme.

Ich adressierte das Kuvert und legte es in die Schublade.

Dann schrieb ich an Ma, in fast dem gleichen Wortlaut. Am Ende verspürte ich den Drang, ein »Ich liebe Dich« darunterzusetzen. Ob ich ihr das jemals gesagt hatte, wusste ich nicht. Ja, ich liebte sie tatsächlich, merkte ich nun, und zwar sehr. Sie war der freundlichste Mensch, den ich kannte, und hatte mich und meine Launen ziemlich lange ertragen, und dafür bedankte ich mich jetzt.

Plötzlich wurde mir weinerlich zumute. Ich musste an Atlantis denken, wie sicher ich mich dort gefühlt und wie sehr ich mich im Internat immer nach meinem »Zuhause« gesehnt hatte …

»Jetzt muss ich mir selber eines suchen …«, murmelte ich. Eine Träne tropfte aufs Papier, als ich Mas Namen und Adresse auf den Umschlag schrieb.

Die Niedergeschlagenheit, die mich gerade überkam, war nicht gut. Ich legte Papier und Stift weg, streckte mich und beschloss, ein wenig frische Luft zu schnappen. Am anderen Ende des Flurs befand sich eine kleine Küche mit Kaffee, Tee und Keksen, wo ich mir einen Ingwertee kochte – der einzige Kick, der mir noch geblieben war –, bevor ich in den Garten mit den Saguaro-Kakteen hinausschlenderte. Es hatte deutlich abgekühlt, über mir spannte sich der tintenblaue Himmel. Wie stets, wenn ich zu den Sternen emporblickte, suchte ich nach den Plejaden, den Sieben Schwestern. Da waren sie. Wie üblich zählte ich sechs – nur sehr

selten gelang es mir, die siebte zu entdecken. Pa hatte mir einmal erzählt, manche Kulturen behaupteten, Elektra, also ich, sei die verlorene Schwester der Plejaden. Er hatte mir sogar einen alten Schwarz-Weiß-Druck einer Szene aus einem Elektra-Ballett des Londoner Covent Garden aus den Sechzigerjahren geschenkt. Ich ging zu der Bank inmitten des hübschen Gelassenheitsgartens, wo zwischen bunten Blumen wohlriechende Kräuter wuchsen. Im Hintergrund hörte ich einen kleinen Springbrunnen plätschern. Ich schloss die Augen und sinnierte darüber nach, dass ich mir seit jeher wie die »verlorene« Schwester vorkam. Obwohl Pa die siebte nie gefunden hatte.

»Hi«, vernahm ich da eine Stimme von der Bank auf der anderen Seite des Gartens.

Ich machte die Augen wieder auf. Sobald sie sich an die Dunkelheit gewöhnten, erkannte ich Miles, der eine Zigarette rauchte.

»Hallo. Störe ich?«, fragte ich.

»Nein. Ehrlich gesagt, freue ich mich sogar über Gesellschaft.« Er erhob sich von seiner Bank und gesellte sich zu mir. »Darf ich?«

Als er vor mir stand, musste ich den Kopf in den Nacken legen, um ihm in die Augen schauen zu können.

»Setz dich ruhig«, sagte ich.

Miles nahm neben mir Platz. »Willst du auch eine?« Er bot mir eine Zigarette an.

»Nein, danke. Damit habe ich nie angefangen, und ich will nicht mit einer neuen Sucht von hier weg.«

»Für mich war das die erste von vielen, und es ist die, der ich nach wie vor fröne, weil ich mir die anderen nicht mehr gestatte.« Er trat den Stummel aus. »Noch vor ein paar Jahren hätte ich um diese Tageszeit in einer New Yorker Bar dem Klirren der Eiswürfel und dem Gluckern des Grey Goose in meinem Glas gelauscht.«

»Wie poetisch.« Ich schmunzelte. »Grey Goose und ich waren auch gute Freunde. Inzwischen habe ich mich auf getrockneten Ingwer in heißem Wasser verlegt.«

»Ich bin schon fünf Jahre nicht mehr in dieser Bar gewesen.« Miles zündete sich eine neue Zigarette an. »Vermutlich hängt mein

alter Dealer nach wie vor dort rum.«

»Wie lange warst du süchtig?«

»Ich habe meine erste Line vor neunzehn Jahren in Harvard gesnieft.«

»Wow! Du warst in Harvard? Scheinst ganz schön clever zu sein.«

»Früher mal.« Er zuckte mit den Achseln. »Ich hatte ein Stipendium und war der komische Typ im Debattierklub. Obwohl ich groß und schwarz bin, war ich eine Niete im Basketball. Das konnten die reichen weißen Ostküstler gar nicht glauben. Ich bin mir vorgekommen wie ein Alien. Trotzdem habe ich den Abschluss in Jura geschafft und bei einer der größten Kanzleien New Yorks angefangen. Da bin ich richtig abhängig geworden von Alkohol und Drogen.«

»Interessant, dass du dich am College wie ein Außenseiter gefühlt hast. Ich bin in einer Multikultifamilie aufgewachsen. Meine Schwestern und ich wurden adoptiert und stammen aus unterschiedlichen Weltgegenden. Weil wir alle irgendwie ›anders‹ waren, habe ich mir darüber keine Gedanken gemacht. Im Internat haben sich die Dinge plötzlich geändert. Ich denke viel über diese Zeit damals nach – hier konfrontieren sie einen ja permanent mit der Vergangenheit.«

»Den ganzen Müll im Kopf loszuwerden ist genauso wichtig, wie den Körper zu entgiften. Aber erzähl weiter, ich habe dich unterbrochen. Sorry.«

»Weil ich nicht das Gefühl hatte, mich von meinen Schwestern zu unterscheiden, war mir auch nicht klar, dass ich ›schwarz‹ bin. Wie du war ich in einer hauptsächlich von Weißen besuchten Schule. Da sind unschöne Sachen passiert. Keine Ahnung, ob die damit in Verbindung standen, dass ich schwarz bin, oder eher damit, dass ich eine Nervensäge war.«

»Vielleicht warst du nur einfach anders als sie. Kinder können grausam sein.«

»Ja, das waren sie. Aber lassen wir das. Es hat keinen Sinn, darüber zu reden. Das ist Schnee von gestern.«

»Das ist nicht dein Ernst, oder?!« Miles lachte. »Wenn du so

was sagst, kannst du noch nicht lange hier sein. Klingt ganz so, als wäre ich das genaue Gegenteil von dir. Ich hatte immer Probleme mit dem körperlichen Entzug, wogegen du dich mit den mentalen Aspekten beschäftigen und herausfinden musst, warum du überhaupt süchtig geworden bist.«

Wir schwiegen, während Miles seine Zigarette zu Ende rauchte.

»Gibt's jemanden in deinem Leben?«, fragte er nach einer Weile. »Eine bessere Hälfte?«

»Nein, auch keine schlechtere«, scherzte ich. »Vor einer Weile dachte ich das noch, aber er hat mir den Laufpass gegeben.«

»Ich glaube, darüber habe ich was gelesen. Sorry.« Miles wirkte verlegen. »War's schlimm?«

»Und ob! Kannst du dir vorstellen, wie demütigend es ist, wenn die ganze Welt weiß, dass du sitzengelassen worden bist und deine große Liebe sich mit jemand anders verlobt?«

»Deine bisherige große Liebe, Elektra«, erwiderte Miles. »Du bist nicht viel älter als die meisten College-Kids, denke ich. Um deine Frage zu beantworten: Nein, das kann ich mir nicht vorstellen. Ich habe ein paarmal berühmte Mandanten gegen die Medien vertreten, doch da enden meine Erfahrungen mit Paparazzi auch schon.«

»Hast du gewonnen?«

»Nein.« Er grinste.

»Warst du bei den Verhandlungen high?«

»Wahrscheinlich. Warst du beim Modeln high?«

»Wahrscheinlich.« Wir mussten beide lachen.

»Ich kenne eine ganze Menge Anwälte, die sich vor dem Schlussplädoyer noch schnell eine Line reinziehen. Aber bitte sag niemandem, dass ich dir das verraten habe.«

»Das ist in meiner Branche nicht anders. Wir sind beide wie Schauspieler.«

»Leider merkt man, wenn man sich wie der König der Welt fühlt, nicht mehr, wann man aufhören muss. Vermutlich habe ich deswegen einige Fälle verloren. Und da ich mich in einer von weißen Männern dominierten Arbeitswelt bewege, kann ich mir das nicht leisten.«

»Wer weiß, vielleicht kriegen wir bald unseren ersten

schwarzen Präsidenten. Obama schlägt sich gut bei den Vorwahlen.«

»Das wär doch mal was.« Miles schmunzelte. »Es muss noch viel geschehen, doch endlich scheint sich etwas zu tun.«

»Ich kann von Glück sagen, von einem Vater aufgezogen worden zu sein, der keinen Unterschied zwischen uns machte. Wir waren alle einfach nur seine Töchter. Wenn es je Anlass zu Rügen gab, dann wegen unseres Verhaltens, nicht wegen unserer Hautfarbe. Und ich wurde oft gerügt.«

»Das denke ich mir. Du wirkst ziemlich rebellisch. Woher kommst du ursprünglich?«

»Das weiß ich nicht so genau.« Mir fiel ein, was Stella gesagt hatte.

»Schade, dass du keine Eltern und Großeltern hast, die dir Geschichten über die Vergangenheit erzählen könnten. Die meinen reden die ganze Zeit darüber.«

»Wie gesagt: Ich bin adoptiert.«

»Du hast deinen Vater nie gebeten, dir mehr über deine leibliche Familie zu verraten?«

»Nein.«

Allmählich begann Miles mich zu nerven, weil er mir Fragen stellte, die mich überforderten. Ich kam mir vor wie in einer Speed-Dating-Therapiesitzung. Mir schwirrte der Kopf. Ich stand auf.

»Ich bin hundemüde. Bis bald.«

In der Sicherheit unseres Zimmers legte ich mich ins Bett. Hätte ich mich doch nie auf diese Bank gesetzt! Plötzlich begriff ich, warum Menschen eine Therapie machten. Sie war ein sicherer Ort mit jemandem, der seine eigene Meinung nicht äußerte und sich nur behutsam nach der seines Gegenübers erkundigte.

Zum ersten Mal seit meiner Ankunft in der Ranch war ich dankbar, am folgenden Tag mit Fi reden zu können.

# XIX

Am folgenden Morgen lief ich, nachdem ich noch früher aufgewacht war als am Vortag, wieder auf dem Naturpfad, weil ich das Gefühl hatte, dass mich das erdete. Ich drehte gerade die zweite Runde, als Miles seine erste begann. Obwohl er zu weit weg war, um mich einholen zu können, beschleunigte ich und konzentrierte mich auf die Natur und darauf, meinen Kopf klar zu bekommen. Wenige Minuten später sah ich ihn vor mir, nicht mehr hinter mir, und mir wurde bewusst, dass ich hinter *ihm* herrannte. Also wurde ich langsamer, doch anders als tags zuvor lief er nun im Tempo der älteren Jogger, die ich im Central Park gern überholte.

»Blödmann!«, murmelte ich, eines von Lizzies Lieblingswörtern. Am Ende reduzierte ich auf Gehgeschwindigkeit, erkannte aber, dass wir, wenn ich den Pfad nicht ganz verließ, bald auf gleicher Höhe wären.

»Okay, dann eben nicht.« Ich stieg über die Ziegeleinfassung des Pfads und joggte in Richtung Ranch.

»Hey!«

Als ich schneller wurde, sprintete er auf mich zu.

»Bleib stehen!«

Leise fluchend rannte ich zum Eingang und wollte mich hineinflüchten. Da spürte ich eine kräftige Hand auf meiner Schulter.

»Finger weg!« Ich drehte mich um.

»Hey, immer mit der Ruhe, Elektra!«

Er hob die Arme, als wäre er von der Polizei aufgehalten worden.

»Tut mir leid, ich wollte dich nicht erschrecken, sondern mich für gestern Abend entschuldigen. Ich möchte dich nicht mit Dingen belasten, die für dich kein Problem sind. Mir ist klar, dass ich meine eigenen Schwierigkeiten auf dich projiziert habe.«

Nach dem Wettlauf zur Tür atmeten wir beide schwer. Ich

beugte mich vor und stützte die Hände auf die Knie.

»Schon in Ordnung«, keuchte ich.

»Nein, ist es nicht.«

»Sorry, ich muss was essen und dann zum …«

»… Gelassenheitsgebet, ich weiß.«

Ich öffnete die Tür und trat ein, ohne zu schauen, ob er mir folgte. Im Moment wollte ich nur noch zu Fi und mit ihr über alles reden.

* * *

»Habe ich das richtig verstanden?«, fragte Fi mit einem Blick auf ihre Notizen. »Sie wollen über etwas sprechen, das im Internat passiert ist?«

»Ja.«

Eigentlich wollte ich nicht, aber inzwischen war mir klar, dass ich musste.

»Was ist damals passiert, Elektra?«

Ich holte ein paarmal tief Luft. Über dieses Thema hatte ich noch *nie* mit jemandem geredet.

»Ich hatte gerade an der neuen Schule angefangen, und an der gab’s eine Gruppe von hübschen Mädchen, die beliebt waren und mit ihren reichen Eltern prahlten. Zu der Gruppe wollte ich dazugehören«, gestand ich, fast so heftig atmend wie nach meinem morgendlichen Lauf.

»Ruhig, Elektra, wir haben keine Eile. Wir können jederzeit aufhören.«

»Nein.« Nun hatte ich mich dazu durchgerungen, und ich musste diese Scheiße loswerden, bevor sie mich erstickte. »Ich habe ihnen von unserem Haus am See, von Atlantis, erzählt, dass es aussieht wie ein Schloss und Pa uns seine Prinzessinnen nennt und wir alles haben können, was wir uns wünschen. Das stimmte nicht, weil wir nur zu Weihnachten und zu Geburtstagen Geschenke bekamen, manchmal auch wenn er von einer seiner Reisen

zurückkehrte. Und dass wir jedes Jahr mit unserer Superjacht nach Südfrankreich fahren und …« Ich holte noch einmal Luft. »Ich habe diesen Mädchen mit ihren großen Häusern und Designerklamotten nachgeeifert …«

»Nehmen Sie einen Schluck Wasser.« Fi reichte mir einen Plastikbecher, der bei jeder unserer Sitzungen ungenutzt vor mir gestanden hatte. Ich trank.

»Jedenfalls haben sie mich aufgenommen. Als meine anderen Schwestern – Tiggy, Star und CeCe –, die die Klassen über mir besuchten, mich mit ihnen sahen, freuten sie sich, dass ich mich so gut eingewöhnte. Irgendwann …« Ich nahm einen weiteren Schluck. »Irgendwann habe ich Sylvie, der Anführerin der Gruppe, erzählt, dass ich als kleines Mädchen versehentlich in der Toilette auf der *Titan*, der Jacht meines Vaters, eingesperrt worden war. Meine Schwestern waren alle oben beim Schwimmen, und ich kam gefühlte Stunden nicht aus dem winzigen Raum heraus und schrie und schrie, aber niemand hörte mich. Am Ende hat mich die Putzfrau rausgelassen. Seitdem habe ich Angst vor engen Räumen.«

»Das kann ich verstehen. Was geschah, nachdem Sie Ihrer Schulfreundin davon erzählt hatten?«

»Es war unmittelbar vor einem Hockeymatch. Ich war eine echt gute Hockeyspielerin.« Tränen traten mir in die Augen. »Da gab's diesen winzigen Schrank in der Turnhalle, wo alle ihre Sportsachen aufbewahrten. Sylvie hat behauptet, sie könnte ihren Schläger nicht finden, und mich gefragt, ob ich ihr beim Suchen helfen würde. Also habe ich in den Schrank geschaut, und plötzlich hat mich jemand reingeschubst und die Tür zugesperrt. Ich saß Stunden da drin – die anderen waren auf dem Hockeyfeld, und hinterher gab's Tee für die Teams … Am Ende hat Sylvie mich wieder rausgelassen.«

»Hier, Elektra.« Fi reichte mir eine Box mit Papiertaschentüchern, die ich mir geschworen hatte, niemals zu benutzen. Doch nun liefen mir die Tränen nur so herunter, und ich zog eine ganze Handvoll heraus. Sobald ich mich ein wenig beruhigt hatte, sah ich Fi an.

»Wie haben Sie sich gefühlt, als Sie in dem Schrank eingesperrt waren?«

»Ich bin schier wahnsinnig geworden. Vor Angst wäre ich fast gestorben … Das kann ich nicht noch einmal durchleben, das geht einfach nicht.«

»Sie tun es gerade, Elektra, und danach können Sie loslassen. Denn am Ende sind Sie aus dem Schrank herausgekommen. Und niemand wird Sie je wieder hineinsperren.«

»Genau. Nie mehr.«

»Was hat diese Sylvie zu Ihnen gesagt, als sie Sie herausließ?«

»Dass ich nicht zu ihnen gehöre, dass ich eine Angeberin bin, dass sie nichts mehr mit mir zu tun haben wollen. Wenn ich sie verpetze, würden sie mich bestrafen. Also habe ich den Mund gehalten.«

»Auch Ihren Schwestern gegenüber?«

»Sie glaubten, ich bin glücklich – ich hatte ja Wochen in Gesellschaft dieser Mädchen verbracht. Meine Schwestern hätten bloß gemeint, ich hätte mir wieder eine meiner Geschichten ausgedacht, weil ich mich mit den Mädchen gestritten hatte.«

»Nach allem, was ich von Ihnen über Ihre Schwestern – besonders über Tiggy – weiß, kann ich mir das nicht vorstellen.«

»Ich habe durchaus gern gelogen, Fi. Zu Hause haben meine Lügen mich oft in Schwierigkeiten gebracht.«

»Was haben Sie dann gemacht?«

»Ich bin weggelaufen. Mein Taschengeld reichte, um in die Stadt zu kommen. Von dort aus habe ich unseren Fahrer Christian angerufen und ihn gebeten, mich abzuholen.«

»Wie haben Ma und Ihr Vater reagiert, als Sie plötzlich vor der Tür standen?«

»Natürlich waren sie erstaunt, denn sie glaubten ja, ich fühle mich wohl in der Schule. Also musste ich zurück.«

»Verstehe. Wie ist es weitergegangen?«

»Wie das immer so läuft. Sie haben mich schikaniert. Einmal waren alle meine Schulblusen voller Tinte – die Lehrer dort haben sehr auf Sauberkeit geachtet –, ein andermal fehlten die Schnürsenkel in meinen Turnschuhen, oder in meinem Pult krabbelten Spinnen und andere Insekten herum … Kinderkram

eigentlich. Damit wollten sie mich in Schwierigkeiten bringen oder mir Angst machen.«

»Mit anderen Worten: Sie wurden gemobbt.«

»Ja. Ich bin noch mal weggelaufen, und als ich zurückgeschickt wurde, wusste ich, wenn ich dem Ganzen entkommen wollte, musste ich dafür sorgen, dass sie mich von der Schule verwiesen. In der neuen Schule habe ich die anderen gepiesackt, um selber nicht gemobbt zu werden. Ich ließ mir nichts mehr gefallen. Sie haben mich wieder rausgeworfen, diesmal wegen der schlimmen Dinge, die ich angestellt hatte, und obendrein bin ich durch die Prüfungen gerasselt. Also bin ich nach Paris, hab mir einen Job als Kellnerin gesucht und wurde schon ein paar Wochen später von einer Model-Agentin entdeckt. Der Rest ist bekannt.« Ich zuckte mit den Achseln.

Fi machte sich eifrig Notizen. An diesem Tag hatte sie mehr zu schreiben als in den gesamten vorhergehenden drei Wochen. Sie hob lächelnd den Blick.

»Danke für Ihr Vertrauen, Elektra. Ich wusste, dass da etwas war, das herausmusste. Es war mutig von Ihnen, mir davon zu erzählen. Wie fühlen Sie sich jetzt?«

»Im Moment hab ich nicht die geringste Ahnung.«

»Natürlich nicht. Sie sind eine intelligente Frau und erkennen selbst, dass dies die Ursache Ihres mangelnden Vertrauens ist. Eine Freundschaft mit jemandem aufzubauen und dann so enttäuscht zu werden … Egal, für heute ist es genug. Das war sehr gut, Elektra«, lobte sie mich, und wir standen auf. »Was mich noch interessieren würde: Was hat Sie dazu veranlasst, jetzt darüber zu reden?«

»Ein Gespräch mit jemandem hier in der Ranch. Bis morgen.«

Nachdem ich zur Beruhigung ein paar Runden im Sorgenlabyrinth gedreht hatte, kehrte ich ins Gebäude zurück, weil ich auf die Toilette musste. Als ich unser Zimmer erreichte, sah ich, dass Vanessa zurück war. Sie wirkte deutlich fitter als beim letzten Mal.

»Hi, wie geht’s?«, erkundigte ich mich.

»Beschissen. Sie haben mich zu schnell aus dem Entzug gelassen. Diese *putas* haben keine Ahnung. Denen kannst du nicht über den Weg trauen.«

Nach dem Gespräch mit Fi hatte ich nicht das Gefühl, dass es mir guttat, mich mit Vanessa zu unterhalten.

»Ich muss zur Pferdetherapie. Bis später.«

Wie schön es war, nach dem Gestank der vergifteten Erinnerungen den sauberen, natürlichen Geruch der Pferde einzuatmen! Mir fiel ein, dass eine meiner »kleinen Fluchten«, wie Ally sie nannte, auf dem Rücken eines Pferdes stattgefunden hatte. Ich hatte mir eines der Tiere aus dem Stall der Schule geschnappt, war darauf zu einem nahe gelegenen Bauernhof geritten und hatte dem Besitzer erklärt, wohin das Pferd zurückgebracht werden müsse. Dann war ich die etwa acht Kilometer nach Zürich zu Fuß gegangen oder besser gesagt gerannt, um dort den Zug nach Genf zu besteigen.

Hank trat mit einer Karotte in der Hand zu mir, um mir zu signalisieren, dass meine Zeit mit den Pferden zu Ende sei.

»Kann ich wirklich nicht ausreiten?«, fragte ich ihn. »Ich hätte Lust auf einen richtig schönen Galopp.«

»Hier jedenfalls nicht, Ma'am. Wie gesagt: Während Ihres Aufenthalts bei uns verstößt das gegen die Regeln. Aber ein Nachbar von mir hat eine Ranch. Sagen Sie doch den Leuten vom hiesigen Empfang, dass Sie eine geübte Reiterin sind und es gut für Ihre Psyche wäre.« Er zwinkerte mir zu.

»Danke, Superidee.«

Nach längeren Diskussionen stellte sich heraus, dass es hauptsächlich um Versicherungsfragen ging. Während der Zeit, die ich auf der Pferderanch verbrachte, musste ich für den Fall, dass ich mir beim Reiten den Hals brach, offiziell aus der Klinik auschecken und danach wieder einchecken. Das Prozesswesen in den Staaten war schon ein eigenes Thema, dachte ich, als ich, gestresst von den morgendlichen Verhandlungen, zum Mittagessen ging. In der Kantine setzte ich mich zu Lizzie und schaute mich nervös nach Miles um. Im Moment hatte ich keine Lust, mit ihm zu reden.

»Hallo, Elektra«, begrüßte Lizzie mich. »Du wirkst angespannt. Was ist los?«

»Ach, nichts. Eigentlich läuft alles bestens. Und bei dir?«

»Nicht so gut.« Lizzie schob seufzend eine Cocktailtomate auf

ihrem Teller herum.

»Warum?«

»Ich war gerade bei Fi, und …« Lizzie schluckte, sie hatte Tränen in den Augen. »Sie sagt, es wird Zeit, dass ich mich von hier verabschiede. Wir haben darüber gesprochen, dass ich mit meiner Esssucht Dinge kompensieren will, die mir im Leben zu fehlen scheinen. Sie findet, ich muss zurück in die reale Welt.«

»Okay. Sind das nicht gute Nachrichten?«

»Nein, kann ich nicht behaupten. Ich mag dich und die anderen in der Ranch. Ein paar Wochen lang werde ich zurechtkommen, aber dann passiert irgendetwas, und schon laufe ich wieder in die Bäckerei und kaufe mir jede Menge Donuts und Double-Chocolate-Chip-Muffins für meine Fressattacken.«

»Lizzie, du bist doch sonst nicht so negativ«, versuchte ich sie zu beruhigen. »Bestimmt freust du dich darauf, Chris zu zeigen, wie fantastisch du jetzt aussiehst, oder?«

»Elektra, wir wissen beide, dass das nicht stimmt. Ich hab mir das Gesicht mit den ganzen Operationen ruiniert und schau aus wie eine Vogelscheuche! Nur für *ihn*! Und was macht er? Wahrscheinlich liegt er mit einem seiner Flittchen im Bett!«

Lizzie brüllte so laut, dass die anderen Patienten in der Kantine verstummten. Sie ließ ihre Gabel klappernd auf den Teller fallen und rannte hinaus.

Ich blieb sitzen, weil ich nicht wusste, ob ich ihr nachlaufen sollte oder sie lieber allein sein wollte. Ich entschied mich für die erste Alternative. Das würde ihr zeigen, dass ich mir etwas aus ihr machte, auch wenn sie mich möglicherweise wegschickte. Zuerst suchte ich sie in unserem Zimmer, doch dort lümmelte nur Vanessa mit den Kopfhörern über den Ohren auf dem Bett. Ich ging hinaus in den Garten. Auf ihren Stilettos konnte sie nicht weit gekommen sein. Am Ende spürte ich sie in einer verschwiegenen Ecke des Gelassenheitsgartens auf, wo sie sich hinter einem riesigen Kaktus die Augen ausweinte.

»Lizzie, ich bin’s, Elektra. Darf ich mich zu dir setzen?«

Sie zuckte die Schultern. Ich deutete das als Ja. Letztlich hatte ich keine Ahnung, was ich zu ihr sagen sollte, weil ich gerade erst

lernte, wie man andere tröstete. – Wieder etwas, das ich auf meine immer umfangreicher werdende Liste der Dinge setzen würde, über die ich mit Fi reden musste. Also nahm ich einfach ihre Hand und hielt sie, bis aus ihrem Schluchzen ein Schluckauf wurde. Ihr sorgfältig aufgetragenes Make-up verlief unter den Tränen. Ich zog mein Kapuzenshirt aus und reichte es ihr, damit sie sich das Gesicht damit abwischen konnte.

»Danke, Elektra«, schniefte sie. »Du bist ein guter Mensch.«

»Das glaube ich nicht, aber trotzdem danke.«

»Doch, das bist du.« Sie putzte sich die Nase und sah mich mit einem wehmütigen Lächeln an. »Ich schau schrecklich aus, was?«

»Ja, schon«, antwortete ich ehrlich. »Was erwartest du, wenn du geheult hast?«

»Offen gestanden, habe ich Angst, in dieses große leere Mausoleum von Haus zurückzukehren, Abendessen für Chris zu kochen und dann um zehn einen Anruf von ihm zu kriegen, dass es spät wird und ich nicht auf ihn warten soll. Und wenn ich am Morgen aufwache, ist er schon wieder weg – wir haben getrennte Schlafzimmer, weißt du? Ich habe die Erfahrung gemacht, dass es möglich ist, mit jemandem unter einem Dach zu wohnen und diesem Menschen die ganze Woche nicht zu begegnen.«

Was sie erzählte, überraschte mich nicht.

»Äh, Lizzie?«

»Ja?«

»Hast du je daran gedacht, dich von ihm scheiden zu lassen?«

»Ja, natürlich. Besser gesagt, hat er mit dem Gedanken gespielt, aber nach kalifornischem Recht steht mir die Hälfte von allem zu, was ihm gehört, und er ist viel zu knickrig, um sich darauf einzulassen. Deswegen bin ich in dieser Farce von Ehe gefangen. Ich weiß über seine zahllosen Affären Bescheid, doch am meisten verletzt mich, dass er sich für mich schämt, Elektra. Er schämt sich für seine eigene Frau! Und ich liebe ihn trotzdem!«

»Bist du sicher? Ich bin ja keine Expertin, aber als eine Beziehung in die Brüche ging, habe ich in New York eine Therapie gemacht. Die Therapeutin hat mich gefragt, ob ich den Typen denn eigentlich mochte, und ich habe geantwortet, ich hasse ihn, und

gleichzeitig liebe ich ihn. Daraufhin hat sie mir erklärt, dass das eine ko-abhängige Beziehung ist.«

»Herzchen, den ganzen Mist hab ich im Lauf der Jahre mit unzähligen Therapeuten beredet. Hat mich eine Stange Geld gekostet und unendlich viele Papiertaschentücher. Trotzdem liebe ich ihn weiterhin, selbst wenn sie es anders nennen. Außerdem sind da noch die Kinder. Die wären am Boden zerstört, wenn ich mich von ihm trenne.«

»Deine Jüngste ist dreiundzwanzig, Lizzie. Sie wohnen ja nicht mal mehr daheim. Ich glaube nicht, dass irgendein Kind seine Eltern unglücklich sehen möchte.«

»Wenn sie da sind, spielen Chris und ich Theater und geben oscarreif die glückliche Familie. Sie wären schockiert, wenn sie die Wahrheit erführen.«

»Deine Kinder wissen sicher Bescheid. Wo denken die denn, dass du dich rumtreibst, wenn du hier bist?«

»Sie glauben, ich sei bei meiner besten Freundin in der Nähe von Tucson. Ich rufe sie jede Woche an und lüge ihnen vor, wie viel Spaß wir miteinander haben. Erbärmlich, was?«

Das dachte ich tatsächlich – schließlich waren ihre Kinder erwachsene Menschen –, sprach es aber natürlich nicht aus.

»Als Mutter will man seine Kinder wohl immer beschützen, egal, wie alt sie sind«, antwortete ich. Möglicherweise war ich gerade dabei, Taktgefühl zu lernen, das ich laut Aussage von Pa nicht besaß. Ich hatte ihm seinerzeit erklärt, »taktvoll« zu sein, erscheine mir wie eine Lüge.

»Ja. Sie sind das Einzige, worauf ich stolz bin.« Lizzie seufzte. »Ich sollte dich nicht mit meinem Scheiß behelligen. Du hast selbst genug an der Backe.«

»Hey, du bist meine Freundin, Lizzie. Und Freunde helfen einander, schon vergessen?«

»Ich habe nicht viele Freunde. Jedenfalls keine, denen ich vertrauen kann.«

»Ich auch nicht.«

»Ich wäre stolz, dich meine Freundin nennen zu dürfen.« Lizzie streckte mir die Hand hin, und ich ergriff sie.

»Ganz meinerseits.«

Zum zweiten Mal an jenem Tag schnürte es mir die Kehle zu. Ich weinte nicht oft, doch diese Situation rührte sogar mich. Wir standen auf und kehrten gemeinsam zur Ranch zurück. In der Ferne sah ich Hank, der sich in Richtung Ställe bewegte.

Da kam mir eine Idee.

»Sag mal, Lizzie, kannst du reiten?«

»Ja! Mit dreizehn war ich Pony-Club-Champion in meinem County.«

»Und wann kommst du hier raus?«

»Am Samstag.«

»Wie wär's, wenn ich für uns beide einen Ritt durch die Wüste organisiere, bevor du nach Kalifornien zurückfährst?«

Lizzie strahlte. »Eine größere Freude könntest du mir kaum machen.«

* * *

Nach den emotionalen Turbulenzen dieses Tages schlief ich tief und fest und wachte bei Sonnenaufgang auf. Lizzie saß im Bademantel auf ihrem Bett und trank Kaffee.

»Guten Morgen.« Ich gähnte. »Du bist früh auf.«

»Wie konntest du einfach so durchschlafen?« Sie deutete auf die leise schnarchende Vanessa. »Sie hatte schreckliche Albträume. Jedes Mal wenn ich eingedöst bin, hat sie mich mit ihrem Geschrei aufgeweckt. Am Ende bin ich aufgestanden. Jetzt schlummert sie friedlich. Die Arme, sie ist traumatisiert.«

»Hab nicht das Geringste mitgekriegt«, sagte ich, schlüpfte in ein Oberteil, Shorts und Laufschuhe. »Ich geh joggen. Wir sehen uns beim Gebet.«

Ich wollte vor Miles auf dem Pfad sein und meine drei Runden absolvieren. Als ich losrannte, ärgerte ich mich darüber, dass er die Ruhe meiner Morgenläufe störte. Später, ich war bereits am Wasserspender, tauchte er am Start des Pfades auf.

»Guten Morgen, Elektra«, begrüßte er mich.

»Guten Morgen.«

»Gehst du mir aus dem Weg?«

»Möglich.«

»Ich habe dir doch gestern gesagt, dass es mir leidtut. Muss ich mich noch mal entschuldigen?«

»Nein …« Ich wandte mich ihm zu. »Eigentlich sollte ich mich eher bei dir bedanken.«

»Bei mir bedanken?«

»Ja. Nach unserem Gespräch ist es mir endlich gelungen, ein paar Dinge loszuwerden, die herausmussten.«

»Okay. Dann vertragen wir uns wieder?«

»Ja.«

»Warum gehst du mir nun aus dem Weg?«

»Ich … muss mir noch über ein paar Sachen klar werden.«

»Aha. Und ich soll dir nichts einflüstern, was das komplizierter machen könnte?«

»Ja, so ähnlich.«

»Dann lasse ich dich lieber in Ruhe.«

Als er sich von mir ab- und dem Pfad zuwandte, fluchte ich leise. Dieses Gespräch mit ihm gehörte zu den unangenehmsten, die ich je hatte führen müssen, und ich wusste nicht, warum ich in seiner Gesellschaft immer so verlegen wurde.

Nach dem Frühstück und den Gebeten suchte ich Fi auf.

»Guten Morgen, Elektra. Wie fühlen Sie sich heute?«

»Leichter«, antwortete ich. Und das stimmte.

»Wunderbar. Wollen Sie weiter über das Thema vom letzten Mal reden?«

»Ich bin … verwirrt.«

»Worüber?«

»Ich habe hier jemanden kennengelernt. Er ist schwarz wie ich und hat sich neulich Abend mit mir über Vorurteile unterhalten. Es könnte sein, dass die Mädchen damals so gemein zu mir waren, weil ich schwarz bin.«

»Der Gedanke ist Ihnen zuvor nie gekommen?«

»Nein, ehrlich nicht. Vielleicht halten Sie mich jetzt für naiv,

aber so bin ich nun mal: Elektra, das Supermodel.«

»Genau. Meinen Sie, Ihre Persönlichkeit definiert sich in irgendeiner Weise über Ihre ethnische Zugehörigkeit?«

»Nein, doch beim Joggen heute Morgen ist mir aufgegangen, dass manche Menschen andere möglicherweise aufgrund ihrer Hautfarbe definieren.« Ich sah sie an. »Glauben Sie, das ist so?«

»Natürlich. Wir sind Gesellschaftswesen. Die Aufgeklärteren entwickeln sich weiter, aber …«

»… viele können das nicht.« Ich seufzte. »Ich leide nicht unter meiner Hautfarbe. Mein Gesicht und mein Körper sind die Ursache meines Ruhms, nicht meines Ruins.«

»Elektra, ist Ihnen nicht klar, dass auch Sie leiden?«

»Wieso?«

»Wegen der Dinge, die in der Schule mit Ihnen geschehen sind. Egal, aus welchen Gründen: Dieses Ereignis hat den Verlauf Ihres Lebens seither geprägt. Erkennen Sie das?«

»Ja, vermutlich. Das hat dafür gesorgt, dass ich keinem vertraue, und …«

»Weiter«, ermutigte Fi mich.

»Und wenn man das Vertrauen in die Menschen verliert, fühlt man sich allein. Ich fühle mich seit damals allein. Ja.« Ich nickte nachdenklich.

»Vor ein paar Tagen haben wir uns darüber unterhalten, dass niemand eine Insel ist. Und genau dort befanden Sie sich, auf Ihrer Insel. Wie fühlen Sie sich jetzt?«

»Besser.« Ich zuckte mit den Achseln. »Weniger allein. Ich glaube, ich habe hier eine Freundin gewonnen. Eine echte Freundin.«

»Großartig, Elektra. Fühlen Sie sich wohl bei dem Gedanken, diese Freundin auf Ihrer Insel zu haben?«

»Ja.« Ich dachte daran, wie Lizzie mir tags zuvor die Hand hingestreckt hatte. »Ich bin richtig wütend, weil ich es zugelassen habe, dass diese Mädchen mich daran hinderten, meinen Schulabschluss zu machen. Pa hätte stolz auf mich sein können.«

»Glauben Sie denn nicht, dass er auch Ihres Erfolgs als Model wegen auf Sie stolz war?«

»Das hat er zumindest behauptet. Aber ich hatte einfach Glück. Ich bin mit diesem Gesicht und diesem Körper zur Welt gekommen. Um in einer Werbekampagne zu glänzen, ist nicht viel Grips nötig, oder?«

»Mir haben schon etliche bekannte Models gegenübergesessen. Viele sagen das Gleiche wie Sie. Es scheint ein anstrengender Beruf zu sein. Überdies wird man in sehr jungen Jahren berühmt. Sie haben mehrfach erwähnt, Sie hätten das Gefühl, Ihren Vater enttäuscht zu haben. Liegt das daran, dass Sie sich auf einer gewissen Ebene für das, was Sie tun, schämen?«

»Möglich. Ich möchte von niemandem – am allerwenigsten von Pa – für dumm gehalten werden. Vor dem Internat und vor der … Sache bin ich eine richtig gute Schülerin gewesen. Nun kann ich Pa nicht mehr erklären, warum sich alles geändert hat, denn er lebt nicht mehr.«

»Sind Sie deswegen wütend?«

»Sie meinen, ob ich wütend bin, weil er tot ist? Ja, ich denke schon. Wir sind in den letzten Jahren nicht sonderlich gut miteinander zurechtgekommen. Ich war nicht oft zu Hause.«

»Sie sind ihm aus dem Weg gegangen?«

»Ja. Bei unserem letzten Treffen in New York war ich … nicht gut drauf. Abgesehen von seinem Blick, als wir uns verabschiedet haben, weiß ich nicht mehr viel. Er wirkte zutiefst enttäuscht. Und ein paar Wochen später war er tot.«

»Sie sagten, er sei letzten Sommer gestorben, also zu der Zeit, als Ihr Alkohol- und Drogenkonsum sich drastisch erhöht hat. Glauben Sie, da besteht ein Zusammenhang?«

»Mit Sicherheit. Ich wollte nicht traurig sein über seinen Tod – Wut war besser.« Ich spürte, wie sich mir die Kehle zuschnürte. »Er fehlt mir, er fehlt mir so sehr. O Scheiße!« Noch einmal jede Menge Taschentücher. »Er war der Mensch, bei dem ich wirklich das Gefühl hatte, dass er mich liebt. Auch wenn wir uns gestritten haben, war er für mich da, und … jetzt ist er weg und hat eine Riesenlücke hinterlassen. Ich kann ihm nicht mehr sagen, dass ich ihn liebe, dass ich hier bin in der Therapie, und …«

»Elektra, es tut mir so leid für Sie.« Auch Fis Augen wurden

feucht, und ich begann zu schluchzen.

»Meine Schwestern haben sehr um ihn getrauert. Ich hatte das Gefühl, dass sie meinten, größeren Anspruch auf ihn zu haben als ich, weil wir uns so oft gestritten hatten und ich nie da war. Wieder bin ich mir ausgeschlossen vorgekommen.«

»Ihre Beziehung zu Ihren Schwestern ist ein weiterer Punkt, den wir bearbeiten könnten.«

Ich nickte. »Ja, warum nicht? Nun kommt alles auf den Tisch.« Ich zuckte die Schultern, putzte mir die Nase.

»Sie sollten überlegen, ob eine Beziehung besteht zwischen dem Verhältnis, das Sie zu Ihren Schwestern hatten, und Ihrem Wunsch, dieser festgefügten Gruppe von Mädchen im Internat nahe zu sein. Sie hätten sich ja auch ein einzelnes Mädchen als beste Freundin aussuchen können. Doch Sie waren gewöhnt, Teil einer Gruppe zu sein.«

»Hey, so habe ich das noch nie gesehen. Ja, Sie könnten recht haben.«

»Das natürliche Band, das in Ihrer Kindheit mit Ihren Schwestern bestand, könnte Ihre Erwartungen an die neue Gruppe, der Sie sich anschließen wollten, unrealistisch gemacht haben.«

»Sie meinen, ich erwartete von ihnen, dass sie mich lieben und akzeptieren, weil meine Schwestern das taten? Und erkannte deswegen nicht, wie sie wirklich waren?«

»Vielleicht. Denken Sie darüber nach, das reicht dann wirklich für heute«, sagte Fi mit einem Blick auf die Uhr. Zu meiner Verwunderung stellte ich fest, dass wir drei Minuten überzogen hatten. »Bis morgen, Elektra. Sie machen große Fortschritte.« Fi erhob sich und umarmte mich. »Wirklich, ich bin stolz auf Sie.«

»Danke.« Ich verließ das Zimmer, bevor ich noch einmal losheulen konnte.

# XX

»Du wirst mir schrecklich fehlen, Elektra«, bemerkte Lizzie, als wir am Samstag die Ranch auf der Wüstenstraße verließen. Für mich war es das erste Mal seit meiner Ankunft dort vier Wochen zuvor.

»Hey, wir haben noch einen ganzen Tag miteinander, ja?«

»Ja, ich muss sehen, dass ich mich darüber freue«, pflichtete Lizzie mir bei. »Ich komme mir vor wie eine von diesen beiden Frauen in dem Film – wie hieß der gleich noch mal? *Thelma & Louise*, oder? Hast du den gesehen?«

»Kann sein. Überfallen die nicht ein paar Läden und fahren dann mit dem Wagen über ’ne Klippe?«

»Ja, genau der.« Lizzie kicherte. »Keine Sorge. Unser kleines Abenteuer wird hoffentlich nicht so enden, obwohl es sich ein bisschen so anfühlt, als würdest du den großen Ausbruch wagen.«

»Schon verrückt, dass ich einen Tag lang auschecken muss, damit ich sie nicht verklagen kann, wenn ich vom Pferd falle!« Ich lachte.

»Du gehst doch zurück, oder?«

»Klar. Ich bin noch nicht fertig, auch wenn ich mit großen Schritten vorankomme.«

»Ich wünsche dir, dass du anders als ich den richtigen Zeitpunkt findest. Mich mussten sie ja rauswerfen. Orte wie dieser können nicht nur Süchtige süchtig machen.«

»Für mich sind es die Ranch und diese Gegend!« Ich breitete die Arme aus. »Hier fühle ich mich frei!«

»Ich auch! Los geht’s!« Lizzie drückte das Gaspedal durch, und wir schossen mit dem Mercedes-Cabrio durch die unglaubliche Landschaft von Arizona. Die Luft flirrte vor Hitze, in der orangefarbenen Erde wuchsen hohe Kakteen, die die Arme zum blauen Himmel reckten. In den kargen grünen Büschen, die sich im Wüstensand festkrallten, leuchteten goldene Blüten, und hin und

wieder sah ich ein Kaninchen vor uns fliehen. Ich hatte mir Wüsten immer leer vorgestellt, doch in dieser wimmelte es von buntem Leben.

»Der rote Staub und die weiten offenen Flächen lassen mich an Afrika denken«, sagte Lizzie. »Bist du schon mal dort gewesen?«

»Nein.«

Während der Fahrt fielen mir wieder einmal Stella und die Geschichte ein, deren Anfang sie mir erzählt hatte. Die Story von Cecily, die nach Kenia geflohen war, weil ihr Verlobter sie sitzengelassen hatte. Ich wusste nicht, was sie mit der meinen zu tun hatte, vermutete aber, dass eine Verbindung bestand und ich ursprünglich aus Afrika stammte. Wahrscheinlich gefiel es mir deshalb in Arizona so gut, das nach Lizzies Aussage Afrika ähnelte.

»Elektra? Wo lang?«

»Sorry, ich war mit den Gedanken woanders.« Ich warf einen Blick auf den kleinen Plan, den Hank für mich gezeichnet hatte. »Wir sind gerade an Tucson vorbei. An dem Schild zum Mountain Park biegen wir dann rechts ab.«

Wenige Minuten später tauchte das Schild vor uns auf, und wir verließen den Highway in Richtung Berge. Kurz darauf sahen wir ein weiteres Schild mit der Aufschrift »Hacienda Orchídea« und holperten einen schmalen Feldweg entlang, der ins Nirgendwo zu führen schien.

»Das ist nicht der richtige Wagen für diese Gegend«, stellte Lizzie fest, als das Cabrio über die Schlaglöcher rumpelte. »Bist du sicher, dass wir auf dem richtigen Weg sind?«

»Ja, schau!« Ich deutete zwischen zwei hohen Kakteen hindurch auf ein Pferd, das auf einem abgegrenzten Feld graste. Nicht weit dahinter kam ein Gebäude mit niedrigem Dach in Sicht.

Lizzie hielt davor, und wir stiegen aus dem Mercedes.

»Hoffentlich sind die Pferde fit. Ich weiß nicht, ob diese Kiste noch bis L. A. durchhält. Wenn nicht, muss ich nach Hause reiten«, scherzte Lizzie.

Da es keine Schilder gab, die uns verraten hätten, wohin wir uns wenden sollten, stiegen wir die Stufen zu einer breiten Veranda hinauf, die durch ein riesiges Dach vor der Sonne geschützt wurde

und auf der große türkisfarbene Pflanzkübel mit Oleander sowie ein rustikaler Tisch und Stühle aus Holz standen. Beim Anblick der Wüstenebene vor den Bergen kam mir unwillkürlich in den Sinn, wie ich an lauen Abenden in aller Ruhe auf dieser Veranda essen könnte.

»Hallo!« Ein Mann öffnete die Tür, bevor Lizzie die Hand heben konnte, um zu klopfen. »Sind Sie die Freundinnen von Hank?«

Waren alle Männer in Arizona groß und attraktiv? Der hier wirkte mit seiner dunklen Haut, den braunen Augen und den glänzenden tiefschwarzen Haaren wie ein Latino. »Ja.«

»Willkommen auf der Hacienda Orchídea.« Er streckte uns die Hand hin. »Ich bin Manuel. Möchten Sie etwas Kaltes zu trinken, bevor ich Sie zu den Ställen führe?«, fragte er und ließ uns hinein. Drinnen war es dank der Klimaanlage einige Grade kühler als draußen.

»Danke«, antwortete Lizzie, und ich schaute mich um.

Mit meiner Vorstellung von einer Ranchhütte, in der es nach Pferden und Hunden roch, hätte ich nicht weiter danebenliegen können. Ich stand in einem luftigen viereckigen Raum mit zwei Glaswänden, durch die sich ein fantastischer Ausblick auf die Berge hinter dem Haus eröffnete. Rund um das Gebäude wuchsen bunte einheimische Pflanzen, in der Ferne erkannte ich weitere Pferde auf einer Koppel.

Der Boden bestand aus rötlichem Holz, und in der Mitte erhob sich ein mächtiger Kamin mit großen, gemütlichen Sofas zu beiden Seiten. Außerdem sah ich einen Küchenbereich mit glatten, glänzenden Oberflächen, die mich an meine Wohnung in New York erinnerten.

»Wow, ist das toll hier!«, rief ich aus, als Manuel Wasser und Eis aus dem Kühlschrank in zwei Gläser gab.

»Freut mich, dass es Ihnen gefällt.« Er lächelte. »Meine Frau hat alles entworfen. Sie ist begabt, *sí*?«

»Ja, sehr«, antwortete Lizzie und trat zu mir ans Panoramafenster, um den Blick auf die Berge zu genießen. Jenseits der Küche befand sich eine weitere große Veranda, zu der Manuel nun die Glastür öffnete. Er signalisierte uns, dass wir ihm folgen

sollten. Auch diese Veranda lag im Schatten eines tief herabhängenden Dachs. Als wir uns an einen Holztisch setzten, der wirkte, als wäre er ganz aus einem uralten Baumstamm geschreinert, hörte ich im Hintergrund Wasser plätschern.

»Gibt es hier irgendwo einen Bach?«, erkundigte ich mich.

»Nein. Meine Frau meint, wenn man Wasser hört, ist einem automatisch kühler. Also haben wir den anlegen lassen.« Manuel deutete auf einen rechteckigen, mit Stein ausgekleideten Weiher, in dem große Kois schwammen. Rundherum blühten Hibiskus und Oleander. Dies war einer der hübschesten Orte, die ich kannte.

Als ich das Wasserglas an die Lippen hob und das Klirren des Eises darin hörte, begann ich mich mit jeder Faser meines Körpers nach einem Wodka zu sehnen. Dies war mein erster gesellschaftlicher Kontakt außerhalb der Ranch; dass der hart werden würde, hatte ich gewusst.

Ich holte tief Luft und nahm mir eine Handvoll von den Chips, die Manuel auf den Tisch gestellt hatte. Zum Glück schmeckten sie leicht scharf, denn würzige Speisen halfen, meine Gelüste zu lindern. Während ich sie in den Mund schob, hoffte ich, nicht in ein paar Monaten wieder in der Ranch zu landen, diesmal wegen Esssucht wie Lizzie.

»Was für ein schöner Ort«, bemerkte Lizzie. »Wie haben Sie ihn entdeckt, Manuel?«

»Die Ranch gehörte meinem Vater und vor ihm seinem Vater. Er ist vor zwei Jahren gestorben. Ich habe sie geerbt. Mein Vater hatte vor seinem Tod viel Land verkauft. Das, was übrig ist, reicht nicht, um tatsächlich eine Farm zu betreiben. Meine Frau Sammi und ich haben unsere gesamten Ersparnisse reingesteckt und das Ganze zu einem Privatdomizil für jemanden umgestaltet, der sich ein paar Pferde halten möchte. Wegen der Finanzkrise haben wir leider noch keinen Käufer gefunden.«

»Sie steht zum Verkauf?«, erkundigte ich mich.

»*Sí, señorita*. Sammi und ich wohnen in der Stadt. Sie ist Inneneinrichterin, und ich arbeite im Bauwesen«, erklärte er. »Okay, bereit für einen Ausritt?«

»Ja.« Ich sprang sofort auf, weil meine Gelüste nach Alkohol

inzwischen fast übermächtig waren.

»Wow, wow, wow«, murmelte Lizzie, als wir Manuel zu dem neu errichteten Stall folgten. »Ein magischer Ort. Hier könnte ich glatt leben, du nicht?«, fragte sie mich.

Ich nickte, obwohl meine Gedanken um eine Flasche Grey Goose kreisten.

»Alles in Ordnung?« Lizzie sah mich besorgt an.

»Ja, wird schon.«

Sie nahm meine Hand und drückte sie. »Ein Tag nach dem anderen. Der erste Ausflug in die Außenwelt ist immer der schlimmste. Du schlägst dich gut«, flüsterte sie mir zu.

Im Stall reichte Manuel uns Stiefel und Reiterkappen.

»Sie führen die Ranch also nicht als Reiterhof?«, erkundigte ich mich.

»Nein, aber an den Wochenenden komme ich gern selbst zum Reiten heraus.«

»Das geht doch nicht mehr, wenn die Ranch verkauft ist, oder?«, meinte Lizzie.

»Wir behalten genug Land, und den Schuppen dahinten wollen wir für uns renovieren.« Manuel deutete auf ein heruntergekommenes Gebäude in etwa hundert Metern Entfernung. »Wir warten, bis das große Haus verkauft ist. Dann haben wir genug Geld dafür.« Er setzte seinen Hut auf. »Hank meint, Sie können beide gut reiten.«

»Von mir möchte ich das nicht behaupten.« Lizzie verdrehte die Augen. »Ich bin fast dreißig Jahre auf keinem Pferd mehr gesessen.«

»Dann gebe ich Ihnen Jenny, ein ausgesprochen sanftmütiges Tier. Und Sie, Elektra?«

»Bei mir ist’s ähnlich wie bei Lizzie, aber ich war zwischendrin mal reiten.«

»Soso.« Lizzie streckte mir anzüglich grinsend die Zunge heraus.

Manuel führte Jenny aus dem Stall und gab Lizzie die Zügel.

»Wie wär’s mit Hector für Sie?« Manuel zeigte mir ein riesiges schwarzes Pferd, das unruhig in seiner Box tänzelte.

»Ich versuch’s«, sagte ich.

»Ein gutes Pferd, wenn man ihm zeigt, wer der Boss ist. Sie machen den Eindruck, als würden Sie gern den Ton angeben.«

»Tatsächlich?«

»*Sí*, wie meine Sammi, die ist bei uns auch der Boss«, erklärte Manuel und brachte Hector aus dem Stall. »Steigen Sie auf.«

Wir trabten hinter ihm aus dem Hof. Hector warf laut wiehernd den Kopf hin und her, während ich die richtige Sitzhaltung zu finden suchte.

»Erst mal langsam, dann sehen wir weiter«, schlug Manuel vor, der neben uns hielt.

Als Lizzie uns voranritt, stellte ich bewundernd fest, wie elegant sie sich mit dem Pferd bewegte.

»Kommt sie aus England, Ihre Freundin?«

»Ja.«

»Das sehe ich an der Art, wie sie im Sattel sitzt.«

»Wogegen ich wie ein nasser Sack draufhocke, ich weiß.« Ich bemühte mich, Hector zu bändigen.

»Sobald wir starten, beruhigt er sich. Er läuft gern schnell.«

Es dauerte eine gute Viertelstunde, bis ich mich an Hector gewöhnt hatte. Dann gab Manuel mir ein Zeichen.

»Jetzt kann’s losgehen.«

* * *

Zwei Stunden später kehrten wir zurück, von oben bis unten mit rotem Staub bedeckt, den ich auch auf meinen Lippen spürte. Ich war euphorisch. Nach anfänglichem leichtem Trab hatte ich gemerkt, wie Hectors Motor auf Touren kam. Ich hatte zu Manuel hinübergeschaut, der nickte. Offenbar vertraute er meinen reiterischen Fähigkeiten. Daraufhin hatte ich Hector freien Lauf gelassen. Als wir über die Ebene flogen, hatte mich ein Glücksgefühl durchströmt. Ich war frei und besaß trotzdem die Kontrolle – es war einfach unglaublich.

»Hat’s dir Spaß gemacht?«, fragte Lizzie, sobald Manuel und ich den Hof erreichten. Lizzie war bereits zwanzig Minuten vor uns umgekehrt.

»Wow, Lizzie, das war so was von toll!« Ich stieg ab. »Tut mir leid, wenn wir zu schnell waren.«

»Kein Problem, ich habe euch gern zugeschaut. In England waren wir eher gemächlich unterwegs. Du bist ein Naturtalent, nicht wahr, Manuel?«

»Ja.« Manuel lächelte. »Jetzt genehmigen wir uns ein kühles Bierchen.«

Nachdem Lizzie und ich in dem großen modernen Bad den Staub von unseren Gesichtern gewaschen (und dreist in das prächtige Schlafzimmer mit Blick auf die Berge und das kleine Erfrischungsbecken auf der Terrasse davor geschaut) hatten, setzten wir uns zu Manuel auf die Veranda.

Er hatte seine Flasche bereits halb geleert. Auf dem Tisch standen zwei weitere, daneben ein Krug mit Wasser.

»Wollen Sie eins?« Er deutete auf die Flaschen.

»Danke.« Lizzie nahm eine.

»Äh …« Ich schluckte. »Nein, danke. Ich bleibe beim Wasser.«

Lizzie bedachte mich mit einem anerkennenden Blick, als ich mir aus dem Krug einschenkte. Wenn ich in mein altes Leben zurückkehrte, musste ich mich daran gewöhnen, dass die Leute um mich herum Alkohol tranken. Zum Glück wurde mir hier ein sanfter Einstieg geboten, denn Bier mochte ich nicht besonders. Ich lauschte Lizzie und Manuel, die sich unterhielten, während ich tief ein- und ausatmend den leichten Wind aus der Wüste genoss.

»Ladys, tut mir leid, ich muss los«, verkündete Manuel schließlich. »Sammi und ich haben heute Abend ein paar Leute bei uns in der Stadt zum Essen eingeladen.«

»Herzlichen Dank für den schönen Tag.« Lizzie leerte ihr Bier. »Dieses Haus ist einfach wundervoll. Ich würde Ihnen wünschen, dass Sie es bald verkaufen können«, fügte sie hinzu, während wir zur Tür gingen.

»Das hoffen wir. Wir haben einen Kredit aufgenommen, als das noch leicht war, und jetzt … tja.« Er schüttelte uns die Hand. »Hat

mich gefreut, Sie kennenzulernen.«

»Das Vergnügen war ganz meinerseits.« Lizzie stieg die Stufen hinunter.

»Könnte ich wiederkommen?«, fragte ich.

Manuel schloss zu und schlenderte zu seinem Jeep, der neben Lizzies Wagen stand.

»Natürlich. Am Wochenende bin ich immer hier.«

»Können Sie mir Ihre Handynummer geben?«

»Fragen Sie Hank, der hat sie. *Hasta luego*, Elektra, Lizzie.«

Wir folgten Manuels Jeep zurück in die Stadt. Als die Sonne sich für die Nacht zurückzog, färbte sich der Wüstenhimmel langsam in Magenta- und Lilatönen.

»Ich glaube, ich brauche so einen Wagen«, bemerkte ich, als Manuel einen Arm aus dem Fenster streckte und sich mit einem Winken von uns verabschiedete, bevor er nach rechts abbog und wir geradeaus weiterfuhren.

»Wozu?«, fragte Lizzie.

»Um damit in die Stadt und wieder heraus zu kommen. In der Ranch muss ich gleich meinen Steuerberater anrufen.«

»Warum?«

Ich wandte mich ihr lächelnd zu.

»Weil ich dieses Haus kaufen werde.«

* * *

Da Samstag war, hatten keine Therapeuten Dienst, und weil die meisten Patienten an einem Gruppenausflug ins örtliche Kino teilnahmen, war es in der Ranch herrlich ruhig. Bislang hatten mir die therapiesitzungsfreien Wochenenden immer am besten gefallen, doch an diesem Abend ertappte ich mich dabei, wie ich mir wünschte, Fi oder auch jemand anders von meinem tollen Tag erzählen zu können. Nach dem Essen in der fast leeren Kantine kehrte ich in unser Zimmer zurück, um weiter an meinen Entschuldigungsbriefen zu schreiben. Auch meine Agentin Susie

und Mariam sollten einen bekommen, das hatte ich beschlossen.

Vanessa lag mit den Kopfhörern über den Ohren auf ihrem Bett und starrte wie üblich zur Decke hoch. Nach meinem tränenreichen Abschied von Lizzie hatte ich sie mit Miles im Gelassenheitsgarten gesehen. Nun setzte ich mich auf meinen Stuhl und nahm Papier, Stift und Umschläge aus der Schreibtischschublade.

»Wo warst du heute?«, fragte Vanessa, die nur selten den Mund aufmachte, zu meiner Überraschung und nahm die Kopfhörer ab.

»Beim Reiten.«

»Die haben dich hier rausgelassen? Allein?«

»Ich war mit Lizzie unterwegs. Die Ranch ist kein Gefängnis, weißt du?«, erinnerte ich sie. »Wenn wir wollen, können wir jederzeit hinaus.«

»Würd ich gern, aber ich kann nirgendwohin.«

»Du bist obdachlos?«

»Nein, kann trotzdem nicht zurück. Er würd mich umbringen.«

»Wer ist er?«

»Mein Typ, Tyler, eine miese Ratte. Bist du schon mal von ’nem Kerl verprügelt worden?«

»Nein.«

»Glück gehabt.«

»Und was willst du machen?«

Vanessa zuckte mit den Achseln. »Miles sagt, er hilft mir, ’ne Bleibe in der Stadt und ’nen Job zu finden. Ich hab keinen Highschool-Abschluss, und auf dem zweiten Bildungsweg schaff ich den auch nicht.«

»Miles?«

»Ja. Der hat mich von der Straße aufgesammelt und hergebracht. Er zahlt für alles. Deswegen ist er aber noch lange nicht mein persönlicher Jesus«, murmelte sie.

»Aha.« Dieses Mädchen war mir ein Rätsel. »Läuft’s jetzt besser mit dem Entzug?«

»Ja, die pumpen mich mit Stoff voll, damit ich vom Stoff loskomme!« So etwas wie ein Lächeln trat auf Vanessas Gesicht. »Aber sobald ich in der Stadt bin, fang ich wieder damit an, das ist

klar.«

»Wenn Miles sagt, er kann dir einen Job und eine Bleibe verschaffen, musst du ihm das glauben.«

Vanessa gab ein missbilligendes Geräusch von sich und setzte die Kopfhörer auf.

Ich legte Papier und Stift zurück in die Schublade und verließ unser Zimmer, um frische Luft zu schnappen. *Nie bin ich mir mehr wie eine privilegierte Prinzessin vorgekommen als in diesem Moment*, dachte ich, als ich mich im Gelassenheitsgarten auf eine Bank setzte. Und schlimmer noch: Ich war mir des Drogenhandels und der Prostitution durchaus bewusst, die im Hintergrund meines Alltags in New York abliefen. Doch bisher waren sie eben nur im Hintergrund gewesen.

»Hallo«, hörte ich eine vertraute Stimme von der Bank hinter dem Brunnen. »Wir sollten uns nicht immer heimlich treffen, sonst beginnen die Leute zu tuscheln.«

»Hi, Miles.« Es freute mich, dass er sich neben mir niederließ.

»Ein Vögelchen hat mir gezwitschert, dass du dir heute eine kleine Flucht gegönnt hast.«

»Ja. Ich war beim Reiten. War klasse.«

»Freut mich für dich. Wir alle müssen Dinge finden, die das Leben lebenswert machen.«

»Ich wusste nicht, dass du Vanessa finanziell unterstützt.«

»Weil genauso gut ich in der Gosse hätte landen können. Zum Glück hatte ich Leute, die mir halfen, eine Familie. Sie hat niemanden.«

»Sie behauptet, sie kann nicht dorthin zurück, wo sie gelebt hat, und du willst ihr eine Bleibe und einen Job besorgen.«

»Eine Bleibe, vielleicht in einem Rehabilitationszentrum oder einem Hostel, und irgendeine schlecht bezahlte Tätigkeit finde ich bestimmt für sie. Doch das ist keine Garantie dafür, dass sie nicht in ihr altes Leben zurückkehrt.« Miles seufzte. »Sie muss es selbst schaffen wollen.«

»Wenn erst mal der ganze Mist aus ihrem Körper und ihrem Hirn raus ist, schlägt möglicherweise die Therapie an.«

»Mag sein. Allerdings ist mir klar geworden, dass es ihr nicht

hilft, wenn sie gebildeten, privilegierten Leuten zuhört, die nicht die geringste Ahnung von ihrem Leben haben. Ich arbeite ehrenamtlich für ein Beratungszentrum in Manhattan, stehe jungen Leuten in Schwierigkeiten juristisch bei und versuche, sie wenn möglich aus dem Knast herauszuhalten. Da draußen ist eine Drogenepidemie im Gange; das Suchtproblem betrifft sämtliche Hautfarben und Glaubensrichtungen.«

»Kann ich helfen?«, sprudelte es aus mir heraus. »Ich würde gern etwas tun. Gerade erst ist mir bewusst geworden, wie oft ich Sendungen darüber im Fernsehen gesehen habe, aber …«

»… man beschäftigt sich erst wirklich damit, wenn es einen persönlich betrifft«, führte Miles den Satz für mich zu Ende.

»Genau. Ich verwöhntes Gör suhle mich hier in Selbstmitleid, und …«

»Sei nicht so streng mit dir, Elektra. Du bist nicht viel älter als Vanessa und lebst in einer anderen Welt als sie. Es ist nicht deine Schuld.«

»Nun, da ich in Kontakt mit der ihren gekommen bin, möchte ich helfen.« Als ich an Vanessas Gesicht und ihre glanzlosen Augen dachte, rieb ich mir die Stirn. »Wenn ich sie anschaue, habe ich den Eindruck, dass ihre Seele tot ist, als hätte sie keine …«

»… Hoffnung. Genau die versuche ich den Kids zu vermitteln, mit denen ich arbeite. Den Glauben, dass es sich lohnt weiterzukämpfen, weil die Zukunft sich irgendwann besser gestaltet. Den Willen, nicht aufzugeben. Das ist das Schwierigste überhaupt, sich immer weiter zu bemühen.«

»Ich hab vorhin über die Zwölf Schritte nachgedacht. Da geht's ja um Gott und darum, dass er uns hilft und unsere Seelen rettet und so. Warum kriegen manche von ihm ein richtiges Scheißleben und andere einfach alles?«

»Weil wir auf Erden für unsere Sünden büßen, bevor wir in Sein Himmelreich eingehen.«

»Also ist es da oben besser als hier unten?«

»Ja, Ma'am.«

»Warum bringst du dich dann nicht auf der Stelle um?«

»Ach, Elektra.« Miles schmunzelte. »Weil wir auf Erden eine

Aufgabe haben, die Er uns gestellt hat, wie die auch immer beschaffen sein mag. Wenn du in dein Herz blickst und um Erleuchtung betest, findest du heraus, wie die deine aussieht. Bei mir war es so.«

Ich drehte mich ihm zu. »Du bist gläubig?«

»Ja. Vor vielen Jahren hat Jesus mich errettet, und jetzt verrichte ich Sein Werk auf Erden. Oder versuche es zumindest.«

»Oh.« Eine Weile saß ich stumm in der Dunkelheit, weil ich nicht wusste, was ich darauf sagen sollte. Ich war noch nie zuvor einem gläubigen Christen begegnet. Für mich besaß die Bibel etwa den gleichen Stellenwert wie Märchen und griechische Sagen.

Ich räusperte mich. »Ich würde wirklich gern helfen. Heute muss ich sowieso meinen Steuerberater anrufen, der sich um solche Sachen kümmert. Dann frage ich ihn, was ich anbieten kann. Ich denke, ich bin ziemlich wohlhabend.«

Miles sah mich erstaunt an. »Soll das heißen, du weißt nicht, wie viel Geld du besitzt?«

»Ja. Ich wohne in einem sehr schönen Apartment und muss beim Shoppen nicht auf den Cent schauen. Die meisten Klamotten bekomme ich sowieso gratis von den Designern. Ansonsten brauche ich nicht viel – abgesehen natürlich von Drogen und Alkohol. Doch jetzt will ich etwas.« Der Gedanke daran zauberte ein Lächeln auf meine Lippen.

»Entschuldige, Elektra, ich will mich ja nicht einmischen, aber findest du nicht, du solltest einen Überblick über deine Finanzen haben? In der Hinsicht vertraue ich nur mir selbst.«

»Ich bekomme einmal im Jahr die Bücher vorgelegt, und man erklärt mir, wie mein Geld investiert wird. Für mich sind das nur Spalten mit Zahlen, und … Ich habe nicht die geringste Ahnung, was sie bedeuten«, gestand ich.

Plötzlich streckte Miles eine Hand aus und strich sanft über mein Gesicht. Dann seufzte er.

»Manchmal führst du dich auf wie eine Tigerin, doch in deinem tiefsten Innern bist du ein Kätzchen, stimmt’s? Im Vergleich zu dir komme ich mir ziemlich alt vor.« Er schmunzelte. »Deswegen sollte ich jetzt ins Bett gehen, wie es sich für Leute meines Alters gehört.«

Als er sich erhob, hätte ich ihn am liebsten gebeten zu bleiben und weiter mein Gesicht zu streicheln. Aber ich tat es nicht, weil ich zu schüchtern war – ein Novum für mich.

»Gute Nacht, meine Liebe.« Er entfernte sich.

* * *

Ich schlief unruhig, obwohl ich körperlich müde vom Reiten war. Das lag teilweise an Vanessa, die ihrerseits eine unruhige Nacht hatte, jedoch auch daran, dass ich die ganze Zeit an Miles denken musste. Bisher hatte ich geglaubt, Männer leicht durchschauen zu können, doch er blieb mir ein Rätsel. Er hatte in Harvard studiert, war Anwalt, drogensüchtig gewesen, rettete Junkies, glaubte an Gott …

Ob er verheiratet war? Miles sprach nie von einer Frau. Wieso interessierte mich das? Er musste um etliches älter sein als ich, und wir lebten in völlig unterschiedlichen Welten.

Beim Aufwachen fühlte ich mich groggy, als hätte ich Drogen genommen. Als ich einen Blick auf den Wecker neben meinem Bett warf, sah ich, dass es nach zehn Uhr war. Normalerweise ertönte der morgendliche Gong um sieben, sodass wir eine halbe Stunde Zeit hatten, bevor wir uns zum Gelassenheitsgebet in der Kantine zusammenfanden, aber heute war Sonntag, weswegen der Gong stumm blieb und die Gebete erst um zehn stattfanden.

»Du hast das Frühstück und die Gebete verpasst«, teilte Vanessa mir mit. »Ich hab dir Grütze und Saft mitgebracht.« Sie deutete auf meinen Tisch.

Es rührte mich, dass sie daran gedacht hatte. »Danke.«

»Schon okay. Miles wollte mich in die Kirche im Ort mitschleppen. Ich hab ihm gesagt, ich muss dableiben und auf dich aufpassen.«

»Hey, ich hab bloß geschlafen. Du hättest ihn ruhig begleiten können.«

»Glaubst du denn, ich will mit ihm in die Kirche? Die Typen da sind genauso übel wie die Dealer. Die wollen dich zu diesem

komischen Jesus-Zeugs überreden. Ich hab dich übrigens gestern Abend gegoogelt. Du scheinst das berühmteste Supermodel der Welt zu sein, und ich teile das Zimmer mit dir, wow! Wie crazy ist das denn?«

»Ja, ganz schön verrückt.« Ich griff nach der Schale mit der Grütze, die ich hasste, doch ich wollte Vanessa gegenüber nicht undankbar wirken.

»Wie bist du Model geworden?«

»Eine Agentin hat mich in Paris entdeckt, da war ich sechzehn.« Ich zuckte die Schultern. »Reines Glück.«

»Weil du groß wie ’ne Giraffe bist«, meinte sie kichernd, und obwohl sie sich über mich lustig machte, freute es mich, dass sie lachte. »An dir sehen Klamotten gut aus. Du bist hübsch. Wo kommen deine Eltern her?«

»Keine Ahnung. Ich wurde adoptiert. Und deine?«

»Mom war aus Puerto Rico. Dad hat bloß den Samen dazugegeben.« Vanessa musterte mich. »Sind deine Haare echt?«

»Nein, der größte Teil nicht. Ich würde mir Haare wie die deinen wünschen, Vanessa. Die sind wunderschön.«

»Wünsch dir lieber nichts von mir«, erwiderte sie, doch ich merkte, dass das Kompliment sie freute. »Bist du gern Model?«

»Ist okay. Ich werde gut dafür bezahlt, aber es kann langweilig sein, jeden Tag mit immer neuen Frisuren und Make-up wie ein Püppchen ausstaffiert zu werden.«

»Du hast also das Gefühl, dass dein Körper dir nicht gehört?«

»So könnte man es ausdrücken, ja.«

»Ich verkaufe den meinen an jeden, der ihn will. Wir sind uns ziemlich ähnlich, was?«

Mit diesen Worten stand Vanessa auf und verließ das Zimmer.

Mein Herz schlug wie wild gegen meine Rippen, und Tränen traten mir in die Augen. Diese junge Drogensüchtige von den Straßen New Yorks hatte es geschafft, dass ich mich entsetzlich klein fühlte.

Panisch, weil solche Gefühle der Wut mich auf den Weg zu Wodka und Kokain geführt hatten, schlüpfte ich in meine Laufkleidung und hastete zur Tür. Draußen auf dem Pfad war

deutlich mehr los als sonst bei Sonnenaufgang. Ich überholte andere Jogger, versuchte, meinen Zorn wegzurennen.

»Wie kann sie es wagen, mich mit sich zu vergleichen? Herrgott!«

Später am Wasserspender lief mir der Schweiß in Strömen herunter, zum Teil der heißen Sonne wegen, jedoch auch weil ich soeben fünf Runden gedreht hatte. Ich trank hastig einen Becher Wasser. Mir war schwindlig, ich fühlte mich labil und hätte mir gewünscht, mit Fi über meine Emotionen reden zu können.

»Hi«, begrüßte mich Miles, der vom Parkplatz auf mich zukam, als ich mich zum Eingang der Ranch schleppte. In Sakko, Button-down-Hemd und Krawatte wirkte er noch smarter als sonst.

»Du bist spät dran mit Joggen«, bemerkte er.

Wir blieben vor der Tür stehen.

»Ja. Könnten wir uns kurz unterhalten?«

»Klar. Wollen wir in die Kantine gehen? Die hat eine Klimaanlage. Heute ist es echt heiß.«

Ich nickte.

In der Kantine nahm ich mir eine Flasche Wasser, während Miles sich einen Kaffee aus der Maschine holte.

»Was ist los?«, erkundigte er sich, sobald wir saßen, und lockerte seine Krawatte.

»Vanessa. Sie hat mir erklärt, dass ich nicht viel anders bin als sie, dass ich auch bloß meinen Körper verkaufe.«

»Da hat sie wohl einen wunden Punkt getroffen.« Miles trank einen Schluck Kaffee. »Und?«

»Was und? Herrgott, Miles, du klingst wie ein Therapeut!«

»Keine Absicht. Aber wenn man wegen irgendwas die Wand hochgeht, stimmt’s für gewöhnlich zumindest teilweise.«

»Na, herzlichen Dank. Modeln ist deiner Ansicht nach also ziemlich das Gleiche wie Prostitution?«

»Das habe ich nicht gesagt, Elektra. Ich frage dich, was du denkst.«

»Ich denke, dass ich einen Haufen Geld dafür kriege, wenn ich bei Promotions mitmache«, antwortete ich, ein wörtliches Zitat von einem anderen berühmten Model, das man zum gleichen Thema

befragt hatte. »Weißt du was? Ich hab Menschen satt, die glauben, dass mein Job easy ist.« Ich sprang auf. »Das ist verdammt harte Arbeit. Ich schufte zu allen möglichen Tages- und Nachtzeiten, schlafe kaum jemals länger als ein paar Tage im selben Bett, und bevor ich hierhergekommen bin, hatte ich zwei Jahre lang nicht mehr als zwei Tage am Stück frei. Und ich sage dir noch was anderes.«

»Ja?«

»Berühmt zu sein ist nicht gerade ein Zuckerschlecken. Die Menschen sehnen sich nach Ruhm und halten es gleichzeitig für selbstverständlich, am Sonntagmorgen aus ihrer Wohnung spazieren und unbehelligt von Reportern und Fotografen, die einen ablichten, wenn man schwitzt wie ein Schwein, zum Laufen gehen zu können. Jede Woche gibt's irgendwelchen Klatsch über mich mit einem neuen Mann – oder darüber, dass ich einem den Laufpass gegeben habe, oder mehrgleisig fahre oder … Herrgott! Sorry«, fügte ich hastig hinzu.

»Schon okay. Danke für die Entschuldigung.«

»Ich verdiene tatsächlich eine Menge Geld, ohne zu ahnen, wie viel genau, aber das finde ich raus, und sobald ich mich informiert habe, kaufe ich mir ein richtiges Zuhause und fange an, Dinge zu tun, die wirklich zählen. Zum Beispiel will ich Kids wie Vanessa helfen.«

»Halleluja!«, rief Miles aus und applaudierte.

»Bitte mach dich nicht über mich lustig. Das ist mein Ernst.«

»Ist mir klar. Und es gefällt mir. Klingt ganz nach einer Offenbarung.«

»Vielleicht hatte ich die tatsächlich.« Ich sank erschöpft auf meinen Stuhl zurück. »Letztlich habe ich mein Leben noch nie selbst bestimmt. Vielleicht ein paar Tage lang in Paris, bevor ich entdeckt wurde. Der Alkohol und die Drogen und dass ich nicht über meine Finanzen Bescheid weiß und es zulasse, wenn andere Leute die Entscheidungen für mich treffen, ist falsch, und das werde ich ändern, Miles. Cheers.« Ich prostete ihm zu und leerte meinen Becher.

»Bravo! Darf ich dir auch etwas erklären?«

»Was?«

»Was du gerade eben über harte Arbeit und Ruhm gesagt hast …«

»Ja?«

»Du kannst deinen Ruhm dazu verwenden, Gutes zu tun. Komm doch einfach mal mit diesen verdammten Fotografen in mein Beratungszentrum. So kannst du die Leute darauf aufmerksam machen, was sich draußen auf den Straßen abspielt.«

»Stimmt. Und …«

»Was?«

»Ich glaube, ich bin so weit, ich kann nach Hause.«

»Bist du sicher?«

»Ja. Natürlich frage ich zuerst Fi, was sie davon hält, aber ich glaube, ich habe wieder Energie.«

»Das sehe ich. Trotzdem solltest du aufpassen. Irgendwann kommen schlechtere Zeiten, und dann …«

»Ich weiß«, fiel ich ihm ins Wort.

»Du schlägst dich wirklich gut, und ich bin stolz auf dich.«

»Danke, Miles.« Ich stand auf. »Ich muss noch die Entschuldigungsbriefe schreiben.«

»Okay. Und, Elektra?«

»Ja?«

»Du bist erst sechsundzwanzig und hast genau wie Vanessa zu schnell erwachsen werden müssen. Dir bleibt noch jede Menge Zeit, Gutes zu tun, also lass es langsam angehen, ja?«

»Ja. Danke.« Ich musterte ihn. »Sag mal, wie alt bist du eigentlich? Manchmal redest du wie ein alter Mann.«

»Siebenunddreißig, bald achtunddreißig. Wie du habe ich schon viel erlebt. Das lässt einen vor der Zeit alt werden.«

»Wir könnten beide ein bisschen Spaß vertragen.«

»Gut möglich«, hörte ich Miles murmeln, als ich mich entfernte.

# XXI

»Sind Sie der Meinung, dass ich mich von der Ranch verabschieden kann?«, fragte ich Fi am folgenden Morgen, nachdem ich ihr von meinen Wochenendaktivitäten und meiner »Offenbarung«, wie Miles es nannte, erzählt hatte.

»Das können nur Sie selbst beurteilen. Letzte Woche um diese Zeit hätte ich Nein gesagt, aber jetzt scheint der Korken aus der Flasche geploppt zu sein, in der Sie jahrelang alles verschlossen haben.«

»Ja, so könnte man es ausdrücken.«

»Vielleicht sollten Sie noch abwarten, wie die nächsten Tage laufen, denn oft folgt auf die Euphorie ein Rückschlag. Sie müssen Ihr inneres Gleichgewicht wiedergewinnen, meinen Sie nicht?«

»Vermutlich haben Sie recht. Wie wär's, wenn ich die Ranch am Donnerstag verlasse? Dann könnte ich das Wochenende zu Hause verbringen und hätte noch ein bisschen Zeit, mich einzugewöhnen, bevor das richtige Leben beginnt. Und statt mich zu besuchen, könnte die Person meines Vertrauens mich nach Hause begleiten.«

»Klingt gut. An wen haben Sie gedacht?«

»An Mariam«, antwortete ich, ohne zu zögern. »Maia ist so weit weg in Rio. Ich fände es nicht fair, sie eigens herzuholen. Sie muss sich um ihre Familie kümmern.«

»Es liegt bei Ihnen. Sie hat jedenfalls bei allen ihren Anrufen betont, dass es ihr nichts ausmachen würde zu kommen. Sie sind ein kranker Mensch, vergessen Sie das nicht, Elektra. Wenn Menschen krank sind, nehmen sich die, die sie lieben, ihrer an.«

»Nein, ich bleibe bei Mariam.«

»Gut, dann empfehle ich Ihrem Arzt, Sie am Donnerstag zu entlassen, okay?«

»Okay. Die Ranch ist wirklich unglaublich. Besonders die

Gespräche mit den anderen Patienten haben mir sehr geholfen. Anfangs habe ich es gehasst, das Zimmer teilen zu müssen, doch nun bin ich froh darüber. Heute Morgen habe ich sogar etwas zur Gruppentherapie beigetragen.«

»Tatsächlich?« Fi wusste, wie schwer ich mir mit den Gruppensitzungen tat. »Verraten Sie mir, was?«

»Eine junge Frau namens Miranda hat erzählt, wie schlimm sie in der Schule gemobbt wurde. Daraufhin habe ich von meinen eigenen Erfahrungen berichtet. Hinterher hat sie mir gesagt, das hätte ihr immens Auftrieb gegeben.«

»Wunderbar.« Fi lächelte.

»Und ich spiele mit dem Gedanken, der Öffentlichkeit meine Geschichte mitzuteilen.«

»Sie meinen den Medien?«

»Ja, denn mit ziemlicher Sicherheit wird bereits darüber spekuliert, warum ich einige Shootings abgesagt und wo ich mich verkrochen habe.«

»Hat Ihre Agentin eine Presseerklärung herausgegeben?«

»Wahrscheinlich hat sie den Zeitungen mitgeteilt, ich würde mir einen Urlaub gönnen, weil ich unter Erschöpfung leide. Möglicherweise haben die Medien darüber berichtet. Ich dachte mir, wenn ich mich tatsächlich für das Beratungszentrum engagiere, von dem ich Ihnen erzählt habe, könnte es helfen, meine Geschichte publik zu machen.«

»Das ist Ihre Entscheidung, Elektra, Sie haben es in der Hand. Versuchen Sie allerdings, jetzt nicht darüber nachzudenken. Es reicht, dass Sie sich Ende der Woche wieder Ihrem normalen Leben stellen müssen. Ein Tag nach dem anderen, vergessen Sie das nicht.«

»Nein.«

»Gut, dann bis morgen. Passen Sie auf sich auf.«

* * *

Als ich am Abend Handy und Laptop bekam, schlenderte ich in den Gelassenheitsgarten und tätigte meinen ersten Anruf in die Außenwelt seit einem Monat.

»Elektra! Wie geht's dir?«, meldete sich mein Steuerberater Casey nach dem zweiten Klingeln.

»Gut, Casey, sehr gut.«

»Das freut mich zu hören.«

Ich hatte den Eindruck, dass er erleichtert klang. Wusste er, wo ich war?

»Was kann ich für dich tun?«, erkundigte er sich.

»Wenn ich nächste Woche wieder in der Stadt bin, würde ich mich gern mit dir treffen, weil ich mich mit dem Gedanken trage, eine Immobilie zu erwerben.«

»Dafür ist gerade ein guter Zeitpunkt; aus dem Markt ist die Luft raus. Einen Neubau in der City, den ein Bauunternehmer und sein Investor loskriegen wollen, kannst du für 'nen Appel und 'n Ei bekommen. Den Dow Jones hat's allerdings schwer erwischt.«

»Aha.« Ich beschloss herauszufinden, was »Dow Jones« bedeutete. »Momentan denke ich nicht an etwas in New York. Ich habe eine Ranch hier unten in Arizona entdeckt.«

»Okay. Kannst du mir Zahlen nennen?«

»Noch nicht, aber ich erkundige mich.«

»Der größte Teil deines Vermögens ist in Bonds angelegt, die aufgrund der Marktverhältnisse stark an Wert verloren haben, doch bestimmt können wir so viel flüssig machen, wie du brauchst, um diese Immobilie zu kaufen.«

»Wie viel maximal?«

»Das müsste ich erst überprüfen, aber wie du weißt, bist du eine sehr wohlhabende junge Dame.«

Ich hätte ihn gern gefragt, wie wohlhabend genau, doch dann hätte er gemerkt, dass ich nie etwas von dem las, was er mir schickte.

»Geht nächsten Montagmorgen? Ich komme zu dir ins Büro. Außerdem würde ich gern noch über etwas anderes mit dir reden.«

»Klar, Elektra, immer gern. Sagen wir um elf?«

»Prima, bis Montag. Tschüs.«

*Siehst du, war gar nicht so schlimm*, dachte ich, als ich das Gespräch beendete. Trotzdem sah ich, dass mein Handy schweißnass war. Danach träumte ich von der Hacienda Orchídea und wie ich alle meine Auszeiten, die ich mir von nun an von meiner Agentin Susie erkämpfen wollte, dort verbringen würde. Ich konnte meinen eigenen Laufpfad anlegen, mir eine Haushaltshilfe organisieren und einen Helfer für die Ranch, der sich um meine Pferde kümmerte. Vielleicht würde Manuel mir sogar Hector verkaufen …

Ich kehrte in unser Zimmer zurück und setzte mich aufs Bett. Eigentlich war es Zeit zu schlafen, doch dazu war ich innerlich zu aufgewühlt. Vanessas Bett war leer, stellte ich nun fest, und ein merkwürdiger metallischer Geruch stieg mir in die Nase. Als ich mich umdrehte, sah ich, dass unter der Tür zum Bad rote Flüssigkeit hervorquoll.

*»Scheiße!«*, rief ich aus, drückte auf den Notknopf, nahm all meinen Mut zusammen und öffnete die Tür. Vanessa lag in einer Blutlache auf dem Boden. Ihre Augen waren geschlossen, sie hatte tiefe Schnittwunden an der Innenseite ihrer Arme.

»Hilfe!« Ich rannte hinaus auf den Flur. *»Hilfe!«* Als niemand reagierte, fiel mir ein, dass ich mein Handy noch hatte, kehrte ins Zimmer zurück, nahm es vom Bett und wählte die Notrufnummer.

Ich gab die Adresse der Ranch durch und versuchte, die Fragen der Person am anderen Ende zu beantworten. Währenddessen betrat Mercy, die diensthabende Nachtschwester, den Raum. Als ich in Richtung des Badezimmers deutete, weiteten sich ihre Augen vor Schreck.

»Vanessa«, presste ich hervor. »Sie hat sich verletzt … Ich weiß nicht, ob …«

Mercy hastete ins Bad und fing mit Wiederbelebungsversuchen an.

»Ma’am?«, hörte ich da die Stimme aus meinem Handy. »Ma’am, der Notarzt ist gleich bei Ihnen. Bitte sorgen Sie dafür, dass jemand am Vordereingang wartet, der die Sanitäter zu der Patientin führen kann.«

Ich ließ das Handy aufs Bett fallen und eilte ins Bad. »Der

Notarzt ist unterwegs. Kommt sie durch?«, fragte ich Mercy.

»Geben Sie mir Handtücher«, wies sie mich an. »Wir müssen die Blutung stoppen. Eine Schwester aus dem Klinikbereich müsste jeden Augenblick hier sein.«

Obwohl ich eigentlich kein Blut sehen konnte, ergriff ich wie sie einen Arm und presste die Tücher, so fest ich konnte, auf die klaffenden Wunden. Bald schon waren sie durchgeweicht. Ich hob das kleine Küchenmesser auf, das neben Vanessa auf dem Boden lag.

»Wo zum Teufel hat sie das her?«

»Wo ein Wille, da ein Weg.« Mercy seufzte. »Wahrscheinlich hat sie in der Küche nach irgendwas gefragt und das Messer eingesteckt, als niemand hinschaute.«

Eine weitere Schwester betrat das Bad. Ich stieß einen Seufzer der Erleichterung aus.

»Danke, Elektra. Jetzt kann Vicky übernehmen. Würden Sie bitte zum Empfang laufen und die Leute dort bitten, das Tor für die Sanitäter aufzumachen?«

»Natürlich.«

Ich sagte am Empfang Bescheid und ging anschließend in die öffentliche Toilette, um das Blut von meinen Händen zu waschen. Als ich wieder herauskam, schoben zwei Sanitäter bereits eine Rollbahre zur Glastür herein. Ich führte sie zu unserem Zimmer, wo ich benommen beobachtete, wie sie Vanessa versorgten. Wenig später hoben sie sie auf die Bahre, und ich folgte ihnen hinaus auf den Parkplatz, auf dem das Blaulicht des Notarztwagens die Nacht erhellte.

»Kommt sie durch?«, fragte ich einen der Sanitäter, als sie die Rollbahre in den Wagen hievten.

»Wir tun unser Bestes, Ma’am«, antwortete er. »Sie muss so schnell wie möglich in die Klinik.« Er wollte die Tür des Wagens schließen, doch ich hinderte ihn daran.

»Ich komme mit. Vanessa braucht mich«, erklärte ich Mercy, die die Sanitäter begleitet hatte.

»Elektra, Sie bleiben besser hier. Vanessa ist in guten Händen.«

»*Nein!* Ich fahre mit.«

»Na schön.« Mercy zuckte mit den Achseln. »Dann begleiten wir Vanessa eben beide.« Sie half mir in den Notarztwagen.

»Setzen Sie sich hin und schnallen Sie sich an«, sagte einer der Sanitäter. »Und halten Sie sich während der Fahrt gut fest.«

Ich war noch nie zuvor in einem Notarztwagen gewesen und hatte immer gedacht, dass ein solcher gut gefedert wäre. Aber als wir mit heulender Sirene starteten, musste ich mich mit aller Kraft an dem Griff an der Seite festklammern. Mit einer Mischung aus Faszination und Abscheu beobachtete ich, wie die Sanitäter Zugänge zu Vanessas schmalen, wunden Armen zu legen versuchten.

»Die Vene im Arm ist hinüber. Ich probier's an der Hand«, hörte ich einen von ihnen sagen.

Als ich sah, welchen Schaden die Heroinspritzen an der Innenseite ihres Ellbogens angerichtet hatten, wandte ich mich entsetzt ab.

»Ihr Blutdruck sinkt«, stellte der andere Sanitäter fest, und das Gerät begann hektisch zu piepsen. »Ihr Puls wird langsamer.«

»Bleiben Sie bei uns, Vanessa.« Der Mann, der den Zugang an ihrer Hand legen wollte, redete beruhigend auf sie ein.

»Wie weit ist es noch?«, fragte ich.

»Nicht mehr weit, Ma'am.«

»Der Blutdruck fällt weiter. Nun mach endlich das Ding rein!«

»Ich versuch's ja!«

Fünf Minuten später hielt der Notarztwagen mit quietschenden Reifen, die hinteren Türen wurden aufgerissen, und die Bahre mit Vanessa wurde eiligst ins Klinikgebäude geschoben.

Ich löste den Sicherheitsgurt mit wild pochendem Herzen. Mercy half mir beim Aussteigen. Gemeinsam betraten wir die Notaufnahme, in der es von Menschen wimmelte. Zu meiner Schande muss ich gestehen, dass ich in dem Moment nur überlegte, wo der nächste Schnapsladen war. Nie hätte ich meinen Freund Grey Goose dringender gebraucht.

Während Mercy mit einer Schwester durch eine Schwingtür verschwand, stellte mir die Frau am Empfang Fragen nach

Einzelheiten zu Vanessas Krankenversicherung, von denen ich keine Ahnung hatte. Am Ende unterschrieb ich ein Formular, durch das ich mich verpflichtete, die Rechnung zu übernehmen, wenn sie keine Versicherung hatte (was bestimmt der Fall war). Dann wollte die Frau auch noch meine Kreditkarte.

»Ich bin ohne meine Tasche in den Notarztwagen gesprungen. Herrgott, die Kleine war am Verbluten!«

»Mag sein, Ma'am, aber wir brauchen die Nummer der Karte. Könnten Sie sie telefonisch von irgendjemandem erfragen?«

Ich wollte gerade Nein sagen, als ich merkte, dass ich immerhin mein Handy dabeihatte.

»Ja, geben Sie mir zwei Minuten Zeit.« Ich entfernte mich vom Schalter, nahm das Handy aus der Tasche und rief Mariam an.

»Elektra! Schön, von dir zu hören! Wie geht es dir?«

Der Klang von Mariams warmer Stimme beruhigte mich etwas.

»Mir geht es gut, aber einer Freundin von mir leider nicht. Ist eine lange Geschichte. Wir sind in der Notaufnahme von einem Krankenhaus in Tucson. Sie wollen meine Kreditkartennummer. Könntest du mit ihnen reden?«

»Natürlich. Du sagst, sie ist eine Freundin von dir?«

»Ja. Ich muss dafür bürgen, dass ihre Behandlung bezahlt wird«, erklärte ich ihr, kehrte zu der Frau am Empfang zurück und drückte ihr mein Mobiltelefon in die Hand. Während sie mit Mariam sprach, blieb ich in der Nähe. Wenig später gab sie es mir zurück.

»Sie möchte noch mal mit Ihnen reden, Ma'am.«

»Okay. Hi, Mariam, alles geregelt?«

»Ja, kein Problem. Ich bräuchte nur noch Informationen über die Krankenversicherung deiner Freundin, denn ihre Behandlung könnte teuer werden.«

»Dann ist es eben so«, erwiderte ich seufzend. »Ich zahle dafür, Punkt.«

»Verstehe. Ist bei dir selbst wirklich alles in Ordnung?«

»Ja. Ich muss aufhören. Danke, Mariam, ich ruf dich später wieder an. Tschüs.«

Ich eilte in die Toilette, schloss mich in eine der Kabinen ein und sank schwer atmend auf den Sitz. Als ich den Kopf zwischen die

Knie senkte, weil mir schwindlig war, bemerkte ich das Blut an meiner Jogginghose. Beim Gedanken an die Leute im Empfangsbereich, die mich möglicherweise erkannt hatten, stöhnte ich auf. Ich zückte mein Handy noch einmal, um Miles eine SMS zu schicken, in der ich ihm mitteilen wollte, was passiert war. Doch dann wurde mir klar, dass er sein Handy um diese Zeit nicht mehr haben und somit meine Nachricht nicht erhalten würde. Also rief ich beim Empfang der Ranch an und hinterließ eine Nachricht für ihn, die sofort weitergeleitet werden sollte. Danach blieb ich eine Weile sitzen und starrte einfach nur die Warnung vor Geschlechtskrankheiten an der Rückseite der Tür an.

»Das hätte irgendwann mir passieren können«, flüsterte ich. »So weit darf es nie mehr kommen, Elektra.« Im Geist zerschmetterte ich die Flasche Grey Goose, die vor meinem inneren Auge aufgetaucht war. Da hörte ich, wie jemand die Toilette betrat.

»Elektra? Sind Sie da drin?«

»Ja.« Ich öffnete die Tür der Kabine. Davor stand Mercy. »Wie geht's ihr?«

»Unterhalten wir uns lieber draußen, ja?«

Als ich ihr hinausfolgte, starrten mich zehn Leute mit großen Augen an. Ich ließ mich von Mercy aus dem Seitenausgang des Krankenhauses in eine Gasse voll mit stinkenden Müllcontainern führen.

»Und?«

»Vanessa ist am Leben. Sie sind dabei, sie zu stabilisieren. Elektra, Sie haben sie gerade noch rechtzeitig gefunden; sie wird durchkommen.«

Ich stieß einen tiefen Seufzer aus und spürte, wie Mercy den Arm um mich legte.

»Sie haben geholfen, ihr das Leben zu retten. Wenn Sie sie nicht gefunden hätten … Aber jetzt sollten Sie sich Ruhe gönnen. Ich rufe Ihnen ein Taxi, das Sie zur Ranch zurückbringt. Sie richten Ihnen ein anderes Zimmer her, in dem Sie heute schlafen können.«

»Nein! Ich muss bei Vanessa bleiben. Sie hat sonst niemanden«, beharrte ich.

»Elektra, Sie befinden sich nach wie vor selbst in Behandlung.

Das ist im Moment zu viel für Sie. Sie sollten zurückfahren …«

»Nein! Ich bleibe und gehe zu ihr, sobald ich darf. Wenn ich irgendetwas unterschreiben soll, damit ich die Ranch nicht verklagen kann, mache ich das. Sie können mich nicht zwingen, hier wegzugehen, okay?«

»Okay, okay. Ich sage am Empfang Bescheid, dass Sie in der Klinik bleiben, und bitte jemanden, dafür zu sorgen, dass Sie irgendwo sitzen können, wo nicht so viele Leute sind. Machen Sie einen großen Bogen um den Wartebereich.«

»Ja.«

»Wollen Sie etwas trinken?«

*Ja, Wodka …*, dachte ich, sagte aber »Kaffee, danke«.

»Bin gleich wieder da.«

Ich hasste meinen Ruhm. Plötzlich war es mir egal, was in irgendeinem Schmierblatt in Tucson über mich stehen würde. Ich wollte nur hinein zu Vanessa.

Zwanzig Minuten später wurde ich durch eine Hintertür hineingeschmuggelt und in einen Raum mit zwei Sesseln und einem Fernseher geführt. Ein Arzt mit freundlichen blauen Augen erwartete mich.

»Hallo, Miss d'Aplièse, ich bin Dr. Cole.«

»Wie geht es ihr?«, erkundigte ich mich.

»Inzwischen ist sie stabil, weswegen wir sie aus der Notaufnahme in ein Zimmer verlegt haben. Sie ist wirklich ein zähes kleines Ding«, meinte er schmunzelnd. »Möchten Sie zu ihr?«

»Ja, bitte.« Ich stand auf.

»Elektra«, sagte Mercy, die sich mittlerweile wieder zu mir gesellt hatte, »ich fahre zur Ranch zurück. Am Morgen kommt jemand, um nach Vanessa zu sehen und Sie abzuholen. Sie haben ihr heute Nacht das Leben gerettet.« Mercy umarmte mich und verabschiedete sich mit einem Lächeln von uns.

»Die Patientin ist wach, spricht aber kaum«, teilte Dr. Cole mir mit. »Wir haben ihr starke Schmerzmittel verabreicht, die sie sehr müde machen.« Er führte mich in ein schwach beleuchtetes Krankenzimmer. »Ich lasse Sie mit ihr allein.«

Ich setzte mich auf den Stuhl neben dem Bett von Vanessa, die

schrecklich jung und zerbrechlich wirkte. Ihre Augen waren geöffnet, ihre Arme vom Handgelenk bis zum Ellbogen bandagiert. Sie hing am Tropf und war mit einem Monitor verbunden, der regelmäßig piepste.

»Hallo, Vanessa, ich bin's, Elektra.« Ich beugte mich über sie. »Wie fühlst du dich?«

Sie starrte stumm die Decke an.

»Der Arzt meint, du schlägst dich gut, du bist stark.« Ich suchte verzweifelt nach positiven Dingen und hob eine Hand, unsicher, ob ich sie auf ihre Arme mit all den Bandagen legen konnte. Am Ende entschied ich mich dafür, ihr lieber über die wunderschönen Haare zu streichen. »Ich wollte dir nur sagen, dass ich für dich da bin.«

Nach wie vor keine Reaktion.

»Ich bin im Notarztwagen mitgefahren – das war eine Premiere für mich. War wie eine Episode aus *Grey's Anatomy*. Der Arzt meint, du erholst dich wieder.«

Langes Schweigen, dann gab Vanessa ein Geräusch von sich.

»Mei …«

Es klang wie »meine«, dachte ich, als sie ihre aufgesprungenen Lippen leckte.

»Meine Mom hat das immer gemacht«, wisperte sie schließlich.

»Was?«

»Meine Haare gestreichelt. Fühlt sich gut an.«

»Dann mache ich das weiter. Soll deine Mom herkommen?«

»Ja, aber die ist tot.«

Zwei Tränen lösten sich aus Vanessas Augenwinkeln.

»Es tut mir so leid, Liebes.« Auch mir schnürte sich die Kehle zu. »Ich bleibe bei dir und streiche dir über die Haare, bis du einschläfst, okay?«

Sie nickte leicht, ganz langsam schlossen sich ihre Augen.

»Dir kann nichts passieren«, versicherte ich ihr, als ihr Atem regelmäßiger wurde. Innerlich bereitete ich mich auf eine lange Nacht vor.

Einige Minuten später ging die Tür auf, und zu meiner Überraschung streckte Miles den Kopf herein.

»Wie geht's ihr?«, erkundigte er sich.

»Sie schläft.« Ich legte einen Finger auf die Lippen.

»Kommst du kurz raus, damit wir reden können?«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein. Ich habe ihr versprochen hierzubleiben, solange sie schläft.«

»Okay.« Miles schlich auf Zehenspitzen herein, nahm einen Stuhl und stellte ihn neben den meinen.

»Wie bist du hergekommen?«

»Als sie mir am Empfang deine Nachricht gegeben haben, bin ich in meinen Mietwagen gesprungen, aber weil ich keine Bestätigung der Ranchleitung hatte, dass ich das Gelände verlassen darf, hat der verdammte Wachmann das Tor einfach nicht aufgemacht! Ich musste über den Zaun klettern, ein Taxi rufen und draußen darauf warten.«

Wir unterdrückten beide ein Kichern.

»Ist das so was wie ein Massenausbruch aus der Ranch?«

»Möglicherweise«, meinte er. »Und wie geht es dir?«

»Bin ganz okay, abgesehen davon, dass mir bald der Arm wehtun wird.« Ich nickte in Richtung meiner Hand, die über Vanessas Haare strich. »Sie sagt, das hätte ihre Mom immer gemacht. Die ist tot.«

»Ja, das stimmt.«

»Was ist passiert?«

»Ich weiß es nicht.« Miles zuckte mit den Achseln. »Vanessa ist HIV-positiv, also könnte sie Aids gehabt haben.«

Als Vanessa unruhig zu werden begann, gab ich Miles ein Zeichen, dass er schweigen solle. »Geh lieber. Wir unterhalten uns später.«

»Hey, ich kann auch den Mund halten. Ich leiste dir Gesellschaft.«

Genau das tat er. Dabei kam ich mir vor wie der eine Teil eines Elternpaares, das über sein Kind wachte. Trotz der Umstände war das ein sehr schönes Gefühl. Als die Minuten und Stunden verstrichen, wurde mein Kopf schwer, und ich begann zu dösen. Ich spürte, wie sich ein Arm um mich legte und mich näher zu Miles heranzog, sodass ich mich an seinen warmen Körper lehnen konnte.

# XXII

»Ich hab Durst«, hörte ich eine Stimme wie aus weiter Ferne.

Vollends wach wurde ich, als ein Kissen unter meinem Kopf herausgezogen wurde. Ich öffnete die Augen. Miles füllte gerade Wasser in einen Becher und fuhr mittels eines Knopfes den oberen Teil des Krankenbettes hoch, damit Vanessa sich leichter tat mit dem Trinken.

»Nur kleine Schlucke und langsam.« Er hielt den Strohhalm für sie.

Als Vanessa fertig war, setzte er sich wieder auf seinen Stuhl.

Sie musterte uns.

»Was macht ihr zwei hier? Seid ihr meine Mom und mein Dad oder was?«

Ein Lächeln huschte über mein Gesicht, weil Vanessa genau die Gedanken aussprach, die ich in der Nacht gehabt hatte.

»Dir scheint's schon wieder besser zu gehen, junge Frau«, meinte Miles seinerseits schmunzelnd. »Du hast uns einen ganz schönen Schreck eingejagt.«

Vanessa zuckte die Schultern. »Eigentlich wollt ich nicht mehr aufwachen, aber jetzt bin ich halt wieder da.«

Unter den gegebenen Umständen klang sie reichlich kess, fand ich.

»Elektra hat die ganze Nacht an deinem Bett verbracht für den Fall, dass du aufwachst«, teilte Miles ihr mit und wandte sich dann mir zu. »Wie wär's, wenn du dich frisch machst und uns einen Kaffee organisierst?«

Da ich ohnehin auf die Toilette musste, nickte ich.

»Schwarz oder weiß?«, erkundigte ich mich.

»Meinen Sie den Kaffee, Ma'am?«, fragte er grinsend.

»Sei mit dem zufrieden, was du kriegst.«

»Hey, was läuft mit euch beiden?«, meldete sich Vanessa zu

Wort. Mir stieg das Blut ins Gesicht, und ich verließ das Zimmer. Wenig später betrat ich die Toilette und betrachtete mich im Spiegel. Meine Frisur hatte sich aufgelöst, die Haare hingen mir schlaff zu beiden Seiten des Gesichts herunter, und unter meinen Augen befanden sich dicke Tränensäcke. Obwohl ich keine Schminksachen hatte, gab ich mir Mühe, mich einigermaßen präsentabel herzurichten, bevor ich auf der Suche nach Kaffee den Flur entlangging.

»Zimmerservice kommt gleich«, verkündete ich, als ich zu Vanessa und Miles zurückkehrte.

Vanessa musterte mich. »Du hast ’nen komischen Akzent, findest du nicht, Miles?«

»Ich bin in der Schweiz aufgewachsen, und meine Muttersprache ist Französisch«, erklärte ich und setzte mich, während Miles sich erhob.

»Wenn ihr mich kurz entschuldigen würdet. Ich möchte mich auch ein wenig frisch machen.« Miles entfernte sich.

»Ich bin das erste Mal von Manhattan weg, und das hier ist nicht wie die anderen Notaufnahmen, die ich kenne.« Vanessa verdrehte die Augen. »Muss ich irgendjemanden ficken, damit ich das Zimmer hier bezahlen kann?«

»Nein, Vanessa, über die Bezahlung musst du dir nicht den Kopf zerbrechen«, versicherte ich ihr.

Sie nickte. Dann fielen ihr die Augen zu wie einem Hündchen, das kurz aufgewacht war und sich beim Spielen verausgabt hatte. Kaum zu glauben, dass die mürrische junge Frau, mit der ich das Zimmer in der Suchtklinik geteilt und die in der vergangenen Nacht versucht hatte, sich das Leben zu nehmen, diesen Morgen so fröhlich aufgewacht war …

Möglicherweise lag es daran, dass Miles und ich für sie da waren. Oder … Bei dem Gedanken sank mir der Mut: Oder hatte man sie mit Schmerzmitteln vollgepumpt, auf die sie so reagierte?

»Sie ist eingeschlafen«, teilte ich Miles mit, als dieser mit einer Schwester eintrat, die den Kaffee brachte. Ich nahm einen Schluck und gab mehr Zucker hinein, weil ich Kalorien brauchte. »Was geschieht deiner Meinung nach als Nächstes?«

»Nachher wird ein Psychologenteam sie beurteilen. Wir wissen beide, dass das, was vergangene Nacht passiert ist, kein halbherziger Versuch war.«

»Und danach?«

»Keine Ahnung. Fest steht, dass sie, wie ich schon neulich Abend erwähnt habe, mehr benötigt als ein Gelassenheitsgebet und ein paar Pferde zum Streicheln, damit sie wieder auf Kurs kommt. Vielleicht, meint der Arzt, ist ein längerer Aufenthalt in einer Klinik der richtige Weg. In Manhattan hatte sie eine Sozialarbeiterin. Leider ist Vanessa vor zwei Monaten achtzehn und somit vor dem Gesetz erwachsen geworden und fällt nicht mehr in ihren Zuständigkeitsbereich. Ich werde die Sozialarbeiterin trotzdem kontaktieren. In besonderen Fällen kann das Team, das sich um den jungen Menschen kümmert, eine Verlängerung der Betreuung bis zum einundzwanzigsten Lebensjahr beantragen. Was bedeuten würde, dass der Staat dafür zahlt.«

»Ich habe keine Ahnung von solchen Dingen. Meiner Ansicht nach braucht sie einfach nur Liebe.«

»Stimmt, Elektra, aber die kann man leider nicht mit Geld kaufen.«

»Mir kommt da gerade ein Gedanke. Wie wär's, wenn ich sie mit nach New York nehme und bei mir wohnen lasse? Ich könnte mich um sie kümmern.«

Kurzes Schweigen. Miles blickte mich mit einer Mischung aus Schock und Wut an.

»Bist du verrückt?! Du bist ein Topmodel, das ständig um die Welt jettet! Du hast keine Zeit für sie. Außerdem …«, als Vanessa sich umdrehte, senkte er die Stimme, »… kannst du jemanden nicht einfach in so ein Leben hineinbringen, wenn für die Person keinerlei Hoffnung besteht, darin zu bleiben.«

»Du hast keine Ahnung, was ich machen möchte, sobald ich hier raus bin«, zischte ich zurück.

»Lass uns später darüber reden, ja? Das ist kein Märchen, Elektra, und Vanessa ist kein Aschenputtel. Du darfst sie nicht behandeln wie ein Projekt, das du vergessen kannst, sobald du das Interesse daran verlierst.«

Ich stellte meine Tasse klappernd auf die Untertasse.

»Herrgott, Miles! Ich möchte doch nur helfen! Egal«, fügte ich gemäßigter hinzu, »ich wollte dir noch sagen, dass ich heute aus der Ranch auschecke.«

»Ach.«

»Ja. Ich bin wieder so eingerenkt, wie es im Moment möglich ist, und muss einiges erledigen«, erklärte ich und legte die Hände um die Kaffeetasse, wie um moralische Unterstützung zu suchen. Dann stand ich auf und kletterte über seine langen Beine. »Ich schaue mal, ob ich den Arzt finden kann.«

»Okay.« Miles seufzte.

Ich marschierte, so leise man nur »marschieren« kann, zur Tür.

»Noch etwas, Elektra.«

»Was?«

»Im Moment würde ich an deiner Stelle nicht den Vorderausgang nehmen. Da warten Paparazzi auf dich.«

Mir blieb nicht einmal das Vergnügen, die Tür hinter mir zuzuknallen. Wütend ging ich zum Schwesternzimmer und fragte, ob ich mit dem für Vanessa zuständigen Arzt sprechen könne.

Eine der Schwestern tätigte einige Anrufe und nickte dann. »Im Moment ist er auf Visite, aber er kommt bald wieder.«

Da ich nicht wusste, wo ich mich sonst hinbegeben sollte, zog ich mich in die Toilette zurück und setzte mich auf den Fliesenboden. Ich wurde wirklich nicht schlau aus Miles. In der Nacht hatte ich mich ihm so nahe gefühlt. Meinen Kopf an seine Schulter zu lehnen und seinen Arm um mich zu spüren hatte sich vollkommen natürlich angefühlt. Doch heute Morgen … Vor Frustration stieß ich einen lauten Schrei aus.

Nachdem ich mehrmals tief Luft geholt hatte, versuchte ich, ruhig nachzudenken. Am Ende begriff ich, was er mir erklären wollte: Wenn ich Vanessa bei mir aufnahm, würde sie mir alles abverlangen, und zwar möglicherweise ihr Leben lang. Sie war kein Spielzeug, das ich einfach fallen lassen konnte, wenn es mich langweilte, sondern ein ernsthaft beschädigter Mensch wie ich …

»Miss d'Aplièse?«, hörte ich eine sanfte Stimme von der anderen Seite der Tür.

»Ja?«

»Würde es Ihnen etwas ausmachen herauszukommen, damit wir uns kurz unterhalten können?«

Dr. Cole.

Ich öffnete die Tür.

»Hallo«, begrüßte er mich lächelnd. »Alles in Ordnung?«

»Ja. Wie geht es ihr?«

»Vanessa macht sich körperlich sehr gut. In zwei Tagen werden wir sie vermutlich entlassen können. Danach sollte sie idealerweise, je nachdem, was die Psychologen sowie ihre Sozialarbeiterin sagen, einige Zeit in einer Spezialklinik verbringen.«

»Glauben Sie denn, dass Vanessa noch … zu retten ist?«

Dr. Cole seufzte. »Wo Leben ist, ist Hoffnung. Bestimmt hat man Ihnen erklärt, dass jeder Süchtige sich an einer bestimmten Stelle eines breiten Spektrums befindet. Manche haben Glück und werden früh aufgefangen, andere wie Vanessa befinden sich am Ende. Sie sind sehr schwer zu therapieren. Zum Glück hat die Ranch den Prozess bereits in Gang gesetzt, den sie in einem mittel- bis langfristigen Programm fortführen und nach ihrer Entlassung in ihren Alltag integrieren muss. Das wird in oder in der Nähe von Manhattan geschehen, nicht zuletzt deshalb, weil sie von dort finanzielle Unterstützung erhält, falls der Antrag ihrer Sozialarbeiterin genehmigt wird.«

»Ich könnte ihr unter die Arme greifen, Dr. Cole.«

»Das ist mehr als großzügig von Ihnen, Ma’am, aber der Staat hat das Geld dazu. Man muss sich nur durch den Paragrafendschungel wühlen und jemanden haben, der einen dabei unterstützt. In den Behörden läuft vieles schief. Zum Glück scheint Ihr Freund Miles sich auszukennen. Egal …«, er lächelte. »Es ist wirklich nett von Ihnen, dass Sie sich um Vanessa kümmern und ihr helfen wollen.«

»Auch mir wurde vor noch nicht allzu langer Zeit geholfen. Bitte behalten Sie Vanessa hier, solange es nötig ist. Sie haben meine Handynummer, oder?«

»Die steht in den Akten, ja. Wenn Sie mich jetzt entschuldigen würden. Ich muss mich um die anderen Patienten kümmern. Auf

Wiedersehen.«

Er nickte mir zu und entfernte sich, und ich kehrte in die Toilette zurück, um Mariam anzurufen.

»Hallo, Elektra. Wie geht's deiner Freundin?«, erkundigte sie sich, bevor ich ein einziges Wort gesagt hatte.

»Gott sei Dank ist sie außer Gefahr. Ich wollte dich bitten, dich für mich über Flüge nach New York zu erkundigen.«

»Für wann?«

»Wenn möglich morgen. Wie du weißt, sollte ich ohnehin am Donnerstag entlassen werden. Es ist also nur wenig früher.«

Kurzes Schweigen am anderen Ende der Leitung.

»Okay. Willst du den Privatjet nehmen?«

»Wahrscheinlich ist das das Vernünftigste.« Mir fielen die Paparazzi ein, die laut Miles' Aussage vor dem Krankenhaus auf mich warteten.

»Welche Zeit wäre dir recht?«

»Keine Ahnung. So gegen zwei? Dann wäre ich ungefähr um zehn Uhr abends zu Hause.«

»Kein Problem. Soll ich nicht lieber zu dir fliegen und dich zurückbegleiten, Elektra?«

»Es ist nicht mein erster Flug, Mariam, und ich bin ja auch nicht gebrechlich. Außerdem wäre es ein ziemlich langer Weg für dich.«

»Den ich gern auf mich nehmen würde, wenn du mich brauchst.«

»Danke, das weiß ich zu würdigen, aber ich schaffe das.«

»Gut, dann mache ich mich an die Arbeit und rufe dich zwischen sieben und acht zurück, wenn du dein Handy hast.«

»Ich fahre jetzt zurück in die Ranch und rede mit meiner Therapeutin. Bestimmt lässt sie mir das Handy heute ganz. Tschüs, Mariam.«

Auf dem Weg zu Vanessas Zimmer überlegte ich, ob Mariams Eifer, mich nach Hause zu begleiten, damit zusammenhing, dass sie sich um mich sorgte, oder damit, dass sie fürchtete, ich könnte bis New York die Bordbar leer getrunken haben.

Ein Gedanke, der gar nicht so abwegig war. Doch irgendwann musste ich ja beginnen, den Verlockungen allein die Stirn zu bieten.

Als ich das Zimmer betrat, saß Vanessa aufrecht im Bett und pickte lustlos an ihrem Frühstück mit Saft und Gebäck herum. Es freute mich zu sehen, dass sie nicht mehr am Tropf hing und sich nur noch das Blutdruckmessgerät an ihrem Finger befand. Sie wirkte nicht mehr ganz so forsch wie zuvor, die trübe Realität schien sie einzuholen.

»Hi«, begrüßte ich sie. »Wie geht's dir?«

»Ganz okay, danke.«

»Sie hat Angst vor den Psychologen, die sie beurteilen sollen«, erklärte Miles von der anderen Seite des Betts aus.

»Ich geh in keine Klapse. Bin vielleicht 'n Junkie, aber nicht gaga.« Vanessa schauderte. »Du sorgst dafür, dass die mich nicht wegsperren, ja, Elektra?«

»Alle wollen dir nur helfen, Vanessa«, antwortete ich. »Du musst den Menschen vertrauen.«

»Ich lass mich nicht in so 'ne Klinik einsperren«, wiederholte sie.

Ich merkte, wie Vanessa sich aufzuregen begann.

»Hör zu … Ich habe mich gerade mit dem netten Arzt von heute Nacht unterhalten. Wir suchen dir eine Einrichtung in der Nähe von Manhattan. So ähnlich wie die Ranch, nur ohne die Pferde«, scherzte ich. »Du hast Miles und mir einen Schreck eingejagt. Wir möchten nicht, dass so was noch mal passiert.«

Vanessa musterte mich mit einem intensiven Blick. »Wieso interessiert es dich mit deinem dicken Bankkonto, was mit mir passiert?«

»Weil es einfach so ist. Miles macht sich auch etwas aus dir. Du musst uns und den Ärzten vertrauen. Wir wollen dir wirklich bloß helfen.«

»Warum sollte ich euch mehr vertrauen als Tyler? Der hat behauptet, er kümmert sich um mich, und mich dann angefixt.«

»Weil ich dir heute Nacht versprochen habe, an deinem Bett zu bleiben, und mein Versprechen gehalten habe. Letztlich bleiben dir nur zwei Alternativen: Du kannst uns und den Profis vertrauen oder in dein altes Leben zurückkehren.«

»Oder ich mach einfach Schluss«, murmelte Vanessa.

»Im Moment läuft es gerade ziemlich gut für dich, Mädchen«, erinnerte Miles sie. »Du bist schon zwei Wochen weg vom Heroin.«

»So gut, dass ich mich umbringen wollte.« Vanessa schob das Frühstückstablett weg und starrte die Decke an.

Ich sah Miles hilfesuchend an.

»Elektra und ich gehen kurz raus, was besprechen.« Er stand auf.

»Ihr habt schon die Schnauze voll von mir, stimmt's?«

Ich machte den Mund auf, um etwas zu erwidern, doch Miles schüttelte den Kopf, und ich folgte ihm zur Tür.

»Scheiße! Sie ist so was von negativ!«

»Der Arzt meint, sie leidet unter Depressionen im Rahmen eines Entzugssyndroms. Ein Psychiater sollte ihr Tabletten dagegen verschreiben.«

»Der Arzt hat auch gesagt, jetzt, wo sie vom Heroin weg ist, braucht sie nur die richtige Unterstützung, damit sie nicht wieder damit anfängt. Das ist doch ziemlich positiv.«

»Ja. Tut mir leid, dass ich zuvor ausgeflippt bin, Elektra. Du möchtest ihr helfen, das weiß ich.«

»Sie braucht mehr, als ich ihr geben kann, das ist mir inzwischen klar.« Plötzlich fühlte ich mich so erschöpft, dass ich ins Wanken geriet.

»Fahr in die Ranch und gönn dir eine Mütze voll Schlaf. Ich bleibe bei ihr. Eine der Schwestern bringt dich mit dem Jeep zurück. Hier kannst du nichts mehr tun.«

»Gut. Ich bin völlig hinüber. Aber zuerst will ich mich von Vanessa verabschieden.«

»Okay, dann geh ich derweil aufs Klo.« Er entfernte sich.

»Vanessa? Bist du wach?«, fragte ich, als ich das Zimmer betrat. Sie zuckte mit den Achseln. »Ich wollte dir nur sagen, dass der Arzt meint, du kommst raus, sobald du dich besser fühlst.«

»Und dann schicken sie mich in die Klapse, stimmt's?«

»Vanessa, ich schwöre dir, das geschieht nicht. Ich fliege morgen zurück nach New York und …«

»Du lässt mich also doch allein?«

»Nein! Ich fliege, um ein paar Dinge für dich zu organisieren.

Und für andere junge Leute, die ähnliche Probleme haben wie du. Bitte, Vanessa, vertrau mir. Miles und ich sorgen dafür, dass du die beste Hilfe kriegst, die wir finden können. Ich lasse dich nicht im Stich, das verspreche ich dir.«

»Dann nimm mich mit. Ich will jetzt hier raus«, jammerte Vanessa.

Mir fielen die Worte meiner Großmutter ein. »Du hast eine Scheißzeit hinter dir, aber als du dringend Hilfe brauchtest, hast du sie erhalten. Viele andere junge Leute wie du bekommen die nicht. Ich behaupte nicht, deine gute Fee zu sein, und Miles auch nicht …«

Der Hauch eines Lächelns trat auf Vanessas Gesicht.

»… doch wir kümmern uns um dich. Und eines Tages wirst du anderen helfen, wie dir geholfen wurde.«

Keine Ahnung, wer mir diese Worte eingab. Allmählich kam ich mir wie Tiggy vor.

»Also, junge Frau, du machst jetzt, was die Ärzte dir sagen, okay? Wir sehen uns in New York, und wenn du wieder auf den Beinen bist, gehen wir richtig schick essen. Dann sehen dich alle, auch Tyler, mit mir auf einem Foto in einem Hochglanzmagazin und beneiden dich.«

»Das wär cool«, rang Vanessa sich ab. »Versprichst du mir das?«

»Habe ich gerade. Und weißt du was?«

»Was?«

»Deine Haare werden immer schöner sein als meine. Ich hab dich lieb, Vanessa. Bis bald.«

Ich küsste sie auf die glänzende Stirn und verließ den Raum. Miles wartete auf dem Flur.

»Alles in Ordnung?«

»Ja. Ich mach mich auf die Socken. Halt mich auf dem Laufenden.«

»Okay.«

»Danke.«

»Ach, und übrigens: Der Jeep steht diskret vor dem Hintereingang des Krankenhauses«, teilte er mir mit, bevor er Vanessas Zimmer betrat.

Als ich in den Jeep kletterte, wusste ich meinen Ruhm und das, was er für andere bewirken konnte, zum ersten Mal zu würdigen. Ich besaß Macht. Nun war es an der Zeit, diese für etwas Positives zu nutzen.

* * *

»Sind Sie sicher, dass Sie uns morgen früh verlassen möchten?«, fragte Fi mich später am Nachmittag, nachdem ich ein wenig geschlafen und wir die Ereignisse der vergangenen Stunden besprochen hatten. »Warum wollen Sie nicht noch bleiben? Die letzte Nacht war traumatisch für Sie, Elektra.«

»Weil ich hier wegmuss. Ich möchte in mein Leben zurück und Veränderungen einleiten, nicht bloß herumsitzen und darüber nachdenken.«

»Wollen Sie mir verraten, wie diese Veränderungen aussehen werden?«

»Als Erstes verbanne ich natürlich sämtlichen Alkohol aus meiner Wohnung und lösche die Nummer meines Dealers«, scherzte ich.

»Guter Anfang. Und dann?«

»Dann verhandle ich mit meiner Agentin über mehr Freizeit. Ein Treffen mit meinem Steuerberater, um über meine Finanzen zu reden, habe ich bereits vereinbart, weil ich noch einiges andere vorhabe.«

»Und zwar?«

»Ich möchte jungen Leuten wie Vanessa beistehen, nicht nur mit Geld. Ich würde gern ihr Sprachrohr werden und beim Kampf gegen Drogen mitwirken.«

»Das klingt fantastisch, Elektra. Die Kids können jemanden gebrauchen, der sich für sie einsetzt. Aber passen Sie besonders in den ersten Wochen auf, dass Sie sich nicht übernehmen, wenn Sie Ihre Ideen in die Tat umsetzen. Sie benötigen Zeit für sich, wie Sie sie hier hatten: Ihren Morgenlauf, die *täglichen* AA-Treffen

mindestens die ersten sechs Monate … Gesundes Essen, ausreichend Schlaf. Auch Sie befinden sich in der Rekonvaleszenz, das sollten Sie nicht vergessen. Wenn Sie schlappmachen, nützen Sie niemandem. Planen Sie einen Urlaub?«

»Ja.« Ich erzählte Fi, dass wir Schwestern uns bald treffen und mit der *Titan* zu den griechischen Inseln fahren wollten, um dort einen Kranz für Pa ins Meer zu werfen.

»Zeit mit der Familie zu verbringen ist wichtig«, pflichtete Fi mir bei. »Und was ist zu Hause in New York? Haben Sie dort Leute, die Sie unterstützen?«

»Meine Assistentin Mariam, von der ich Ihnen erzählt habe, und meine Großmutter Stella. Von ihr wissen Sie nicht allzu viel, doch sie wird für mich da sein, darauf kann ich mich verlassen.«

»Gut. Zögern Sie nicht, ihre Hilfe in Anspruch zu nehmen. Und wenden Sie sich auch an Maia, die sich große Sorgen um Sie gemacht hat. Ich schicke ihr und Ihrer Assistentin eine Liste der örtlichen AA-Treffen sowie die Namen guter Therapeuten, die ich in New York kenne. Sie dürfen nicht vergessen, dass Sie andere Menschen brauchen und ihnen vertrauen müssen.«

»Das vergesse ich nicht, aber ich möchte auch für Vanessa da sein.«

»Je stärker Sie selbst sind, desto eher können Sie ihr helfen.«

»Sie braucht mich. Vergangene Nacht war die brutalste Konfrontation mit der Realität, die man sich vorstellen kann.«

»Das stimmt allerdings«, pflichtete Fi mir bei. »Fühlt es sich gut an, von ihr gebraucht zu werden?«

»Ja, sogar sehr.« Als ich merkte, wie Fis Blick zur Uhr wanderte, wusste ich, dass meine Zeit bei ihr um war. »Bevor ich mich verabschiede, möchte ich mich bei Ihnen entschuldigen, dass ich anfangs so schwierig war. Danke für alles. Sie und die Ranch waren einfach großartig. Der Aufenthalt hier hat mein Leben verändert.«

»Danken Sie nicht mir. Das haben Sie ganz allein geschafft. Viel Glück, Elektra.« Sie erhob sich, breitete die Arme aus und drückte mich fest. »Halten Sie mich auf dem Laufenden, wie Sie zurechtkommen.«

»Das mache ich.« An der Tür drehte ich mich lächelnd zu ihr um. »Ich hätte nie gedacht, dass ich das einmal sagen würde, Fi, aber Sie werden mir fehlen. Tschüs dann.«

* * *

Am Abend traf ich Miles in der Kantine.

»Wie geht es ihr?« Ich stellte mein Tablett ihm gegenüber ab.

»Sie hat Angst und reagiert negativ … Ziemlich genau so wie heute Morgen, als du dich von ihr verabschiedet hast.«

»Was sagen die Psychologen?«

»Die schlagen eine gute Klinik auf Long Island vor, die auf Kids wie Vanessa spezialisiert ist. Ich habe ihre Sozialarbeiterin kontaktiert und werde mit ihr und Vanessas Bewährungshelfer reden.«

»Sie hat einen Bewährungshelfer?«

»Ja. Von ihrer Sozialarbeiterin weiß ich, dass Vanessa seit dem Tod ihrer Mutter immer wieder in Pflegefamilien untergebracht war. Mit sechzehn ist sie vom Radar verschwunden, bis man sie schließlich in Harlem aufgegriffen hat, weil sie auf den Strich ging. Sie wurde lediglich verwarnt, gilt jedoch als jugendliche Straftäterin, was bedeutet, dass sie bis zu ihrem achtzehnten Geburtstag vor ein paar Monaten von einem ›Team‹ überwacht wurde. Die Sozialarbeiterin will sich schnell um die Angelegenheit kümmern, und wenn das Gericht eine Verlängerung bis zu Vanessas einundzwanzigstem Geburtstag bewilligt, kann sie sie in das Programm bringen, von dem der Psychologe gesprochen hat. Danach darf sie Unterstützung vom Sozialamt beantragen, und ihr wird wahrscheinlich eine feste Bleibe zugewiesen. Hoffentlich nicht in einem der ›Projekte‹.«

»Was für ›Projekte‹?«

Miles verdrehte die Augen. »Du scheinst tatsächlich in einer anderen Welt zu leben. Ich dachte, alle Amerikaner kennen die.«

»Ich komme aus der Schweiz«, erklärte ich verlegen, obwohl

ich wusste, dass das keine Entschuldigung war. »Also: Was ist das?«

»Sozialwohnungen, finanziert vom Staat. Leider geht es in den meisten Wohnanlagen ziemlich rau zu, aber schauen wir erst mal, wie sich die Sache entwickelt.«

»Bitte, Miles, vergiss nicht, dass ich euch beiden versprochen habe zu helfen, so gut ich kann. Wenn sie eine Bleibe braucht, zahle ich gern dafür. Ich habe ein schlechtes Gewissen, weil ich sie verlasse, doch ich muss hier weg.«

»Du musst tun, was für dich am besten ist. Vanessa weiß, dass du für sie da bist und ihre Behandlung im Krankenhaus bezahlst.«

»Würdest du ihr ein Handy besorgen, wenn ich dir das Geld gebe? Dann kann ich sie direkt erreichen.«

»Ja, natürlich, aber im Moment ist sie ziemlich am Boden und will vielleicht nicht so gern telefonieren. Und Sie, meine junge Dame, sollten erst einmal an sich selbst denken.« Er drohte mir spielerisch mit dem Finger. »Du nützt Vanessa nichts, wenn du wieder zur Flasche greifst.«

»Ich weiß, Miles. Und was ist mit dir?«

»Ich bleibe noch eine Weile, bis die Sache mit Vanessa geregelt ist, und hoffe, sie mit nach New York nehmen zu können.«

»Gut, dann mache ich mich mal lieber ans Packen.« Ich reichte ihm einen Umschlag. »Da drin stehen meine Handynummer und die von meiner Assistentin, falls du mich nicht selbst erreichst. Gib mir Bescheid, sobald es Neuigkeiten über Vanessa gibt, okay? Tschüs, Miles.«

»Klar. Hey!«, rief Miles mir nach.

Ich drehte mich um.

»Was?«

»Du bist ein guter Mensch, Elektra. Es freut mich sehr, dich zu kennen.«

»Danke.« Ich entfernte mich, bevor er die Tränen in meinen Augen bemerken konnte.

# XXIII

Eine Woche später wachte ich auf der wolkenweichen Matratze meines Betts in meinem New Yorker Apartment auf. Als ich mich streckte und mich umdrehte, um auf die Uhr zu schauen, sah ich, dass es sechs Uhr morgens war. Ich musste aufstehen und laufen, bevor sich im Park zu viele Leute tummelten. Also schlüpfte ich in Jogginghose und Kapuzenshirt, verließ die Wohnung, fuhr mit dem Lift hinunter und trabte vom Eingang hinüber zum Park. Die Magnolien standen in voller Blüte, und in den Beeten entlang des Pfads leuchteten bunte Blumen. An diesem Tag zeigte New York sich von seiner schönsten Seite, der Himmel war blau wie im Süden Frankreichs. Ich lächelte vor Glück.

Am Flughafen hatte ich Mariams bange Miene bemerkt und war sofort auf sie zugegangen, um sie mit einer herzlichen Umarmung zu begrüßen, die sie nicht minder herzlich erwiderte.

»Du siehst fantastisch aus, Elektra!«, hatte sie auf dem Weg zu der wartenden Limousine bemerkt.

»Nein. Meine Frisur und meine Nägel sind eine Katastrophe, und an allen möglichen und unmöglichen Stellen meines Körpers wachsen Haare. In der Ranch sind Rasierapparate nicht erlaubt.«

Während der Fahrt in die Stadt hatten wir uns über meine Zeit in der Suchtklinik unterhalten, und Mariam hatte sich für den Brief von mir bedankt, den sie auf ewig wie einen Schatz hüten würde, wie sie sagte.

»Du musst dich nicht bedanken. Ich war gemein zu dir, und das tut mir leid. Willst du trotzdem weiter für mich arbeiten?«, hatte ich sie voller Sorge gefragt.

»Natürlich. Ich liebe meinen Job und mag dich, Elektra.« Das hatte nicht so geklungen, als wäre es nur so dahingesagt gewesen.

Mariam hatte die Wohnung mit duftenden Blumen geschmückt und den Kühlschrank mit Cola, Mineralwasser und allen möglichen

Saftsorten bestückt.

»Ich wusste nicht, was du jetzt trinkst.«

»Coke und Ingwertee sind gut.« Ich hatte eine Dose Cola aufgemacht und einen Schluck genommen.

Dann hatten wir uns darüber unterhalten, wie Susie den Kunden, die mich buchten, meine unerwartete Abwesenheit erklärte.

»Sie hat ihnen mitgeteilt, du müsstest dir aufgrund einer familiären Krise eine Auszeit nehmen. Soweit ich weiß, wurde nicht viel gemunkelt. In den Zeitungen habe ich jedenfalls nichts gelesen«, hatte Mariam mich getröstet.

»Zum Glück hat niemand ein Foto von mir gemacht, als ich mit blutigen Klamotten in der Notaufnahme in Tucson rumgerannt bin. Ich sah aus, als hätte ich jemanden abgestochen.«

Da es spät geworden war, hatte ich ihr gesagt, sie solle nach Hause gehen, doch sie hatte den Kopf geschüttelt.

»Nein. Ich schlafe heute im Gästezimmer.«

»Ich schwöre dir, ich bin clean, Mariam«, hatte ich ein wenig eingeschnappt erwidert.

»Ich weiß, Elektra, und ich vertraue dir. Aber ich würde gern genauer hören, wie es dir in den letzten Wochen ergangen ist. Wir könnten uns etwas zu essen kommen lassen, und dann erzählst du mir von deiner Freundin, die ins Krankenhaus musste.«

Also hatten wir geduscht, Bademäntel angezogen, uns etwas vom Chinesen bestellt, und beim Essen hatte ich ihr die dramatischen Ereignisse um Vanessa geschildert.

»Elektra, du bist eine barmherzige Samariterin!«, hatte Mariam ausgerufen, und ich war ganz verlegen geworden. »Sie kann von Glück sagen, dass du sie unter deine Fittiche nimmst.«

Anschließend hatte ich ihr meine Pläne für die Zukunft dargelegt. Irgendwann waren mir die Augen zugefallen, und ich hatte bis sechs Uhr früh durchgeschlafen.

Seitdem war keine Pause gewesen. Ich hatte Susie mitgeteilt, dass ich meinen Terminplan reduzieren wolle, und sie willigte zähneknirschend ein. Am Ende einigten wir uns darauf, dass ich nur die Werbekampagnen absolvieren würde, für die ich bereits Verträge unterschrieben hatte.

»Was ist mit den Herbstschauen?«, hatte sie gefragt.

»Nein«, hatte ich mit fester Stimme geantwortet, denn wenn irgendetwas mich in meine alten Gewohnheiten verfallen lassen konnte, dann die verrückte Welt der Catwalks, das wusste ich.

»Ich habe zwei Anfragen von Designern, die gern mit dir über eine Zusammenarbeit ähnlich der letztes Jahr mit Xavier reden würden.«

Kurz dachte ich an meinen Skizzenblock und wie gern ich Kleidung entwarf. Doch ich hatte mir selbst versprochen, mir nicht zu viel aufzuhalsen.

»Vielleicht nächstes Jahr«, hatte ich Susie geantwortet.

Bis Mitte Juni, wenn ich wegen des Jachtausflugs mit meinen Schwestern nach Atlantis zurückkehren würde, hatte ich genug Arbeit. Danach hoffte ich, zur Hacienda Orchídea fahren zu können, um die Baumaßnahmen zu überwachen, die bereits in vollem Gange waren.

Wenn ich an mein künftiges Zuhause dachte, schlug mein Herz schneller. Mein Steuerberater Casey hatte mir bestätigt, dass ich es mir leicht leisten konnte, die Hacienda zu kaufen. Also hatte ich Manuel angerufen und ihm ein Angebot gemacht, das er annahm. Er hatte sich sogar bereit erklärt, mir Hector zu überlassen, und mir zugesagt, einen Ranchhelfer für mich zu finden, der sich um ihn und andere Pferde kümmern würde, die ich möglicherweise erwerben wollte.

»Sie müssen die Tiere selbst auswählen, *señorita*, Pferde sind eine Herzensangelegenheit«, hatte er gemeint.

Ich erstand das Anwesen voll eingerichtet zu einem, wie Casey meinte, guten Preis und ließ einen Pool anlegen und einen zusätzlichen Flügel anbauen, um mehr Raum für Gäste zu haben. Ich träumte davon, alle meine Schwestern zu Weihnachten einzuladen …

Miles war mittlerweile aus der Ranch ausgezogen und wohnte in einem Motel in der Nähe des Krankenhauses, wo er darauf wartete, dass Vanessas Team sich durch den bürokratischen Dschungel wühlte, was nötig war, um sie zurück nach New York und in das von dem Arzt vorgeschlagene Programm zu bringen. Über

Vanessa selbst erfuhr ich nicht sonderlich viel; seit ich weg war, wurden ihr laut Aussage von Miles starke Antidepressiva verabreicht, und sie schlief viel. Wenn ich sie auf dem Handy anrief, ging sie nicht ran, also schickte ich ihr jeden Abend eine SMS. Hin und wieder erhielt ich sogar ein »Okay« oder »Danke« als Antwort.

Mit Miles zu telefonieren fühlte sich anders an als unsere persönlichen Gespräche. Vielleicht lag es an seiner warmen, tiefen Stimme und seinem Sinn für Humor, dass ich meine Telefonate mit ihm als Highlight des Tages betrachtete. Er wusste, was ich hinter mir hatte und dass die Rückkehr in die »Realität« zu den härtesten Phasen des Clean-Werdens gehörte. Mit ihm konnte ich offen über meine Empfindungen reden. Und die waren zum größten Teil positiv. Ja, es war nach wie vor schwierig, den Kühlschrank aufzumachen und eine Dose Cola oder einen Saft herauszunehmen, wenn noch einen Monat zuvor eine Flasche Wodka darin gewesen wäre. Abends beim Fernsehen oder Zeichnen (Veranstaltungen besuchte ich nicht, dafür fühlte ich mich noch nicht stark genug) wusste ich immer, dass ein Anruf bei meinem Dealer genügte, um an Stoff zu kommen. Ein ausgeglichenes Leben war hart. Die Highs fehlten mir, doch immerhin erlebte ich auch keine nennenswerten Lows.

Mariam ließ sich die Liste der örtlichen AA-Treffen von Fi schicken. Das erste Mal hatte Mariam mich noch zwingen müssen, sie zu besuchen; sie hatte mich hingefahren, mich bis zum Eingang begleitet, meine Hand gedrückt und mir versprochen, vor der Tür zu warten, falls ich sie brauche.

»Was, wenn die Leute da drin mich erkennen?«, hatte ich sie voller Angst gefragt.

»Das sind anonyme Treffen. Niemand darf etwas nach außen tragen. Geh rein, du schaffst das.«

Und sie hatte recht gehabt. Zu meinem Erstaunen hatte ich dort andere bekannte Gesichter gesehen, und als ich aufstand, mich vorstellte und verkündete, dass ich Alkoholikerin sei, hatten alle geklatscht, und ich hatte geweint.

Der Leiter des Treffens hatte mich begrüßt und mich gefragt, ob ich etwas sagen wolle. Bei meiner ersten solchen Zusammenkunft in der Ranch hatte ich noch den Kopf geschüttelt und mich hastig

wieder hingesetzt, doch nun nickte ich zu meiner eigenen Überraschung.

»Ja, ich möchte sagen, dass ich gerade aus einer Suchtklinik raus bin. Die habe ich anfangs gehasst, und ich habe auch die Zwölf Schritte nicht verstanden oder wie sie mir helfen können. Aber ich habe nicht aufgegeben, und irgendwann ist der Groschen gefallen, und ich möchte mich bedanken bei … der Höheren Macht und bei allen, die mich unterstützen. Leute wie ihr retten mir das Leben.«

Wieder Applaus und vereinzelte Jubelrufe. In der Gruppe fühlte ich mich so aufgehoben, dass ich tatsächlich begann, mich auf die täglichen Sitzungen zu freuen.

Irgendwie war alles zu gut, um wahr zu sein, überlegte ich nun beim Joggen. Genau das hatte ich Miles am Abend zuvor gesagt.

»Täusch dich da mal nicht«, hatte er erwidert. »Im Moment befindest du dich in der Hochphase und meinst, du hättest alles im Griff, aber wenn du erst wieder richtig in der Realität angekommen und eine Weile clean bist, wird es gefährlich.«

Tatsächlich wurde ich die Gelüste nicht los. Sie senkten sich wie eine rote Wolke auf mich herab, und eine teuflische Stimme flüsterte mir ins Ohr, dass ein kleiner Wodka doch nicht schaden könne, oder? Dass ich mir den verdient hätte, weil ich einen ganzen Tag ohne Alkohol geschafft hatte, bei dem AA-Treffen oder beim Joggen gewesen war. Ich bemühte mich, in dieser roten Wolke das Blut zu sehen, das aus Vanessas Armen auf den Boden des Badezimmers getropft war. Das half mir, das Verlangen zu bekämpfen.

Mariam war die perfekte Mitbewohnerin, dachte ich, als ich den Park verließ und die Central Park West entlang nach Hause lief. Bei meiner Rückkehr hatte sie darauf bestanden, bei mir zu bleiben. Sie schien zu spüren, wann ich Gesellschaft brauchte und wann nicht. Und sie diente mir als Vorbild, weil sie keinen Alkohol anrührte und in sich ruhte. Überdies entpuppte sie sich als hervorragende Köchin. Besonders ihre Currys liebte ich heiß und innig, weil ihre Würze gegen die Gelüste half. Obwohl ich ihr ein ums andere Mal anbot, einfach etwas kommen zu lassen, sagte sie stets Nein.

»Ich koche gern, Elektra. Es macht mir Spaß. Außerdem weiß

ich so, was im Essen drin ist, und ich kann sicher sein, dass wir beide uns gesund ernähren.«

»Guten Morgen, Tommy«, begrüßte ich meinen treuesten Fan und blieb lächelnd bei ihm stehen. Bei meiner Rückkehr hatte ein Sträußchen Blumen in der Wohnung auf mich gewartet. Mariam hatte mir erklärt, sie seien von Tommy, er habe sie verbotenerweise im Central Park gepflückt.

»Guten Morgen, Elektra. Wie geht es Ihnen heute?«

»Gut, danke. Und Ihnen?«

»Ach, ganz okay.« Er zuckte mit den Achseln.

»Ist wirklich alles in Ordnung bei Ihnen, Tommy? Sie wirken niedergeschlagen.«

»Wahrscheinlich weil ich jetzt jeden Tag so früh aufstehen muss, um Sie zu sehen«, scherzte er halbherzig.

»Kommen Sie doch einfach mal zum Joggen mit«, schlug ich vor. »Ich würde mich über Gesellschaft freuen.«

»Hey, vielleicht mach ich das sogar. Danke, Elektra.« Er tippte an seine Base Cap, und ich lief ins Haus.

»In zehn Minuten gibt's Frühstück«, rief Mariam aus der Küche.

»Gut, ich dusche nur schnell.« Ich winkte ihr im Vorübergehen zu. Mariam war noch früher auf den Beinen als ich, um ihre Morgengebete zu verrichten.

»Köstlich«, seufzte ich beim letzten Bissen der Blaubeerpfannkuchen mit Ahornsirup. »Du liebe Güte! Wenn das so weitergeht, werde ich noch kugelrund!« Ich legte die Hände auf den Bauch.

»Du liebe Güte« war mein neuer Lieblingsausdruck. Ma und meine Schwestern hatten mir immer vorgeworfen, ich fluche zu viel. Da Miles wie Mariam bei jeder unflätigen Äußerung sichtlich zusammenzuckte, hatte ich beschlossen, auch daran zu arbeiten. Hin und wieder rutschte mir noch ein »Fuck« oder »Scheiße« heraus, aber wenn ich mich weiter so zusammenriss wie bisher, wäre irgendwann sogar die englische Königin bereit, mich zu empfangen. Am Ende würde ich mir vielleicht gar eine Bibel kaufen und anfangen, Gottesdienste zu besuchen.

»Danke.« Mariam räumte das Geschirr ab. »Eines Tages koche

ich dir ein richtiges iranisches Festmahl«, versprach sie mir.

Da klingelte mein Handy.

Miles. Mein Herz machte einen Sprung.

»Hi.«

»Hallo, Elektra. Gute Nachrichten. Gerade eben hat Ida, Vanessas Sozialarbeiterin, mir telefonisch mitgeteilt, dass die Verlängerung von Vanessas Betreuungsprogramm bewilligt wurde und es gelungen ist, sie in der Klinik unterzubringen, die Dr. Cole empfohlen hat. Die befindet sich auf Long Island, ungefähr dreißig Minuten von JFK entfernt. Ich hoffe, einen Flug entweder noch heute Abend oder morgen früh zu kriegen.«

»Fantastisch! Das sind wirklich gute Neuigkeiten!«

»Ja. Ich habe mit einer Freundin aus dem Beratungszentrum gesprochen. Sie schwärmt in höchsten Tönen von dieser Klinik mit mittel- bis langfristiger Unterbringung. Die werden Vanessa nicht nach ein paar Wochen wieder vor die Tür setzen. In New York erzähle ich dir mehr.«

»Wunderbar. Soll ich dich von JFK abholen? Dann könnte ich Vanessa sehen.«

*Und dich …*, dachte ich.

»Wenn du Zeit hast, würde mich das sehr freuen.«

»Gern. Ich muss jetzt zu meinem AA-Treffen. Ruf bitte Mariam an, sobald du die Flugdaten hast, ja?«

»Klar. Bis bald, Elektra. Tschüs.«

»Miles meldet sich bei dir«, teilte ich Mariam mit, als ich mich auf den Weg zur Tür machte.

»Okay. Übrigens hat deine Großmutter heute Morgen angerufen. Du hast dieses Wochenende keine Termine, also …«

»Ich lasse es dich später wissen, in Ordnung?«

»Ja, Elektra. Bis dann.«

Auf dem Weg zu dem Treffen fragte ich mich, warum ich zögerte, Stella zu sehen, obwohl sie einige Male erfolglos versucht hatte, mich zu erreichen.

Das AA-Meeting fand in einem Gemeindesaal in der Nähe des Flatiron Building statt, wo sich Broadway und Fifth Avenue kreuzen. Ich liebte diesen Ort, weil dieser Schmelztiegel der Menschheit sich

an einer echten Kreuzung befand. Hier kümmerte es niemanden, wo die anderen herkamen, weil wir alle süchtig waren.

In dem Saal roch es nach Schweiß und Hunden und ein wenig nach Alkohol, vermutlich weil dort seit Jahren Alkoholiker ihr Herz ausschütteten. An diesem Tag war das Treffen gut besucht; es waren ungefähr zwei Dutzend Leute da. Ich setzte mich auf einen Stuhl im hinteren Teil.

Wir erhoben uns und sprachen das Gelassenheitsgebet, dann erkundigte sich der Leiter des Meetings, ob es irgendwelche Neuzugänge in der Gruppe gebe.

In der vordersten Reihe rückte jemand seine Base Cap zurecht und stand auf. Er kam mir bekannt vor …

»Hallo. Ich heiße Tommy und bin Alkoholiker.«

Wir klatschten.

»Willkommen, Tommy. Möchtest du der Gruppe irgendetwas mitteilen?«, fragte der Leiter. Da ging mir auf, wer der Mann war, und ich holte tief Luft.

»Ja, ich möchte sagen, dass ich geglaubt hatte, keine solchen Treffen mehr zu brauchen, und deshalb auch nicht mehr erschienen bin. Doch vor zwei Tagen habe ich wieder Alkohol getrunken.«

Tommy räusperte sich.

»Ich hab da eine Frau kennengelernt, und ich denke, ich liebe sie, aber wir können nicht zusammenkommen. Sie war gerade eine Weile weg und hat mir sehr gefehlt … Ich brauche euch hier und diese Treffen, um mit dem Problem fertigzuwerden.«

Wieder klatschten wir, doch er setzte sich nicht, was bedeutete, dass er noch nicht zu Ende gesprochen hatte.

»Manche von euch erinnern sich vielleicht: Nach Afghanistan musste ich feststellen, dass meine Frau mich verlassen und unser Kind mitgenommen hatte. Daraufhin habe ich zu trinken angefangen und mir geschworen, nie wieder jemanden zu lieben. Jetzt ist es doch passiert, und … Sie ist eine Weile weg gewesen … Das war alles.«

»Scheiße!«, murmelte ich.

»Wir denken an dich und beten für dich, Tommy. Du weißt, dass wir für dich da sind«, erklärte der Leiter.

Einige der Anwesenden klopften Tommy auf die Schulter.

»Möchte sonst noch jemand etwas sagen?«

Ein Schauspieler, den ich erkannte, erhob sich. Ich hörte ihm nicht zu. Tommy, *mein* Tommy, in dessen Facebook-Eintrag von Frau und Kind die Rede gewesen war, hatte also keine Familie mehr. Und offenbar liebte er eine Frau, die er nicht kriegen konnte … die »eine Weile weg« gewesen war und ihm in ihrer Abwesenheit sehr gefehlt hatte.

Vom Rest des Treffens bekam ich nichts mit. Als der Leiter mit den Schlussritualen begann, schlich ich mich hinaus, bevor Tommy mich bemerken konnte. Er sollte nicht erfahren, dass ich seine intimsten Gedanken gehört hatte. Draußen sprang ich auf den Rücksitz des Wagens und warf einen Blick auf mein Handy. Mariam hatte mir eine Nachricht auf die Mailbox gesprochen. Ich rief sie zurück.

»Hi, ich bin’s. Du hast angerufen?«

»Ja. Was ist los, Elektra? Alles in Ordnung?«

*Wow*, dachte ich, *Mariam kennt mich wirklich gut.* Dies war das erste Mal, dass ich mich mit der Vertraulichkeitsfrage auseinandersetzen musste, denn am liebsten hätte ich meiner Assistentin sofort von Tommy erzählt. Ich wusste, dass sie Tommy mochte, seit sie ihn in jener grässlichen Nacht um Hilfe gebeten hatte. Am Ende schwieg ich, weil ich nicht gegen die AA-Regeln verstoßen wollte.

»Ach, nichts. Ich habe nur gerade bei dem Treffen eine ziemlich anrührende Geschichte von einem der Typen gehört. Was ist los?«

»Ich wollte dir sagen, dass ich Chili und Tomatensuppe fürs Mittagessen koche. Ist dir das recht?«

»Klingt wunderbar.«

»Miles ist es gelungen, Plätze für sich und Vanessa zu ergattern. Sie landen heute Abend um zehn.«

Der Wagen hielt vor meinem Haus. Ich stieg aus und schaute mich nach Tommy um. Da ich ihn nirgends entdecken konnte, wusste ich nun – vorausgesetzt er hatte keinen Zwillingsbruder –, dass das bei der AA-Sitzung tatsächlich er gewesen war. Im Eingangsbereich wartete trotzdem eine Überraschung auf mich. Auf

einem der Ledersessel saß meine Großmutter Stella.

»Hallo, Elektra.« Sie stand auf. »Entschuldige, wenn ich einfach so auftauche, aber wenn der Berg nicht zum Propheten kommt … Ich wollte mich mit eigenen Augen vergewissern, dass es dir gut geht.«

»Klar.« Auf dem Weg zum Aufzug staunte ich, wie aufrecht sie sich hielt und wie elegant sie in ihrer teuren, ein wenig altmodischen Bouclé-Jacke und dem Rock wirkte.

»Ich will dich nicht lange aufhalten«, sagte sie, als wir die Wohnung betraten.

»Kein Problem.« Plötzlich fragte ich mich, warum ich solche Angst vor ihr gehabt hatte. »Setz dich. Mariam ist gerade dabei, das Mittagessen zu kochen.«

»Ja«, bestätigte Mariam, die sich zu uns gesellte. »Es ist in fünf Minuten fertig. Hallo, Stella«, fügte sie lächelnd hinzu und kehrte in die Küche zurück.

»Sie ist wirklich ein nettes Mädchen.« Stella nahm auf einem Sessel Platz. Dass sie sich jemals in Jogginghose und Kapuzenshirt auf einem Sofa lümmelte wie ich, konnte ich mir nicht vorstellen. »Sie hat mich auf dem Laufenden gehalten, während du … weg warst. Wie fühlst du dich?«

»Gut, richtig gut«, betonte ich für den Fall, dass sie meinte, ich schwindle sie an.

»Kein Alkohol und keine Drogen mehr?«

»Nein. Aber wie du weißt, muss ich einen Tag nach dem anderen bewältigen, darf nicht leichtsinnig werden und glauben, ich sei schon aus dem Schneider.«

»Nein, das darfst du auf keinen Fall. Das wäre das Gefährlichste überhaupt. Erzähl, wie war es in der Ranch?«

»Anfangs hatte ich schreckliche Angst davor, doch am Ende war es fantastisch.«

»Du kannst dich glücklich schätzen, dich in einer solchen Klinik behandeln lassen zu können. Für mich klingt das fast nach einem Urlaubshotel. Ich weiß natürlich, dass es das nicht ist«, fügte sie hastig hinzu.

»Mittagessen ist fertig!«, rief Mariam aus der Küche, und meine

Großmutter und ich setzten uns an den Tisch, den Mariam schön gedeckt und mit Blumen aus den Vasen in der Wohnung geschmückt hatte.

»Erst heute Morgen habe ich Mariam geklagt, dass ich allmählich auf mein Gewicht aufpassen muss«, bemerkte ich, als wir zu essen anfingen. »Bald werde ich zu dick für ein Supermodel sein.«

»Das bezweifle ich, meine Liebe. Schau mich an: Ich gehe auf die siebzig zu und habe nie auch nur ein Pfund zugenommen. Du hast gute Gene.«

»Eure Wangenknochen sind jedenfalls identisch«, meinte Mariam. »Im Vergleich zu den euren befinden sich die meinen irgendwo in der Nähe der Kinnlade!«

»Unsinn! Sie sind eine sehr ansprechende junge Dame, innerlich wie äußerlich«, widersprach Stella.

Mariam strahlte über das Kompliment.

»Übrigens würde ich gern eure Meinung hören«, verkündete ich, als wir uns dem frischen Obstsalat zuwandten, den Mariam mit köstlichem Coulis verfeinert hatte. »Ich spiele mit dem Gedanken, mir eine andere Frisur zuzulegen.«

»Wirklich?«, fragte Mariam. »Hast du darüber schon mit Susie gesprochen?«

»Nein, es sind meine Haare. Mit denen kann ich machen, was ich will.«

»Gut gebrüllt, Löwe. Dein Körper gehört dir, und die Entscheidungen darüber triffst du selbst«, pflichtete Stella mir bei. »Du könntest sie dir kurz schneiden lassen. Ich finde, sie sind deutlich zu lang. Bestimmt ist die Pflege ein Albtraum. Wie ihr schwarzen Mädchen eure Krause im Zaum haltet, ist mir ein Rätsel.«

»Schaut.« Ich hob meinen schweren Pferdeschwanz an. »Das sind nicht meine echten Haare, sondern Extensions.«

Meine Großmutter berührte sie und zuckte die Schulter. »Fühlt sich echt an.«

»Die Haare sind echt, aber nicht von mir. Das Mädchen, dem sie ursprünglich gehörten, musste sie vielleicht verkaufen, um ihre

Familie ernähren zu können. Ich habe beschlossen, die Extensions rausmachen und mir die Haare kurz schneiden zu lassen wie du.« Ich deutete auf Stellas nur etwa einen Zentimeter lange Löckchen.

»Wow!«, rief Mariam aus.

Fast hätte ich gelacht. Das Wort schien sie von mir aufgeschnappt zu haben. Doch aus ihrem Mund hörte es sich irgendwie fremd an.

»Ich trage sie nur so, weil das praktisch ist. Wären die Modedesigner und Fotografen denn einverstanden, wenn du deinen Look veränderst?«

»Keine Ahnung. Und wisst ihr was? Das ist mir scheißegal.« Stella verzog ob des Fluchs den Mund. »'tschuldigung. Wie gesagt, es sind *meine* Haare, und vielleicht möchte ich im wörtlichen Sinn zu meinen Wurzeln zurückkehren! Wenn ihnen das wichtig ist, können sie mir bei den Fotoshootings ja Perücken aufsetzen. Und …«

»Ja?«, hakte Stella nach, als ich verstummte.

»Es geht auch darum herauszufinden, wer ich wirklich bin. Das weiß ich immer noch nicht so genau. Mariams Familie ist muslimisch, sie kennt ihre jahrhundertealte Geschichte. Ich hingegen bin in einem hauptsächlich weißen Haushalt mit einem weißen Dad aufgewachsen.«

»Und du bist hinsichtlich deiner Identität verwirrt«, stellte Stella fest. »Ich bin wie du zwischen den Welten groß geworden. Manche würden behaupten, wir waren privilegiert, und in vielerlei Hinsicht stimmte das sicher auch, aber … Am Ende hat man das Gefühl, nirgendwo dazuzugehören.«

»Ja.« Ich nickte, plötzlich den Tränen nahe, weil ich endlich einen Menschen gefunden hatte, der meine Unsicherheit nachvollziehen konnte. »Stella, du erinnerst dich sicher, wie du mir vor meinem Aufenthalt in der Klinik die Geschichte von der jungen Frau erzählt hast, die nach Afrika gegangen ist, oder?«

»Natürlich. Erinnerst du dich denn auch?«

Ihre Augen blitzten schelmisch.

»An einen Teil, ja, doch ich denke, ich würde gern mehr davon hören.«

»Dann suchen wir uns einen Tag aus, an dem du Zeit hast, und

ich erzähle dir die Geschichte weiter. *Deine* Geschichte.«

»Ich habe jetzt Zeit. Der Flieger von Miles und Vanessa landet erst heute Abend um zehn, stimmt's, Mariam?«

»Ja. Stella, wenn Sie hierbleiben, könnte ich einige Dinge aushäusig erledigen. Soll ich den Kaffee ins Wohnzimmer bringen?«

»Gern.« Stella erhob sich. »Können wir beim Aufräumen helfen?«

»Nein, aber danke, dass Sie fragen.«

Entsetzt darüber, dass ich nie auf die Idee gekommen war, Mariam meine Hilfe anzubieten, folgte ich meiner Großmutter ins Wohnzimmer, wo sie sich setzte.

»In der Klinik habe ich gemerkt, dass ich nach wie vor nichts über meine Mom und meine Familie weiß. Möglicherweise hast du mir auch von ihnen erzählt, und ich war so von der Rolle, dass ich mich nicht mehr entsinne. Wer war sie?« Ich schlug die Beine auf dem Sofa unter.

»Nein, ich habe dir noch nicht von ihr erzählt. Alles zu seiner Zeit, Elektra, alles zu seiner Zeit. Erinnerst du dich an Cecily, die junge Amerikanerin, die von ihrem Verlobten sitzengelassen wurde und nach Afrika ging, um ihren Liebeskummer zu kurieren?«

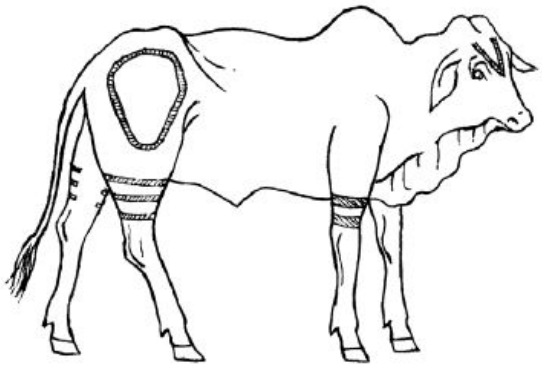
»Ja, sie hat sich in ein komplettes Ar … in einen Filou … verliebt«, korrigierte ich mich hastig.

»Genau. Ich glaube, ich war an dem Punkt stehen geblieben, an dem Cecily sich bei Katherine auf der Wanjohi-Farm aufhielt …«

CECILY

# *Kenia*

Februar 1939



Kenianisches Boran-Rind
mit Brandzeichen eines Massai-Clans

# XXIV

»Aufstehen, meine Liebe«, weckte Katherine Cecily am folgenden Morgen um fünf Uhr.

»Ich habe dir Safarikleidung ans Fußende deines Betts gelegt. Wir fahren mit Alices DeSoto zu Bill. Ich packe ein paar Körbe mit Proviant, und dann rufe ich Aleeki an und sage ihm, dass du erst morgen nach Hause kommst. Wir sehen uns draußen.« Sie verließ das Zimmer.

Verschlafen schlüpfte Cecily in eine khakifarbene Hose mit dazugehörigem Oberteil. Beides passte ihr nahezu wie angegossen. Die schweren Schnürstiefel hingegen waren ihr leider um einiges zu groß, weil sie winzige Füße hatte, aber irgendwie würde es schon gehen, dachte sie.

»Steig ein«, forderte Katherine sie wenig später auf und legte Decken auf den Rücksitz des Wagens. Dann ließ sie den Motor an und schaltete die Scheinwerfer ein, weil es noch dunkel war.

Nach einem letzten Blick auf die Wanjohi-Farm und die relative Sicherheit und Bequemlichkeit, die sie bot, machten sie sich auf den Weg.

* * *

Während der Fahrt döste Cecily immer wieder ein, bis das grelle Licht der Sonne sie schließlich vollends aufweckte. Als sie die Augen aufschlug, sah sie, dass sie die Hauptstraße verlassen hatten und über einen schmalen Feldweg holperten, der sich endlos durch weite heiße Ebenen zu winden schien, auf denen sich Gräser und Bäume in den orangefarbenen Boden krallten. Cecily kurbelte das Fenster herunter, um den Fahrtwind zu spüren. Sofort stieg ihr der erdige Dunggeruch von Vieh in die Nase. Sie beobachtete, wie eine

Rinderherde von hoch aufgeschossenen Männern in orangefarbenen Gewändern über die Savanne getrieben wurde. Cecily staunte über die Tiere, die wenig Ähnlichkeit mit ihren amerikanischen Verwandten besaßen. Sie hatten große Höcker auf dem Rücken und Hautfalten, die von ihrem dürren Nacken hingen.

»Wir sind fast da«, teilte Katherine Cecily mit. »Willkommen auf Bills Farm.«

Sie näherten sich einem niedrigen Holzgebäude inmitten der Ebene, in dessen Blechdach sich die Sonne gleißend spiegelte.

»Hallo, ihr beiden! Schön, dass ihr da seid.« Bobby, der aus der Hütte getreten war, kam auf sie zu, als Katherine den Wagen anhielt.

Cecily stieg aus. »Ist das hier der Busch?«, fragte sie staunend.

»Wir befinden uns am Rand der Loita-Ebene«, antwortete Bobby, was Cecily nichts sagte. »Geht ihr zwei mal nach innen und holt euch etwas Kühles zu trinken. Bill und ich verstauen gerade die Ausrüstung in den Fahrzeugen.«

»Körbe und Decken sind auf dem Rücksitz von Alices DeSoto«, rief Katherine ihm auf dem Weg zum Schuppen zu. Drinnen schenkte sie ihnen zwei Gläser Wasser ein, während Cecily sich in dem spartanisch eingerichteten Raum umblickte.

»Lebt Bill hier?«

»Ja. Wie du siehst, fehlt die Hand einer Frau«, bemerkte sie schmunzelnd. »Er verbringt so viel Zeit draußen im Busch, dass er es für unnötig hält, irgendetwas an der Hütte zu machen. Ich bin ziemlich aufgeregt. Hoffentlich begegnen wir Elefanten; von sämtlichen Tieren in dieser Gegend finde ich sie am beeindruckendsten.«

»Sind sie gefährlich?«

»Wie jedes wilde Tier sind sie potenziell gefährlich, aber in sichereren Händen als denen von Bill könntest du nicht sein. Wenn man vom Teufel spricht …«, meinte Katherine, als Bill hereinkam.

»Guten Morgen, Cecily. Schön, dass Sie da sind. Kann’s losgehen?«

»Ja.« Cecily fiel auf, dass er wieder ihre Füße anstarrte.

»Katherine, würdest du ihr bitte die Gamaschen anlegen?« Bill reichte ihr zwei Rollen Bandagen. »Nicht dass sie im Schlaf von

einer Schlange gebissen wird. Wir sehen uns draußen.«

»Setz dich, Cecily«, wies Katherine sie an.

Cecily tat, wie ihr geheißen.

Katherine wickelte die Bandagen um ihre Knöchel, steckte die Hosenbeine oben hinein und verschnürte alles mit zwei festen Knoten.

»Das wär's. Nicht besonders hübsch, doch es erfüllt seinen Zweck.«

»Du liebe Güte, so eingepackt schwitze ich mich ja zu Tode«, murmelte Cecily. In der Hitze war ihr schwindlig und ein wenig übel.

»Keine Sorge, daran gewöhnst du dich. Gehen wir.«

Sie gesellten sich zu Bill und Bobby, die hinter dem Steuer ihrer jeweiligen Pick-ups saßen. Cecily machte große Augen, als sie die lebende Version der Zeichnung eines Massai-Kriegers aus einem ihrer Bibliotheksbücher in Manhattan sah. Der Massai, der auf der offenen Ladefläche saß, nickte ihr huldvoll zu. Er hielt einen langen Speer in der Hand und trug ein tiefrotes, an den Schultern verknotetes Gewand. Sein langer Hals war mit bunten Perlenketten geschmückt, und in seinen Ohren steckten mehrere breite Ringe. Sein Gesicht war kantig, die dunkle Haut hatte so gut wie keine Falten, und seine Haare waren kurz geschoren und mit einer roten Staubschicht bedeckt. Cecily tat sich schwer, sein Alter zu schätzen – er konnte zwanzig oder auch vierzig sein.

»Das ist Nygasi, ein Freund von mir«, stellte Bill ihn vor. »Steigt ein, Mädels.« Er signalisierte Cecily, sie solle sich vorn neben ihn setzen, während Katherine hinten zu Füßen von Nygasi Platz nahm. Cecily beschattete ihre Augen gegen die grelle Sonne, die Nygasis Speer aufblitzen ließ, und fragte sich, ob er je Grund gehabt hatte, ihn zu benutzen.

»Kann's losgehen?«, rief Bobby aus dem Pick-up neben dem ihren. Auf der Ladefläche seines Fahrzeugs saßen zwei weitere Massai-Männer. Auch sie hatten Speere in der Hand.

»Ja«, antwortete Katherine fröhlich und reichte Cecily eine Thermosflasche mit Wasser.

»Trink nur, so viel du wirklich brauchst. Um diese Jahreszeit ist Wasser im Busch etwas Kostbares«, bat sie sie. Das half nicht

gerade, Cecilys Nervosität zu lindern.

Als der Motor des Pick-up grollend zum Leben erwachte, Bill aufs Gaspedal trat und sie mit einem Ruck losfuhren, hielt Cecily sich am Sitz fest und betete, dass sie sich nicht übergeben müsste.

Nachdem sie gefühlt stundenlang durch die staubige Steppe geholpert waren, begann sich die Landschaft kaum merklich zu verändern und grüner zu werden. Der weite blaue Himmel schien die Kronen der Fieberakazien zu berühren, deren Äste Giraffen mit ihren Zungen zu sich heranzogen, um daran zu knabbern. Plötzlich geriet der Wagen ins Schlingern, und Cecily merkte, dass sie fast zwei Hyänen überfahren hätten, die über die Straße gerannt waren.

»Drecksviecher!«, fluchte Bill laut.

»Schau, Cecily, das sind Gnus – die Tiere mit den Mähnen auf dem Rücken. Und da ist Nygasis *enkang*, sein Dorf, in dem seine Frauen und Kinder leben.« Katherine deutete nach links.

Cecily betrachtete das, was sie für eine graue runde Hecke aus Ästen gehalten hätte. Frauen in tiefroten Gewändern schlenderten mit Holzbündeln auf den Armen und Ziegen im Schlepptau darauf zu. Manche hatten Trageschlaufen mit kleinen Kindern auf dem Rücken. Als sie die Wagen hörten, blieben sie stehen und winkten ihnen lachend zu.

»Hat sie gerade Frauen im Plural gesagt? Heißt das, Nygasi hat mehr als eine?«

»Das ist so Sitte bei den Massai«, erklärte Bill. »Je mehr Vieh, Frauen und Kinder sie haben, desto mehr Respekt wird ihnen innerhalb des Stamms gezollt. Und Nygasi ist hochgeachtet.«

»Schau, da drüben!«, rief Katherine Cecily eine halbe Stunde später zu und deutete in die Ferne, wo sich Tiere um einen dunstig-silbrigen Schimmer versammelten. »Siehst du die kleinen Thomson-Gazellen mit den geraden Hörnern? Mutig, dass sie sich ans Wasser wagen. Man weiß nie, wann ein Krokodil auftaucht und sich eine schnappt! Aber so ist das Leben in Kenia nun einmal.«

Cecily war heilfroh, als Bill den Pick-up schließlich neben einer Gruppe von Fieberakazien anhielt und Bobby mit seinem Wagen neben dem seinen stehen blieb. Die Sonne brannte unerbittlich auf den offenen Pick-up hernieder; Cecily war die ganze Fahrt über

schrecklich übel gewesen.

»Wollen wir hierbleiben?«, rief Bobby zu ihnen herüber.

»Ja, Nygasi meint, das ist heute die beste Stelle.« Bill kletterte aus seinem Fahrzeug.

»Zeit, das Lager aufzuschlagen«, verkündete Katherine und begann, Bobby beim Ausladen der Ausrüstung und des Proviants zu helfen. Als Cecily sich anschickte, ihnen zur Hand zu gehen, hielt Bill sie zurück.

»Ich würde gern helfen«, protestierte sie.

»Lassen Sie das lieber uns machen«, erwiderte er. »Sie sehen erhitzt aus, Cecily. Setzen Sie sich in den Schatten und trinken Sie einen Schluck Wasser.«

Cecily nahm auf einem Felsen unter einer Baumgruppe Platz, trank und sah den anderen zu. Große Rollen Segeltuch, Kühlboxen und die Körbe wurden von den Ladeflächen der Pick-ups gehievt und neben ihr im Schatten der Bäume abgestellt. Die drei Massai legten Segeltuchplanen auf dem Boden aus und schwangen sie über elastische Bambusstangen, sodass Zelte mit Moskitonetzen entstanden. Dann bedeckten sie die Stoffbahnen mit Gras, bis die Zelte kaum noch von der Umgebung zu unterscheiden waren. Katherine holte unterdessen die Essensvorräte aus den Kühlboxen, setzte sich neben Cecily und reichte ihr ein in Wachspapier eingewickeltes Sandwich.

»Iss, denn heute werden wir viel zu Fuß unterwegs sein. Bill hält nicht viel davon, die Tiere aus dem Wagen anzuschauen und abzuschießen.«

»Er will auf die Jagd gehen?«, erkundigte sich Cecily. Sie hatte gesehen, wie die großen Gewehre entladen wurden, aber geglaubt, diese dienten lediglich ihrem Schutz.

»Was sollen wir denn sonst zu Abend essen?«, fragte Katherine belustigt. »Nimm einen Schluck Tee, der hilft gegen die Hitze.«

Als Cecily von dem starken schwarzen Tee mit Zucker trank, spürte sie, wie sich ihr nervöser Magen zu beruhigen begann.

»Ach, und falls du irgendwann eine Toilette brauchen solltest …«, flüsterte ihr Katherine zu. »Duck dich einfach hinter

einen Busch, niemand schaut hin. Heb nur keine Steine hoch; man weiß nie, ob sich darunter nicht eine Schlange oder ein Skorpion verbirgt.« Katherine tätschelte ihr Knie und stand auf, um Bobby zu helfen, während Cecily voller Angst blieb, wo sie war.

Nachdem sie das Lager aufgeschlagen und etwas gegessen hatten, führten Bill und Nygasi die Gruppe in den Busch. Die beiden anderen Massai bildeten die Nachhut. Cecily hielt sich dicht bei Katherine und Bobby und lauschte ihren Geschichten von früheren Safaris.

»Lord Delamere soll einmal einen Elefantenbullen sieben Tage lang verfolgt haben, so entschlossen war er, ihn zu erwischen«, erzählte Bobby. »Die Stoßzähne hängen nach wie vor oben in der Soysambu-Ranch. So große habe ich sonst nie wieder gesehen …«

Die beiden Massai unterhielten sich hinter ihnen in ihrer eigenen Sprache. Cecily fand ihre Anwesenheit beruhigend. Inzwischen war es früher Nachmittag, die Sonne stand hoch am Himmel. Als sie den Blick hob, sah sie Geier über ihnen kreisen. Eine leichte Brise strich übers Gras; sie hörte das Summen von Insekten und gelegentlich eine Art Grunzen, das die Gnus von sich gaben. Katherine deutete nach rechts, wo ein Dutzend Zebras im Schatten einiger Akazien stand. Cecily nahm ihre Kamera heraus und knipste ein Bild nach dem anderen. Sie konnte nur hoffen, dass die Fotos diesem unglaublichen Ort tatsächlich gerecht werden würden.

Als Cecily schließlich schon glaubte, keinen Schritt mehr in den schweren Stiefeln gehen zu können, bedeutete Bill den Frauen mit einer Geste, dass sie sich ins hohe Gras ducken sollten, und zeigte auf eine Wasserstelle etwa hundert Meter entfernt. Er, Bobby und Nygasi schlichen sich an. Nygasi umfasste seinen Speer fest, während Bill und Bobby ihre Gewehre schulterten.

An der Wasserstelle herrschte reges Leben. Bill deutete auf eine Herde großer gestreifter Tiere, manche davon mit riesigen gewundenen Hörnern.

»Kudus«, flüsterte Katherine Cecily zu.

Bill spannte den Hahn des Gewehrs und legte an. Kurz darauf zerriss ein lauter Schuss die Stille. Vögel flatterten erschreckt auf,

und die anderen Tiere flüchteten von der Wasserstelle. Ein Kudu sank ins Gras.

Die fünf Männer näherten sich ihrer Beute. Nygasi klopfte beim Gehen mit dem Speer auf den Boden, um die Schakale zu vertreiben, die bereits um den Kadaver schlichen. In einer Mischung aus Faszination und Abscheu beobachtete Cecily, wie sie das Tier häuteten, das so massig wie ein Pferd war, es ausnahmen und zerteilten. Am Ende hievten die drei Massai die Fleischteile auf die Schultern, während Bobby und Bill den Kopf trugen, dessen Hörner die Länge eines Erwachsenenbeins hatten.

»Glatter Kopfschuss«, stellte Bobby anerkennend fest, als sie Cecily und Katherine erreichten. »Bill ist der beste Schütze, den ich kenne. Ein ausgewachsener Kudu; schaut euch diese gewaltigen Hörner an!«

Beim Anblick der blutbespritzten Männer musste Cecily, der nun der warme Geruch des Kadavers in die Nase stieg, sich abwenden, um sich nicht zu übergeben. Katherine half ihr hoch, und wenig später machten sie sich auf den Weg zurück ins Lager, wobei Cecily versuchte, so unauffällig wie möglich frische Luft einzuatmen.

»Alles in Ordnung?«, erkundigte sich Katherine.

»Es geht schon«, presste Cecily hervor. »Ich habe nie zuvor gesehen, wie ein Tier getötet wird.«

Katherine nickte mitfühlend. »Das ist ein ziemlicher Schock, ich weiß. Ich finde es widerwärtig, wenn Leute sie nur der Trophäen wegen schießen, erachte es aber als ehrlich, sie um der Nahrung willen zu töten. Sämtliche Teile dieses Kudus werden genutzt, Cecily, darauf kannst du dich verlassen. Schau mal dahinten.« Sie deutete auf die Überreste am Wasserloch. Aasgeier, Schakale und Hyänen machten sich bereits darüber her. »Das ist der Kreislauf des Lebens; wir nehmen lediglich unseren Platz in der Nahrungskette ein.«

Cecily musste an all die Köstlichkeiten denken, die man zu Hause in Manhattan und hier bei Kiki und Alice servierte, und wollte gerade widersprechen, doch dann wurde ihr bewusst, dass jeder Bissen Fleisch, den sie je zu sich genommen hatte, von einem Tier stammte, das so getötet werden musste wie der Kudu eben. Also hielt sie, beschämt über ihre Naivität, den Mund.

Der Weg zurück zum Lager dauerte lange. Als sie einer Herde Elefanten begegneten, die in knapp einem Kilometer Entfernung dahinzog, senkte sich bereits die Dämmerung herab.

»Gott!«, rief Cecily aus. »Was für majestätische Wesen!«

»Wir müssen vorsichtig sein. Sie haben Kälber bei sich«, warnte Katherine. »Wenn sie eine Gefahr für die zu erkennen glauben, fackeln sie nicht lange und greifen an.«

»Nur Kühe, keine Bullen, die man schießen könnte«, hörte Cecily Bill zu Bobby sagen. »Aber irgendwann kriegen wir noch unsere Elfenbeintrophäe, da bin ich mir sicher.«

Wut stieg in Cecily auf bei dem Gedanken, dass Bill oder irgendjemand sonst diese wunderschönen Geschöpfe einfach abschoss. Sie beobachtete, wie sich die Herde langsam vorwärtsbewegte, die Jungtiere zwischen den Beinen ihrer Mütter hindurchliefen. Fast spürte sie den Boden unter ihrem Gewicht vibrieren.

Plötzlich tippte ihr jemand auf die Schulter. Nygasi ging in die Hocke und zeigte auf etwas auf dem Boden. Als Cecily sah, was er meinte, schnappte sie nach Luft. In der weichen orangefarbenen Erde befand sich der klare Abdruck einer Tatze.

»*Olgatuny*«, sagte er. »Löwe«, fügte er für Cecily hinzu.

»Ja, ein Löwe«, pflichtete Bill ihm bei. »Er kann noch nicht lange weg sein; die Konturen sind scharf umrissen. Nygasi ist in der Lage, einzelne Rinder anhand ihrer Spuren zu identifizieren, und hat einmal einen Leoparden aufgespürt und erlegt, der um sein *enkang* – sein Dorf – herumschlich«, erzählte er und klopfte dem groß gewachsenen Massai auf die Schulter. »Der Abdruck befindet sich für meinen Geschmack zu nahe beim Lager. Wir müssen aufpassen.«

Während die beiden Männer sich entfernten, blieb Cecily, wo sie war, starrte den Abdruck an und streckte die Hand aus, um ihn vorsichtig zu berühren. Ihr Herz schlug wie wild bei der Vorstellung, wie groß der Löwe sein musste, wenn er eine solche Spur hinterließ.

Zehn Minuten später setzte sich Cecily im Lager dankbar auf eine der Decken. Während sie Tee trank, versank die Sonne langsam am Horizont, und die Konturen der Akazien zeichneten sich

schwarz vor dem dunkler werdenden Himmel ab. Die Männer hatten ein großes Lagerfeuer angezündet. Als die Temperatur abrupt zu sinken begann, legte Katherine ihr eine Decke um die Schultern. Cecily beobachtete fasziniert, wie die Massai das Kudu-Fleisch auf Spieße steckten, und schon bald erfüllte der Geruch von bratendem Fleisch die Luft. Angesichts dessen, dass sie miterlebt hatte, wie das Tier erlegt worden war, schämte sich Cecily fast ein wenig für ihren knurrenden Magen.

Die Dämmerung ging in die Nacht über. Am Himmel prangten mehr Sterne, als Cecily je zuvor gesehen hatte. Bobby und Bill tranken Bier am Lagerfeuer, plauderten über die Jagd und aßen von der Beute.

»Hier, meine Liebe.« Katherine reichte Cecily ein Stück dampfendes Fleisch, das in ein über dem Feuer gewärmtes Fladenbrot gewickelt war.

»Danke.« Cecily biss vorsichtig hinein. Es schmeckte köstlich.

Nach dem Essen lehnte sie sich zurück und lauschte dem leisen Gemurmel der Gespräche am Lagerfeuer. Die flackernden Flammen und der Holzrauch, der sich in den samtigen Nachthimmel erhob, vermittelten ihr das Gefühl, in Sicherheit zu sein. Aus der Dunkelheit drangen hin und wieder Rufe ihr unbekannter Tiere herüber. Plötzlich empfand sie das schwere Gewehr zu Bills Füßen als beruhigend.

Bill zündete sich eine Pfeife an, und der angenehme Geruch von Tabak stieg ihr in die Nase.

»Ich muss ins Bett«, verkündete Katherine herzhaft gähnend. »Kommst du auch, Cecily?«

Obwohl Cecily hundemüde war, wollte sie noch eine Weile zum Sternenhimmel hinaufblicken.

»Gleich.«

»Okay. Ich wünsche euch allen eine gute Nacht.« Katherine stand auf.

»Aye, war ein langer Tag«, pflichtete Bobby ihr bei und erhob sich ebenfalls. »Bis morgen früh, in alter Frische.«

Bobby und Katherine zogen sich in ihre jeweiligen Zelte zurück, während Nygasi und die beiden anderen Massai in die Dunkelheit

hinausgingen. Cecily sah, wie sie sich ein wenig vom Lager entfernt postierten, und plötzlich wurde ihr bewusst, dass sie mit Bill allein war.

»Und, wie hat Ihnen der heutige Tag gefallen?«, fragte er sie und schürte die Glut mit einem Stock.

»Es war einfach unglaublich. Ich fühle mich privilegiert, dabei zu sein, auch wenn es mir manchmal Angst macht. Mein Adrenalinpegel war den ganzen Tag über hoch.«

»Sind Sie abenteuerlustig, Cecily?« Bill musterte sie mit einem intensiven Blick. »Oder gehen Sie lieber auf Nummer sicher?«

»Ich weiß es nicht. Afrika hat mich bereits verändert. Ich denke, ich versuche nach wie vor herauszufinden, wer ich bin.«

»Vielleicht finden wir niemals ganz heraus, wer wir sind.«

»Sie *sind* abenteuerlustig, nicht wahr?«

»Möglicherweise wäre ich es nicht geworden, wenn das Leben mich nicht dazu gemacht hätte. Ich habe in England Jura studiert, und dann kamen der Krieg und die Liebe, und plötzlich war alles anders. Also, Miss Huntley-Morgan: Was machen Sie wirklich in Afrika?«

»Ich besuche meine Patentante«, antwortete Cecily achselzuckend, unfähig, ihm in die Augen zu schauen.

»Es ist offensichtlich, dass Sie vor etwas weglaufen. Sie haben diesen Blick.«

»Woher wissen Sie das?«

»Ich hatte bei meiner Ankunft hier den gleichen Blick. Die Frage ist nur: Werden Sie zurückkehren?«

»Keine Ahnung. Aber jetzt muss ich schlafen.« Cecily stand auf. »Danke, dass ich heute dabei sein durfte, Bill. Ich werde diesen Tag nie vergessen. Gute Nacht.« Sie nickte ihm zu, ging die wenigen Meter zu dem Zelt, das sie sich mit Katherine teilte, und kroch hinein. Katherine schlief bereits. Cecily schlüpfte aus ihren Stiefeln, bewegte erleichtert die Zehen, legte sich voll bekleidet hin und zog die raue Decke um ihren Körper. Trotz seiner schroffen Art und seiner Lust, sie in Verlegenheit zu bringen, faszinierte Bill Forsythe sie irgendwie. Doch statt diesen Gedanken weiterzuverfolgen, überprüfte sie nur, ob die Decke zum Schutz gegen Insekten und

anderes Getier fest um ihre Füße gewickelt war, schloss die Augen und schlief sofort ein.

* * *

Im Morgengrauen wachte Cecily mit trockenem Mund auf. Sie nahm einen Schluck Wasser aus dem Behälter neben ihr und zog leise die Stiefel an, bemüht, Katherine nicht zu wecken, die tief und fest schlummerte.

Cecily kroch aus dem Zelt, streckte sich und hob den Blick gen Himmel, der in sanfte Blau-, Pink- und Lilatöne getaucht war. Fast kam sie sich vor wie in einem impressionistischen Gemälde. Sie schaute sich um, suchte einen Platz, an dem sie sich erleichtern konnte.

Nachdem sie das in fast taillenhohem Gras getan hatte, schlenderte sie, die frischen Gerüche der Natur einatmend, zurück. Da hörte sie dumpfes Knurren wie von einem laufenden Motor. Doch im Umkreis von mehreren Kilometern gab es keine Autos …

Cecily blieb wie angewurzelt stehen, als sie einen ausgewachsenen Löwen nur wenige Meter vor sich im Gras kauern sah, dessen bernsteinfarbene Augen auf sie gerichtet waren.

Sie erstarrte; ihr Herz schlug wie wild.

Der Löwe griff an.

»CECILY! DUCKEN SIE SICH!«

Sie folgte dem Befehl, gleich darauf zerriss ein Schuss die Stille. Der Löwe strauchelte, lief jedoch weiter. Ein zweiter Schuss, dann noch einer wurde abgefeuert, der Löwe sank zu Boden und rührte sich nicht mehr.

»Gütiger Himmel, das war knapp! Cecily! Sind Sie in Ordnung?«

Sie versuchte zu antworten, brachte aber kein Wort heraus. Ihre Beine versagten ihr den Dienst, ihr drehte sich alles …

»*Cecily*, hören Sie mich?«

»Aua!« Als Cecily die Ohrfeige spürte, schlug sie die Augen auf

und blickte geradewegs in Bills Gesicht.

»Tut mir leid, das ist die schnellste Methode, jemanden aus einer Ohnmacht zurückzuholen. Setzen Sie sich auf und trinken Sie einen Schluck Brandy.«

Starke Arme zogen sie hoch und träufelten ihr eine Flüssigkeit ein. Obwohl sie sich beinahe daran verschluckt hätte, half sie ihr, zu sich zu kommen. Als Cecily Bill bewusst wahrnahm, wurde sie prompt rot.

»Entschuldigung. Keine Ahnung, was über mich gekommen ist.«

»Ein angreifender Löwe«, meinte Bill trocken. »Ich habe in solchen Situationen schon erwachsene Männer auf ihre Schuhe kotzen sehen. Sie erholen sich gleich wieder, keine Sorge. Gehen wir zum Lager zurück.«

Er stützte sie, Nygasi folgte ihnen.

»Woher … woher wussten Sie das?« Sie hatte nach wie vor den Geruch des Schießpulvers in der Nase und wackelige Knie.

»Dass Sie so unvorsichtig sein würden, sich vom Lager zu entfernen?« Er hob eine Augenbraue. »Das habe ich nicht gewusst. Nygasi und ich sind der Spur des Löwen gefolgt. Sie können von Glück sagen, dass ich zur Stelle war.«

Cecily wurde noch tiefer rot. Hoffentlich hatte er sie vor dem Angriff des Löwen nicht im hohen Gras hocken sehen, dachte sie.

Katherine eilte ihnen vom Lager entgegen und stützte Cecily auf der anderen Seite.

»Was waren das für Schüsse? Was ist passiert?«, fragte sie.

»Nur ein hungriger Löwe«, antwortete Bill. »Um den haben wir uns gekümmert.« Bill überließ Cecily Katherine und sagte etwas zu Nygasi, der nickte und zu dem Löwen zurückging.

»Ist er auch bestimmt tot?«, presste Cecily hervor.

»Ja.« Bill nickte. »Vertrauen Sie mir, ich habe schon viele Löwen erlegt. Trinken Sie jetzt mal lieber einen Tee.«

Katherine hüllte Cecily in eine Decke, setzte sie ans Lagerfeuer und flößte ihr in kleinen Schlucken frischen Tee aus einem Blechbecher ein.

»Ich habe mich von meinem Schreck erholt, danke«, sagte

Cecily kurz darauf und erhob sich, um sich selbst etwas zu beweisen. »Was geschieht nun mit dem Löwen?«

»Sie laden ihn auf Bills Pick-up und nehmen ihn mit. Bestimmt kauft irgendein reicher Amerikaner das Fell und den Kopf als Trophäe.«

»Nicht ich, so viel steht fest. Es war meine Schuld. Ich habe mich zu weit vom Lager entfernt.«

»Damit hast du Bill eine Freude gemacht. Das hat ihm Gelegenheit verschafft, wieder einmal einen Löwen zu erlegen. Bist du in der Lage, zum Wagen zu gehen? Für heute war das genug Aufregung. Ich hole Bobby, der soll uns zurückfahren. Er war gerade dabei, die Wasserbehälter aufzufüllen.«

Katherine entfernte sich, während sich Cecily, nach wie vor den Becher in der Hand, zum Rand des Lagers bewegte. Bill und Nygasi trugen den Löwen auf einer Segeltuchplane. Cecily folgte ihnen zu Bills Pick-up, wo sie das Tier mithilfe der beiden anderen Massai ohne viel Aufhebens auf die Ladefläche hievten und es mit Seilen festzurrten.

Aus der Nähe betrachtet, wirkte der Löwe riesig. Auch im Tod hatte er nichts von seiner Würde eingebüßt, seine Mähne glänzte dunkelgolden in der Sonne, und aus seinem offenen Maul ragten gelbe Fangzähne. Cecily bemerkte die Narben auf seinem Gesicht.

»Ein altes Tier«, erklärte Bill. »Der Kerl hatte schon etliche Kämpfe hinter sich. Anscheinend hat er länger nichts gefressen – sehen Sie, wie ihm die Rippen rausstehen? Höchstwahrscheinlich war er verletzt und nicht in der Lage, größere Beute zu jagen. Zum Glück hat er Sie nicht erwischt, Cecily.«

Cecily nickte stumm und kehrte zum Lager zurück, wo Bobby gerade die Zelte abbaute und Katherine die Lebensmittel in die Körbe packte.

»Hast du jemals ein wildes Tier geschossen?«, fragte Cecily Katherine.

»Ja. Der Herr mag mir dafür vergeben. Wer hier aufwächst, lernt schon als Kind das Schießen. Wie du gerade gesehen hast, ist das eine Fähigkeit, die einem das Leben retten kann. Bei mir war es immer nur zur Selbstverteidigung. Du darfst nicht vergessen, wo wir

uns befinden, Cecily. In diesem Land ist man permanent mit Gefahren konfrontiert.«

»Das beginne ich gerade zu begreifen.«

»Fertig?« Bobby kletterte auf den Fahrersitz.

»Ja«, antwortete Katherine, half Cecily hinten in den Wagen und setzte sich selbst neben Bobby.

»Auf Wiedersehen, Cecily«, verabschiedete sich Bill, der am Pick-up auftauchte. »Tut mir leid, dass Ihre erste Safari so … ereignisreich war.«

»Zerbrechen Sie sich darüber nicht den Kopf, Bill. *Mir* tut es leid, dass ich Ihnen solche Umstände gemacht habe. Noch einmal danke«, erwiderte Cecily.

»Gern geschehen. Ich wünsche Ihnen eine gute Heimfahrt.«

»Kommen Sie denn nicht mit?«

»Nein. Nygasi, ich und die anderen haben hier draußen zu tun.«

Cecily blickte zurück, als Bobby aufs Gaspedal trat und sie sich vom Lager entfernten. Bill, der neben Nygasi bei dem Löwen stand, schien sich in einer völlig anderen Welt zu befinden und sie bereits vergessen zu haben.

* * *

Nachdem sie sich bei Bills Farm von Bobby verabschiedet hatten und in den weitaus komfortableren DeSoto gewechselt waren, fuhren sie zurück zur Wanjohi-Farm, vor der Kikis glänzender weißer Bugatti stand.

»Fühlst du dich in der Lage, heute noch zum Naivasha-See zurückzukehren?«, fragte Katherine Cecily und schaltete den Motor aus. »Du kannst gern noch eine Nacht bei mir bleiben.«

»Danke, aber nun ist der Wagen schon mal da, und ich habe das Gefühl, dass ich zurückmuss. Ich mache mir Sorgen um meine Patentante.«

»Das weiß ich.« Katherine legte Cecily tröstend einen Arm um

die Schultern. »Aber vergiss nicht: Du bist nicht für sie verantwortlich.«

Cecily zuckte mit den Achseln. »Danke für alles.« Sie umarmten sich. »Was für ein Abenteuer!«

»Du hast dich gut geschlagen, Cecily. Wenn du mich brauchen solltest: Bis zur Hochzeit bleibe ich auf Alices Farm. Kaum zu glauben, dass es bloß noch wenige Wochen sind.«

Makena verstaute schweigend Cecilys Reisetasche im Bugatti.

»Lass es mich wissen, wenn ich irgendwie behilflich sein kann«, meinte Cecily beim Einsteigen.

»Ja. Auf Wiedersehen.«

»Auf Wiedersehen, Katherine, und noch einmal herzlichen Dank«, rief Cecily zum Fenster hinaus, als der Bugatti losfuhr.

Während Cecily ihrer Freundin zum Abschied zuwinkte, überlegte sie, ob es am Ende nicht besser war, von einem hungrigen Löwen angegriffen zu werden, als in die merkwürdig düstere Atmosphäre von Mundui House zurückzukehren …

# XXV

»Liebes, bist das wirklich du?«

»Ja, Mama.«

Der Klang der Stimme ihrer Mutter am anderen Ende der knisternden Leitung ließ Cecilys Augen feucht werden.

»Wie geht es dir? Und Papa? Und natürlich Mamie? Ist das Kind schon da?«

»Eins nach dem anderen, Cecily«, bremste ihre Mutter sie lachend. »Ich versuche schon seit Tagen, dich zu erreichen, um dir mitzuteilen, dass Mamie ein entzückendes Mädchen zur Welt gebracht hat, das sie Christabel taufen möchte. Papa ist nicht ganz so glücklich, weil er auf einen Jungen gehofft hatte, der ihm geholfen hätte, ›die Männerseite zu stärken‹, wie er es ausdrückt. Aber Christabel ist wirklich ein hübsches kleines Ding.«

»Geht es den beiden gut?«

»Ja. Mamie meint, die Geburt sei ein Klacks gewesen. Sie fragt sich, warum so viele Frauen so ein Trara darum machen.«

»Vermutlich zahlen sich nun all die Gymnastikkurse aus, die sie schon so lange besucht. Bitte richte ihr schöne Grüße aus und sag ihr, ich kann’s gar nicht erwarten, meine kleine Nichte zu sehen. Du schickst mir doch ein Foto von ihr, oder?«

»Natürlich. Wie ist es in Kenia?«

»Ich … Gut, Mama.«

Manchmal ist es so heiß, dass ich kaum Luft bekomme, in Mundui House herrscht eine seltsame Atmosphäre, beinahe wäre ich von einem hungrigen Löwen gefressen worden, und ihr fehlt mir so sehr …

»Wann kommst du nach Hause? Papa meint, die Leute hier fangen an, sich Gedanken eines Krieges wegen zu machen. Manche behaupten, er sei unausweichlich.«

»Das habe ich auch gehört, aber …«

»Vielleicht solltest du so bald wie möglich nach England fliegen. Dann wärst du, falls tatsächlich etwas passiert, wenigstens nur eine Schiffsreise über den Atlantik von uns entfernt. Audrey sagt, du kannst gern bei ihr in Woodhead Hall bleiben, bis …«

»… bis die Hochzeit von Jack und Patricia vorbei ist«, beendete Cecily den Satz für sie. Ein Schauder überlief sie, nicht nur deshalb, weil es ihrer Mutter wichtiger zu sein schien, dass Cecily Peinlichkeiten bei der Hochzeit ihres Exverlobten entging, als dass ihre Tochter sich in Sicherheit befand, sondern auch ob der Vorstellung, Woodhead Hall wieder zu betreten.

»Natürlich würde ich gern so schnell wie möglich nach Hause kommen, doch im Moment geht es mir hier gut. Wenn es tatsächlich Krieg geben sollte, wird er Kenia nicht direkt betreffen, versichert mir mein Freund Tarquin Price. Wie wär's, wenn du mir eine Schiffspassage für die zweite Aprilhälfte buchst?«

Mit anderen Worten: Wenn die Hochzeit vorüber ist …

»Willst du wirklich nicht bei Audrey in England Zwischenstation machen?«

»Nein«, antwortete Cecily, ohne zu zögern.

»Gut, dann bitte ich Papa, sich um die Reservierung zu kümmern. Du fehlst mir so sehr, Liebes, und …«

Das Knistern in der Leitung wurde lauter, Dorotheas Stimme verschwand im Äther. Cecily legte den altmodischen Hörer auf die Gabel, verschränkte die Arme und trat auf die Terrasse.

War es möglicherweise das Beste, einfach in der folgenden Woche nach Hause zurückzukehren und sich nicht um Jacks Hochzeit zu scheren?, fragte sie sich.

»Was geht die mich schon an?«, flüsterte sie einem Pavian zu, der wohl überlegte, ob er es wagen konnte, auf den Verandatisch zu springen und sich etwas von dem Frühstück zu holen, für das Chege, der Junior-Houseboy, der sich in der Rangfolge gleich unter Aleeki befand, gerade gedeckt hatte.

Sie klatschte in die Hände und machte einen Schritt auf den Pavian zu, der ungerührt sitzen blieb. »Verschwinde!«, rief sie. Endlich trollte er sich. Wenig später lauschte Cecily bei heißem, starkem Kaffee dem ihr inzwischen vertrauten Keckern, Rufen und

Zwitschern, das den Anfang des Tages in Mundui House einläutete. Mittlerweile frühstückte sie bereits fast drei Wochen lang allein. Bei ihrer Rückkehr von der Safari hatte Chege ihr einen Brief gegeben.

»Von Memsahib für Memsahib«, hatte er gesagt.

In dem Brief hatte Kiki sie informiert, dass sie nach Nairobi fahre, um der kranken Alice beizustehen, und Aleeki mitnehme. Sie werde »im Handumdrehen« wieder da sein. Doch einige Tage später war Aleeki zurückgekehrt, um einen Koffer mit Kleidung für seine Herrin zu holen und Cecily mitzuteilen, Kiki werde länger in Nairobi bleiben. Kurz darauf war er wieder zu ihr gefahren.

Cecily wusste, dass Aleeki sie angelogen hatte, denn eine Woche zuvor war sie bei einem Ausflug nach Gilgil mit Makena und Chege Katherine begegnet.

»Ich muss mich entschuldigen«, hatte Katherine gesagt, »dass ich so lange nichts von mir habe hören lassen, aber die Hochzeitsvorbereitungen halten mich auf Trab.«

Als Cecily sich nach Alice erkundigte und wann sie aus dem Krankenhaus entlassen werde, hatte Katherine sie erstaunt angeschaut.

»Sie ist schon seit zwei Wochen zu Hause. Alice wollte keine Sekunde länger in der Klinik bleiben, also kümmere ich mich auf der Wanjohi-Farm um sie. Inzwischen geht es ihr viel besser. Sie redet sogar davon, eine Safari in den Kongo zu machen, obwohl sie natürlich besorgt ist wegen der Situation in Europa und wie diese sich auf Afrika auswirken könnte … Dass Kiki dich nicht über Alices Rückkehr informiert hat, wundert mich.«

»Ich habe Kiki Wochen nicht gesehen«, hatte Cecily erklärt. »Aleeki hat mir mitgeteilt, sie sei in Nairobi.«

»Das könnte tatsächlich stimmen – vermutlich im Muthaiga Club. Doch ich muss schon sagen: Es ist nicht gerade die feine Art, ihr Patenkind einfach so alleinzulassen. Egal, sobald meine Hochzeit vorbei ist und ich offiziell in unserem neuen Heim wohne, bist du selbstverständlich jederzeit bei Bobby und mir willkommen. Du Arme, bestimmt fühlst du dich in Mundui House schrecklich einsam.«

»Nicht so schlimm. Kiki ist sicher bald wieder daheim.«

»Meine Liebe, ich muss los, den Auftrag für die Platzkarten

zum Drucker bringen, und der macht mittags zu. Wir sehen uns nächste Woche bei der Hochzeit.«

»Ja, und viel Glück!«, hatte Cecily ihr nachgerufen.

Zwei Tage nach der Begegnung mit Katherine in Gilgil hatte Cecily noch immer nichts von Kiki gehört. Vom Hauspersonal sprach außer Aleeki niemand gut Englisch, und außerdem wäre es nicht richtig gewesen, die Bediensteten zu fragen, wo sich ihre Patentante herumtrieb …

Zu allem Überfluss schien Cecily irgendein Virus aufgeschnappt zu haben, denn jeden Morgen nach dem Frühstück war ihr übel, und schon um zwei Uhr nachmittags schaffte sie es für gewöhnlich kaum mehr die Treppe hinauf, um sich in ihr Zimmer zurückzuziehen. Das würde sich geben, hatte sie gedacht, doch als sie nun seufzend ein Stück Brot in die Hand nahm und schon bei dem Anblick würgte, musste sie sich eingestehen, dass es noch schlimmer geworden war.

Da sie es nicht mehr bis zur Toilette schaffen würde, sprang Cecily auf, hastete über die Terrasse und übergab sich in ein Blumenbeet.

»Oje«, jammerte sie und wischte sich die tränenden Augen ab. »Dir geht’s wirklich nicht gut, Cecily.« Sie schlich ins kühle Innere des Hauses und stolperte die Treppe hinauf, um etwas Wasser zu trinken und sich hinzulegen, bis die Übelkeit nachließ.

»Was mache ich nur?«, murmelte sie.

Einige Minuten später trat Muratha ein, die ihr Zimmer aufräumen wollte. Sie blieb erstaunt stehen, als sie sah, dass Cecily auf dem ungemachten Bett lag.

»Sie krank, Bwana?«

»Möglich, ja«, gab sie zu, weil ihr zu übel zum Lügen war.

»Vielleicht Malaria.« Muratha zuckte die Schultern, legte den Stapel frischer Laken weg, ging zu Cecily und fühlte mit ihrer kühlen Hand ihre Stirn.

»Nicht heiß, Bwana, also gut. Wir rufen Arzt, ja?«

»Nein, noch nicht. Vielleicht morgen, wenn es mir bis dahin nicht besser geht.«

»Gut, Sie schlafen.« Muratha nickte und verließ das Zimmer.

Cecily döste ein. Erst mittags fühlte sie sich in der Lage aufzustehen und etwas Suppe und Brot zu essen. Dann suchte sie sich, beruhigt darüber, dass sie den Lunch behalten hatte, ein Buch aus der Bibliothek aus und machte es sich auf ihrem üblichen Platz auf der Sonnenliege im Schatten einer Platane bequem. Wenige Minuten später hörte sie das glockenhelle Lachen ihrer Patentante, die mit Captain Tarquin Price und Aleeki im Schlepptau die Terrasse betrat.

»Ich bin wieder da, Schätzchen!«, rief sie Cecily über den Rasen zu, als sie diese bemerkte. »Verzeih mir, dass ich dich so lange alleingelassen habe, aber jetzt sind wir ja hier, nicht wahr, Tarquin?«

»Ja, meine Liebe.« Tarquin lächelte.

»Lass dich umarmen, Cecily.« Kiki breitete die Arme aus. »Du bist blass um die Nase. Ist alles in Ordnung?«

»Ich scheine mir irgendein Virus eingefangen zu haben, fühle mich aber schon besser.«

»Du hättest einem der Bediensteten Bescheid sagen sollen, dann wäre ich sofort nach Hause geeilt und hätte Dr. Boyle holen lassen. Aleeki, Champagner! Wir wollen feiern! Tarquin hat ein paar Tage frei. Wir sind aus der Stadt rausgefahren, um ein bisschen frische Luft zu schnappen.«

Erst jetzt ging Cecily ein Licht auf – Kiki sah Tarquin, der gute zehn oder fünfzehn Jahre jünger war als sie, mit einem schmelzenden Blick an.

Zehn Minuten später saßen sie alle an dem Tisch auf der Veranda. Kiki rauchte und trank Champagner mit Tarquin, Cecily blieb beim Tee. Kiki erzählte ausgelassen vom berühmt-berüchtigten Muthaiga Country Club und wie viel Spaß sie bei einem Polo-Match gehabt hatten.

*Und ich sorge mich um dich, während du dich mit ziemlicher Sicherheit mit deinem jungen britischen Offizier in deinem Liebesnest vergnügst und dir in Nairobi einen schönen Lenz machst …*, dachte Cecily, der plötzlich erneut übel wurde. Ob das an dem kleinen Stück Kuchen lag, das sie gegessen hatte, oder am egoistischen Verhalten ihrer Patentante, wusste sie nicht.

»Entschuldigt mich, ich fühle mich nicht so gut und würde mich gern in meinem Zimmer ausruhen.«

»Selbstverständlich«, meinte Tarquin. »Sagen Sie Bescheid, wenn wir Dr. Boyle rufen sollen, ja?«

Oben legte Cecily sich aufs Bett. Natürlich gab es keinerlei Grund, warum Kiki sich nicht in den Armen eines Mannes trösten sollte – schließlich war sie Witwe und auch sonst nicht gebunden. Trotzdem musste Cecily daran denken, wie Kiki ihr Tarquin am Silvesterabend vorgestellt hatte. In jenen kostbaren Minuten mit ihm auf der Tanzfläche hatte Cecily überlegt, ob dieser attraktive, charmante Engländer sich möglicherweise für sie interessierte. Nein. Mit ziemlicher Sicherheit war Tarquin bereits zu diesem Zeitpunkt der Geliebte von Kiki gewesen. Und die hatte ihn zu Cecily geschickt, um ihr Patenkind vor einer peinlichen Situation zu bewahren.

Jack, Julius und Tarquin … Innerhalb weniger Wochen hatten sie es geschafft, Cecilys Selbstbewusstsein auf null zu reduzieren. New York, England, Kenia … Gütiger Himmel! Sie war eine globale Versagerin als Frau. Und sie hasste sich selbst dafür, dass sie Doris vor ihrer Abreise aus Woodhead Hall ihre kenianische Adresse mit der Bitte genannt hatte, sie Julius zu geben …

»Du bist so was von *erbärmlich*, Cecily«, murmelte sie niedergeschlagen. Ganz besonders deshalb, weil sie die Bediensteten tagtäglich fragte, ob aus England Post für sie eingetroffen sei.

Da Cecily keine Ruhe finden konnte, stand sie auf und trat ans Fenster, gerade rechtzeitig, um zu beobachten, wie Kiki mit einem schicken gestreiften Badeanzug bekleidet und Hand in Hand mit Tarquin, dessen gebräunter und durchtrainierter Körper in einer Badehose gut zur Geltung kam, zum See hinunterschlenderte.

Sie sah den beiden zu, die im Wasser planschten und lachten, und schließlich nahm Tarquin Kiki in die Arme und küsste sie auf, wie Cecily meinte, ausgesprochen gründliche Art. Cecily musste an Bill Forsythe denken, der von sich behauptete, die Menschen nicht sonderlich zu mögen.

Allmählich konnte sie ihn verstehen.

* * *

Zum Glück ließ Cecilys Übelkeit in den folgenden Tagen nach. Wenn sie die gewohnte Tasse starken Kaffee morgens wegließ, konnte sie ein wenig Brot und Haferflocken essen. Alkohol war komplett gestrichen, was Kiki sehr zu ärgern schien.

»In meiner Abwesenheit ist dir jegliche Lebenslust abhandengekommen. Möchtest du nicht wenigstens ein Schlückchen probieren?«, fragte Kiki schon zum x-ten Male, als Aleeki einen Martini mixte.

»Kiki, Schatz, lass die Arme doch, ja?« Tarquin bedachte Cecily mit einem verlegenen Blick. »Sie scheint sich noch nicht ganz auskuriert zu haben.«

Obwohl Cecily Tarquin dankbar war, dass er Kiki bremste, hielt sie sich von den beiden fern, so gut es ging, was gar nicht so schwierig war, weil sie nur selten vor Mittag aufstanden. Cecily begegnete ihnen meist nur kurz auf der Veranda, wenn sie sich bereits zu einem Nachmittagsschläfchen nach oben zurückzog. Die Fensterbank in ihrem Zimmer war zu ihrem Lieblingsplatz im Haus geworden. Darauf saß sie gern im frischen Luftzug des Deckenventilators und beobachtete durch den Feldstecher das Treiben der wilden Tiere im und am See.

An jenem Tag machten die Nilpferde, denen Cecily insgeheim allen einen Namen gegeben hatte, wie üblich lang ausgestreckt ihr Schläfchen. Um sie herum knabberten kleine gehörnte Antilopen an den Seerosen nahe am Ufer, ohne sich von den riesigen Geschöpfen stören zu lassen. Weiter draußen auf dem See boten die Stämme abgestorbener Bäume, die in den Himmel ragten, bequeme Ruheplätze für allerlei Vögel, von winzigen Eisvögeln bis zu schweren Pelikanen.

»Wie kann ich beim Anblick dieser Pracht so betrübt sein?«, fragte Cecily sich. »Wenn Mamie hier wäre, würde sie schwimmen, rudern, einfach nur *leben*! ›Angsthase‹, würde sie sagen und …«

Der Gedanke an ihre Schwester und deren Neugeborenes, die so weit von ihr weg waren, ließ sie verzweifelt um positive Gedanken

ringen, die sich ihr jedoch so schnell wieder entzogen, wie sie sich einstellten.

Da klopfte es laut an der Tür, und Muratha trat mit dem smaragdgrünen Seidenkleid ein, das Cecily bei der Hochzeitsfeier von Katherine und Bobby tragen wollte.

»Wunderschön, Bwana.« Muratha hängte es vorsichtig in den Schrank. »Morgen wir packen Koffer, ja?«

»Ja, danke, Muratha.«

»Ich nie sehen Nairobi, große Stadt«, bemerkte Muratha. »Sie haben Glück. Ich füllen Badewanne, ja?«

Bevor Cecily etwas erwidern konnte, war Muratha bereits verschwunden. Cecily rügte sich für ihr Selbstmitleid, denn Muratha würde jederzeit mit ihr tauschen, das wusste sie.

Sie trat an den Spiegel und betrachtete sich.

»Du wirst zu dieser Hochzeit gehen und dich dort amüsieren, hast du verstanden?« Kaum hatte Cecily das gesagt, musste sie wieder einmal zur Toilette eilen.

* * *

»Bestehe darauf, dass sie dir mein Zimmer im Club geben, ja? Das geht auf den Garten, nicht auf die Straße«, riet Kiki Cecily, als diese auf dem Rücksitz des Bugatti Platz nahm. »Du hast doch dort angerufen und ihnen das gesagt, oder?«, fragte sie Aleeki.

»Ja, Memsahib.«

»Und richte bitte Alice und allen anderen Gästen, die nichts gegen mich haben, schöne Grüße von mir aus«, bat Kiki Cecily und rang sich ein raues Kichern ab. Es ärgerte sie, nicht zu der Hochzeit eingeladen zu sein, das war offensichtlich. »Ich wünsch dir viel Vergnügen.«

»Danke.«

»In der Zwischenzeit feiern wir hier unsere eigene kleine Party, nicht wahr, Tarquin?«

»Ja, Schatz.« Tarquin, der sich zu ihnen gesellt hatte, küsste

Kiki auf die Stirn. »Auf Wiedersehen, Cecily. Falls Sie dort irgendeinem meiner Kameraden begegnen sollten, sagen Sie ihm doch bitte, dass ich bald zurück bin.«

»Gern. Auf Wiedersehen.« Cecily winkte ihnen fröhlich zu und seufzte erleichtert, als der Bugatti die Auffahrt verließ.

Obwohl ihr nicht recht wohl war bei dem Gedanken, die Hochzeitsfeier unbegleitet aufsuchen zu müssen, zu der vermutlich viele Leute kamen, die sie nicht kannte, stieg auch so etwas wie Erregung in ihr auf, als sie am See entlang Richtung Nairobi holperten. Nach den Wochen allein in Mundui House würde die geschäftige Stadt möglicherweise ihre Stimmung aufhellen. Außerdem war sie gespannt auf den sagenumwobenen Muthaiga Country Club. Vor dem Verlassen des Hauses hatte sie einen letzten Blick in den Spiegel geworfen und gefunden, dass sie in ihrem grünen Seidenkleid mit dem dazu passenden Hut, an dem eine weiße gestärkte Satinschleife mit Band prangte, gar nicht so schlecht aussah. Cecily zog ihre langen weißen Satinhandschuhe aus und legte sie auf den Ledersitz neben sich. Je länger die Fahrt dauerte, desto sehnlicher wünschte sie sich, auch aus dem Kleid schlüpfen zu können, das seit dem Abendessen in Woodhead Hall sehr viel enger geworden zu sein schien.

»Was hast du erwartet, Cecily? Außer zu der Safari hast du dein Zimmer doch kaum verlassen.« Sie nahm sich vor, jeden Morgen im See zu schwimmen, sobald sie wieder in Mundui House wäre.

Als die Stadt in Sicht kam, schaute Cecily neugierig zum Fenster hinaus, erblickte jedoch nur die Gebäude der Stadtmitte zu ihrer Linken und dazwischen endlose Reihen willkürlich entlang der Straße errichteter Hütten.

»Manhattan ist das hier eindeutig nicht«, stellte sie schmunzelnd fest.

Makena lenkte den Bugatti von der staubigen Hauptstraße herunter, blieb vor einem Tor stehen und redete mit einem Wachmann. Kurz darauf wurde das Tor geöffnet, und sie fuhren an tadellos gepflegten grünen Rasenflächen mit Eichen, Kapkastanien und Fieberakazien vorbei. Das Ganze erinnerte Cecily an englische

Parks. Sie hielten vor einem zweistöckigen lachsfarbenen Gebäude mit rot gedecktem Dach und sauberen weißen Fensterläden. Davor standen Palmen und Hecken, und kleine dorische Säulen flankierten den Eingang. Bis dahin hatte Cecily in Kenia noch kein Gebäude gesehen, das sich so gediegen präsentierte. Beim Aussteigen wurde sie an der Doppeltür von einem Mann begrüßt, der wie eine jüngere Version von Aleeki anmutete.

»Guten Tag, Memsahib. Dürfte ich Ihren Namen erfahren?«

»Ich bin Cecily Huntley-Morgan.«

»Sie wollen zur Hochzeit von Mr und Mrs Sinclair?«

»Ja.«

Der Mann ging mit einem Füller in der Hand eine lange Namensliste durch.

»Ja, Sie stehen im Gästebuch. Ali!« Der Mann schnippte mit den Fingern. Sofort tauchte ein Bediensteter neben ihm auf. »Bitte führ Miss Huntley-Morgan zu ihrem Zimmer.«

Ali übernahm Cecilys Gepäck von Makena, der sich von ihr verabschiedete und in den Bugatti einstieg. Als Cecily dem Bediensteten durch den Empfangsbereich und zwei schmale Flure entlang folgte, hörte sie Stimmengemurmel aus einem anderen Teil des Gebäudes.

»Hier, Memsahib. Zimmer Nummer zehn«, verkündete Ali.

Cecily betrat einen spartanisch eingerichteten Raum mit einer schmalen Pritsche, einer Kommode und einer Waschschüssel sowie einem in eine Ecke gequetschten Schrank, der an einen hochkant gestellten Sarg erinnerte.

»Okay, Memsahib?«

»Wunderbar, danke.«

Sobald Ali die Tür leise hinter sich geschlossen hatte, schüttelte sie ungläubig den Kopf. Den Muthaiga Country Club hatte sie sich als eine Art kenianische Version des Waldorf Astoria vorgestellt. Nicht, dass ihr sein tatsächliches Aussehen etwas ausgemacht hätte, denn sie musste ja nur dort schlafen, aber sie wunderte sich, dass Kiki bereit war, die Nacht in einem solchen Raum zu verbringen.

Nachdem Cecily ihren Hut vor dem Spiegel ordentlich

festgesteckt und ihre Lippen nachgezogen hatte, holte sie tief Luft und öffnete die Tür. Ohne die geringste Ahnung, in welche Richtung sie sich wenden sollte, beschloss sie, einfach dem Klang der Stimmen zu folgen. Am Ende fand sie sich in einem leeren Speisesaal wieder, in dem die zahlreichen Tische mit cremefarbenen Rosen und Girlanden geschmückt waren und das hochglanzpolierte Silberbesteck funkelte. Auf der Veranda standen ebenfalls Tische, dahinter plauderten Gäste, die Champagnergläser in den Händen hielten. Cecily kam sich vor wie in einem wunderschönen Garten voll exotischer Vögel. So anders waren zumindest die Frauen auch nicht, die allesamt bunte Seidengewänder trugen und deren Schmuck in der spätnachmittäglichen Sonne glitzerte. Die Männer wirkten mit ihren Fräcken wie Pinguine. Auf der anderen Seite entdeckte sie neben Bobby Katherine in einem schlichten Spitzenkleid, das ihre üppigen Rundungen eng umfing und ihre nackten Schultern gut zur Geltung brachte. In ihren prächtigen roten Haaren steckten cremefarbene Rosen. Sie wirkte sehr glücklich.

»Champagner, Madam?«, fragte ein vorbeigehender Kellner.

»Haben Sie auch Wasser?«, erkundigte sich Cecily. Sie wollte nicht das Risiko eingehen, sich inmitten der örtlichen High Society übergeben zu müssen.

»Cecily, meine Liebe!« Katherine winkte ihr fröhlich zu. Die Blitzlichtbirne eines Fotografen leuchtete auf. »Nur noch zwei Fotos, dann stelle ich dich allen vor.«

»Kein Problem!«, rief Cecily zurück und ließ den Blick über die Menge wandern. Dort drüben war Alice in einem langen saphirblauen perlenbesetzten Kleid, das ihren zu schmalen Körper umschmeichelte. Und Idina, die Cecily das letzte Mal splitterfasernackt in den See beim Mundui House hatte laufen sehen. Nun trug sie ein lilafarbenes Seidenkleid und einen dazu passenden Turban. Zwischen den Frauen stand ein groß gewachsener, ausgesprochen attraktiver Mann mit blonden Haaren und blauen Augen. Aus der Ferne erinnerte er sie aufgrund seiner Haarfarbe an Jack. Die beiden Frauen schienen an seinen Lippen zu hängen.

»Cecily, meine Liebe! Danke, dass du gekommen bist.«

Katherine gesellte sich mit Bobby im Schlepptau zu ihr.

»Du siehst wunderschön aus, Katherine.«

»Ja.« Bobby legte einen Arm um die Schultern seiner frisch Angetrauten und küsste sie auf die Stirn.

Katherine zeigte Cecily ihre linke Hand, an der der Ehering steckte. »Nach all den Jahren, in denen ich ihn aus der Ferne angehimmelt habe, ist mein Traum endlich wahr geworden.«

»Ich freue mich so für euch beide.« *Wenn das keine Liebesheirat war!,* dachte Cecily. »Wie ist die Zeremonie gestern gelaufen?«

»Ganz anders als das heute«, antwortete Katherine. »Ich habe ein Baumwollkleid getragen, und Daddys Kikuyu sind in ihren Festgewändern gekommen – so extravaganten Schmuck hast du noch nie gesehen! Es war einfach perfekt. Am Ende des Gottesdienstes haben sie ihr traditionelles Hochzeitslied für uns gesungen.«

»Das mir bedeutend besser gefallen hat als ›Amazing Grace‹«, fiel Bobby ihr schmunzelnd ins Wort.

»Ist dein Vater da?«

»Nein, er sagt, die Fahrt ist ihm zu weit, und außerdem ist diese Art von Feier einfach nicht nach seinem Geschmack. Komm mit, ich stelle dich den Happy-Valley-Leuten vor, die du noch nicht kennst«, meinte Katherine.

Nachdem Cecily mindestens zwanzig Hände geschüttelt hatte, wusste sie keinen der Namen mehr. Da waren ein Lord Soundso und ein Earl Irgendwie gewesen und Frauen, die sich Bubbles, Flossy oder Tattie nannten.

»Die gute Alice kennst du ja. Sie hat sich von ihrem Krankenbett erhoben, um heute mit uns feiern zu können.« Katherine führte sie zu ihr. »Du erinnerst dich doch an Cecily, oder, Alice?«

»Natürlich. Du siehst gut aus, Cecily. Findest du nicht auch, Joss?«

Alice himmelte den attraktiven blonden Mann an, der Cecily zuvor aufgefallen war. Sein Blick richtete sich zuerst auf Cecilys Gesicht und wanderte dann über ihren Körper.

»Ja, sogar sehr«, antwortete er mit starkem englischem Akzent. »Und wer sind Sie, wenn ich fragen darf?«

»Kiki Prestons Patenkind!«, rief Idina aus, die auf der anderen Seite von Joss stand. »Haben die Buschtrommeln dir noch nichts über unseren jüngsten Neuzugang zugetragen? Cecily, Schätzchen, darf ich vorstellen? Josslyn Hay, Earl of Erroll, mein Exmann.«

*Das ist also der Mann, von dem Katherine mir erzählt hat …*, dachte Cecily.

Joss nahm ihre Hand und hob sie an seine Lippen, um sie zu küssen.

»Freut mich, Sie kennenzulernen, Cecily. Sie sind in Mundui House untergebracht?«

»Ja.« Cecily wurde rot, denn trotz seines Alters war dieser Joss tatsächlich ein »Traum von einem Mann«, wie Priscilla es ausgedrückt hätte.

»Schade, dass ich nicht mehr im Djinn Palace am See wohne, sonst hätte ich Sie – und natürlich auch Ihre Patentante – zum Lunch oder Dinner einladen können. Leider ist meine Frau Molly sehr krank. Wir müssen uns in der Nähe der Klinik aufhalten.«

»Das tut mir leid.«

»Haben Sie vor, lange in Kenia zu bleiben?«

»Nun, ich …«

»Komm, Cecily, du musst noch jede Menge anderer Freunde von mir kennenlernen. Joss kann dich nicht den ganzen Abend mit Beschlag belegen.« Katherine zog sie weg. Als Cecily sich nach Joss umdrehte, stellte sie fest, dass er ihr nachschaute.

»Also weißt du, Cecily! Ich hatte wirklich gehofft, dass wenigstens du immun gegen Joss' Charme bist. Du bist ja förmlich dahingeschmolzen!« Katherine verdrehte die Augen. »Keine Ahnung, was er mit den Frauen anstellt. Bei ihm bekommen sie alle weiche Knie. Er ist sowieso zu alt für dich.« Katherine griff nach dem Glas Wasser, das der Kellner für Cecily gebracht hatte. »Trink das und fang dich wieder. Cecily, der Gute ist siebenunddreißig!«

»Genauso alt wie dein Bobby!«, erwiderte Cecily. »Ich kann verstehen, was sie an ihm finden. Er ist unglaublich attraktiv und sehr charmant.«

»Katherine, Schätzchen«, mischte sich Alice, die ihnen nachgeeilt war, in ihr Gespräch ein, »darf ich dich einen Moment entführen? In der Küche möchte man wissen, wie lange die Pausen zwischen den einzelnen Gängen sein sollen.«

»Entschuldige, Cecily, bin gleich wieder bei dir. Benimm dich, während ich weg bin«, fügte Katherine hinzu und folgte Alice durch die Menge.

Cecily trank einen Schluck Wasser. Weil die Sonne auf ihren Hut herunterbrannte, trat sie in den Schatten eines üppigen Busches mit prächtigen pinkfarbenen Blüten.

»Wunderschön, nicht wahr?«, drang eine Stimme aus der Tiefe des Gebüschs. »Das sind Hibisken. Ich denke mir oft, wenn ich Zeit hätte, einen Garten anzulegen, würde ich überall Hibiskus pflanzen.«

Bill, der in Abendkleidung völlig anders aussah als sonst, gesellte sich zu ihr.

»Tut mir leid, dass ich mich so anschleiche. Ich habe mich gerade in einer stillen Ecke erleichtert.«

»Aha«, meinte Cecily, die spürte, wie sie errötete. Machte es ihm Spaß, sie zu schockieren?, fragte sie sich.

»Wenn ich das bemerken darf: Sie haben sich hübsch herausgeputzt.« Bill deutete auf ihr Kleid.

»Sie auch.«

»Haben Sie den Schreck schon überwunden, fast als Frühstück im Magen eines Löwen gelandet zu sein?«

»Ja. Noch einmal danke, dass Sie mich gerettet haben.«

»War mir ein Vergnügen, Madam.«

Kurzes Schweigen, während sie zu den anderen Gästen hinüberschauten.

»Wie sie sich versammeln, um den neuesten Klatsch auszutauschen, und sich dann betrunken und mit vollen Bäuchen wieder zu ihren Nestern in den Hügeln aufmachen, erinnern sie mich irgendwie an die Flamingos am Nakuru-See«, bemerkte Bill. »Nicht so ganz mein Kreis, wie Sie sich vielleicht vorstellen können, aber ich mag Katherine und Bobby. Deswegen bin ich über meinen Schatten gesprungen und hergefahren. Für ein Stündchen oder so.«

»Haben Sie Nygasi heute nicht dabei?«

»Doch. Der bewacht den Pick-up, damit ich schnell verschwinden kann, wenn ich möchte.«

»Haben Sie ihn denn nicht gefragt, ob er hereinkommen will?«

»Das würde ich gern, Miss Huntley-Morgan, doch leider geht es nicht. In diesem Club gilt ein striktes Verbot für Schwarze. Was ziemlich lächerlich ist, wenn man bedenkt, dass sie hier arbeiten und viel mehr von ihnen in diesem Land leben als von uns. Tja, der Kolonialismus. Woher nimmt er bloß seine Arroganz?«

»Ihre britische Königin Viktoria könnte etwas damit zu tun haben.«

»Ja, gut möglich.« Bill sah sie erstaunt an. »Hätte nicht gedacht, dass Sie sich für Geschichte interessieren.«

»Das war mein Hauptfach in Vassar.« Zum ersten Mal dankte Cecily ihrem Vater im Stillen dafür, dass er ihr dazu geraten hatte, statt sie Wirtschaft studieren zu lassen.

»Tatsächlich? Das ist ja mal eine Überraschung!« Bill nahm sich ein Glas Champagner vom Tablett eines vorbeieilenden Kellners. »Und was wollen Sie mit Ihrer Bildung anfangen, wenn ich fragen darf?«

»Nicht viel.« Cecily zuckte mit den Achseln. »Was können Frauen schon mit ihrem Wissen ›anfangen‹?«

»Sie haben gerade selbst erklärt, das britische Empire sei von einer Frau geschaffen worden«, erwiderte er.

»Ich bin keine Herrscherin. Und ich würde auch keine sein wollen.«

»Heute Abend sind etliche ›Herrscherinnen‹ hier versammelt – dafür halten sie sich zumindest. Und dazu ein paar Herrscher. Es ist leicht, ein großer Fisch in einem winzigen Teich zu sein, solange die kleinen Fische darin um einen herumschwimmen und bereit sind, sich unterzuordnen. Schauen Sie zum Beispiel da drüben.« Bill deutete auf Joss Erroll, der von Idina und Alice flankiert wurde. »Sie mussten alle das Teilen lernen, wenn Sie wissen, was ich meine.«

»Ja, ich denke, das weiß ich.«

»Egal, ich darf Sie beim größten gesellschaftlichen Ereignis des Jahres nicht länger aufhalten. Allzu viele wird es davon nicht mehr geben. Soeben habe ich gehört, dass die Deutschen in Prag

einmarschiert sind. Wir stehen am Rande eines weiteren Weltkriegs. Ich an Ihrer Stelle würde zurück nach Amerika eilen, bevor es zu spät ist.«

»Du liebe Güte!«, rief Cecily entsetzt aus. »Wann haben Sie das gehört?«

»Joss Erroll ist ein Freund von mir. Er hat mich damals überredet, mich in Afrika niederzulassen. Joss hat es mir unter dem Siegel der Verschwiegenheit gesagt. Er ist stellvertretender Leiter des Central Manpower Committee und als solcher für die Verteilung des militärischen und zivilen Personals zuständig. Natürlich habe ich ihm versprechen müssen, niemandem davon zu erzählen – er möchte nicht, dass das glückliche Paar an seinem Ehrentag davon erfährt, aber … ich fürchte, jetzt ist alles möglich. Chamberlains ›Frieden für unsere Zeit‹ kann man abschreiben. Nachdem ich mich hier gezeigt habe, kehre ich auf meine Farm zurück und versuche abzuschätzen, wie viele Rinder die britische Army für den bevorstehenden Krieg requirieren wird. Gute Nacht, Cecily.«

Bill verbeugte sich kurz und verschwand, wie er gekommen war – durch die Hibiskushecke.

* * *

Beim Dinner eine Stunde später brachte Cecily kaum einen Bissen hinunter. Sie war neben einem Mann namens Percy platziert, der die Shell Oil Company in Ostafrika leitete. Auf der anderen Seite saß ein Sir Joseph Irgendwer, der offenbar bis vor zwei Jahren Gouverneur von Kenia gewesen war. Anscheinend hatte sich die Kunde vom drohenden Krieg bereits verbreitet, denn nach einigen Minuten höflicher Floskeln begannen die beiden Männer, sich flüsternd über Cecily hinweg zu unterhalten. Immerhin konnte sie Joss Erroll ihr gegenüber beobachten, wenn sie schon selbst nicht beachtet wurde. Doch der schien verzückt zu sein von seiner Nachbarin Phyllis, die Cecily als die Frau von Percy, dem Mann von Shell Oil, vorgestellt worden war. Obwohl Cecily sich für gewöhnlich nicht gehässig über

andere Frauen ausließ, fragte sie sich, warum der wunderbare Joss diese Dame so faszinierend fand. Seine Hände wanderten permanent über ihren Körper, obgleich sie Cecily hausbacken und pummelig erschien.

»Finden Sie sich zurecht, meine Liebe?«

Eine jüngere Frau – zumindest jünger als die meisten anderen Gäste – wandte sich Cecily zu, als die Band zu spielen anhob und ihr Tisch sich leerte, weil sich fast alle auf die Tanzfläche begaben.

»Ja, danke«, log Cecily.

»Ich heiße Ethnie Boyle und bin mit William verheiratet. Vielleicht haben Sie von ihm gehört. Er ist der örtliche Arzt.«

»Er kümmert sich um Alice, nicht wahr?«

»Das versucht er zumindest, doch wie Sie sich denken können, ist das gar keine so leichte Aufgabe. Darf ich?« Ethnie deutete auf den Stuhl, auf dem bis vor Kurzem noch der Mann von Shell Oil gesessen hatte.

»Gern.«

»Katherine hat mich gebeten, mich heute Abend Ihrer anzunehmen. Bei diesen Leuten hat man allein einen schweren Stand.«

»Ich gebe mir Mühe, mich zu erinnern, wer wer ist, aber …«

»Das kann ziemlich verwirrend sein. Viele von uns haben untereinander geheiratet«, erklärte sie schmunzelnd. »Wie geht es Ihrer Patentante? Vor ein paar Tagen ist sie mir hier begegnet. Sie wirkte wie immer sehr ausgelassen. Leider durchlebt sie gerade eine schreckliche Zeit.«

»Ja, das stimmt.«

Möglicherweise lag es an der Schwüle des Abends oder an dem kleinen Glas Champagner, das Cecily zu Ehren der Frischvermählten getrunken hatte, oder aber auch an den grässlichen Neuigkeiten über die Tschechoslowakei – jedenfalls war Cecily extrem unwohl. Als ihr schwindlig wurde, griff sie nach ihrer Handtasche, um den Fächer herauszuholen.

»Alles in Ordnung, meine Liebe?«

»Ja, es ist nur so verdammt heiß, und …«

»Gehen wir nach drinnen, ja? William!«, rief Ethnie ihrem

Gatten auf der anderen Seite des Tischs zu, »das ist Kikis Patenkind Cecily. Die Hitze macht ihr zu schaffen. Kommst du mal, Schatz?«

Die beiden halfen Cecily von ihrem Stuhl auf und stützten sie auf dem Weg in den Salon, wo ein Deckenventilator für etwas Kühlung sorgte. Dort setzte sie sich in einen Ledersessel, und Dr. Boyle holte ihr ein Glas Wasser.

*Wahrscheinlich meinen sie, ich hätte zu viel getrunken …*, dachte Cecily verlegen, als Ethnie ihr Luft zufächelte und Dr. Boyle ihr Wasser einflößte.

»Fühlen Sie sich besser, meine Liebe?«, erkundigte Ethnie sich.

»Ja, ein bisschen. Tut mir leid, dass ich Ihnen solche Umstände mache.«

»Ach was, das ist doch selbstverständlich. Verbringen Sie die Nacht hier, oder sollen wir Ihnen einen Fahrer rufen, der Sie nach Hause bringt?«

»Ich bleibe hier.«

»Ihr Puls hat sich beruhigt«, stellte Dr. Boyle fest und ließ ihr Handgelenk los. »Bestimmt geht es Ihnen nach einer erholsamen Nacht besser, falls die bei dem Krach möglich ist.« Er schmunzelte, als die Band »Ain't She Sweet« zu spielen begann. »Ich überlasse es meiner Frau, Sie in Ihr Zimmer zu bringen, und schaue morgen früh nach Ihnen.«

»Das wird nicht nötig sein«, widersprach Cecily.

Ethnie, die Cecilys Zimmerschlüssel geholt hatte, half ihr auf und entfernte sich mit ihr von dem munteren Treiben.

»Leiden Sie schon länger unter Schwindel?«, erkundigte sie sich, als sie oben waren.

Cecily fühlte sich zu elend, um zu lügen.

»Ja. Bestimmt liegt das nur an der Hitze.«

»Egal, mein Mann schaut morgen früh nach Ihnen. Vorsicht ist besser als Nachsicht, wie es so schön heißt. Ich wünsche Ihnen eine gute Nacht.« Sie schloss die Tür zu Cecilys Zimmer auf.

»Gute Nacht, und vielen lieben Dank dafür, dass Sie sich um mich kümmern.«

Als Cecily wenig später auf ihr Bett sank und den

Reißverschluss an der Seite ihres Kleids öffnete, seufzte sie erleichtert auf. Das erste Mal an jenem Abend hatte sie das Gefühl, richtig atmen zu können. Sie legte sich zwischen die Laken und schloss die Augen. Obwohl die Band bis tief in die Nacht spielte, schlummerte Cecily ruhig in Morpheus' Armen.

* * *

Cecily wachte auf, als es an der Tür klopfte.

»Wer da?«, fragte sie verschlafen.

»Dr. Boyle. Darf ich reinkommen?«

Bevor Cecily antworten konnte, ging die Tür auf, und Dr. Boyle trat mit seiner Arzttasche ein.

»Guten Morgen, Cecily. Fühlen Sie sich besser?«

»Jedenfalls habe ich gut geschlafen, danke.«

»Wunderbar. Schlaf ist die beste Medizin. Ich dachte mir, ich sehe lieber nach Ihnen, bevor wir uns von hier verabschieden.«

»Wirklich, mir geht es gut …«

»Vor ein paar Minuten habe ich mit Captain Price gesprochen. Nach den gestrigen Neuigkeiten über Hitler findet gerade ein Kriegsrat in der Gentleman's Bar statt. Er hat mich gefragt, ob ich Sie bei dem Fest gestern Abend gesehen hätte. Ich habe ihm gesagt, dass Sie es vorzeitig verlassen haben, weil Ihnen nicht wohl war. Captain Price meint, Sie leiden schon länger unter Übelkeit. Ich würde Sie mir gern anschauen. Darf ich?«

Verlegen seufzend ließ Cecily sich von Dr. Boyle untersuchen und beantwortete zahllose Fragen. Dr. Boyle nahm das Stethoskop aus den Ohren und blickte sie an.

»Meine Liebe, sind Sie verheiratet?«

»Nein. Bis Weihnachten war ich verlobt, aber die Verlobung ist geplatzt.«

»Vor Weihnachten, sagen Sie?«

»Ja.«

»Wann war Ihre letzte Monatsblutung?«

»Ich …« Cecily spürte, wie sie rot wurde. Noch niemals zuvor hatte sie *darüber* mit einem Mann gesprochen. »Ich weiß es nicht so genau.«

»Versuchen Sie, sich zu erinnern.«

Cecilys Monatsblutungen waren nie wirklich regelmäßig gewesen.

»Ich denke, kurz vor meiner Abreise hierher.«

»Und wann war die?«

»In der letzten Januarwoche. Meine … Monatsblutung war etwa zwei Wochen zuvor.«

»Heute ist der sechzehnte März. Cecily, meine Liebe …«, Dr. Boyle griff nach ihrer Hand, »… angesichts Ihrer Symptome und nachdem ich Ihren Bauch abgetastet habe, wäre ich normalerweise ziemlich sicher, dass Sie guter Hoffnung sind.«

»Guter Hoffnung worauf?« Cecily schaute ihn mit großen Augen an.

»Auf ein Kind.« Dr. Boyle schmunzelte. »Doch weil die Verlobung mit Ihrem jungen Mann vor Weihnachten geplatzt ist, bin ich verwirrt. Lassen Sie mich das vorsichtig ausdrücken … Besteht die Möglichkeit, dass Sie schwanger sind?«

Cecily schlug die Hände vors Gesicht.

»Meine Liebe, es steht mir nicht zu, nach den genauen Umständen zu fragen, aber ich würde meinen Beruf darauf verwetten, dass Sie schwanger sind. Wie ich sehe, ist das ein Schock für Sie.«

»Ja«, flüsterte Cecily.

»Die gute Nachricht: Sie sind definitiv nicht krank. Captain Price hatte Sorge, dass Sie unter Malaria leiden könnten.«

»Malaria wäre mir lieber.« Cecily nahm die Hände vom Gesicht. »Ich flehe Sie an: Versprechen Sie mir, keiner Menschenseele davon zu erzählen.«

»Die Schweigepflicht ist mir heilig, meine Liebe. Allerdings halte ich es für wichtig, dass Sie jemanden über Ihren gegenwärtigen … Gesundheitszustand unterrichten.«

»Lieber sterbe ich!«

»Einen Arzt wie mich, der hier draußen lebt und so viele

Patienten versorgt, können Sie genauso wenig schockieren wie die meisten anderen Leute in dieser Gegend. Ich würde Ihnen raten, mit Ihrer Patentante zu reden. Mrs Preston ist weltläufig und hat ein gutes Herz.«

Cecily schwieg. Ihr Entsetzen und ihre Scham ließen sich nicht in Worte fassen.

»Was ist mit dem Kindsvater? Darf ich annehmen, dass er von hier stammt?«

»Ich … Nein. Ich habe ihn in England kennengelernt. Er wäre mit Sicherheit nicht bereit, Verantwortung zu übernehmen, denn er ist mit einer anderen verlobt. Das habe ich erst hinterher erfahren …«

Cecily ertrug es kaum, Dr. Boyle in die Augen zu blicken.

»Ich verstehe, dass Sie schockiert sind, doch Sie sind nicht die erste und werden mit Sicherheit auch nicht die letzte junge Dame in einer so heiklen Situation sein. Bestimmt finden Sie eine Lösung; die meisten Frauen finden eine.«

»Gibt es eine Möglichkeit … das Kind daran zu hindern, dass es auf die Welt kommt?«

»Wenn Sie mich nach einer Abtreibung fragen, kann ich Ihnen nur sagen, dass das illegal wäre und obendrein sehr riskant. Sie sollten akzeptieren, dass Ihr Kind in etwas mehr als sieben Monaten das Licht der Welt erblickt, und Ihre Pläne danach ausrichten. Haben Sie Familie?«

»Ja, in New York.«

»Dann sollten Sie angesichts der gegenwärtigen Lage in Europa darüber nachdenken, eher früher als später nach Amerika zurückzukehren.«

Cecily war benommen. Es gelang ihr nicht, einen klaren Gedanken zu fassen oder gar Pläne für die Zukunft zu schmieden.

»Ich lasse Sie dann allein, meine Liebe. Aber noch einmal: Ich würde Ihnen wirklich raten, sich Ihrer Patentante anzuvertrauen. Sie vertritt Ihre Eltern während Ihres Aufenthalts in Kenia. In ein paar Wochen wird sie es sowieso merken. Hier ist meine Karte. Bitte rufen Sie mich an, wenn Sie medizinische Hilfe oder auch nur jemanden zum Reden brauchen.«

Er legte die Karte auf das Nachtkästchen.

»Danke. Wie viel schulde ich Ihnen für die … Konsultation?«

»Das geht aufs Haus. Falls Sie beschließen sollten zu bleiben, würde ich Sie selbstverständlich gern während der Schwangerschaft betreuen. Ich wünsche Ihnen noch einen guten Tag.«

Cecily sah ihm nach, wie er das Zimmer verließ. Dann starrte sie die Wand vor ihr an, an der ein grässliches Gemälde von einem Massai-Krieger hing. Er stand vor einem toten Löwen, den Speer in die Seite des Tieres gebohrt.

Ihre Finger waren trotz der Hitze in dem Raum eisig kalt. Sie schob das Laken herunter und legte vorsichtig die Hände auf ihren Bauch. Was sollte sie spüren? Sie wusste es nicht. Vielleicht konnte sie Mamie fragen …

Nein!

»Lieber Gott …« Sie schüttelte den Kopf, rollte sich zusammen und drehte sich von der Tür weg, als könnte sie so verhindern, dass noch mehr schlechte Nachrichten hereindrangen. »Was habe ich nur getan?«

Da klopfte es erneut. Cecily, deren Augen tränennass waren, reagierte nicht.

»Cecily, ich bin’s, Kiki! Darf ich reinkommen?«

»Nein«, flüsterte Cecily und schüttelte den Kopf. Doch da öffnete sich die Tür bereits und wurde leise wieder geschlossen.

»Meine arme Kleine, mein Engel … Was ist los?«

»Kiki, ich flehe dich an, lass mich allein …«

»Was hat Dr. Boyle herausgefunden? Ist es tödlich? Ich habe ihn gerade eben im Flur gesehen, als ich zum Frühstück wollte … Warte, ich frage ihn selbst.«

*»Nein!«* Cecily setzte sich auf und wischte sich die Augen ab. »Bitte, Kiki, das ist nicht nötig. Mein Problem ist nicht lebensbedrohlich.«

Kiki machte einen Schritt auf sie zu. »Also hast du nicht Malaria?«

»Nein.«

»Oder Cholera?«

»Nein.«

»Oder Krebs?«

»Nein, Kiki, ich schwöre dir: Dr. Boyle hat mir versichert, dass ich nicht krank bin. Mach dir meinetwegen keine Sorgen.«

»Natürlich mache ich mir Sorgen um dich, Schätzchen, geliebtes Patenkind. Während deiner Anwesenheit hier bin ich für dich verantwortlich. Leider bin ich meiner Pflicht in letzter Zeit nicht sonderlich gut nachgekommen, nicht wahr?«

Kikis Parfüm sorgte dafür, dass Cecily übel wurde.

»Womit hat Dr. Boyle dich nun so aus der Fassung gebracht?«

Wieder schüttelte Cecily stumm den Kopf.

»Du leidest unter Schwindelgefühlen und Übelkeit«, stellte Kiki fest. »Und unter Erschöpfung, richtig?«

»Wirklich, Kiki, mir geht es schon viel besser. Ich …«

Kiki legte sanft eine Hand auf Cecilys Arm und setzte sich zu ihr aufs Bett.

»Er hat dir gesagt, dass du schwanger bist, stimmt's?«

Cecily drückte die Augen fest zu, damit die Tränen nicht herauskullerten. Vielleicht würde Kiki sie endlich in Ruhe lassen, wenn sie sich tot stellte.

»Schätzchen, du hast einen schlimmen Schock erlitten, das ist mir klar, aber weißt du was? Ich habe das Gleiche erlebt wie du. Gemeinsam finden wir eine Lösung. Hörst du mich? Cecily?«

Als Kiki sie sanft rüttelte, rang Cecily sich ein mattes Nicken ab.

»Steh erst einmal auf. Aleeki wartet draußen mit dem Wagen. Tarquin muss nach den grässlichen Nachrichten über Hitler nach Nairobi zurück und dort das tun, was ein Captain der Army in solchen Situationen auch immer macht. Also fahren wir zwei nach Mundui House. Okay?«

Cecily zuckte mit den Achseln. Sie fühlte sich wie ein verwöhntes Kind, obwohl sie das nun wirklich nicht war.

Kiki erhob sich.

»Zieh dich an, Schätzchen, dann geht's nach Hause.«

»Ich schäme mich so, Kiki«, jammerte Cecily. »Was, wenn Dr. Boyle es den Leuten da draußen erzählt hat?«

»Ich versichere dir, Dr. Boyle ist die Diskretion in Person. Über mich hätte er den anderen viel erzählen können, doch er hat es nie

getan. Komm jetzt. Steh auf.«

Der gesunde Menschenverstand siegte, und so schlüpfte Cecily mit Kikis Hilfe in Bluse und Rock und packte ihren Koffer. Während Kiki mit Ali sprach, begleitete Aleeki Cecily zum Bugatti. Sie setzte sich auf den Rücksitz für den Fall, dass irgendjemand auf die Idee kam, in den Wagen zu schauen.

»Fertig, los geht's.« Kiki nahm vorne neben Aleeki Platz.

Während der Fahrt nach Mundui House döste Cecily immer wieder ein. Der Schock war zu viel für sie gewesen. Als sie ankamen, übergab Aleeki sie Muratha, die ihr die Treppe hoch und ins Bett half.

»Sie wollen essen, Bwana?«

»Nein, danke, ich möchte nur schlafen.«

Muratha machte die Fensterläden zu und entfernte sich. Cecily schloss noch einmal die Augen und schlief ein.

# XXVI

Cecily schreckte hoch. Einige wenige Sekunden wusste sie nicht mehr, was früher am Tag geschehen war. Als es ihr einfiel, stand sie auf, trat ans Fenster und öffnete einen Laden. Die Nachmittagssonne beschien den kurz geschnittenen Rasen zwischen den Fieberakazien. Sie kehrte zu ihrem Bett zurück und setzte sich ans Fußende.

»Was soll ich nur machen?« Wieder wanderten ihre Hände unwillkürlich zu ihrem Bauch. Konnte diese eine Nacht mit Julius wirklich ein winziges neues Leben hervorgebracht haben? Vielleicht täuschte der Arzt sich – er konnte nicht in sie hineinschauen, nicht beweisen, dass sie schwanger war. Möglicherweise handelte es sich doch um eine Form der Malaria (was ihr bedeutend lieber gewesen wäre) oder um eine Lebensmittelvergiftung oder irgendetwas anderes.

Aber Cecily kannte die Symptome von Mamies Erzählungen: Ihre Brüste wurden schwerer und prickelten merkwürdig. An der Taille hatte sie zugenommen, weswegen ihr am Abend in ihrem Kleid so unwohl gewesen war. Seit ihrer Abreise von New York hatte sie keine Monatsblutungen mehr gehabt, und ihr wurde ständig übel …

Es klopfte leise an der Tür.

»Bwana? Sie wach?« Muratha.

»Ja, komm herein.«

»Ich helfen Ihnen anziehen, dann Sie gehen unten zu Tee mit Herrin, ja?«

»Das kann ich allein, danke. Sag Kiki, ich bin in fünfzehn Minuten bei ihr.« Cecily hatte schreckliche Angst davor, dass jemand ihre sich entwickelnden Rundungen sehen könnte.

Kiki erwartete sie im Salon, einem luftigen Raum mit hochglanzpoliertem Holzfußboden, Kunstgegenständen und gemütlichen Sesseln vor einem Kamin. Cecily konnte sich nicht

vorstellen, dass der jemals angezündet wurde.

»Komm rein, Schätzchen, und mach die Tür hinter dir zu«, bat Kiki sie von einem der Sessel aus. »Den Tee können wir uns selbst einschenken, oder? Ich vermute, dir wäre es lieb, unter vier Augen miteinander zu reden.«

»Ja, danke.« Beim Anblick der feinen Sandwiches, Scones und Gebäckstücke auf der silbernen Etagère drehte sich ihr der Magen um.

»Ich habe dir Ingwertee kochen lassen. Der hilft gegen die morgendliche Übelkeit. Setz dich.« Kiki deutete auf den Sessel ihr gegenüber und schenkte eine fahlgelbe Flüssigkeit in eine Porzellantasse ein. »Probier. Der tut gut. Hat mir in der Schwangerschaft das Leben gerettet.«

Obwohl Cecily elend war und sie sich schämte, fand sie es interessant, Kiki über diese Phase ihres Lebens reden zu hören. Sie wusste, dass ihre Patentante Kinder etwa in Cecilys Alter hatte, doch über die sprach Kiki so gut wie nie. Cecily nippte an dem Tee, der beim Schlucken in ihrer Kehle brannte, aber den Geschmack mochte sie.

»Versuchen wir, die beste Lösung für dich zu finden, Schätzchen.« Kiki stellte ihre Teetasse ab und zündete sich eine Zigarette an. »Darf ich fragen, wer der Vater ist? Dein Exverlobter?«

»Nein, er …« Cecily schluckte.

»Hör zu, Cecily. Ich habe mehr erlebt als die meisten anderen Menschen. Was du mir erzählst, bleibt unter uns. Außerdem verspreche ich dir, nicht schockiert zu reagieren. Glaubst du mir das?«

»Ja.«

»Also: Wer ist der Vater?«

»Er heißt Julius Woodhead und ist der Neffe von Audrey, Lady Woodhead, Mamas Freundin.«

»Ich kenne Audrey von früher. Sie hätte alles getan, um irgendwann eine Krone tragen zu können. Mich hat sie natürlich gehasst, weil … Egal, die Geschichte erzähle ich dir ein andermal. Du hast diesen Julius also während deines Aufenthalts in Audreys Haus in England kennengelernt?«

»Ja, er … Ich dachte, er liebt mich. Jedenfalls war ich in ihn verliebt. Er hat gesagt, wir würden uns verloben, und …«

»… dann hat er dich verführt?«

»Ja. Bitte erklär mir jetzt nicht, dass ich dumm war … Das ist mir inzwischen klar. Er wirkte so liebevoll, und weil mein Verlobter sich wegen einer anderen von mir getrennt hatte, war ich vielleicht …«

»… empfänglich«, beendete Kiki den Satz für sie. »Das haben wir alle schon erlebt, Cecily. Diese englischen Männer sind so verdammt charmant und witzig und schaffen es allein mit ihrem wundervollen Akzent, uns ins Bett zu locken.« Kiki seufzte. »Ich fühle mich in vielerlei Hinsicht verantwortlich. Wenn ich mit dir in Woodhead Hall gewesen wäre, hätte ich die Zeichen erkennen und es verhindern können. Aber nun ist es einmal passiert. Dein Fall ähnelt sehr dem meinen damals. Denken wir gemeinsam über eine Lösung für dich nach. Vermutlich besteht keine Aussicht, dass dieser Julius zu seiner Verantwortung steht, oder?«

»Ha!« Cecily lachte auf. »Er ist mit einer anderen verlobt, das habe ich kurz vor meiner Abreise erfahren.«

»Schätzchen, zum Glück hast du mich. Ich kenne mich in solchen Angelegenheiten aus.« Kiki stand auf. »Ich denke, der Anlass erfordert etwas Stärkeres als Tee.« Kiki trat an ein Eckschränkchen und schenkte sich aus einer Karaffe ein großes Glas Bourbon ein. »Du willst wahrscheinlich keinen, oder?«

»Nein, danke.«

»Deine Mutter ahnt nichts von deiner Liaison mit Julius, oder?«

»Nein! Wenn etwas daraus geworden wäre, hätte sie sich natürlich gefreut wie eine Schneekönigin, denn Julius wird den Titel und Woodhead Hall von seinem Onkel erben.«

»Und wie sie das gefreut hätte!« Kiki leerte das Glas. »Du könntest ihm schreiben, was los ist. Oder noch besser: Ich schreibe Audrey!«

»Nein! Ich würde lieber sterben, als vor ihm zu Kreuze zu kriechen. Außerdem gibt es sowieso keine Möglichkeit nachzuweisen, wer der Vater eines Kindes ist, stimmt’s?«

»Nein, sonst wäre schon die Hälfte sämtlicher Ehen auf der

Welt geschieden.« Kiki lachte rau, füllte ihr Glas neu und setzte sich. »Du hast recht, er würde es nur abstreiten, und am Ende würdest du dumm dastehen. Und dumm bist du nicht, das darf ich dir versichern. Cecily, Schätzchen, ich verrate dir ein Geheimnis. Wenn du das hörst, geht es dir bestimmt gleich viel besser. Es war einmal ein Mädchen ungefähr in deinem Alter, das einem Prinzen, einem echten Prinzen, begegnete, dem Vierten in der englischen Thronfolge. Die Kleine hat sich Hals über Kopf in ihn verliebt und sich schon bald in der gleichen Lage befunden, in der du gerade bist. Sie glaubte, dass er für sie da sein, sich um sie kümmern und ihr helfen würde, dass sie möglicherweise heiraten würden und sie seine Prinzessin sein könnte. Also hat sie ihn angerufen und ihm gesagt, sie müsse mit ihm reden, sie sei von ihm schwanger. Er hat ihr versprochen, ihr zu helfen, doch dieses Telefonat war ihr letztes persönliches Gespräch. Kurz darauf tauchte ein königlicher Gesandter bei ihr zu Hause auf und erklärte ihr, sie müsse sich in eine Schweizer Klinik verfügen und das Kind dort zur Welt bringen. Das tat sie. Gleich nach der Geburt, sie hatte das Kleine nicht einmal in den Armen gehalten, wurde es ihr weggenommen. Sie hat es nie wiedergesehen.«

Tränen traten ihr in die Augen, sie trank einen großen Schluck Bourbon.

»Wir wissen beide, wer die junge Frau war, nicht wahr, Schätzchen?«

Cecily nickte.

»Ich kenne mich also aus in solchen Dingen. Außer Dr. Boyle, dir und mir weiß keiner etwas von deinem Zustand. Wenn wir klug vorgehen, bleibt das auch so. Niemand muss je davon erfahren.«

»Aber wie, Kiki? Wohin soll ich gehen?«

»In die Schweiz wie ich damals. Egal, wie sich die Lage in Europa entwickelt: Die Schweiz ist neutral. Dort bist du sicher. Wir schreiben deiner Mutter, dass du noch ein bisschen länger in Kenia bleiben möchtest, während hier alle glauben, du wärst nach Amerika zurückgekehrt. Das ist die perfekte Lösung!« Kiki klatschte begeistert in die Hände.

»Was geschieht nach der Geburt?«

»Du lässt es adoptieren. Die Klinik findet eine geeignete Familie – wahrscheinlich Amerikaner –, die deinem Kind ein wunderbares Zuhause schenken und ein gutes Leben ermöglichen wird. Und du bist frei und kannst tun und lassen, was du möchtest. Das willst du doch, oder?«

»Ich … ich weiß es nicht. Ich stehe noch unter Schock.«

»Natürlich, Schätzchen, aber du solltest so schnell wie möglich reagieren. Wir wollen doch nicht, dass es sich am Ende bis nach Manhattan rumspricht, oder?«

»Nein.«

»Ich sehe keine andere Lösung. Du?«

»Nein.« Cecily schüttelte verzweifelt den Kopf.

»Selbstverständlich begleite ich dich zu der Klinik. Mir wird die frische Bergluft auch guttun. Wir müssen uns bald auf den Weg machen. Im Moment verschieben sich die Grenzen in Europa tagtäglich, und Hitler darf uns keinen Strich durch die Rechnung machen.«

»Ist die Schweiz auch bestimmt sicher? Sie liegt ziemlich nahe an Deutschland.«

»Ja, Schätzchen, sie ist sicher, weil auf den dortigen Banken große Vermögen ihrer nächsten Nachbarn liegen. Ihren Verlust würden die Nazis nicht riskieren«, erklärte Kiki. »Soll ich nun deiner Mutter mitteilen, dass du noch eine Weile hierbleibst? Sie hat mich angerufen, während du schliefst. Sie und dein Vater haben die Nachrichten gehört und machen sich Sorgen über die Lage in Europa. Sie wollen sofort eine Schiffspassage für dich buchen. Daran müssen wir sie hindern.«

»Wie soll ich das erklären?« Cecily biss sich auf die Lippe bei dem Gedanken, monatelang von ihrer Familie getrennt zu sein.

Gerade wenn ich sie am dringendsten brauchen würde …

»Mach dir darüber mal keine Gedanken. Ich lasse mir etwas einfallen, Schätzchen«, versprach Kiki.

Cecily sah ihre Patentante an. Für sie schien das alles ein großer Spaß zu sein.

»Würdest du bitte noch zwei Tage warten? Ich brauche Zeit zum Überlegen«, bat Cecily.

»Gut, Schätzchen, aber Zeit hast du momentan nicht gerade im Überfluss. Weißt du eine andere Lösung? Es sei denn natürlich, du fändest einen Mann, der dich gleich morgen heiratet.« Kiki lachte.

»Danke, dass du bereit bist, mir zu helfen. Das ist wirklich nett von dir. Aber wie gesagt: Ich brauche Bedenkzeit.« Cecily stand auf. »Wenn dir das recht ist, mache ich jetzt einen Spaziergang.«

»Tu dir keinen Zwang an. Ich weiß, es ist nicht leicht, doch du schaffst das. Glaub mir, du bist stärker, als du denkst.«

»Das hoffe ich. Bis später.«

Cecily verließ den Raum und ging zur Haustür.

»Ihr Hut, Memsahib!« Aleeki lief ihr damit nach. »Draußen ist es zu heiß für Sie.«

Sein kurzer Blick auf ihren Bauch genügte Cecily, um zu erkennen, dass er Bescheid wusste.

»Danke, Aleeki.« Sie überquerte den Rasen und setzte sich auf ihre Lieblingsbank am See.

Von dort aus beobachtete sie, wie die Nilpferde sich behäbig von ihrem Sonnenbad erhoben und ins Wasser glitten. Dass sie jeden Tag so gemächlich das Gleiche taten, empfand die innerlich aufgewühlte Cecily als ausgesprochen beruhigend. Sie hätte nie gedacht, dass sie einmal gern mit einem Nilpferd, so ziemlich dem hässlichsten Tier auf Gottes Erdboden, tauschen würde, doch nun war es so.

Nach einer Weile kehrte sie ins Haus zurück.

Muratha füllte die Badewanne für sie, und Cecily legte sich hinein. Sie fragte sich, ob sie sich das kleine Bäuchlein nur einbildete oder ob es real war. *Ob überhaupt irgendetwas real war …*

»Herrin fragen, ob Sie essen unten mit ihr«, meinte Muratha wenig später.

»Heute Abend nicht. Entschuldige mich bitte bei ihr. Ich möchte lieber oben essen.« Zwar hatte Cecily ein schlechtes Gewissen, weil sie Kiki mied, aber sie konnte deren fast schon fröhliche Art, mit der Situation umzugehen, momentan einfach nicht ertragen.

Nachdem es Cecily gelungen war, die Suppe zu essen, die Muratha ihr gebracht hatte, ertappte sie sich dabei, wie sie nach der Bibel griff, einem Abschiedsgeschenk ihrer Mutter.

Bisher hatte Cecily den Glauben, in dem sie erzogen wurde, nie infrage gestellt, weil er lediglich den sonntäglichen Besuch der Kirche im besten Gewand erforderte. Doch als sie in der Bibel blätterte, begann sie zu zweifeln.

Entledigten sich Christen ihrer Kinder einfach so, wenn sie ihnen nicht in den Kram passten? Cecily musste an ihre Schwester Mamie denken, eine ihrer eigenen Einschätzung nach nicht sonderlich mütterliche junge Frau, die nun offenbar ganz in der Mutterrolle aufging.

»Wie werde ich mich fühlen, nachdem ich dich die nächsten sieben Monate ausgetragen habe?«, flüsterte Cecily ihrem Bauch zu. »Die heilige Maria war schwanger von Gott, bevor Josef und sie überhaupt geheiratet hatten … Gütiger Himmel! Das bedeutet, das gesamte Neue Testament basiert auf einer Frau, die ihrem zukünftigen Ehemann untreu war!«

Der Gedanke war so schockierend, dass Cecily in die Kissen zurücksank. Nun hätte sie sich gewünscht, den Predigten des Geistlichen in ihrer örtlichen Kirche mehr Aufmerksamkeit geschenkt zu haben.

Als sie schließlich das Licht ausschaltete und auf einige Stunden Ruhe vor ihrem Gedankenkarussell hoffte, wusste sie, dass sie letztlich keine Antworten hatte, obwohl sie die richtige für sich finden musste.

* * *

Beim Aufwachen fühlte sich Cecily matter als beim Einschlafen. Erneut überrollte sie eine Übelkeitswelle. Sie hastete zur Toilette, wo sie nur noch Galle hervorwürgte.

»Bwana wieder krank?« Muratha führte Cecily zurück zum Bett und half ihr hinein. Cecily fiel auch ihr Blick auf ihren Bauch auf. Als Muratha sich entfernt hatte, drehte sie sich stöhnend auf die Seite. Es lag auf der Hand, dass das gesamte Personal Kenntnis über ihren Zustand hatte.

»Kiki hat recht, ich muss tun, was sie sagt, bevor alle anderen es ebenfalls merken«, murmelte sie.

Mit Mühe gelang es Cecily, sich anzuziehen und zum Frühstück hinunterzugehen. Man servierte ihr Ingwertee statt Kaffee, und sie überwand sich, ein wenig von den Köstlichkeiten auf dem Tisch zu essen.

»Guten Morgen, Schätzchen. Wie hast du geschlafen?«

»Ganz gut, danke.« Cecily war erstaunt, Kiki, die einen magentafarbenen Morgenmantel trug, schon so früh auf den Beinen zu sehen.

»Prima. Ich gehe schwimmen. Zum Schlafen ist es zu verdammt heiß. Komm doch mit. Das schlammige Wasser ist gut für den Teint.«

Da Cecily nichts Besseres zu tun hatte, folgte sie ihrer Patentante und schaute zu, wie Kiki aus dem Morgenmantel schlüpfte. Darunter kam ein gestreifter Badeanzug zum Vorschein. Für eine reife Frau, die Kinder zur Welt gebracht hatte, besaß sie eine fantastische Figur. Cecily setzte sich auf die Bank. Sie konnte nur hoffen, dass die ihre die Geburt ebenfalls unbeschadet überstehen würde …

Kiki planschte eine Weile herum, dann stieg sie aus dem Wasser und nahm das Handtuch, das Aleeki ihr reichte.

»Ich bleibe mit Cecily hier und lasse mich von der Sonne trocknen«, teilte sie Aleeki mit, der nickte, Kiki ihre Zigarettenspitze gab und sich entfernte.

»Hast du irgendwelche neuen Ideen?« Kiki zog an ihrer Zigarette.

Als der Rauch Cecily in die Nase stieg, wurde ihr wieder übel.

»Nur dass du recht hast. Ich sehe keine Alternative, obwohl ich den Gedanken kaum ertrage, dass mein Kind adoptiert werden soll, denn dann werde ich bis zu meinem Tod eine Lüge leben müssen.«

»Ich weiß, Schätzchen. Vergiss nicht, du tust es auch für das Kleine. Du wärst eine ledige Mutter, und ihr würdet beide von der Gesellschaft ausgestoßen. Ganz zu schweigen von der Schande, die du über deine Familie bringen würdest. Glaube mir, du wirst noch andere Kinder bekommen. Wenn du den richtigen Mann gefunden

hast, erscheint dir das jetzt nur noch wie ein schrecklicher Traum. Puh! Nach diesen Anstrengungen brauche ich einen schönen starken Kaffee. Kommst du mit?«

»Ich würde gern noch eine Weile hierbleiben, danke.«

Kiki schlüpfte in ihren Morgenmantel und schlenderte zum Haus zurück.

Cecily ging am Ufer des Sees entlang, bis sie Mundui House nicht mehr sehen konnte. Plötzlich kam ihr der Gedanke, sich eine Flasche von Kikis Bourbon zu schnappen, sie zu leeren und einfach ins tiefe Wasser zu sinken, damit sie und das schreckliche von ihr selbst verschuldete Chaos ein Ende hätten.

»Ach, Mama, wenn ich nur mit dir reden könnte.«

Cecilys Schultern begannen zu beben, sie rutschte am Stamm einer Akazie entlang auf den Boden und weinte so bitterlich, dass sie die Schritte, die sich ihr näherten, erst im allerletzten Moment hörte.

»Cecily, meine Liebe! Deine Patentante hat mir gesagt, dass du am See bist. Was um Himmels willen ist los?«, fragte Katherine besorgt.

»Ach, nichts.« Cecily wischte sich unwirsch die Tränen weg. »Was machst du denn hier?«

»Bill hat gestern im Muthaiga Club von Dr. Boyle gehört, dass es dir nicht gut geht. Er hat es mir heute Morgen erzählt, und ich habe mir solche Sorgen gemacht, dass er kurzerhand mit mir hergefahren ist.«

»Bill ist auch da?« Cecily war entsetzt, wie schnell sich die Neuigkeit herumgesprochen hatte. »Ich finde es sehr nett von euch beiden, dass ihr gekommen seid, aber ich fühle mich gut, wirklich.«

»Cecily.« Katherine ging neben ihr in die Hocke und nahm ihre Hände. »Du schaust aber alles andere als gut aus. Was ist passiert? Bitte sag mir die Wahrheit. Nach der zweieinhalbstündigen Fahrt hierher verdiene ich eine ehrliche Antwort.«

Cecily war zu erschöpft, um weiter zu lügen.

»Ich bin schwanger! Das ist los mit mir, Katherine. Dr. Boyle sagt, ich werde in etwas mehr als sieben Monaten ein Kind zur Welt bringen.«

Cecily stand auf und stürmte am Ufer des Sees entlang. Sie

wollte so weit wie möglich von dem Haus und Katherine weg. Ihr Missgeschick war eine Schlagzeile für die örtliche Zeitung wert, dachte sie bitter. Die Ausgabe würde sich bestimmt besser verkaufen als eine, die über Hitlers Einmarsch in der Tschechoslowakei berichtete.

»Cecily, warte!« Katherine rannte ihr nach, doch Cecily stolperte weiter.

»Ich bin dir nicht böse, wenn du mich nie mehr sehen und nicht mehr mit mir reden willst. Mit mir muss man sich schämen! Anscheinend weiß schon die ganze Welt Bescheid!«

»Beruhige dich. Niemand weiß irgendetwas. Und natürlich will ich weiter mit dir reden … Cecily, würdest du bitte stehen bleiben, damit wir uns vernünftig unterhalten können?«

»Worüber denn?« Sie begann wieder zu schluchzen. »Kiki organisiert einen Klinikaufenthalt in der Schweiz für mich. Dort kann ich bleiben, bis das Kind da ist. Nach der Geburt muss ich es sofort zur Adoption freigeben und so tun, als wäre nichts gewesen. Siehst du? Alles ist geregelt.«

»Cecily, du bist ja völlig außer dir …«

Cecily hatte das Ende des begehbaren Weges erreicht, nun wurde das Gebüsch undurchdringlich. Sie wandte sich Katherine zu und schüttelte den Kopf.

»Bitte, ich möchte allein sein, ja?«

»Das ist das Letzte, was du jetzt brauchst. Könnten wir uns setzen und ruhig über diese Geschichte reden?«

»Wie gesagt: Da gibt es nichts zu reden!«

»Cecily, du führst dich auf wie ein bockiges Kind, nicht wie die Mutter, die du bald sein wirst. Wenn du dich nicht beruhigst, sehe ich mich gezwungen, dir eine Ohrfeige zu geben, damit du zur Besinnung kommst.«

Cecily atmete schwer, wieder einmal war ihr schwindlig. Als sie strauchelte, stützte Katherine sie.

»Komm, halt dich an mir fest. Ich bringe dich zurück zum Haus. Du musst dich hinlegen.«

»Ich will nicht zurück zum Haus. Ich will überhaupt nirgendwohin, Katherine. Am liebsten würde ich sterben!«

»Mir ist klar, dass du dich in einer schwierigen Situation befindest, meine Liebe, aber irgendeine Lösung gibt es immer«, erwiderte Katherine und legte einen Arm um Cecilys Taille.

»Ich sehe keine. Selbst wenn ich wollte, könnte ich das Kind nicht behalten, oder? Möglicherweise möchte ich das ja, und … oh … Ich glaube, ich …«

Katherine fing Cecily auf. Gerade als sie jemanden herbeirufen wollte, sah sie Bill nur wenige Meter entfernt von ihnen stehen.

»Bill, dem Himmel sei Dank! Cecily ist ohnmächtig geworden!«

Bill eilte zu ihr und hob Cecily auf seine starken Arme.

»Was machst du hier?«, fragte Katherine.

»Ich bin dir zum See gefolgt. Bei dieser Frau habe ich es keine Sekunde länger ausgehalten«, keuchte er, als sie den Garten des Hauses erreichten. »Lauf hinein und hol Wasser.«

»Ja.«

Bill legte Cecily vorsichtig auf die Bank im Schatten der Akazie.

»Bevor du das Wasser holst: Gehe ich recht in der Annahme, dass Cecily … schwanger ist? Ich habe das Ende eurer Unterhaltung mitgekriegt.«

»Du musst mir versprechen, keiner Menschenseele davon zu erzählen«, ermahnte Katherine ihn. »Cecilys Ruf hängt von deiner Diskretion ab.«

Bill blickte Katherine nach, wie sie zum Haus eilte, und betrachtete dann die junge Frau auf der Bank. Er nahm seinen Hut ab und fächelte ihr damit Luft zu.

* * *

»Fühlst du dich besser?«, erkundigte sich Katherine eine halbe Stunde später, als Cecily auf dem Bett in ihrem Zimmer lag.

»Ja, viel besser. Entschuldige, dass ich so unhöflich und undankbar zu dir war, nachdem du dir eigens die Mühe gemacht hast, mit Bill herzufahren.«

»Zerbrich dir darüber nicht den Kopf, Cecily. Eine solche

Reaktion ist unter den gegebenen Umständen völlig normal. Der Schock stellt seltsame Dinge mit den Menschen an.«

»Mich hat er dazu gebracht, dich zu beschimpfen, und das hast du nicht verdient. Bitte, Katherine, verzeih mir.«

»Natürlich.«

»Kiki hat recht, ich muss mich dem Problem stellen. Schließlich kann ich niemandem außer mir selbst die Schuld für meine missliche Lage geben.« Cecily trank einen Schluck Ingwertee.

»Er hat sich dir also nicht … aufgedrängt?«

»Nein, aber fast wünschte ich, er hätte es, dann müsste ich kein so schlechtes Gewissen haben.«

»Bitte sag das nicht.« Katherine schauderte. »Mein Vater muss sich immer wieder um junge Frauen kümmern, die bereits mit elf oder zwölf Jahren mit Gewalt von ihren sogenannten Ehemännern genommen wurden. Nichts könnte schlimmer sein als das.«

»Du hast recht. Ich höre jetzt auf, mich selbst zu bemitleiden, und tue, was zu tun ist. Auch wenn die Vorstellung, das Kind wegzugeben, mich entsetzt.«

»Ich kann dir lediglich raten, nicht darüber nachzudenken. Im Moment ist es das Wichtigste, dass du gut auf dich selbst und das Kleine achtest. Aber lassen wir das Thema. Bill will hier weg. Du weißt ja, wie anstrengend er deine Patentante findet.«

»Ja. Bitte richte ihm ein großes Dankeschön von mir aus, dass er dich zu mir gefahren hat.«

»Er möchte sich persönlich von dir verabschieden. Du kannst es ihm also selbst sagen.« Katherine stand auf. »Bitte versprich mir, noch einmal bei mir vorbeizuschauen, bevor du in die Schweiz reist.«

»Selbstverständlich. Meinst du, es ist … die richtige Entscheidung?«

»›Richtig‹ kann ich sie nicht nennen, doch solange ledige Mütter stigmatisiert werden, ohne dass auch der zugehörige Mann zur Verantwortung gezogen wird, sehe ich keine andere Alternative. Es tut mir sehr leid für dich. Melde dich, ja?« Katherine drückte Cecilys Hand.

»Ja. Bitte grüß Bobby von mir.«

Katherine würde ihr am meisten fehlen, wenn sie von Kenia fortging, dachte Cecily.

Wenige Minuten später klopfte es.

»Herein.«

Bill nahm den Hut ab und blieb verlegen an der Tür stehen.

»Hallo, Bill. Bitte setzen Sie sich.« Cecily deutete auf den Stuhl beim Bett.

Bill trat ans Fußende des Betts. »Sie haben wieder ein bisschen Farbe, das freut mich.«

»Danke, dass Sie mich gerettet haben. Schon das zweite Mal.«

»Das heute war ein glücklicher Zufall. Oder vielleicht auch nicht.«

Bill begann, auf und ab zu laufen.

»Alles in Ordnung, Bill?«

»Ja. Cecily, ich wollte Sie etwas fragen.«

»Schießen Sie los. Ich bin Ihnen etwas schuldig für all das, was Sie seit meinem Aufenthalt in Kenia für mich getan haben.«

»Tja …« Bill klimperte mit den Münzen in seiner Hosentasche. »Wie sich herausgestellt hat, sind Sie mir seit Ihrer Ankunft hier ans Herz gewachsen.«

»Ach, tatsächlich?« Cecily wartete auf die Beleidigung, die bei Bill meist auf ein Kompliment folgte.

»Ja. Deshalb habe ich überlegt, ob Sie es sich vorstellen könnten … mich zu heiraten.«

Cecily sah ihn verblüfft an. »Bitte, Bill, machen Sie sich nicht über mich lustig. Im Moment bin ich nicht zu Scherzen aufgelegt. Was wollen Sie mir wirklich sagen?«

»Genau das. Es wird allmählich Zeit, dass ich mir eine Frau suche, die die Farm führt, und Sie und ich, wir scheinen ganz gut miteinander auszukommen, oder?«

»Ähm … ja.«

»Außerdem habe ich von Ihrer … misslichen Lage gehört, als ich am See nach Ihnen suchte. Wie Sie so bewusstlos auf der Bank lagen, dachte ich mir, wir könnten uns auf ein Arrangement einigen, das für uns beide von Nutzen wäre. Wenn Sie verstehen, was ich meine.«

Cecily blieb der Mund offen stehen. Dass er von ihrer Schwangerschaft wusste und ihr trotzdem anbot, sie zu heiraten, überstieg ihr Fassungsvermögen. Und das von Bill, dem ewigen Junggesellen!

»Ich bin etliche Jahre älter als Sie – ich werde diesen Herbst achtunddreißig –, und mein Zuhause ist eher spartanisch. Wenn Sie Ja sagen, würde ich selbstverständlich ein neues für Sie und das Kind bauen. Und es wäre *unser* Kind, jedenfalls für die Außenwelt.«

»Verstehe.«

»Natürlich würde nichts dagegensprechen, auch eigene Kinder zu haben, wenn wir das wollen. So ist das doch bei Paaren, oder?«

»Ja …«

»Bestimmt haben Sie Bedenken, und dies ist auch nicht die Art von Heiratsantrag, die sich eine junge Frau wie Sie erträumt …« Bill seufzte. »Aber wir befinden uns nun einmal in dieser Situation, und ich habe tatsächlich das Gefühl, dass Sie mir fehlen würden, wenn Sie in die Schweiz fahren und dann zurück nach Amerika. Eine richtige Liebeserklärung ist das nicht, doch mehr ist von mir nach all den Jahren nicht zu erwarten. Wir haben beide unsere seelischen Narben und sollten uns mit offenen Augen in dieses … Arrangement begeben. Ich meine, wenn Sie einschlagen. Nun lasse ich Sie allein, damit Sie in Ruhe über meinen Vorschlag nachdenken können. Falls Sie glauben, dass er für Sie eine gangbare Lösung darstellen könnte, finde ich, wir sollten unsere Verlobung eher früher als später verkünden, damit die Leute sich nicht das Maul zerreißen und Ihr Ruf keinen Schaden nimmt. Ich schaue morgen noch mal nach Ihnen und hoffe, dass Sie meinen Antrag bis dahin überdacht haben.« Bill trat ans Bett, ergriff Cecilys Hand und küsste sie. »Auf Wiedersehen.«

Mit diesen Worten verließ er Cecilys Zimmer.

* * *

Cecily behielt das, was Bill ihr gesagt hatte, für sich. Sie kannte die

Impulsivität Kikis, die spontan Feste veranstaltete und Entscheidungen von einer Sekunde auf die andere traf. Und Cecily brauchte Zeit, um ungestört zu überlegen, denn die Entscheidung würde ihr Leben unwiderruflich verändern.

Wenigstens *hatte* sie nun eine Alternative. Das machte alles besser, wenn auch komplizierter.

Nachdem sie Kiki zu ihrer nachmittäglichen »Siesta«, wie sie es nannte, an ihrer Tür vorbeigehen gehört hatte, schlich Cecily nach unten und setzte sich auf die Bank am See, um sich mit den Nilpferden zu beraten.

»Könnte ich dauerhaft hier leben?« Sie blickte übers ruhige Wasser. »Dieses Land ist wunderschön. Doch noch wichtiger: Könnte ich mit Bill leben …?«

Sie dachte an seine Blechhütte und versuchte, sich die Tage dort vorzustellen. Immerhin hatte er ihr versprochen, ihr ein neues Haus zu bauen. Vielleicht machte es sogar Spaß, einen schönen Garten wie den von Kiki anzulegen … Der Gedanke, einen eigenen Haushalt zu führen, war verführerisch. Und Katherine und Bobby würden ihre nächsten Nachbarn sein …

Ihre Eltern wären bestimmt höchst erfreut, wenn sie hörten, dass sie einen Engländer guter Herkunft heiraten wolle – Bills Bruder, der Major, war immerhin ein Freund von Audrey. Doch am wichtigsten: Sie würde ihr Kind nicht weggeben müssen, denn Bill hatte ihr zugesichert, es wie sein eigenes aufzuziehen. Natürlich würden die Leute über die überraschende Heirat und die recht frühe Geburt des Kindes munkeln, aber das war nichts, verglichen mit dem Gedanken, ihr Kind zur Adoption freigeben zu müssen.

»Doch was ist mit Bill?«, fragte sie die Nilpferde. »Er hat klipp und klar erklärt, dass es eine Zweckehe wäre …«

Dienten andererseits nicht alle Ehen irgendeinem Zweck? Waren sie nicht einfach eine schlichte vertragliche Vereinbarung?

»Cecily, du hast gesagt, du hättest genug von der Liebe und würdest nie wieder einem Mann vertrauen«, rief sie sich ins Gedächtnis. »Also hör endlich auf, dich nach Liebe zu sehnen.«

Wenigstens konnte sie darauf vertrauen, dass Bill sich um sie kümmern würde. Er hatte ihr das Leben gerettet, und zu ihrer

Verwunderung hatte sie nach ihrer ersten merkwürdigen Begegnung begonnen, sich in seiner Gesellschaft wohlzufühlen.

Gern hätte sie ihn gefragt, ob er die Ehe tatsächlich vollziehen wolle, sodass sie wahrhaft Mann und Frau wären, aber das kam natürlich nicht infrage. Cecily schloss die Augen und versuchte sich vorzustellen, wie es wäre, wenn er sie küsste. Unangenehm war ihr der Gedanke nicht. Sie fand Bill nicht unattraktiv, obwohl er fünfzehn Jahre älter war als sie.

Oder sie konnte in die Schweiz fahren, dort das Kind zur Welt bringen und dann nach Amerika zurückkehren und ihr altes Leben wiederaufnehmen … Nein, sie würde es nicht schaffen, ihr schreckliches Geheimnis den Rest ihres Lebens vor ihrer Familie zu bewahren, das war ihr klar.

Cecily stand auf und trat ans Ufer des Sees.

»Wisst ihr was, ihr Nilpferde? Ich glaube, mir bleibt gar keine andere Wahl.«

* * *

Am Abend setzte sich Cecily mit Kiki auf die Terrasse. Kiki trank Martini, Cecily Ingwertee.

»Du siehst schon wieder viel besser aus, Schätzchen.«

»Ich fühle mich auch besser«, meinte Cecily.

»Gut, du bist ein tapferes Mädchen, und ich mag Tapferkeit. Jetzt müssen wir aber wirklich deine Mutter anrufen und sie wissen lassen, dass du nicht nach Hause kommst. Und dann sollten wir deine Reise in die Schweiz organisieren. Tarquin meint, der Krieg sei unabwendbar, es sei nur noch eine Frage der Zeit, bis es offiziell werde. Keine Sorge, Schätzchen, in der Schweiz bist du sicher, und obendrein ist es dort wunderschön.«

»Ich muss nicht mehr in die Schweiz fahren, Kiki.«

»Warum nicht? Wir waren uns doch einig, dass das die einzige Möglichkeit ist.«

»Ja, aber seit unserem Gespräch gestern hat sich eine andere

Lösung aufgetan.«

»Ach. Wie das?«

»Bill Forsythe hat mir einen Heiratsantrag gemacht.«

Cecily genoss den verständnislosen Blick ihrer Patentante, das musste sie zugeben.

»Was, Bill Forsythe will dich heiraten?«, wiederholte Kiki verblüfft.

»Ja. Ich soll ihm morgen früh meine Entscheidung mitteilen.«

»Na, so was!« Kiki warf den Kopf in den Nacken und lachte laut. »Soso, stille Wasser gründen tief. Wie lange geht das schon mit euch?«

»Ich …«

Cecily wusste, dass sie die wahre Natur des Arrangements verheimlichen musste. Obwohl Kiki die Wahrheit über die Schwangerschaft kannte, konnte Cecily so tun, als würden sie und Bill etwas füreinander empfinden. Kiki war wesentlicher Bestandteil der kenianischen Gesellschaft, und Cecily wollte nicht riskieren, dass sie nach ein paar Cocktails gesprächig wurde.

»Seit dem Jagdausflug vor ein paar Wochen.«

»Warum hast du mir denn nichts davon erzählt, Schätzchen?«

»Weil ich dachte, Bill würde nichts mehr mit mir zu tun haben wollen, sobald er von dem Kind erfährt. Welcher Mann wäre schon begeistert, wenn seine … Freundin von einem anderen schwanger ist?«

»Ein ganz besonderer. Bill muss dich schon sehr lieben, wenn er zu so etwas bereit ist. Ich habe mich gewundert, dass er eigens hergefahren ist, um nach dir zu sehen. Bestimmt soll es offiziell von ihm sein, oder?«

»Ja.«

»Und darauf lässt Bill sich ein?« Kiki musterte sie misstrauisch.

»Ja. Wenn nicht, hätte er mich sicher nicht gefragt, ob ich seine Frau werden möchte.«

»Nein. Ich kann wirklich nicht behaupten, ihn sonderlich gern zu mögen, was wohl auf Gegenseitigkeit beruht. Aber Hut ab vor seiner … Toleranz. Dir ist hoffentlich klar, wie glücklich du dich schätzen kannst. Da ist tatsächlich ein Ritter in glänzender Rüstung

zu deiner Rettung aufgetaucht.«

»Du meinst also, ich soll seinen Antrag annehmen? Ich habe ihm gesagt, ich müsste zuerst mit dir darüber reden.«

»Ich an deiner Stelle würde ihm vor Dankbarkeit die Füße küssen. Wirklich, Schätzchen, ich freue mich schrecklich für dich! Nun kannst du bei mir in Kenia bleiben. Wollen wir gleich deine Mutter anrufen? Sie wird völlig aus dem Häuschen sein, dass du dir einen englischen Mann geangelt hast, und noch dazu einen blaublütigen. Bills Mutter ist eine ›Hon‹, weißt du?«

»Was ist das?«

»Das bedeutet, dass sie vor der Ehe eine Lady war. Und, sollen wir anrufen?«

»Wenn es dir nichts ausmacht, würde ich gern morgen zuerst mit Bill sprechen und seinen Antrag annehmen.«

»Natürlich. Wollen wir hoffen, dass er es sich bis dahin nicht anders überlegt. Das schreit doch förmlich nach Champagner!«

Eine Stunde später, als es Cecily gelungen war, sich unter dem Vorwand, erschöpft zu sein, von ihr loszueisen, blieb sie auf dem Weg nach oben auf dem Treppenabsatz stehen, um durch das große Panoramafenster hinaus in die sich herabsenkende Dämmerung zu blicken.

»Hallo, Afrika«, flüsterte sie. »Sieht fast so aus, als würde ich bleiben.«

# XXVII

»Nun, wie sieht’s aus, Cecily?«

Cecily und Bill standen am See. Sie fand es rührend, dass er sich herausgeputzt hatte. In seinem frisch gebügelten weißen Hemd und der sauberen khakifarbenen Hose wirkte er sehr attraktiv. Und ziemlich nervös.

»Haben Sie über meinen Vorschlag nachgedacht?«

»Die Antwort lautet Ja. Ich nehme Ihren Antrag an.«

»Puh! Tja, dann Schluss mit dem Sie.« Er lächelte. »Vielleicht sollte ich dich küssen? Bestimmt beobachtet man uns vom Haus aus.«

»Gern.«

Bill küsste sie vorsichtig auf die Lippen. Als er sich von ihr löste, hätte sie sich fast gewünscht, dass der Kuss noch ein wenig länger dauerte.

»Danke«, sagte sie verlegen.

»Nichts zu danken, Liebes. Es handelt sich um ein für beide Seiten vorteilhaftes Arrangement, und es wird funktionieren, da bin ich mir sicher.«

»Hallo, ihr beiden!«

Kiki winkte ihnen von der Terrasse aus mit einer Flasche Champagner zu.

»Darf man gratulieren?«

»Ich glaube schon, Kiki.«

Bill verdrehte die Augen und verzog das Gesicht in Richtung Cecily.

»Das Schauspiel kann beginnen.« Er streckte Cecily den Arm hin, die sich bei ihm unterhakte.

* * *

»Du willst … *was*?«

»Heiraten, Mama!«, brüllte Cecily in den Hörer. Das Knistern in der Leitung war schlimmer denn je; sie verstanden einander kaum. »Ich werde heiraten.«

»Na, so was! Habe ich das richtig gehört? Du willst heiraten?«, wiederholte Dorothea.

»JA!« Ob der Absurdität der Situation musste Cecily lachen. »Ja.«

»Aber wen denn?«

»Genaueres schreibe ich dir in einem Brief. Er heißt Bill und ist Engländer. Seine Familie kennt die von Audrey gut. Ich habe seinen Bruder, einen Major, bei einem Abendessen in Woodhead Hall kennengelernt.« Das Rauschen in der Leitung nahm ohrenbetäubende Ausmaße an. »Kannst du mich verstehen, Mama?«

Da sie keine Antwort erhielt, legte Cecily seufzend auf. Am besten war es wohl, nach Gilgil zu fahren und ihren Eltern ein Telegramm zu schicken.

Zuvor hatten Bill und sie beim Champagner mit Kiki besprochen, wann und wo die Hochzeit stattfinden würde.

»Natürlich hier. Und so bald wie möglich, oder?«, hatte Kiki gemeint.

»Wie Cecily möchte«, hatte Bill erwidert.

Cecily konnte kaum glauben, wie viel Geduld Bill bewies. Sie spürte eine Welle der Zärtlichkeit für ihn in sich aufsteigen, weil er sich trotz seiner Abneigung ihrer Patentante gegenüber bemühte, es Cecily leicht zu machen.

»Offen gestanden, hatte ich noch keine Zeit, darüber nachzudenken. Was hältst du für das Beste?«

»Ich glaube, wir wollen beide keine große Party, stimmt’s, Cecily?«

»Nein, Bill. Mir würde eine Feier im kleinsten Kreis vorschweben.«

»Ob ›im kleinsten Kreis‹ im Valley möglich ist, weiß ich nicht«, hatte Kiki belustigt erklärt. »Wir lieben schöne Feste, nicht wahr, Bill?«

»Manche von uns, ja.« Bill war aufgestanden. »Ich muss zurück zu meinen Rindern. Unterhaltet ihr euch weiter über die Einzelheiten der Hochzeit. Mir wäre nur wichtig, dass wir vor dem Regen heiraten.«

»Moment!«, hatte Kiki mit einem Blick auf Cecilys Hand ausgerufen. »Cecily hat keinen Verlobungsring am Finger, Bill.«

»Ja. Ich war die letzten Tage im Muthaiga Club und hatte keine Zeit, mich darum zu kümmern, aber das hol ich nach, keine Sorge.« Bill hatte Cecily die Hand geküsst, Kiki zugenickt und sich entfernt.

Das war vor ein paar Tagen gewesen. Seitdem hatte Cecily Bill nicht mehr gesehen. Über das Rauschen der Telefonleitung hinweg hatte Cecily ihm mitgeteilt, dass Kiki den 17. April (derselbe Tag, an dem ihr Exverlobter heiraten würde, ein Zufall, der Cecily mit großer Befriedigung erfüllte) für die Hochzeit vorschlug. Das gab ihnen genug Zeit, alles Nötige zu organisieren. Cecilys Patentante wollte den Empfang trotz Bills Animositäten unbedingt in ihrem Haus veranstalten.

Cecily machte sich frisch, weil sie Bill in einer Stunde zum Abendessen erwartete. Zum Glück hielt Kiki sich in Nairobi bei Tarquin auf, sodass Cecily und Bill sich offen unterhalten konnten. Cecily bedauerte es, dass ihre Familie bei der Trauung nicht dabei sein würde. Immerhin war dafür gesorgt, dass ein Fotograf das Ereignis festhielt. Sie ließ den Blick über ihre Garderobe wandern und überlegte, welches Kleid sich trotz ihres allmählich zunehmenden Leibesumfangs noch schließen ließe. Kiki schien Cecily mit ihrer Begeisterung angesteckt zu haben, denn bei dem Gedanken an ihren Verlobten verspürte sie einen Anflug von Vorfreude.

»Mein Verlobter.« Sie musste laut lachen. Noch das letzte romantische Gefühl verflüchtigte sich, als sie vergeblich versuchte, ihr blaues Lieblingskleid zuzumachen.

»Vergiss nicht, Cecily«, ermahnte sie sich selbst, »es handelt sich um ein Arrangement. Bill liebt dich nicht. Wie sollte er auch, wenn du das Kind eines anderen unter dem Herzen trägst?«

Schließlich ging sie in cremefarbener Musselinbluse und Rock mit elastischem Bund in die Bibliothek, um die Notizen von dem

Gespräch mit Kiki zu holen.

»Sahib ist gerade eingetroffen. Wollen Sie Ingwertee, Memsahib?«, erkundigte sich Aleeki.

»Danke, heute bleibe ich beim Wasser.« Sie trat hinaus auf die Terrasse.

»Guten Abend, Cecily. Entschuldige, dass ich ein bisschen zu spät dran bin.«

»Überhaupt nicht.« Cecily begrüßte Bill mit einem Lächeln.

»Wahrscheinlich stinke ich nach meinen Rindern. Sechs haben die Schlafkrankheit. In diesem Jahr gibt's besonders viele Tsetsefliegen, weswegen ich mich in den letzten Tagen um die anderen kümmern musste.«

»Verstehe.«

»Mit ziemlicher Sicherheit tust du das nicht und wirst es auch nie verstehen«, meinte Bill seufzend, marschierte auf den für zwei gedeckten Tisch zu und schenkte sich ein Glas Champagner ein, bevor Aleeki es für ihn tun konnte. »Mein ganzes Leben dreht sich um die verdammten Viecher. Sobald der Regen kommt, treiben wir sie von den Bergen runter, und dafür müssen sie bester Gesundheit sein. Wie war deine Woche?«

»Gut, danke. Ich hätte einige Fragen an dich.« Cecily setzte sich ihm gegenüber.

»Natürlich.« Bill trank einen Schluck Champagner. »Ich habe auch welche an dich.« Er legte einen Pappbehälter auf den Tisch, zog einen großen Bogen Papier heraus und entrollte ihn. »Das sind die ursprünglichen Pläne für das Farmhaus, das ich errichten wollte, als ich damals nach Kenia kam. Noch ist daraus nichts geworden, weil die Blechhütte mir bis jetzt reichte. Bitte sieh sie dir an und sag mir, ob du irgendetwas ändern möchtest. Dann gebe ich den Auftrag, das Haus zu bauen.«

»Sehr gern.«

»Du wirst deutlich mehr Zeit darin verbringen als ich, also solltest du ein Mitspracherecht bei der Gestaltung haben.« Bill schenkte sich ein weiteres Glas Champagner ein. »Gott, wie ich dieses Zeug hasse! Gibt's hier auch Bier, Aleeki?«

»Ja, Sahib.« Aleeki huschte davon, um es zu holen, und kehrte

kurz darauf mit einer Flasche zurück.

»Hast du beschlossen, wann wir es offiziell verkünden?«, erkundigte sich Bill bei Cecily.

»Ich denke, sobald wir einen Termin für die Hochzeit haben. Kiki hat wie gesagt den 17. April vorgeschlagen.«

»Klingt gut.« Bill nickte. »Hoffentlich vor dem Regen. Und was ist mit der eigentlichen Zeremonie?«

»Die möchte Kiki hier abhalten.«

»Wie *du* möchtest, Cecily. Ich überlasse alles dir und tauche auf, wo und wann du willst.«

»Ich würde gern von einem Geistlichen getraut werden, vor Gott und so«, meinte Cecily vorsichtig. »Nur standesamtlich wäre nicht dasselbe. Kiki kennt einen Pastor in Nairobi, der die Trauung vornehmen könnte.«

»Wenn dir das wichtig ist, soll es mir recht sein.«

»Du glaubst nicht an Gott?«, fragte Cecily.

»Nicht an einen Gott, wie ihn die Religion beschreibt. Ist dir noch nicht aufgefallen, dass jeder Gott nach den Vorstellungen einer bestimmten Kultur geformt ist? Jesus war dunkelhäutig, doch auf sämtlichen Gemälden, die wir von ihm kennen, hat er schneeweiße Haut, wie Christen es erwarten. Ich glaube an eine Schöpfermacht, die alles auf Erden erschaffen hat.« Bill breitete die Arme aus. »Denn es ist ein Wunder, in solcher Schönheit leben zu dürfen, findest du nicht?«

»Eine Schöpfermacht«, wiederholte Cecily, angenehm überrascht über die für ihn untypische Beredtheit. »Das gefällt mir.«

»Danke. Ich bin zwar nur ein bescheidener Farmer, aber auch ich habe hin und wieder einen Geistesblitz«, erwiderte Bill.

»Welche Schule hast du eigentlich besucht?«

»Fordern deine Eltern Referenzen?« Er lachte spöttisch, als Aleeki das Essen brachte.

»Nein, ich habe nur das Gefühl, so gut wie nichts über dich zu wissen.«

»Ich war in Eton, einer Lehranstalt, in der die jungen Angehörigen der britischen Aristokratie geschliffen und darauf vorbereitet werden, das Empire zu führen. Grässlicher Ort.« Bill

schauderte. »Dort habe ich monatelang wie ein kleines Kind geweint. Merkwürdigerweise hat Joss Erroll mich gerettet. Er war im selben Jahrgang und Haus wie ich. Auf den ersten Blick ist er überhaupt nicht der Typ, zu dem ich Kontakt suchen würde, aber irgendwie haben wir uns verstanden und sind seitdem eng befreundet. Leider wurde Joss aus Eton rausgeworfen – wie du dir vorstellen kannst, hat er sich nicht an die Regeln gehalten. Ich habe Jura in Oxford studiert und wurde gegen Kriegsende mit achtzehn eingezogen. Zu dem Zeitpunkt war das Schlimmste zum Glück schon vorbei. Ich blieb eine Weile in der Army, weil ich keine Ahnung hatte, was ich mit meinem Leben anfangen sollte. Dann hat meine Verlobte mich verlassen, und …«, Bill trank einen Schluck Bier, »… ich habe irgendwie den Halt verloren.«

»Das tut mir leid, Bill.«

»Muss es nicht. Du hast gerade etwas Ähnliches erlebt. Letztlich war es ein Segen. Inzwischen hatte ich den Gedanken aufgegeben, mich wieder der Jura zuzuwenden. Von Joss hatte ich einen Tipp: Die britische Regierung suchte nach jungen Männern, die in Kenia eine englische Siedlergemeinde aufbauen sollten. Natürlich diente das auch dazu, den Einheimischen britische Regeln aufzuzwingen. Als Anreiz wurde Land geboten. Ich habe mich registrieren lassen, meine vierhundert Hektar erhalten und bin hergekommen. Das ist mittlerweile etwa zwanzig Jahre her. Kaum zu glauben, dass ich schon so lange da bin.« Er seufzte. »Das war meine Geschichte. Wie sieht deine aus? Verrat mir wenigstens, wer der Vater ist«, fügte er mit gesenkter Stimme hinzu. »Vermutlich jemand von hier, oder?«

»Nein.«

»Dein Verlobter?« Er hob die Augenbrauen und schob eine Gabel Ziegencurry und Reis in den Mund.

»Nein, der auch nicht.«

»Wer dann? Wenn er in England oder Amerika sitzt, hat er für mich ohnehin keine Bedeutung.«

»Ich fürchte doch. Vor meiner Ankunft in Kenia habe ich kurze Zeit in Woodhead Hall verbracht, wo ich beim Dinner deinen Bruder kennenlernte. Lord und Lady Woodhead haben einen Neffen

namens Julius …«

Bill wirkte schockiert. »Oje, das ist näher, als ich dachte. Mein Bruder hat davon nichts mitgekriegt, oder?«

»Nein, Julius wird eine andere heiraten. Es war lediglich …«, Cecily wurde tiefrot, »… eine kurze Affäre.«

»Er hat dir das Herz gebrochen?« Bills Ton wurde sanfter.

»Ja. Ich habe an seine ehrlichen Absichten geglaubt.«

»Vertraue nie einem Engländer, was? Tja, ich kann dir nicht viel mehr als ein paar Tausend Stück Vieh bieten, aber immerhin habe ich Ehre im Leib. Wir beide sind schon ein Pärchen, was?«

»Ja, das sind wir wohl.«

Bill zog ein Samtkästchen aus seiner Tasche. »Der Ring. Probier ihn an. Ich habe ihn eigens für dich machen lassen. Allerdings fürchte ich, dass er dir zu groß ist.«

Als Cecily das Kästchen öffnete, sah sie darin einen hübschen Ring mit einem rötlichen Stein in der Mitte.

»Der ist wunderschön!«

»Ein Sternrubin. Mein Großvater hat ihn für meine Großmutter aus Birma mitgebracht. Und nun ist er in Kenia und soll an einen amerikanischen Finger. Gefällt er dir? Wenn das Licht darauffällt, glänzt ein Stern darin.«

»Ein kleines Wunder«, sagte Cecily mit einem Seufzen, als sie im Licht der Laterne auf dem Tisch tatsächlich die Form eines schimmernden Sterns darin entdeckte. »Danke, Bill.«

Da Bill keine Anstalten machte, ihn ihr anzustecken, nahm Cecily das Schmuckstück aus dem Kästchen und schob es über den Ringfinger ihrer linken Hand.

»Wie ich es mir dachte: Er ist ein bisschen zu groß, aber das kann der Juwelier in Gilgil schnell beheben. Da wir jetzt offiziell verlobt sind, schicke ich meinem Bruder ein Telegramm und bitte ihn, für uns eine Verlobungsanzeige in die *Times* setzen zu lassen.«

»Und hier?«

»Das erledigen die Buschtrommeln für uns. Es wäre gut für uns beide, wenn du über … deinen Zustand Stillschweigen bewahrst. Sobald er publik wird, übernehme ich natürlich die volle Verantwortung dafür.«

»Danke.«

»Keine Ursache. Und keine Sorge, Cecily: Wenn wir verheiratet sind, hast du sowieso die meiste Zeit deine Ruhe vor mir. Die Rinder fordern meine ungeteilte Aufmerksamkeit.«

»Hast du denn keinen Verwalter?«

»Natürlich, und die Massai helfen mir, doch wir müssen alle mit anpacken. Ehrlich gesagt, liebe ich das Nomadendasein. Bis jetzt gab es ja nicht viel, was mich nach Hause gelockt hätte. Aber egal«, meinte Bill, als Aleeki und die anderen Bediensteten das Geschirr abräumten, »schauen wir uns lieber die Pläne für das Haus an.«

Eine Stunde später, nachdem sie einige Veränderungen daran vorgenommen hatten, weil Cecily sich zusätzliche Zimmer für ihre Familie wünschte, die sie eines Tages besuchen sollte, folgte sie Bill zu seinem Pick-up. Dort wartete sein Massai-Begleiter Nygasi geduldig auf ihn. Bill gab Cecily zum Abschied einen Kuss auf die Wange.

»Die nächsten zehn Tage bin ich unterwegs. Verändere die Pläne nach deinen Vorstellungen und organisiere die Hochzeit, wie du möchtest.« Er kletterte in den Wagen. »Auf Wiedersehen, Cecily.«

»Wiedersehen, Bill.«

Bill wurde ihr immer sympathischer, dachte Cecily auf dem Weg zum Haus und in ihr Zimmer. Er war manchmal fast schon verletzend ehrlich, jedoch auch zutiefst aufrichtig, und das gefiel ihr. Während Cecily sich entkleidete, wurde ihr bewusst, dass sie bereits in drei Wochen das Bett mit ihrem frisch angetrauten Ehemann teilen würde … zumindest vermutete sie, dass er das wollte. Zu ihrem Erstaunen fand sie diese Vorstellung eher erregend als furchteinflößend.

»Hör auf damit, Cecily«, ermahnte sie sich. »Vergiss nicht, es ist eine Zweckehe. Liebe spielt dabei keine Rolle.«

Trotzdem schlief sie in dieser Nacht das erste Mal seit vielen Wochen rundum ruhig und zufrieden ein.

# XXVIII

Cecily wurde am 17. April mittags Mrs William Forsythe. Wie versprochen hatte Kiki arrangiert, dass der Pastor aus der Kirche in Nairobi die Trauung vollzog. Cecilys Patentante hatte sich selbst übertroffen: Auf dem Rasen standen mit weißen Seidenhussen überzogene Stühle, und ein mit weißen Rosen geschmückter Baldachin, unter dem Cecily und Bill den Bund fürs Leben schließen würden, wurde am Rand des Sees aufgestellt.

Vom Fenster ihres Zimmers aus beobachtete Cecily, wie Kiki die eintreffenden Gäste begrüßte, von denen Cecily viele überhaupt nicht kannte. Bill und Joss Erroll, seinen Trauzeugen, entdeckte sie auf der Bank am Seeufer, die sie insgeheim als die ihre bezeichnete.

»Bist du nervös?«, fragte Katherine Cecily, während sie den Schleier feststeckte und ihr den Brautstrauß mit leuchtend rosafarbenen Rosen reichte. »Das ist völlig normal. Vor meiner Hochzeit mit Bobby habe ich eine ganze Woche lang kaum einen Bissen runtergebracht.«

»Ich denke schon.« Cecily schluckte. »Es geht alles so schnell.«

»Wenn etwas vom Schicksal vorherbestimmt ist, spielt Zeit keine Rolle«, meinte Katherine. »Du bist bildschön! Schau dich an.« Sie schob Cecily vor den Ganzkörperspiegel.

Eine Schneiderin hatte ein hübsches Kleid im Empirestil für sie genäht, dessen cremefarbener Satinstoff unter dem Busen gerafft war und ihr Bäuchlein verbarg. In der Sonne hatten ihre Haare, in denen auf der einen Seite knapp über dem Ohr eine Rose steckte, einen honigblonden Ton angenommen, ihre Haut war nie reiner gewesen, und ihre Augen glänzten.

»Es ist so weit«, sagte Katherine.

Cecily hatte sich ihren Hochzeitstag oft ausgemalt, war jedoch nie auf den Gedanken gekommen, dass er ohne ihre Familie in der

schwülwarmen Luft von Kenia in Gesellschaft von Nilpferden stattfinden würde.

Bobby, der sich bereit erklärt hatte, Cecily für ihren Vater zum Altar zu führen, und inzwischen genauso gut mit ihr befreundet war wie Katherine, erwartete sie am Fuß der Treppe.

»Du siehst wunderschön aus.« Er streckte ihr den Arm hin. Als Cecily sich bei ihm unterhakte, begann die Band, den Hochzeitsmarsch zu spielen.

»Bereit?«

»Bereit«, antwortete sie lächelnd, holte tief Luft, trat mit Bobby hinaus und ging zwischen den dort Versammelten hindurch.

Bill erwartete sie unter dem Baldachin. Sein einziger Wunsch war es gewesen, keinen Cut anziehen zu müssen. Stattdessen trugen er und die männlichen Gäste Smokings. Cecily fand ihn darin ausgesprochen attraktiv. Seine sonst so widerspenstigen Haare hatte er ordentlich gekämmt, er war rasiert, und die blauen Augen leuchteten in seinem tiefbraunen Gesicht. Obwohl der auf den ersten Blick besser aussehende Joss neben ihm stand, hatte Cecily nur Augen für ihren zukünftigen Ehemann. Bobby übergab sie an Bill, der sie deutlich überragte, und der Geistliche begann mit der Zeremonie. Dabei hörte Cecily die Vögel, die einander über den See zuzwitscherten, als wollten sie mit ihr feiern.

»Hiermit erkläre ich euch zu Mann und Frau. Sie dürfen die Braut küssen«, verkündete der Pastor, worauf Alice, die in der vordersten Reihe neben Kiki saß, einen lauten Jubelschrei ausstieß. Die anderen Gäste klatschten.

Bill ließ sich nicht lange bitten.

»Hallo, Mrs Forsythe«, flüsterte er Cecily ins Ohr.

»Hallo«, wisperte auch sie, bevor sie zwischen den Reihen der Gäste hindurchschritten.

Cecily, die sich vor dem Hochzeitsessen gefürchtet hatte, stellte erleichtert fest, dass ihre morgendliche Übelkeit nicht mehr so schlimm war wie in den Wochen zuvor und sie an dem Festmahl, für das Kiki gesorgt hatte, teilhaben konnte. Katherine saß als Cecilys Brautjungfer neben ihr an einem der runden Tische auf der Terrasse.

»Ich freue mich sehr für dich, Cecily«, sagte sie und drückte

sie. »Du und Bill, ihr wirkt so glücklich.«

Da wurde Cecily bewusst, dass sie tatsächlich glücklich war und den Tag trotz der Lüge, auf der die Ehe basierte, genoss. Wenig später erhob Joss sich und hielt eine geistreiche Trauzeugenrede, in der es darum ging, wie Cecily aus dem Nichts aufgetaucht war und dem »ewigen Junggesellen von Happy Valley« das Herz gestohlen hatte.

»Eigentlich, meine Liebe«, bemerkte Joss, »hast du *mir* dein Eheglück zu verdanken, denn ich war derjenige, der Bill überredet hat, nach Kenia zu kommen. Ich kann nur hoffen, dass du mir irgendwann deine Dankbarkeit beweisen wirst.« Er zwinkerte ihr zu, und Idina lachte über seinen Scherz.

Sein Ton wurde ernster, als er die Telegramme aus New York laut vorlas. Cecily traten Tränen in die Augen, obwohl sie wusste, dass sie die richtige Entscheidung getroffen und ihre Familie vor Schande bewahrt hatte.

Sehr viel mehr Zeit blieb ihr nicht für Heimweh, denn nun fing die Band an, »Begin the Beguine« zu spielen, und Bill zog sie auf die hölzerne Tanzfläche vor dem See. Cecily überraschte es, wie gekonnt er sie führte, und als allmählich die Dämmerung hereinbrach, hatte sie tatsächlich das Gefühl, sich einen begehrenswerten Junggesellen geangelt zu haben.

Gegen Mitternacht gesellte sich Katherine zu Cecily, die mit Lord John Carberry, einem attraktiven Mann etwa in Bills Alter, tanzte und damit beschäftigt war, seine über ihren Körper wandernden Hände unter Kontrolle zu halten.

»Zeit, dich umzuziehen und auf den Weg zum Norfolk Hotel zu machen, meine Liebe.« Katherine musste Cecily fast von dem Mann losreißen.

Oben half Katherine ihr aus dem Hochzeitskleid und in ihr »Reisegewand« aus pistaziengrüner Seide mit dazu passendem Pillbox-Hut.

»Fertig«, stellte Katherine fest.

»O Gott, ich bin furchtbar nervös wegen heute Nacht. Keine Ahnung, was Bill … erwartet.«

»Nicht nötig, meine Liebe. Bill ist ein Gentleman und wird dich

wie ein solcher behandeln, das verspreche ich dir.«

»Macht es dir wirklich nichts aus, dass wir bei euch wohnen, bis das neue Haus gebaut ist?« Cecily stand vom Frisiertisch auf und wandte sich ihrer Freundin zu.

»Natürlich nicht, meine Liebe. Wozu sonst sind Gästezimmer denn da? Du und Bill, ihr seid jederzeit bei uns willkommen, auch wenn wir euch kein Mundui House bieten können. Du wirst staunen, wie schnell dein eigenes Heim fertig sein wird. Hoffentlich noch vor der Geburt des Kindes.«

»Ja. Und bitte vergiss nicht …«

»Versprochen, Cecily. Meine Lippen sind versiegelt.«

»Meinst du, irgendjemand sonst weiß etwas?«

»Falls ja, gibt es jedenfalls keinen Klatsch darüber.«

»Gott sei Dank.« Cecily zog ihre Jacke zurecht, deren unterster Knopf ob ihres Bäuchleins bereits ein wenig spannte. »Los geht's.«

»Ja, Mrs Forsythe.«

Die Gäste, die sich an der Eingangstür versammelt hatten, klatschten und jubelten, als Cecily mit Bill heraustrat.

»Wirf den Brautstrauß, Mrs Forsythe«, forderte Alice Cecily auf. »Ich brauche einen neuen Ehemann, nicht wahr, Joss?« Sie schenkte Joss ein verführerisches Lächeln.

Cecily tat ihr den Gefallen, doch den Strauß fing Joss.

»Spielverderber«, murrte Alice, während die anderen Anwesenden nervös kicherten. Es war allgemein bekannt, dass Joss' Frau Molly nicht mehr lange zu leben hatte.

»Komm, Liebes, lass uns gehen«, sagte Bill.

Joss und seine Freunde hatten Bills Pick-up geschmückt. An der hinteren Stoßstange waren Blechbüchsen angebracht, und Nygasi saß, umgeben von Luftballons, majestätisch auf der Ladefläche.

»Begleitet der euch etwa in euer Zimmer im Norfolk Hotel, Bill?«, rief jemand aus der Menge.

»Sehr witzig«, erwiderte Bill und kletterte auf den Fahrersitz.

»Gratuliere, Schätzchen.« Kiki trat vor und umarmte ihr Patenkind. »Deine Mutter wäre heute sehr stolz auf dich. Willkommen im Happy Valley, jetzt gehörst du wirklich dazu.«

Als Cecily sich neben Bill in den Wagen setzte, landete ein Tropfen auf ihrem Kopf, dann einer auf ihrer Schulter.

»O nein! Es fängt zu regnen an!«, jammerte einer der Gäste.

»Alle rein!«, rief jemand anders.

Schon bald wurde der Regen heftiger.

Während Bill und Nygasi sich beeilten, das Segeltuchdach am Pick-up anzubringen, kam Cecily sich vor wie in einem warmen Bad.

Nygasi flüsterte Bill etwas zu, als dieser den Motor anließ.

»Was hat er gesagt?«, erkundigte sich Cecily.

»Er meint, dass es an unserem Hochzeitstag regnet, ist ein Zeichen.«

»Ein gutes oder ein schlechtes?«, wollte Cecily wissen.

»Eindeutig ein gutes«, antwortete Bill.

Während der Fahrt nach Nairobi döste Cecily vor sich hin, erschöpft nicht nur von dem Tag an sich, sondern auch von den Vorbereitungen. Schließlich rüttelte Bill sie sanft wach.

»Liebes, wir sind da. Fühlst du dich in der Lage hineinzugehen, oder sollen wir alle im Wagen schlafen?«

»Kein Problem, danke, Bill.«

Da es nach zwei Uhr früh war, brachte der Nachtportier sie zu ihrem Zimmer. Sobald die Tür sich hinter ihnen geschlossen hatte, blickte Cecily zuerst das Bett, dann Bill an. Es erschien ihr ziemlich klein für sie beide.

»Dieser Zirkus hat mich mehr Kraft gekostet als ein ganzer Tag draußen im Busch«, stellte Bill fest und schlüpfte aus Jacke, Hemd und Hose.

Cecily setzte sich mit dem Rücken zu ihm auf die andere Seite des Betts und nahm züchtig den Hut ab, bevor sie ihre Jacke auszog.

Da spürte sie eine Hand auf ihrer Schulter.

»Wenn es dir in dem Bett zu zweit zu unbequem ist, kann ich gern im Pick-up schlafen.«

»Nein, nein, mach dir darüber keine Gedanken.«

Cecily stand auf, um das Nachthemd aus ihrem Koffer zu holen. Hinter sich hörte sie das Bett knarren, als Bill sich hineinlegte.

»Ich schau nicht hin, versprochen.« Er wandte sich ab.

Errötend schlüpfte Cecily aus Kleid, Unterrock und Büstenhalter und zog hastig das lange Musselinnachthemd über den Kopf.

»Du siehst aus wie eine Figur aus einem Roman von Jane Austen!«, bemerkte er, als sie schließlich neben ihm im Bett lag, das so schmal war, dass sie die Wärme seines Körpers spürte.

Er schaute sie an. »Angesichts deines gegenwärtigen … Zustands fände ich es unangebracht, das zu tun, was man normalerweise in der Hochzeitsnacht macht. Also wünsche ich dir einfach eine gute Nacht, Mrs Forsythe. Schlaf gut.«

Bill küsste sie auf die Stirn und drehte sich von ihr weg. Kurz darauf hörte sie ihn leise schnarchen. Sie hingegen lauschte dem Prasseln des Regens auf dem Hoteldach und an den Fensterscheiben.

Und hätte sich gewünscht, genau das zu tun, was Frischvermählte normalerweise in der Hochzeitsnacht machten …

* * *

Am folgenden Morgen wachte Cecily auf, weil jemand sie am Arm berührte. Blinzelnd sah sie den rosafarbenen Schimmer der Morgendämmerung durch einen Spalt in den Vorhängen hinter Bill.

»Guten Morgen«, begrüßte er sie leise. »Ich habe das Frühstück vom Zimmerservice bringen lassen.«

Cecily setzte sich auf. Bill stellte vorsichtig das Tablett aufs Bett.

»Ich weiß, dass du den Kaffee schwarz trinkst.« Er deutete auf die dampfende Tasse, neben der sich Toastdreiecke und Schälchen mit Marmelade befanden. »Iss und zieh dich dann an. Nach dem Frühstück machen wir uns auf den Weg.«

»Wohin?« Sie nahm die Kaffeetasse in die Hand.

»Überraschung«, antwortete er und ging ins Bad.

Wenig später hörte Cecily das Wasser laufen. Sie biss hungrig in eine Scheibe Toast.

Sobald sie angekleidet war, geleitete Bill, der wie üblich

khakifarbene Kleidung trug, sie aus dem Hotel zu seinem Pick-up, auf dem hinten Nygasi wartete. Wo er wohl die Nacht verbracht hatte?, überlegte Cecily. Bill war praktisch nie ohne ihn anzutreffen, also musste sie sich wohl oder übel an seine Anwesenheit gewöhnen.

Bill öffnete ihr die Tür des Wagens, bevor er selbst hineinkletterte und den Motor anließ. Obwohl er ihr sein Ziel nicht verriet, genoss Cecily die morgendliche Brise auf ihrem Gesicht, als sie durch das geschäftige Nairobi fuhren. Es freute sie, dass der Regen vom vergangenen Abend aufgehört hatte und die Sonne wieder vom Himmel schien. Eine Stunde später erreichten sie einen Flugplatz. Cecily sah Bill fragend an.

»Zu Beginn der Regenzeit können wir keine Flitterwochen machen, weil die Rinder von den Bergen heruntergetrieben werden müssen. Ich habe nachgedacht, was ich dir sonst zur Hochzeit schenken könnte. Ich bin schon sehr lange Junggeselle und kenne letztlich nur Kenia und seine Natur. Also möchte ich dir die zeigen. Hoffentlich leidest du nicht unter Höhenangst«, fügte er hinzu.

Er half ihr aus dem Pick-up und führte sie zu einem kleinen Doppeldeckerflugzeug auf der Startbahn. Daneben stand ein Mann im Overall.

»Alles in Ordnung, Bill?«, erkundigte sich der Mann, als sie ihn erreichten. »Das ist deine junge Frau, stimmt's? Freut mich, Sie kennenzulernen, Mrs Forsythe.«

»Die Freude ist ganz meinerseits«, antwortete sie.

»Die Maschine ist vollgetankt und startklar«, erklärte der Mann.

»Bitte zieh die an.« Bill reichte ihr eine dicke Lederjacke, eine Schutzbrille und eine Lederhaube, die er unter ihrem Kinn festzurrte, bevor er auf den unteren Flügel des Flugzeugs kletterte und ihr die Hand hinstreckte. »Komm.«

Sie ergriff sie und stieg zuerst auf den Flügel, dann in das vordere der beiden engen Cockpits, wo er sie festschnallte. Er selbst setzte sich in das hintere.

»Du weißt, wie man dieses Ding fliegt?«

»Wäre nicht gut für dich, wenn ich es nicht wüsste«, scherzte er. »Keine Sorge, im Notfall gibt's immer noch den Schleudersitz.«

»Ist das dein Ernst?« Sie drehte sich zu ihm um.

Er grinste.

»Cecily, dir kann nichts passieren. Vertrau mir, entspann dich und genieß den Blick.«

Kurz darauf sprang der Motor des Flugzeugs mit Getöse an, und der Propeller begann sich surrend zu drehen. Bill lenkte die Maschine die Startbahn entlang, und bereits eine Minute später befanden sie sich in der Luft. Cecilys Magen schlug Purzelbäume.

Als sie sich allmählich an das Gefühl gewöhnte, blickte sie fasziniert nach unten auf die grauen Gebäude und Straßen Nairobis mit den Autos und den Menschen, die geschäftig wie Ameisen herumliefen. Nach einigen Minuten sah sie nur noch sanfte grüne Hügel und hin und wieder orangefarbene Erde oder einen träge dahinfließenden Wasserlauf.

Eine halbe Stunde später tippte Bill ihr auf die Schulter und deutete hinunter. Cecily stockte der Atem: Mundui House, das wie ein hübsches kleines Puppenhaus am Ufer des glitzernden Sees lag.

Nun steuerte Bill das Flugzeug in Richtung Norden, und Cecily entdeckte die Gleise, die durch Gilgil führten, und zu ihrer Rechten die dunklen Aberdares. In der Ferne tauchte ein rosa-blauer Schimmer auf. Cecily blinzelte durch ihre Schutzbrille, um zu erkennen, worum es sich handelte.

»Der Nakuru-See«, rief Bill ihr über den Lärm des Motors zu.

Sie schnappte nach Luft, als er das Flugzeug nach unten lenkte und die rosafarbene Wolke, die ihr aufgefallen war, sich vor ihren Augen in Abertausende dicht an dicht im Wasser stehende Flamingos auflöste, die alle die Flügel ausbreiteten. Ihr leuchtendes Gefieder spiegelte sich so im blauen Wasser, dass die Tiere wie ein einziger riesiger sich bewegender Organismus wirkten.

Cecily staunte über die neue Perspektive auf Kenia, ihr neues Zuhause, die ihr Mann ihr verschafft hatte. Einen schöneren Ort konnte sie sich kaum vorstellen.

Nach der Landung half Bill Cecily aus der Maschine.

»Danke«, flüsterte sie, nachdem sie Brille und Haube abgenommen und ihre zerzausten Haare ausgeschüttelt hatte. »Diesen Flug werde ich nie vergessen.«

»Freut mich, dass er dir gefallen hat. Sobald die Regenzeit vorbei ist, machen wir das wieder. Aber jetzt beginnt für mich leider der Alltag.«

Auf der Fahrt von Nairobi zu Bobby und Katherine (Bill hatte sich geweigert, bei Kiki zu wohnen, bis ihr eigenes Heim fertig wäre) konnte Cecily es sich nicht verkneifen, ihn immer wieder anzusehen. Egal, worauf ihre Ehe gründen mochte: Er gab ihr ein Gefühl der Sicherheit, und seine in sich ruhende Art faszinierte sie. Das Leben, das sie von nun an führen würde, hätte sie sich vermutlich nicht selbst ausgesucht, doch während sie über die rote Savanne holperten, auf der sich schon bald die von den Bergen zurückgekehrten Rinder tummeln würden, spürte sie, dass sie alles in ihrer Macht Stehende tun wollte, um es anzunehmen. Sie würde sich bemühen, dem Mann eine gute Frau zu sein, der nicht nur ihr Leben, sondern auch ihren Ruf gerettet hatte.

*Mein Ehemann ist ein ganz besonderer Mensch*, dachte sie.

»Hallo, da seid ihr ja wieder!« Katherine winkte ihnen von der Veranda aus zu, als sie sich über die schlammige Auffahrt dem kleinen, frisch renovierten Cottage näherten. »Wie war der Flug?« Sie hakte sich bei Cecily unter und führte sie zu dem Häuschen.

»Unglaublich.« Cecily strahlte.

Katherine schob sie auf einen Stuhl auf der Veranda und setzte sich neben sie.

»Das freut mich. Bill hat mich gefragt, ob du so einen Flug aushalten würdest, und natürlich habe ich Ja gesagt. So sieht man die Schönheit Kenias am besten«, erklärte sie, während Bill Cecilys Koffer aus dem Pick-up holte. »Mich hat er auch einmal mitgenommen und mir ein paar Kunstfiguren vorgeführt. Leider habe ich ihm das Cockpit vollgespuckt«, gestand sie lachend.

»Soll ich den ins Gästezimmer bringen, Katherine?«

»Ja, bitte, Bill.«

»Aleeki hat mir versprochen, morgen Kikis Chauffeur mit meinen anderen Sachen herzuschicken«, bemerkte Cecily, während Bill ins Cottage ging.

»Schade, dass ihr noch kein richtiges eigenes Zuhause habt, aber wir werden uns Mühe geben, es euch hier so gemütlich wie

möglich zu machen.«

»Ich bin dankbar, nicht mehr länger in Mundui House bleiben zu müssen. Dort herrscht eine merkwürdige Atmosphäre. Und hier ist es hübsch.« Cecily breitete die Arme aus. Ihr Blick wanderte über die Veranda, auf der ein Tisch stand, den Bobby selbst geschreinert und so lange geschliffen und poliert hatte, bis er glänzte. Katherine hatte ihrerseits Hibiskussträucher und dazwischen leuchtend orange-blaue Strelitzien gepflanzt. Das Cottage wirkte behaglich und einladend und hatte von Katherine genähte geblümte Vorhänge und saubere weiße Fensterläden. »Es fühlt sich heimelig an.«

»Inverness Cottage ist nicht sonderlich groß, aber es gehört uns, und das allein zählt. Möchtet ihr zwei etwas trinken?«, fragte Katherine, als Bill aus dem Häuschen trat.

»Für mich nichts, Katherine. Ich muss zur Farm zurück.«

»Bobby ist schon heute Morgen losgefahren.«

»Dann treffen wir uns bestimmt dort. Nun beginnt wieder das richtige Leben. Ich muss die Rinder sicher auf die Ebene herunterbringen.«

Cecily bemühte sich, ihre Enttäuschung zu verbergen. »Wann kommst du zurück?«

»Das weiß ich leider nicht. Irgendwann nächste Woche, denke ich.«

»Oh.« Cecily schluckte. »Dann mache ich es mir bei Katherine gemütlich.«

»Ja«, pflichtete Katherine ihr bei, die Cecilys Enttäuschung bemerkte. Sie sah Bill erwartungsvoll an. »Was ist mit dem Geschenk für deine junge Frau? Soll ich es holen, bevor ihr euch verabschiedet?«

Bill nickte.

Katherine verschwand hinter das Cottage, während Cecily sich erhob.

»Noch einmal danke für alles, Bill.«

»Wie gesagt: Ich glaube, wir werden gut miteinander auskommen. Und ich wäre froh, wenn du in meiner Abwesenheit ein Auge auf unser Bauprojekt haben könntest. Wie heißt es so schön? Wenn die Katze aus dem Haus ist und so weiter …«

»Selbstverständlich. Das wird mir Freude machen.«

»Hier ist dein Transportmittel!« Katherine gesellte sich mit einer kastanienbraunen Stute zu ihnen. »Darf ich vorstellen?«

»Das Pferd ist für mich?«

»Ja«, antwortete Bill. »Das ist die einfachste Möglichkeit, die Nachbarn zu besuchen.«

»Sie ist wunderschön.« Cecily streichelte die Nase der Stute, die aussah, als hätte jemand einen Eimer mit weißer Farbe darauf ausgekippt.

»Sie dürfte die richtige Größe für dich haben und scheint sehr ausgeglichen zu sein«, erklärte Bill.

»Ich liebe sie jetzt schon! Gehört sie wirklich mir?«

»Ja, aber in den nächsten paar Monaten solltest du vorsichtig sein.« Bill deutete auf ihren Bauch. »Wir wollen doch nicht, dass etwas passiert, oder?«

»Nein.« Cecily errötete.

Katherine wusste über das Kind Bescheid, aber dies war das erste Mal, dass er es in ihrer Gegenwart offen erwähnte.

»Das Pferd hat noch keinen Namen«, wechselte Katherine taktvoll das Thema. »Du musst dir einen ausdenken, Cecily.«

»Ja, genau. Ich mache mich dann auf den Weg«, meinte Bill.

»Ich begleite dich noch zum Wagen«, sagte Cecily.

»Bleib lieber bei Katherine. Du hast anstrengende Tage hinter dir. Auf Wiedersehen, Cecily.« Mit einem kurzen Winken und einem Nicken gesellte er sich zu dem wie stets geduldig auf dem Pick-up wartenden Nygasi.

*Zum Abschied hat er mir nicht mal einen Kuss gegeben …*, dachte sie, als sie Katherine niedergeschlagen zurück auf die Veranda folgte. Bills herrliches Hochzeitsgeschenk und sein strahlendes Lächeln vor dem Flug hatten sie Hoffnung schöpfen lassen, doch jetzt …

»Alles in Ordnung, meine Liebe?«, erkundigte sich Katherine.

»Ich bin nur ein bisschen müde.«

»Das kann ich verstehen. Schade, dass Bill so schnell wieder fortmuss, aber bestimmt kommt er bald zu dir zurück.«

»Ja, und ich sollte deswegen nicht betrübt sein. Schließlich

kenne ich die Vereinbarung.«

»Du machst dir tatsächlich etwas aus ihm, stimmt's?«

»Ich glaube schon, aber ich habe nicht die geringste Ahnung, was er für mich empfindet.«

»Mir ist spätestens seit unserer gemeinsamen Safari klar, dass er Gefühle für dich hegt, Cecily. Bei dir war ich mir da allerdings nicht so sicher.«

»Bestimmt täuschst du dich. Er hat mich nur gefragt, ob ich ihn heiraten möchte, weil er ein gutes Herz hat.« Cecily spürte, wie ihr Tränen in die Augen traten, als sich Bills Pick-up entfernte.

»Bis vor Kurzem wusste ich nicht, dass Bill überhaupt ein Herz hat, geschweige denn ein gutes«, meinte Katherine schmunzelnd. »Du hast ihn verändert, Cecily, wirklich. Dass er bereit ist, in dieser … Situation die Verantwortung für dich zu übernehmen, dürfte Beweis genug für seine Gefühle sein, oder?«

»Ich weiß es einfach nicht.«

»Es wird besser, sobald ihr in euer neues Heim gezogen seid. Bis dahin machen wir uns hier eine schöne Zeit. Bobby ist momentan ja auch nicht da, also leiste mir doch in der Küche Gesellschaft, während ich Kartoffeln schäle.«

Cecily folgte Katherine in den Eingangsbereich, der gleichzeitig als Wohnzimmer diente. Zu ihrer Linken befand sich ein schmaler Flur, von dem ein winziger Raum abging, den Bobby als Arbeitszimmer nutzte, und dahinter eine kleine Küche mit einem Kiefernholztisch und zwei Stühlen. Natürlich war alles blitzblank und aufgeräumt wie stets bei Katherine.

»Mich wundert, dass du die Küche nicht in einem eigenen Teil untergebracht hast, wie es in den anderen Häusern der Gegend üblich ist«, bemerkte Cecily, während sie Katherine beim Kartoffelschälen zuschaute.

»Da ich niemanden habe, der für mich kocht, wäre das nicht sinnvoll gewesen. Zu den schönsten Momenten des Tages gehört es für mich, wenn Bobby sich auf den Stuhl setzt, auf dem du gerade sitzt, und wir uns beim Essen darüber unterhalten, was wir erlebt haben.«

»Ich habe leider nie kochen gelernt«, gestand Cecily. »Könntest

du es mir beibringen?«

»Gern, aber bestimmt stellt Bill jemanden ein, der das für dich erledigt.«

»Trotzdem sollte ich Bescheid wissen, um Anweisungen geben zu können, stimmt's?«

»Ja, obwohl ich bezweifle, dass Frauen wie Kiki oder Idina jemals auch nur einen Toast mit Marmelade bestrichen haben. Und einen Rindfleischeintopf hat mit Sicherheit keine von ihnen je zuwege gebracht«, fügte Katherine schmunzelnd hinzu.

»Es schadet doch nichts, es zu lernen, oder?«

»Na schön.« Katherine reichte Cecily Karotten und ein Messer. »Lektion eins«, sagte sie grinsend.

# XXIX

*Fifth Avenue 925*
*10021*
*Manhattan, New York*
*30. April 1939*

*Liebste Cecily,*

*Dein Papa, Deine Schwestern und ich haben uns sehr über die Fotos von Deiner Hochzeitsfeier gefreut. Darauf siehst Du wunderschön aus, und ich muss schon sagen: Auch Dein Bill ist wirklich attraktiv. Dein lieber Papa war ein wenig erstaunt über sein Alter, doch ich habe ihm erklärt, dass es vernünftig von Dir war, einen reiferen Ehemann zu wählen.*

*Wie Du möglicherweise weißt, verbringen Jack und Patricia ihre Flitterwochen gerade in Cape Cod. Junie DuPont, die bei ihrer Hochzeit dabei war, hat mir erzählt, Patricia habe längst nicht so gut ausgesehen wie Du, und ihre Haare seien ungeschickt frisiert gewesen. Sie meint, beim Empfang sei es laut und derb zugegangen wie beim Mardi Gras. (Zudem kursieren in letzter Zeit Gerüchte, dass die Bank von Jacks Familie kurz vor dem Ruin steht. Wie Mamie sagt: Du scheinst mit einem blauen Auge davongekommen zu sein!)*

*Die kleine Christabel ist ein Schatz und Mamie eine erstaunlich gelassene Mutter. Und es gibt noch eine Neuigkeit: Priscilla ist ebenfalls in anderen Umständen! Dein Papa und ich sind überglücklich, dass unsere drei Töchter nun alle verheiratet sind. Vielleicht wird es auch bei Dir nicht mehr lange dauern, bis Du schwanger bist.*

*Obwohl Du behauptest, Du würdest in Afrika von einem möglichen Krieg in Europa nicht berührt, machen wir uns große Sorgen um Dich, Liebes. Ich würde mir wünschen, dass Du mit Bill*

*zu uns kommst, bis die politische Lage sich stabilisiert hat, doch leider scheint er sich seinen Lebensunterhalt ja in Kenia verdienen zu müssen.*

*Antworte mir bald und richte Kiki und Deinem Ehemann die besten Grüße von mir aus.*

*Alles Liebe,*

*Mama*

Cecily stieß einen tiefen Seufzer aus. Sie versuchte, sich über Priscillas Schwangerschaft zu freuen, fühlte sich aber nur schrecklich beklommen, als sie den Antwortbrief an ihre Mutter formulierte, in dem sie ihre eigene Schwangerschaft verkündete.

»*… mein Geburtstermin dürfte im Dezember sein*«, teilte sie ihr mit, obwohl klar war, dass sie die Geburtsanzeige schon sehr viel früher per Telegramm schicken würde.

»Darum kümmere ich mich, wenn es so weit ist«, murmelte sie, faltete den Brief und steckte ihn in einen Umschlag.

Die Tage im Inverness Cottage vergingen bedeutend schneller als die in Mundui House. Cecily half Katherine, einen Gemüsegarten hinter dem Häuschen anzulegen, und lernte kochen und backen. Nach etlichen missglückten Versuchen wurde Cecily klar, dass das Backen nie zu ihren Stärken gehören würde. Wenn sie früh aufwachte, ritt sie auf ihrer kastanienbraunen Stute Belle zu dem acht Kilometer entfernten Farmhaus von Bill, um die Bauarbeiten zu beaufsichtigen.

Jeden Abend fiel Cecily hundemüde ins Bett. Den Regen, der auf das Dach über ihr trommelte, fand sie angenehm, gleichzeitig jedoch machte sie sich Gedanken wegen Bill, der sich in der Savanne aufhielt, wo die Flüsse anschwollen und das Risiko von Erdrutschen sich tagtäglich erhöhte. Wenn es zu stark regnete, um draußen sitzen zu können, zündete Bobby den kleinen Kamin an, und sie spielten Karten oder lauschten dem rauschenden Radioempfang des BBC Empire Service. Die Nachrichten über die politische Situation in Europa waren ernüchternd; viele Kommentatoren glaubten, Krieg sei trotz der unzähligen Pakte und

Abkommen, die geschlossen worden waren, unausweichlich.

Obwohl die angespannte Lage in Europa Cecily beschäftigte, fühlte sie sich bei Katherine sehr wohl. Auch Bobby war viel mit seinen Rindern unterwegs, aber ihm gelang es irgendwie immer, alle paar Tage zu seiner Frau nach Hause zu kommen.

Doch morgen, dachte Cecily, als sie in der Zinnwanne in dem Anbau hinterm Cottage badete, würde Bill zurückkehren. Sie konnte es selbst kaum glauben, wie sehr sie sich darauf freute, ihren frisch angetrauten Ehemann wiederzusehen. Am folgenden Morgen fuhr sie mit Katherine nach Gilgil und betrat einen sogenannten Friseursalon, der letztlich nur ein winziger Raum im hinteren Teil eines Schuppens war. Cecily zuckte nervös zusammen, sobald die Kikuyu-Frau an ihren Haaren herumzuschnippeln begann.

»Okay, Bwana?«

Cecily versuchte, sich in der angelaufenen Spiegelscherbe zu betrachten, die die Frau ihr reichte.

»Ja, ich denke schon, danke.«

»Wie findest du es? Sehe ich schrecklich aus?«, fragte Cecily wenig später Katherine, die die Frau empfohlen hatte.

»Überhaupt nicht«, beruhigte Katherine sie.

»Meine Haare fühlen sich so kurz an.«

»Die wachsen wieder. Komm, wir müssen nach Hause, das Abendessen für die Jungs kochen.«

Als Cecily sich im Cottage in einem Wandspiegel richtig anschauen konnte, stieß sie einen Schrei aus und schlug die Hände vors Gesicht. Die Kikuyu-Frau hatte ihre Locken radikal gekürzt; das Wenige, was von ihnen übrig war, ringelte sich eng um Cecilys Kopf.

»Grässlich!« Cecily traten Tränen in die Augen.

»Ich finde, die Frisur steht dir gut.«

»Ich sehe aus wie ein Junge, Katherine! Bill wird die Frisur abscheulich finden, das weiß ich.«

»Sie wird ihm nicht einmal auffallen, da bin ich mir ziemlich sicher. Bobby merkt es nie, wenn ich beim Friseur war.« Katherine gab ihr zwei Haarspangen. »Probier mal die.«

Bobby kehrte um sieben Uhr abends nach Hause zurück. Er merkte tatsächlich nicht, dass die beiden Frauen sich die Haare

hatten schneiden lassen.

»Ich habe Bill gestern kurz auf der Ebene gesehen, Cecily. Er lässt sich entschuldigen. Leider muss er noch ein paar Tage draußen bleiben. Bei dem Regen hat er länger als erwartet gebraucht, die Rinder zusammenzutreiben.«

»Oh.« Cecily wusste nicht, ob sie erleichtert darüber war, dass er ihre Frisur nun nicht sehen würde, oder eher enttäuscht. Am Ende überwog die Enttäuschung.

»Genehmigen wir uns einen Drink.« Katherine schenkte allen einen Gin aus der Flasche ein, die Cecily zur Feier von Bills Rückkehr für teures Geld in Gilgil erstanden hatte. »Auf die baldige Heimkehr deines Mannes. Cheers!«

* * *

Eine weitere Woche verstrich, bevor Bill auf der Schwelle von Inverness Cottage auftauchte.

»Hallo, Cecily.«

Sie warf Wollknäuel und Stricknadeln in einen Korb neben ihr und erhob sich hastig.

»Bill! Wir haben dich nicht erwartet.« Sie ging auf ihn zu.

Er hob abwehrend die Hände.

»Halt lieber Abstand. Ich rieche nach Rindern und Dreck. Zuerst soll Nygasi mir ein paar Eimer Wasser über den Kopf schütten, damit ich mich gründlich waschen kann.«

»Es gibt hier eine Badewanne, weißt du …«, rief Cecily ihm nach.

»Badewannen sind was für Mädchen«, erwiderte er augenzwinkernd, während Nygasi einen Eimer herbeischaffte.

»Bill ist wieder da«, teilte Cecily Katherine mit, die in der Küche das Abendessen zubereitete.

»Gut. Dann hol mal die Ginflasche, ja?«

Nachdem sie das getan hatte, eilte Cecily in ihr Zimmer, um ihre scheußlich geschnittenen Haare zu bürsten und ihre Lippen zu

schminken. Fünfzehn Minuten später trat Bill in einem frischen Leinenhemd und sauberer Hose ein. Nun ähnelte er wieder eher dem Bill, den sie kannte.

»Gin?«, fragte sie ihn.

»Danke, gern. Prost.« Er leerte das zarte Kristallglas mit einem Zug halb. »Zurück in der Zivilisation.« Bill betrachtete Cecily. »Du hast dir die Haare schneiden lassen.«

»Ja, das war ein schrecklicher Fehler. Die Frau in Gilgil hat mir die Frisur komplett ruiniert.«

»Mir gefällt sie gar nicht so schlecht. Immerhin wirst du jetzt deswegen nicht mehr so schnell in die Stadt müssen.«

»Wenn mir bewusst gewesen wäre, dass du kommst, hätte ich … Vorbereitungen getroffen.«

»Meine liebe Cecily, bei mir ist nie sicher, wann ich komme. Du musst nicht jedes Mal, wenn ich zu Hause auftauche, ein großes Trara machen.«

»Hallo, Bill.« Katherine, die zu ihnen auf die Veranda trat, begrüßte ihn lächelnd. »Ist noch was drin in der Flasche, Cecily?«

Beim Essen unterhielten sich Bill und Bobby übers Vieh. Cecily hätte sich gewünscht, mit Bill allein sein zu können, denn auch sie hatte ihm viel zu erzählen.

»Tut mir leid, ich bin müde und muss ins Bett«, meinte er schließlich gähnend und tätschelte Cecilys Schulter. »Gute Nacht, Liebes.«

Bereits zehn Minuten später folgte Cecily ihm ins Gästeschlafzimmer, wo Bill schon leise schnarchte. Sie schlüpfte in ihr Nachthemd, obwohl sie in letzter Zeit der Bequemlichkeit halber gern nackt schlief, legte sich in das Bett neben dem seinen, schaltete das Licht aus und ließ den Kopf aufs Kissen sinken.

Als sie am folgenden Morgen aufwachte, war Bill bereits verschwunden.

»Wo steckt er?«, fragte Cecily Katherine, die stets früher aufstand als sie.

»Ehrlich gesagt, weiß ich das nicht so genau.« Katherine zuckte mit den Achseln. »Er und Nygasi sind vor etwa einer halben Stunde mit dem Pick-up losgefahren.«

»Hat er gesagt, wann er zurückkommt?«

»Nein, leider nicht. Bill hat sein gesamtes Erwachsenenleben allein verbracht und kommt und geht, wie es ihm beliebt, ohne jemandem Rechenschaft abzulegen. Das dürfte dir klar gewesen sein, als du seinen Heiratsantrag angenommen hast.«

»Du hast recht.«

»Das sagt nichts aus über seine Gefühle für dich. Er ist es noch nicht gewohnt, eine Frau zu haben. Außerdem ist Regenzeit, und da haben die Farmer immer viel zu tun.«

»Bei der Hochzeit war er so lieb zu mir.« Cecily seufzte. »Ich würde gern ein bisschen mehr Zeit mit ihm verbringen.«

»Das Leben ist nur selten perfekt, Cecily, und wie mein Vater mir eingebläut hat: Geduld ist eine Tugend. Er hat dich zum Erstaunen aller hier geheiratet, und das trotz der Umstände. Ich finde, angesichts der Situation, in der du dich noch vor ein paar Wochen befunden hast, solltest du dich glücklich schätzen und keine allzu hohen Ansprüche stellen. Aber egal, jetzt muss ich mich um den Garten kümmern, bevor es wieder zu regnen anfängt.«

Katherine verließ die Küche, und Cecily setzte sich, durch die Worte ihrer Freundin nachdenklich gestimmt, an den Tisch. Natürlich hatte Katherine recht. Bill war sein eigener Herr, das musste sie akzeptieren.

* * *

Doch das erwies sich als schwierig, als Bill erst drei Tage später mit einem toten Leoparden auf der Ladefläche seines Wagens erschien. Cecily wandte den Blick von dem leblosen Geschöpf ab, das mit den Pranken am Pick-up festgebunden war.

»Tut mir leid, dass ich mich so lange nicht habe blicken lassen, Cecily«, entschuldigte sich Bill, den der heftige Regen ins Wohnzimmer trieb. »Ich musste Dampf ablassen. Bin gleich wieder da, will mich nur kurz abtrocknen.«

*Dampf abzulassen ist offenbar gleichbedeutend damit, wilde*

*Tiere abzuschießen …*, dachte Cecily, ohne es auszusprechen.

»Wie geht's mit dem Haus voran?«, erkundigte er sich beim Abendessen eine Stunde später.

»Gut. Der Vorarbeiter ist ein fähiger Mann …«

»Ist ein Freund von mir. Wenn er keine ordentliche Arbeit leistet, bekommt er es mit mir zu tun.«

»Wollen wir morgen zusammen hinfahren und es uns anschauen?«, schlug Cecily vor.

»Ja, warum nicht? Zuerst muss ich einige Dinge in der Stadt erledigen, aber nachmittags könnte ich dich begleiten.«

»Das Haus hat schon ein Dach, also müssen wir uns keine Sorgen mehr machen, dass es hereinregnet«, meinte sie.

»Cecily hat so viele Ideen«, bemerkte Katherine. »Das Farmhaus wird bestimmt wunderschön.«

»Wollen wir's hoffen. Bei dem Budget, das mir zur Verfügung steht, wird es allerdings wohl kaum das Ritz werden.«

Als Bill verkündete, er wolle schlafen gehen, kam Cecily mit. Im Zimmer zog Bill sich bis auf die Unterwäsche aus, legte sich ins Bett und betrachtete seine Frau.

»Dein Bauch ist größer geworden, stimmt's?« Er streckte die Hand aus, um die Lampe auf dem Nachtkästchen auszuschalten.

»Es scheint so, ja. Bill …?«

»Ja?«

»Meine Eltern haben uns zur Hochzeit telegrafisch Geld angewiesen. So kann ich wenigstens etwas zur Einrichtung des Hauses beitragen und einen Teil der Kosten übernehmen, die sich möglicherweise zusätzlich ergeben.«

»Soll das heißen, sie haben dich mit einer Mitgift ausgestattet?«, fragte Bill schmunzelnd. »Wie überaus großzügig von ihnen. Das Geld ist durchaus willkommen, das will ich nicht leugnen. Manchmal frage ich mich, warum ich mir meinen Lebensunterhalt mit einer Rinderfarm verdiene. Die Tiere machen mir nichts als Sorgen, und unterm Strich verdiene ich kaum was, weil ich so viele Stunden investieren muss.«

»Vielleicht liebst du diese Arbeit ja.«

»Möglich«, pflichtete er ihr bei. »Jedenfalls sehe ich mich nicht

von neun bis fünf in einem Büro sitzen. Joss sagt, falls es tatsächlich zum Krieg kommen sollte, werden sie jeden Mann brauchen. Er möchte sich dem Kenya Regiment anschließen, und ich denke, ich sollte das Gleiche tun, wenn es so weit ist.«

»Bist du dafür denn nicht zu alt?«, fragte Cecily entsetzt.

»Nun werde mal nicht frech, du junges Ding«, rügte Bill sie.

»Musst du das wirklich machen?«

»Ich glaube schon. Schließlich kann ich nicht mit den Massai hier herumsitzen, während England und meine Landsleute angegriffen werden, oder? Egal, noch ist nichts passiert, also warten wir’s ab.« Bill drehte sich von ihr weg. »Gute Nacht, Cecily.«

# XXX

Ende Juni zogen Cecily und Bill schließlich in ihr neues Heim. Die Wochen zuvor hatte Cecily, möglicherweise ihrem Nistinstinkt folgend, damit zugebracht, Farben für die Wände und Stoffe für die Vorhänge aus dem armseligen Angebot des Kurzwarengeschäfts in Nairobi auszusuchen. Sie war außer sich vor Freude, als Bill ihr Anfang Juni verkündete, dass eine Schiffsladung mit Möbeln aus Amerika in Mombasa angekommen sei, die in der folgenden Woche mit einem Lastwagen zum Farmhaus gebracht werde.

Da Cecily beschäftigt war, fielen ihr Bills regelmäßige Abwesenheiten nicht so stark auf. Er war entweder mit seinen Rindern unterwegs, die er nach der Regenzeit wieder ins Gebirge trieb, auf der Jagd oder bei seinen Massai-Freunden.

»Irgendwann muss ich zwei von ihnen mitbringen und dich ihnen vorstellen, Cecily«, hatte er ihr beiläufig erklärt. »Ich finde ihre Lebensweise faszinierend. Sie ziehen mit ihrem Vieh herum und bauen ihre Unterkünfte an immer neuen Orten auf.«

»Dann mutet unsere Paradiesfarm sie bestimmt seltsam an«, hatte Cecily gemeint.

Der Name für das Farmhaus hatte sich eines Abends ergeben, als Bill wieder einmal unerwartet heimgekehrt war und sie hinausfuhren, um einen Blick auf ihr kurz vor der Vollendung stehendes neues Zuhause zu werfen. Cecily hatte sich auf die Stufen zur Veranda gesetzt und seufzend das Tal unter ihr betrachtet.

»Das ist das Paradies.«

»Wie in *Das verlorene Paradies*.« Bill hatte sich zu ihr gesellt. »Mein Lieblingsgedicht. Es ist von John Milton. Hast du davon gehört?«

»Nein, leider nicht. Mit englischer Literatur kenne ich mich nicht sonderlich gut aus.«

»Es umfasst zwölf Gesänge und Tausende von Zeilen.«

»Puh, das ist doch kein Gedicht, sondern eine richtige Geschichte!«

»Ein religiöses Epos über Satan und den Sündenfall des Menschen. Was hältst du davon, unser neues Haus ›Paradies‹ zu nennen? Das kann für uns Unterschiedliches bedeuten.«

»Warum nicht? Hoffentlich hast du dann aber nicht das Gefühl, dass das Paradies für uns verloren ist, wenn wir hier einziehen«, hatte Cecily erwidert.

»Mach dir darüber keine Gedanken. Es gibt noch ein Folgegedicht mit dem Titel *Das wiedergewonnene Paradies*«, hatte Bill ihr schmunzelnd mitgeteilt, ihr die Hand hingehalten und sie von der Stufe hochgezogen. »Komm, lass uns dem Paradies den Rücken kehren und zu Bobby und Katherine zurückfahren.«

Daraufhin hatte Cecily einem Schreiner den Auftrag erteilt, ein Schild mit der Aufschrift »Paradiesfarm« fürs Tor zu fertigen, für den Fall, dass jemand sie besuchte.

»In dieser Hinsicht bin ich optimistisch«, sagte Cecily nun zu Katherine, die ihr half, die Vorhänge im Wohnzimmer aufzuhängen.

»Natürlich wirst du Besuch bekommen, meine Liebe. Die Leute in dieser Gegend sind viel zu neugierig, um der Farm fernzubleiben.«

»Ihnen fällt bestimmt auf, dass ich für den dritten Monat einen ziemlich großen Bauch habe.« Cecily verdrehte die Augen.

»Mag sein, aber sie werden einfach annehmen, dass ihr zwei vor der Hochzeit nicht die Finger voneinander lassen konntet.« Katherine zuckte mit den Achseln. »Wenn du hier am Rand des Valley leben willst, darfst du dir nicht den Kopf darüber zerbrechen, was die Leute reden. Immerhin habt ihr durch eure Heirat Gerüchten ein Ende gemacht, Bill sei womöglich vom anderen Ufer.«

»Was soll das heißen?«

»Na ja, du weißt schon …« Katherine senkte die Stimme. »Dass er homosexuell ist.«

»Ach. Dachten sie das, weil er nie geheiratet hat?«

»Besonders die Frauen in dieser Gegend haben viel zu viel Zeit zum Nachdenken.« Katherine stieg von der Trittleiter und betrachtete

ihr Werk. »So, das wäre geschafft. Allmählich bekommt das Ganze ein Gesicht.«

Die Vorhänge wehten in dem Luftzug von dem Ventilator, den Cecily in der Mitte der hohen Wohnzimmerdecke hatte anbringen lassen.

Cecily betrachtete die erstaunlich gelungene Mischung aus Kenia und New York. Sie hatte ihre Eltern gebeten, die massiven alten Mahagonimöbel zu schicken, die im Keller des Hauses in der Fifth Avenue verstaubten. Nun verliehen sie der Paradiesfarm eine gewisse Seriosität. Die Chaiselongue und die Ledersessel waren um den Kamin gruppiert, dazwischen lag ein großer Orientteppich. Bills Bücher standen in den Regalen an den Wänden, und es roch nach Möbelpolitur und Bohnerwachs.

Sie bemühte sich, das Fell des von Bill erlegten Leoparden im Eingangsbereich – sein Beitrag zur Einrichtung – nicht zu beachten.

Cecily schob einen der Ledersessel näher zum Kamin und stellte sich vor, mit Bill davorzusitzen, Gin zu trinken und sich über den Tag zu unterhalten.

»Cecily!« Katherine legte ihr die Hand auf den Arm. »In deinem Zustand solltest du keine schweren Sessel herumschieben.«

»Körperliche Ertüchtigung ist gut für schwangere Frauen, und bis jetzt hat sie mir ja auch nicht geschadet.« Cecily zuckte die Schultern. »Hoffentlich gefällt es Bill. Es könnte ihm ein bisschen zu bürgerlich sein.«

»Bestimmt gefällt es ihm. Ich finde die Einrichtung wunderschön und beneide euch um euer Badezimmer. Bobby sagt, nächstes Frühjahr können wir uns auch eines leisten.«

»Ihr seid herzlich eingeladen, bei uns zu baden, wann immer ihr wollt«, schlug Cecily vor.

»Liebend gern, doch nach dem Zurückreiten bin ich wieder verschwitzt und voller Staub!«

Einige Tage später kehrte Bill heim, wie üblich zuerst zum Inverness Cottage, wo Katherine ihm sagte, dass Cecily sich auf der Paradiesfarm um eine Lieferung Möbel kümmere.

Als Cecily dort Bills Pick-up herannahen und vor dem Haus halten hörte, lugte sie zwischen den Vorhängen hinaus, eilte mit zwei

Champagnergläsern zur Tür und wartete dort auf ihn.

»Hallo?«, rief er.

»Ich bin hier, Bill.«

»Gott sei Dank!« Bills Stirn war in Sorgenfalten gelegt. »Ich wusste nicht, was du so spät am Tag allein auf der Farm machst.«

»Alles in Ordnung«, beruhigte sie ihn und reichte ihm ein Glas. »Willkommen auf der Paradiesfarm.«

»Wie bitte?« Bill sah sich in dem frisch eingerichteten Eingangsbereich um. »Soll das heißen, du bist schon eingezogen?«

»*Wir* sind eingezogen, ja! Komm, schau dir als Erstes das Wohnzimmer an.«

Bill ließ sich von Cecily durchs Haus führen. Sie hatte in jedem der vier Schlafzimmer frische Blumen aufgestellt sowie Fotos und Bilder aufgehängt, damit sie sich bewohnt anfühlten.

»Hier bringen wir Mama und Papa und meine Schwestern unter«, erklärte sie ihm, als sie die beiden Gästezimmer betraten, in denen sogar die Betten gemacht waren. Das Bad, in dem sich eine große Wanne mit Messinghähnen befand, glänzte. Und die Küche am anderen Ende des Hauses war bereits mit Lebensmitteln ausgestattet.

»Nun ist die Farm tatsächlich ein richtiges Zuhause«, bemerkte Bill. »Du hast Wunder gewirkt. Nur traue ich mich in meiner schmutzigen Kleidung leider nicht, die Räume zu betreten, weil alles so sauber ist.«

»Zerbrich dir darüber nicht den Kopf.« Cecily führte ihn zurück ins Wohnzimmer und füllte ihre Gläser nach. »Die Möbel sind alle sehr alt, meine Mutter wollte sie eigentlich wegwerfen. Hast du Hunger?«

»Wie du weißt, habe ich immer Hunger, Cecily«, antwortete Bill, der die Bilder an den Wänden bewunderte. »Wer ist denn das?«, erkundigte er sich mit einem Blick auf ein kleines Ölgemälde von einem Mädchen.

»Ich natürlich! Damals war ich, glaube ich, vier. Mama hat einen Künstler beauftragt, uns Schwestern für die Nachwelt zu porträtieren.«

»Sie hat keinerlei Ähnlichkeit mit dir. Du bist viel hübscher als

die Kleine auf dem Bild. Fahren wir zum Essen zurück zu Katherine und Bobby?«

»Aber nein! Dies ist jetzt unser Zuhause. Ich habe für uns beide gekocht. Geh dich waschen, ich decke unterdessen den Tisch im Wohnzimmer.«

»Gute Idee«, sagte Bill, und Cecily verschwand in die Küche.

Bill wirkte beeindruckt; sie konnte nur hoffen, dass das ein gutes Omen war.

»Dann kann ich wohl nicht mehr in der langen Unterhose herumlaufen«, meinte Bill, als sie das Roastbeef an dem hochglanzpolierten runden Tisch servierte, den sie in einer Nische des Wohnzimmers platziert hatte. »Wenn wir regelmäßig hier speisen wollen, werde ich mir in der Stadt eigens Kleidung dafür schneidern lassen müssen. Das Essen sieht köstlich aus, Cecily. Ich wusste gar nicht, dass du kochen kannst.«

»Du weißt vieles nicht über mich, Bill.« Sie schenkte ihm ein kokettes Lächeln. Ihre Euphorie über den Einzug in ihr neues Heim und das Glas Champagner machten sie mutig.

»Da hast du wohl recht«, pflichtete er ihr bei. »Das Essen sieht nicht nur köstlich aus, es schmeckt auch so. Auf dich.« Bill hob sein Glas. »Mit diesem Haus hast du etwas Wunderbares geschaffen. Vielleicht bringt es mich dazu, in Zukunft öfter heimzukommen.«

»Das würde mich freuen. Ach, ich habe ganz vergessen, dir das Arbeitszimmer zu zeigen. Es ist nicht sonderlich groß; ich habe Papas alten Schreibtisch und ein Bücherregal hineingestellt, damit du einen Ort hast, an dem du ungestört bist.«

»Du scheinst an alles gedacht zu haben«, bemerkte Bill. »Und wo ist das Kinderzimmer?«

Cecily wurde rot wie jedes Mal, wenn Bill den Nachwuchs erwähnte. Bei dem Kinderzimmer handelte es sich um einen kleinen Raum gleich neben dem ehelichen Schlafzimmer.

»Das muss dir nicht peinlich sein, Cecily. Ich wusste, was ich tat, als ich dich gefragt habe, ob du meine Frau werden möchtest.«

»Ja, aber … Du bist so großzügig. Bestimmt ist das alles schrecklich für dich …«

»Nein, ganz und gar nicht. Ich sehe das Kind als Dreingabe. Es

wird dir in meiner Abwesenheit Gesellschaft leisten. Bitte nicht weinen.« Als er sah, wie seiner Frau Tränen in die Augen traten, legte er Messer und Gabel weg.

»Entschuldige, ich bin nach der vielen Arbeit erschöpft.«

»Und ich schäme mich, dass ich dir nicht geholfen habe.« Bill zog ein weißes Tuch aus seiner Hosentasche.

Das erinnerte Cecily an Julius' Geste. Nun brachen alle Dämme.

»Bitte, Cecily, weine nicht an unserem ersten Abend auf der Paradiesfarm«, bat er sie sanft.

Sie putzte sich die Nase und schüttelte den Kopf. »Achte gar nicht auf mich, ich habe mich schon wieder gefangen. Erzähl mir lieber, wo du in den letzten Tagen warst, ja?«

Nachdem Bill und sie das schmutzige Geschirr in der Spüle gestapelt und sie sich darauf verständigt hatten, ein Kikuyu-Mädchen einzustellen, das Cecily im Haushalt zur Hand gehen würde, schaltete sie die Lichter in ihrem neuen Heim aus. Im dunklen Wohnzimmer blieb sie eine Weile stehen und blickte hinaus auf die mondbeschienene Savanne.

»Bitte, lieber Gott«, flüsterte sie, »lass uns beide hier glücklich werden.«

* * *

Den ganzen milden Juli über strampelte das Kind in Cecilys Bauch so heftig, dass man es außen sah. Obwohl es eine so dramatische Veränderung in ihrem Leben herbeigeführt hatte, freute Cecily sich mehr und mehr darauf, das Kleine endlich kennenzulernen und Mutter zu werden. Dann würde sie Gesellschaft haben, jemanden, auf den sie sich konzentrieren konnte, zu dem sie gehörte. Sie hatte so viel Liebe zu schenken, und zum ersten Mal in ihrem Erwachsenenleben meinte sie, sie frei und ohne Angst geben zu können.

Kiki hatte angerufen und gefragt, ob sie sie auf eine Safari

begleiten wolle. »Die Gnus überqueren den Mara-Fluss zu Tausenden, und im Wasser warten die Krokodile. Das ist ein grandioses Schauspiel«, hatte sie erklärt.

Worauf Cecily sie daran erinnerte, dass sie im sechsten Monat schwanger sei.

»Ach, Schätzchen, Schwangerschaften verderben einem wirklich jede Freude«, hatte Kiki erwidert und aufgelegt.

In letzter Zeit hatte Bill sich bemüht, häufiger nach Hause zu kommen, doch bisweilen sah sie ihn nach wie vor tagelang nicht. Er war noch beschäftigter als sonst und verbrachte den größten Teil seiner wenigen Freizeit in Nairobi, wo er sich mit Joss und anderen Militärangehörigen traf. Die Kriegsgerüchte in Europa wurden so laut, dass man sie sogar im Wanjohi Valley hören konnte. Cecily fürchtete, Bill werde sein Vorhaben verwirklichen, Joss ins Kenya Regiment zu folgen, falls es tatsächlich zum Krieg kam.

Während sie ein bereits sauberes Haus putzte und Jäckchen, Schühchen und Häubchen für das Kind strickte, bemühte sie sich, damit fertigzuwerden, dass Bill sie eher als seine Gefährtin, nicht als seine Ehefrau oder Geliebte betrachtete. Seit ihrem Einzug in die Paradiesfarm schlief Bill in einem der Gästezimmer, nicht mit ihr im Ehebett. Das hatte mit ihrer Schwangerschaft zu tun, er wollte Rücksicht auf sie nehmen, versuchte Cecily sich nicht sonderlich erfolgreich einzureden.

*Wir sind nur zwei Bekannte, die sich ein Haus teilen*, dachte sie eines Abends, als sie das Licht löschte.

Abgesehen von der kurzen Berührung ihrer Lippen bei der Verlobung und der Trauung hatte er nie versucht, einen anderen Teil ihres Körpers zu küssen als ihre Hand. Mittlerweile hatte Cecily sich daran gewöhnt, ihre Sehnsucht nach Zärtlichkeit beiseitezuschieben. Sie musste dankbar sein, rief sie sich ins Gedächtnis, immerhin vertrugen sie sich ausgezeichnet. Ihnen fehlte es nie an Gesprächsstoff, und sie konnte ihn alles fragen, denn er kannte sich auf vielen Gebieten aus, besonders wenn es um ihr neues Heimatland und den Krieg ging …

»Meine Eltern würden uns gern besuchen, sobald das Kleine auf der Welt ist«, erklärte Cecily eines Abends beim Essen.

»Der britische Geheimdienst behauptet, die Deutschen wären auf Schmusekurs mit den Russen. Glaub mir, da ist etwas im Gange. Wahrscheinlich teilen sie insgeheim schon Europa untereinander auf.« Bill trank einen Schluck von dem Bier, das Cecilys Vater mit den Möbeln geschickt hatte und das Bill liebte, besonders dann, wenn es aus dem Kühlschrank kam, der ebenfalls geliefert worden war.

»Wann, meinst du, geht es los?«

»Wer weiß?« Er seufzte. »Sämtliche europäischen Regierungen tun ihr Möglichstes, um den Krieg zu verhindern, aber an der deutsch-polnischen Grenze findet ein deutlich sichtbarer Aufmarsch von Truppen statt.«

»Meine Eltern fehlen mir so«, klagte Cecily. Als ihr auffiel, dass sie Bill nie nach den seinen gefragt hatte, holte sie das nach.

»Die sitzen sicher und wohlbehalten in einem englischen County mit dem hübschen Namen Gloucestershire. Zumindest fürs Erste.«

»Was geschieht, wenn tatsächlich Krieg ausbricht und die Deutschen in England einmarschieren?«

»Wollen wir hoffen, dass es dazu nicht kommt. Mein Vater war im letzten Krieg Colonel in der Army. Ihm würde es sicher gefallen, sich wieder wichtig fühlen zu können.«

»Ich verstehe nicht, warum Männer den Krieg so sehr zu lieben scheinen.«

»Den meisten Männern vergeht diese Liebe schnell, wenn sie die grässliche Realität erleben, doch der Gedanke daran lässt den Patrioten in ihnen erwachen. Ich habe Ma und Pa angeboten, zu uns zu kommen. Hier sind wir relativ sicher, obwohl wir anfangen, Truppen an der Grenze zu Abessinien zu stationieren. Leider haben wir keine Ahnung, in welche Richtung die Deutschen als Nächstes vorstoßen. Scheint fast so, als hätte Hitler seine Armee über Jahre hinweg aufgerüstet und als müssten wir anderen sehen, wie wir den Rückstand aufholen.«

»Das klingt fast so, als hätten wir verloren, bevor es überhaupt losgeht!«

»Findest du? Tut mir leid, wenn ich so negativ klinge, aber

sämtliche Informationen des Hauptquartiers in Nairobi deuten darauf hin, dass Hitler kurz davorsteht, seine Weltmachtpläne zu verwirklichen.«

»Wir könnten bei meiner Familie in New York unterkommen«, schlug Cecily noch einmal vor. »Von hier verschwinden, solange es noch möglich ist.«

»Cecily, du weißt, dass ich das sinkende Schiff nicht einfach verlassen kann. Und du kannst in deinem Zustand nicht fliegen«, erinnerte Bill sie. »Wie fühlst du dich?«

»Gut, danke«, antwortete Cecily, obwohl sie in den vergangenen Tagen permanent unter Kopfschmerzen gelitten hatte und ihre Knöchel denen eines Elefanten ähnelten. »Möchtest du eine Nachspeise?«

* * *

Der August war so trocken und heiß, dass Cecily sich die Regenzeit sehnlichst herbeiwünschte. Weil sie inzwischen nicht mehr so mobil war, hielt sie sich die meiste Zeit allein auf der Paradiesfarm auf.

Als Bill eines Nachmittags unerwartet nach Hause kam, fand er seine Frau tief und fest schlafend im Bett vor. Die Fensterläden waren zum Schutz gegen das grelle Sonnenlicht geschlossen.

»Da bist du ja. Ich habe versucht, dich telefonisch zu erreichen, aber du scheinst das Klingeln nicht gehört zu haben. Ich habe Gäste mitgebracht«, verkündete er und verließ das Schlafzimmer, damit sie vollends wach werden konnte.

Wenig später sah sie im Wohnzimmer zu ihrer Überraschung drei hoch aufgeschossene majestätische Massai-Männer auf der Kante des Sofas sitzen.

»Cecily, darf ich dir Leshan vorstellen?« Bill deutete auf einen der mit Silber- und Perlenschmuck behängten Männer, dessen Ohrläppchen von etwas, das aussah wie ein großer schwerer Fangzahn, nach unten gezogen wurden. »Er ist Clan-Führer und ein guter Freund von mir«, fuhr Bill fort. »Und das sind seine treuen

*morani*«, erklärte er und zeigte auf die beiden anderen Massai auf der Couch, deren Speere an der Wand neben ihnen lehnten. »Die angesehensten Krieger in Kenia. Hast du etwas zu essen da? Ich hole uns einen Gin.«

»Natürlich.« Cecily ging mit Bill in die Küche, wo sie ihn anherrschte: »Warum hast du mir nicht Bescheid gesagt, dass wir Gäste haben würden?«

»Ich habe versucht, dich telefonisch zu erreichen, aber du hast geschlafen. Keine Sorge, Leshan und seine Männer erwarten nicht viel. Es ist eine große Ehre, dass sie unser neues Heim sehen wollen.«

Seufzend machte sie sich daran, Sandwiches für ihre seltsamen Gäste herzurichten, während Bill mit einer Flasche Gin und ihren feinsten Kristallgläsern ins Wohnzimmer zurückkehrte.

Als Cecily ihm kurz darauf mit einem Tablett voll belegter Brote folgte, rollte die nächste Kopfschmerzwelle heran.

* * *

Fünf Tage später klopfte Katherine an der Tür zur Paradiesfarm. Keine Reaktion.

»Cecily?«, rief sie und betrat den Eingangsbereich.

»Ich bin hier drin …«, hörte sie Cecilys schwache Stimme aus dem Schlafzimmer.

Katherine ging den Flur entlang, klopfte noch einmal kurz und öffnete die Tür. In dem Raum herrschte völlige Dunkelheit, die Fensterläden waren geschlossen. Sie wollte einen aufmachen.

»Bitte nicht! Ich habe schreckliche Kopfschmerzen.«

»Du Arme. Erst seit heute?«

»Schon die ganze letzte Woche, und sie werden immer schlimmer … O Katherine, mir ist so elend.«

»Wo steckt Bill?«

»Ich weiß es nicht, er ist gestern weggefahren, oder war es heute Morgen? Wenn nur das Kopfweh aufhören würde!«

»Ich rufe sofort Dr. Boyle an. Er soll herkommen und dich anschauen.«

»Bitte keine Umstände. Ich habe ein Aspirin genommen. Bestimmt beginnt es bald zu wirken.«

Ohne auf Cecily zu achten, wählte Katherine im Eingangsbereich Dr. Boyles Nummer. Nach dem zweiten Mal Klingeln meldete sich seine Frau Ethnie. Als Katherine die Situation erklärte, hörte sie tiefes Seufzen am anderen Ende der Leitung.

»Meinst du, es ist etwas Ernstes?«, fragte Katherine.

»Starke Kopfschmerzen können auf hohen Blutdruck hinweisen, und der wäre bei einer Hochschwangeren gefährlich. Weißt du, ob ihre Knöchel geschwollen sind?«, erkundigte sich Ethnie.

»Ja, das sind sie. Bei meinem letzten Besuch hatte Cecily die Füße in einer Schale mit kaltem Wasser.«

»Natürlich kann ich William bitten, zu ihr zu fahren, aber ich denke, es wäre besser, wenn du sie nach Nairobi bringen würdest. Gut möglich, dass sie im Krankenhaus behandelt werden muss.«

»Keine Ahnung, wie ich sie transportieren soll.« Katherine biss sich auf die Lippe. »Ich bin zur Paradiesfarm geritten, und Bill hat den Pick-up.«

»Sieh zu, ob du dir einen Wagen von jemandem leihen kannst, und ruf mich noch mal an. Ich rede mit William. Er soll euch in der Klinik erwarten.«

»Danke, Ethnie.«

Nachdem Katherine aufgelegt hatte, wählte sie sofort die Nummer von Alice, die kurz zuvor von einer Safari im Kongo zurückgekehrt war.

»Alice, Gott sei Dank bist du da«, begrüßte Katherine sie schwer atmend. »Dr. Boyle möchte, dass Cecily sofort ins Krankenhaus von Nairobi kommt, und wir haben keine Transportmöglichkeit. Ist der DeSoto bei dir?«

»Ja. Ich schicke dir meinen Fahrer Arap. Ruf mich an, wenn ich sonst noch etwas tun kann.«

»Danke, Alice.«

»Die Arme. Sehr viel weiter als im fünften Monat kann sie kaum

sein. Richte ihr schöne Grüße von mir aus.«

»Wird gemacht.«

Katherine ging ins Schlafzimmer zurück, wo sie Cecilys unregelmäßigen Atem hörte, öffnete einen Fensterladen und schlich auf Zehenspitzen zum Bett. Cecily hatte die Augen geschlossen. Vorsichtig zog Katherine das schweißnasse Laken zurück, um Cecilys Knöchel zu betrachten. Ja, sie waren tatsächlich dick geschwollen. Katherine eilte zum Schrank in der Ecke des Zimmers, um eines von Cecilys Schwangerschaftskleidern aus Baumwolle sowie ein Paar Schuhe herauszuholen, und wandte sich dann der Kommode mit der Unterwäsche zu.

Die oberste Schublade war voll mit winzigen Mützen, Jäckchen und Schühchen, alle von Cecily selbst gestrickt und in Seidenpapier eingewickelt. Bei dem Anblick schnürte es Katherine die Kehle zu. Sie nahm Unterwäsche aus der Lade darunter und schaute zu ihrer Freundin hinüber, die sich unruhig hin und her warf.

»Gütiger Himmel!« Katherine zog Cecilys kleinen Koffer unter dem Bett hervor. »Bitte, lieber Gott, mach, dass ihr und dem Kind nichts geschieht.«

# XXXI

»Ich fürchte, ihr Zustand ist sehr ernst«, teilte Dr. Boyle Katherine im Warteraum des Native Civil Hospitals endlos lange drei Stunden später mit. »Kommen Sie, unterhalten wir uns woanders.«

Dr. Boyle führte sie einen schmalen Flur entlang, in dem die Hitze stand. Katherine war froh, als er die Tür zu einem Büro öffnete, in dem ein Ventilator die Luft auf höchster Stufe kühlte.

»O nein«, stöhnte Katherine, Tränen in den Augen. Die Worte des Arztes waren keine Überraschung für sie gewesen. – Cecily hatte vor Schmerz laut geschrien, als Katherine versuchte, ihr aus dem Bett zu helfen, damit sie sich anziehen konnte. Am Ende hatte sie den Fahrer gebeten, Cecily kurzerhand herauszuheben, wie sie war, und sie vorsichtig auf den Rücksitz des DeSoto zu legen, auf dem Katherine eine Decke mit einem Kissen ausgebreitet hatte.

»Meine Augen … meine Augen … Das Licht ist so grell …«, hatte Cecily gejammert und sie mit dem Unterarm bedeckt, als der Wagen über den Feldweg zu der Straße nach Nairobi holperte. »Wo sind wir? Was ist los? Wo ist Bill?«

Noch nie zuvor war Katherine so dankbar gewesen, irgendwo anzukommen. Fast die gesamte Fahrt über hatte Cecily laut gestöhnt und immer wieder geklagt, ihr Kopf drohe zu zerspringen, sie könne nicht richtig sehen, der Schmerz in ihrem Bauch sei unerträglich.

»Was fehlt ihr?«, fragte Katherine nun Dr. Boyle.

»Wir vermuten, dass sie unter Präeklampsie leidet. Haben Sie versucht, Bill zu erreichen?«

»Vor unserer Abfahrt habe ich im Muthaiga Club und im Hauptquartier der britischen Army angerufen. Von beiden erhielt ich die Auskunft, dort sei er heute noch nicht gewesen. Er könnte irgendwo da draußen in der Savanne sein und erst in etlichen Tagen zurückkommen.«

»Aha. Dann müssen leider Sie die Entscheidung für Ihre Freundin treffen. Wenn wir Cecily retten wollen, müssen wir sofort operieren. Wie Sie wissen …«, er senkte die Stimme, »… hätte sie noch fast acht Wochen Schwangerschaft vor sich. Es ist sehr riskant für das Kind, es so früh herauszuholen, doch wenn wir es nicht tun …«

»Verstehe.« Katherine stützte den Kopf in die Hände, weil sie das Damoklesschwert, das über ihr schwebte, förmlich zu spüren schien. »Wie groß sind die Überlebenschancen für das Kind, falls Sie nicht operieren?«

»Dann sterben Mutter und Kind mit hoher Wahrscheinlichkeit. Wenn wir operieren, könnte wenigstens einer von beiden am Leben bleiben. Leider ohne Garantie. Sie müssen sich der Risiken bewusst sein.«

»Operieren Sie.«

Als ein anderer Mann in grüner Operateurskleidung den Raum betrat, hob Katherine den Blick.

»Gut. Das ist Dr. Stevens. Er ist kürzlich vom Guy's Hospital in London zu uns gekommen und verfügt über viel Erfahrung bei solchen Operationen.«

»Freut mich, Ihre Bekanntschaft zu machen.« Dr. Stevens schüttelte Katherine die Hand. »Ich werde mein Bestes für beide geben.«

»Danke.«

Er verabschiedete sich mit einem kurzen Lächeln von ihr.

»Himmel!« Katherine schüttelte den Kopf. »Was für eine Entscheidung.«

»Ich weiß, meine Liebe. Vertrauen Sie auf den Gott, der Ihrem Vater so am Herzen liegt, und versuchen Sie, Bobby zu kontaktieren. Es könnte dauern, bis wir mehr wissen.«

* * *

Es dauerte tatsächlich lange. Katherine lief in dem engen Raum

einige hundert Male auf und ab und hin und her, bevor Bobby endlich eintraf.

»O mein Gott!« Sie hastete zu ihm. »Bin ich froh, dass du da bist.«

»Ganz ruhig.« Er legte die Arme um sie. »Ich habe mich sofort auf den Weg gemacht. Wie geht es ihr?«

»Niemand sagt mir etwas. Ich warte schon seit Stunden und erfahre nichts.«

Sie setzten sich. Katherine begann, an seiner Schulter zu schluchzen.

»Du kannst dir nicht vorstellen, wie krank sie war, Bobby. Wo steckt Bill? Wie konnte er sie in einem solchen Zustand allein lassen? Ohne Möglichkeit, von der Paradiesfarm wegzukommen?«

»Vielleicht war ihm nicht klar, wie schlecht es ihr geht. Ich hatte auch nicht den Eindruck, dass ihr etwas fehlt, als wir uns vor ein paar Tagen gesehen haben.«

»Bill weiß, dass es nicht mehr lange bis zur Entbindung ist. Er hätte wenigstens eine Nachricht hinterlassen können, wo er hin will!«

»Aye, aber Bill ist es einfach nicht gewohnt, irgendjemandem zu sagen, wo er sich rumtreibt. Außerdem ist das Kleine nicht …«

»Ist sein Leben weniger wert, weil es unehelich gezeugt wurde? Der Ansicht bin ich nicht, Bobby.«

»So war das nicht gemeint, Katherine. Egal, was passiert: Cecily braucht jetzt die Unterstützung ihres Mannes.«

»Ja, entschuldige, Bobby. Ich bin außer mir vor Sorge. Cecily ist seit fast vier Stunden im OP, und ich habe kein Wort gehört.«

Es dauerte eine weitere Stunde, bis Dr. Stevens völlig erschöpft den Raum betrat.

»Was ist los, Dr. Stevens?« Katherine sprang auf.

Bobby erhob sich ebenfalls, nahm die Hand seiner Frau und drückte sie fest.

»Es stand auf Messers Schneide. Immerhin ist es mir gelungen, ein Leben zu retten.«

»Welches, Dr. Stevens?«, fragte Katherine sofort.

»Die Mutter befindet sich nach wie vor in einem kritischen Zustand, denn sie hat viel Blut verloren, aber sie lebt. Das Kind

allerdings …« Dr. Stevens seufzte. »Wir haben die Kleine herausbekommen und alles in unserer Macht Stehende getan, doch leider ist sie bereits nach einer halben Stunde von uns gegangen.«

»Ein Mädchen?« Katherine schluckte die Tränen herunter. »Gott hab die Kleine selig.«

»Ja. Die kommenden vierundzwanzig Stunden sind wesentlich für Mrs Forsythe. Ich denke, sie müsste es schaffen.«

»Weiß sie Bescheid?«, erkundigte sich Katherine. »Ich meine, über das Kind?«

»Du liebe Güte, nein. Wir haben ihr starke Beruhigungsmittel verabreicht. Sie wird nicht so schnell aufwachen. Bevor das Schlimmste nicht überwunden ist, sollten Sie es ihr nicht sagen.«

»Verstehe. Kann ich sie sehen?«

»Nicht mehr heute Abend. Bis morgen muss sie unter dem Einfluss der Beruhigungsmittel bleiben. Es tut mir leid. Wir haben wirklich unser Bestes für die Kleine gegeben.« Dr. Stevens seufzte.

»Das glaube ich Ihnen. Danke.«

»Ich würde vorschlagen, dass Sie beide nach Hause fahren. Hier können Sie nichts mehr tun.« Er nickte ihnen traurig zu. »Auf Wiedersehen.«

Sobald die Tür sich hinter ihm geschlossen hatte, flüchtete Katherine sich in die Arme ihres Mannes und weinte sich an seiner Schulter aus.

»Wie sollen wir ihr das beibringen, Bobby? Sie wird am Boden zerstört sein. Cecily wollte dieses Kind so sehr. Und jetzt …«

»Ich weiß, Liebes, ich weiß.«

* * *

Cecily träumte, in Treibsand zu stecken. Jedes Mal, wenn es ihr gelang, den Kopf freizubekommen und Luft zu holen, wurde sie wieder in furchterregende Dunkelheit gezogen.

»Bitte!«, rief sie. »Lass mich los!«

»Keine Angst, meine Liebe, bei uns kann Ihnen nichts

passieren.«

Weil Cecily die Stimme nicht kannte, zwang sie sich, die Augen zu öffnen, und erblickte verschwommen ziemlich viel Weiß und ein freundliches Frauengesicht mit einer Haube auf goldenen Locken …

Vielleicht ist das ein Engel, und ich bin gestorben und im Himmel …

»Wo bin ich?«, flüsterte Cecily heiser. Das Reden tat ihr weh.

»In einem Krankenhaus in Nairobi. Ich bin Schwester Syssons und kümmere mich um Sie.«

Cecily schloss die Augen und versuchte sich zu entsinnen, was geschehen war. Sie hatte diese furchtbaren Kopfschmerzen gehabt, die schlimmer und schlimmer geworden waren … Und sie erinnerte sich an Katherine und daran, in einen Wagen gehievt worden zu sein, darüber hinaus jedoch an nichts.

»Sie sind bald wieder auf den Beinen«, fuhr die tröstende Stimme des Engels fort.

Cecily leckte ihre aufgesprungenen Lippen, die sich taub anfühlten, als gehörten sie nicht ihr. »Was ist passiert?«

»Sie sind sehr krank eingeliefert worden. Dr. Stevens musste Sie operieren«, antwortete der Engel. »Trinken Sie. Flüssigkeit hilft bei der Genesung.«

Cecily spürte, wie ihr ein Strohhalm zwischen die Lippen geschoben wurde. Erst jetzt merkte sie, dass sie entsetzlichen Durst hatte.

»Was war los mit mir? Ich erinnere mich an die Kopfschmerzen, aber …«

»Ich hole Dr. Stevens. Der soll Ihnen alles erklären. Ruhen Sie sich aus, während ich nach ihm suche.«

»Was ist mit meinem Kind? Geht es ihm gut?«

Ihre Frage blieb unbeantwortet. Vielleicht träumte sie nach wie vor, dachte sie. Möglicherweise würde nun ein besserer Traum folgen. Cecily schloss die Augen und sank in den Treibsand zurück.

* * *

Als sie wieder aufwachte, nahm Cecily die weiß gestrichenen Wände, den Deckenventilator und das Laken wahr, mit dem sie zugedeckt war. Sie befand sich also in einem Krankenhaus. Cecily hob den Arm, der nicht am Tropf hing, und legte die Finger auf ihren Bauch. Er schien wie ein Ballon, aus dem die Luft gewichen war, geschrumpelt zu sein …

»O mein Gott, nein, bitte nicht …«, wimmerte sie. Da bemerkte sie links von sich mehrere Menschen, die sie anblickten.

»Guten Tag, Mrs Forsythe, ich bin Dr. Stevens und habe Sie gestern operiert«, teilte ihr ein ihr unbekannter Mann im weißen Kittel mit. »Ihnen ging es sehr schlecht, doch Ihre Freundin Katherine hat Sie so schnell zu uns gebracht, dass wir Sie retten konnten.«

»Hallo, Cecily«, begrüßte Katherine sie, die neben dem Arzt stand. »Wie fühlst du dich?«

»Das spielt keine Rolle! Ist mit meinem Kind alles in Ordnung?«

»Leider nein, Mrs Forsythe. Ich fürchte, wir konnten nichts mehr tun. Es ist uns noch gelungen, die Kleine aus Ihrem Bauch herauszubekommen, doch kurz danach ist sie unglücklicherweise gestorben.«

»Ich … Was war los mit ihr? Warum bin ich hier, und sie … Es war ein Mädchen? Ich habe mir so sehr eine Tochter gewünscht …«

»Es handelte sich um Präeklampsie. Wenn wir Sie nicht sofort operiert hätten, wären Sie beide verloren gewesen. Ich bedaure sehr, Ihnen diese schlimme Botschaft überbringen zu müssen, und lasse Sie jetzt lieber mit Ihren Freunden allein.«

Dr. Stevens verabschiedete sich mit einem mitfühlenden Blick von ihr.

»Katherine?« Cecily griff nach der Hand ihrer Freundin. »Das ist doch nicht wahr, oder?«

»Leider schon, Liebes. Das Kind war noch zu klein und schwach, um zu überleben, und …«

»Warum haben sie mich gerettet und nicht sie?«

»Ich glaube, so funktioniert das nicht«, antwortete eine tiefere Stimme.

Nun erst bemerkte Cecily ihren Mann.

»Bill … du bist auch da?«

»Natürlich, du bist meine Frau. Ich habe mich auf den Weg gemacht, sobald ich davon erfuhr.«

»Wie meinst du das: ›So funktioniert das nicht‹? Ich wäre liebend gern für die Kleine gestorben …«

»Sie musste heraus, damit überhaupt eine Chance bestand, euch beide zu retten«, erklärte Katherine. »Sie ist in deinem Bauch nicht richtig gewachsen. Die Chancen für sie standen besser, wenn man sie früher auf die Welt holte. Leider war es am Ende *zu* früh, Cecily. Sie haben nicht dir den Vorzug gegenüber dem Kind gegeben. Wenn sie überhaupt nichts getan hätten, wärt ihr alle zwei nicht mehr am Leben. Jetzt lasse ich dich lieber mit Bill allein.«

An der Tür legte sie einen Finger an die Lippen, damit Bill das Thema beendete.

»Ich wünschte, ich wäre mit ihr gestorben.« Cecily schüttelte den Kopf. »Das wäre mir wirklich lieber gewesen … O Gott, o Gott …«

»Ich bin überglücklich, dass du nicht gestorben bist«, erwiderte Bill, setzte sich neben sie und nahm ihre Hand.

»Das glaube ich dir nicht, Bill. Wahrscheinlich bist du erleichtert, dass die Kleine tot ist, und das könnte ich dir nicht einmal verdenken!«

»Cecily, ich … Sie haben mich gebeten, dich zu fragen, ob du … ob *wir* uns von der Kleinen verabschieden wollen.«

»Warum? Ich habe sie ja noch nicht einmal begrüßt.« Cecily wischte sich mit dem Unterarm die laufende Nase ab.

»Überleg es dir.«

»Bevor sie sie begraben?«, schluchzte sie und presste die Augen zu.

Bill schwieg einige Sekunden lang.

»Cecily, ich versichere dir: Ich habe dich nicht nur geheiratet, um deinen Ruf zu retten. Als ich es … erfahren habe, ist mir klar geworden, wie viel ich mir aus dir mache. Der Tod unseres Kindes tut mir aufrichtig leid. Wenn ich hier gewesen wäre …« Bills Stimme zitterte. »Ich hätte da sein sollen. Ich … ich liebe dich.«

Cecily spürte eine sanfte Berührung auf ihrer Stirn. Als sie die

Augen öffnete, sah sie, dass Bill sich über sie gebeugt hatte, um sie zu küssen.

»Ich denke, Mrs Forsythe sollte sich ein wenig ausruhen.« Die Krankenschwester mit den blonden Locken, die vor der Tür gewartet hatte, trat ein und übernahm das Kommando. »Sie können später wiederkommen.«

»Sie hat recht, du musst dich ausruhen. Wir unterhalten uns nachher weiter.« Bill drückte Cecilys Hand, stand auf und verließ den Raum.

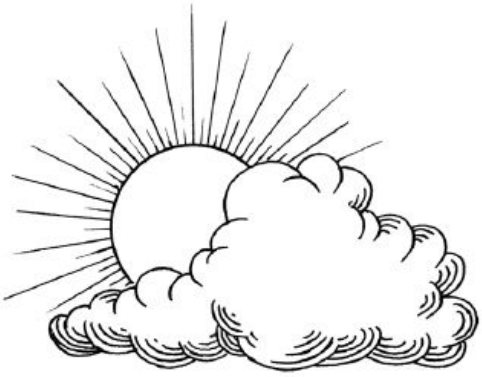
»Ich gebe Ihnen eine Spritze gegen die Schmerzen«, teilte ihr die Schwester mit. »Sie hilft Ihnen, sich zu entspannen.«

Erneut schloss Cecily die Augen. In ihrem gegenwärtigen Zustand hätte sie sich sogar Zyankali geben lassen, dachte sie. Ihr geliebtes Kind war gestorben, und egal, was Bill behauptete: Sie glaubte nach wie vor, dass ein Teil von ihm über den Tod des Kindes froh war.

ELEKTRA

# *New York*

Juni 2008



# XXXII

Meine Großmutter hatte die Augen geschlossen, und ich fragte mich, ob sie eingeschlummert war. Die Geschichte von Cecily in Kenia hatte ich interessant gefunden, und es tat mir leid für sie, dass sie ihr Baby verloren hatte … doch was das nun alles mit mir zu tun haben sollte, blieb mir schleierhaft.

»Das ist … wirklich traurig«, sagte ich laut, um Stella zu wecken.

»Ja.« Sie schlug sofort die Augen auf. »Der Verlust dieses Kindes hatte großen Einfluss auf Cecilys weiteres Leben – und auch auf meines.«

»Aber inwiefern? Ab wann kommst du ins Spiel? Und wo wurde ich geboren, und …?«

Es klopfte leise, dann streckte Mariam den Kopf durch die Wohnzimmertür.

»Tut mir leid, dass ich die Damen stören muss, aber dein Wagen wartet unten, um dich zum Flughafen zu bringen.«

»Okay, danke.« Ich wandte mich wieder Stella zu. »Also?«

»Du wirst dich noch ein Weilchen gedulden müssen. Außerdem«, sie erhob sich, »bin ich erschöpft. Die Vergangenheit heraufzubeschwören ist immer schrecklich aufwühlend, vor allem, wenn es sich um die eigene handelt.«

»Aber wieso ist es denn auch deine?«, drängte ich. »Kommst du schon darin vor?«

»Elektra, das ist kein Kinofilm, sondern eine wahre Begebenheit. Um zu begreifen, was als Nächstes geschehen ist, musst du die Vorgeschichte kennen. Und jetzt sollten wir beide aufbrechen.«

»Wann kannst du mir den Rest erzählen?«

»Übers Wochenende bin ich in Washington, D.C., aber am Montag komme ich zurück. Wollen wir uns abends treffen? Um acht

Uhr vielleicht?«

»Ja, das passt«, sagte ich, als wir in den Aufzug traten, aber es ärgerte mich, dass ich noch vier lange Tage warten sollte, bis ich endlich erfahren würde, wer ich war.

»Ich bin sehr stolz auf dich, Elektra. Du hast dich in kurzer Zeit sehr gut entwickelt. Mach weiter so, ja, Liebes?« Wir waren im Eingangsbereich angekommen, und Stella küsste mich auf beide Wangen.

»Ich werd's versuchen«, erwiderte ich und fügte widerstrebend »danke« hinzu, weil mir gerade noch rechtzeitig mein »neues Ich« einfiel. Dann traten wir aus dem Gebäude, der Chauffeur öffnete mir die Tür der Limousine, und ich ließ mich auf dem Rücksitz nieder.

»Und vielleicht erklärst du mir bei unserem nächsten Treffen, wer denn dieser Miles ist. Jetzt erst mal tschüs«, sagte Stella mit verschmitztem Grinsen.

* * *

»Hi! Wie war euer Flug?«, fragte ich durchs Fenster, als Miles und Vanessa aus dem JFK-Flughafen auftauchten und zur Limousine kamen. (Die hatte ich nur gebucht, weil ich annahm, dass Vanessa sie cool finden würde.)

»Lief alles glatt«, rief Miles mir zu, während er mit dem Chauffeur das Gepäck im Kofferraum verstaute.

»Hey, Vanessa, kommst du zu mir? Miles sitzt vorn, okay?«

Als Vanessa einstieg, warf ich einen raschen Blick auf sie und stellte fest, dass sie noch dünner geworden war.

»Wie geht's dir?«, fragte ich, als sie mit ihren langen knochigen Fingern die Ledersitze betastete.

»Echt ein super Wagen, Elektra«, sagte sie statt einer Antwort. »Ein Freier hat mich mal in so einem abgeholt. Und dann in Uptown auf dem Parkplatz vor seinem Apartmenthaus gebumst. Aber dann kam seine Frau, und er musste mich im Kofferraum verstecken. Hat drei Stunden gedauert, bis er mich rausgeholt hat. Ich hab gedacht,

ich würd da drin ersticken.«

»Das muss bestimmt schrecklich gewesen sein«, sagte ich mitfühlend. »Ich bin mal von ein paar fiesen Mädchen in der Schule in einen Spind gesperrt worden. Seitdem kann ich enge Räume nicht ertragen.«

»Oder? Das war echt schlimm, Mann.« Vanessa nickte.

Ich versuchte angestrengt, mir etwas Aufmunterndes einfallen zu lassen, scheiterte aber kläglich, und so verfielen wir beide in Schweigen.

»Hey, ist da eine Minibar drin?« Vanessa deutete auf den Kasten zwischen den Vordersitzen.

»Ja. Möchtest du irgendeinen Softdrink?«

Vanessa warf mir einen Blick zu, der besagte: Wir wissen doch beide, was ich wirklich will. Dann sagte sie: »Cola wär okay.«

Ich öffnete den kleinen Kühlschrank und nahm schnell die Dose heraus, um die Miniflaschen in der Tür gar nicht erst zu sehen.

»Miles hat mir gesagt, die Klinik sei toll«, sagte ich vorsichtig, als ich Vanessa die Dose reichte.

Sie starrte wortlos aus dem Fenster, was ich gut verstehen konnte. Ihr kam es wahrscheinlich vor, als würde sie ins nächste Gefängnis abgeschoben. Aber zumindest wirkte sie entspannter und ein bisschen lebhafter als im Krankenhaus.

»Wie weit ist es denn, Miles?«, fragte ich.

»Etwa eine halbe Stunde entfernt. Es liegt in der Nähe von einem Ort namens Dix Hill.«

Nach der Fahrt durch eine gepflegte Vorstadtgegend hielten wir eine halbe Stunde später an einem bewachten Tor. Während Miles mit dem Pförtner sprach, bemerkte ich, dass sich hinter der hohen Hecke, die das Gelände abgrenzte, ein Stacheldrahtzaun mit Sicherheitskameras befand. Er war so hoch, dass nicht einmal Miles das obere Ende mit ausgestreckten Händen hätte erreichen können.

Danach führte der Weg über ein Parkgelände zu einem prachtvollen weißen Anwesen.

»O Mann, sieht aus, als würde der Präsident da wohnen«, bemerkte Vanessa und starrte aus dem Fenster.

»Landsdowne House und das Gelände wurden der

Wohltätigkeitsorganisation, die diese Klinik betreibt, von der einstigen Besitzerin vermacht«, erklärte Miles. »Ihr einziger Sohn war an Drogen gestorben, und sie lebte hier in aller Abgeschiedenheit bis zu ihrem Tod vor zehn Jahren. Es ist wirklich ein wunderschönes Gebäude«, fügte er mit Blick auf die dorischen Säulen hinzu, die die Treppe zu der mächtigen Eingangstür flankierten.

»Hätte ich das gewusst, hätte ich mein Abendkleid angezogen«, spöttelte Vanessa, während ich eine Frau beobachtete, die aus einem Auto stieg und auf uns zukam.

»Au Scheiße, das ist Ida!«, rief Vanessa aus und duckte sich, als die Frau ans Fenster klopfte. Sie hatte etwa die gleiche Hautfarbe wie ich und trug einen fantastischen purpurroten Batik-Kaftan.

»Vanessas Sozialarbeiterin«, erklärte Miles, als er ausstieg, um Ida zu begrüßen. Er hatte mich angewiesen, mich im Hintergrund zu halten. Mit einem berühmten Supermodel aufzutauchen, hätte Vanessa bei den anderen Patienten hier keinen guten Start verschafft.

»Sie sieht toll aus«, sagte ich zu Vanessa, die am ganzen Körper zitterte und meinen Unterarm umklammerte.

»Das denkst du nur, weil du sie nicht kennst. Sie ist eine furchtbare Hexe! Hätt ich gewusst, dass Ida hier ist, wär ich in der Klinik geblieben«, murmelte Vanessa düster. »Ich steig nicht aus, ihr könnt mich nicht zwingen.«

Ich sah ihr zu, wie sie in der Tasche ihres Kapuzenshirts herumkramte, Zigaretten und ein Feuerzeug zutage förderte und sich eine ansteckte.

»Ich weiß, dass das schwer für dich ist, aber …« Ich versuchte die richtigen Worte zu finden. »Weißt du, Vanessa, ich bin für dich da, genauso wie Miles und Ida, die sich irrsinnig bemüht hat, um die beste Klinik für dich zu finden. Du liegst uns allen am Herzen. Also geh jetzt da rein und werde gesund. Ich besuch dich, sobald ich darf, okay? Und wenn es dir besser geht, dann machen wir was Schönes zusammen!«

»Das sagst du doch bloß so. Bestimmt vergisst du mich,

während ich da eingesperrt bin und du immer reicher und berühmter wirst.«

»Ich hab dich doch bis jetzt auch nicht vergessen, oder? Hier, ich hab was für dich.« Ich griff in meine Tasche und holte eine Burberry-Base-Cap heraus, die ein Stylist mir vor ein paar Monaten geschickt hatte. Ich hätte mich mit dem Ding niemals blicken lassen, dachte mir aber, dass sie Vanessa gefallen würde.

Sie strich über den Stoff der Mütze.

»Ist die echt?«

»Na klar.«

»Wow, wie cool.« Sie setzte die Kappe mit dem Schirm nach hinten auf, und für einen kurzen Moment blitzte kindliche Freude in den Augen der jungen Frau auf. »Und die gehört jetzt wirklich mir?«

»So ist es.«

»Glaubt mir eh keiner, dass die echt ist. Die denken bestimmt alle, ich hätte sie geklaut«, sagte Vanessa achselzuckend und drückte die Zigarette aus.

»Aber *du* weißt es, und nur das zählt. So, und jetzt raus mit dir.«

»Ich …« Sie schaute zu mir auf, und ich sah Tränen in ihren Augen. »Okay.«

»Ich bin in Gedanken ständig bei dir, das versprech ich dir.« Dann umarmte ich sie, so fest ich konnte.

Vanessa öffnete die Tür, und ich sah zu, wie sie zu Miles und Ida trat, die sie ebenfalls sofort in die Arme schloss, was mich ein bisschen beruhigte. Miles schaute zu mir herüber und machte die Telefongeste.

»Ich melde mich«, deutete er noch mit den Lippen an, bevor die drei die Treppe zur Haustür hinaufgingen.

»Sollen wir losfahren, Ma'am?«, fragte mich der Chauffeur.

»Ja.« Ich nickte. Während der Wagen wendete, öffnete ich das Fenster, um den Qualm rauszulassen. In diesem Moment drehte sich Vanessa noch einmal zu mir um, und ich sah blanke Angst in ihrem angespannten Gesicht.

»Ich hab dich lieb«, gab ich ihr stumm zu verstehen, bevor wir den Weg durch den Park entlangfuhren. Tränen traten mir in die

Augen, und ich merkte, dass ich mich wirklich und wahrhaftig wie eine Mutter fühlte, die sich am ersten Schultag von ihrem Kind verabschieden muss.

* * *

Ich war dankbar für das Shooting am nächsten Tag, weil das Erlebnis in Dix Hill Erinnerungen wachgerufen und mich furchtbar aufgewühlt hatte. Aber die Klinik wurde tatsächlich überall im Internet als erstklassig bezeichnet und von Fachleuten als beste Entzugseinrichtung für »junge Drogenabhängige aus sozial schwierigen Verhältnissen« bezeichnet, wie die *New York Times* schrieb. Miles hatte angerufen und berichtet, Vanessa habe recht ausgeglichen gewirkt, als man sie den anderen jungen Frauen auf ihrer Station vorgestellt hatte.

»Und eine weitere gute Nachricht«, hatte er hinzugefügt, »sie ist durch den Klinikaufenthalt in Tucson schon so stabilisiert, dass sie gleich in die fortgeschrittene Gruppe aufgenommen wurde.«

Anders ausgedrückt bedeutete das, dass Vanessa den harten Entzug nicht mitmachen musste, bei dem, wie ich gelesen hatte, Gummizellen eine Rolle spielten.

Seltsamerweise machte mir das Shooting sogar Spaß, obwohl ich mir zum ersten Mal seit einem Jahr vorher nichts zur Stimmungsaufbesserung einverleibt hatte.

Xavier, Künstlername XX, ein Modedesigner, war selbst beim Shooting dabei. Ich hatte schon ein paarmal mit ihm gearbeitet, unter anderem auch beim Entwerfen einer Sonderkollektion Sportkleidung; damals hatten wir uns ein Kapuzenshirt mit einem goldenen Blitz auf der Vorderseite einfallen lassen, was dann binnen einer Woche ausverkauft gewesen war.

»Hast du Lust, demnächst mal wieder eine Kollektion mit mir zu machen?«, fragte er mich, als ich zum Set kam.

»Mal sehen«, antwortete ich.

Während ich die üblichen Posen einnahm, dachte ich

unwillkürlich an mein Skizzenbuch. Es hatte mir während des Klinikaufenthalts enorm gutgetan, an meinen Entwürfen zu arbeiten, das war viel befriedigender, als ewig nur künstliche Gesichter zu ziehen …

»Wow, Elektra, dein Urlaub hat dir echt gutgetan! Du warst heute sagenhaft gut drauf vor der Kamera!« Miguel, der Fotograf (der bestimmt ursprünglich nur »Mike« hieß), kriegte sich gar nicht wieder ein.

»Du warst wirklich fantastisch«, sagte Mariam, als sie danach in die Garderobe kam. »So strahlend wie heute hab ich dich noch nie erlebt.«

»Ach komm, bestimmt nicht.« Ich warf ihr ein Lächeln zu. »Miguel und XX haben mich übrigens gefragt, ob wir zusammen im Dell'anima zu Mittag essen wollen, weil wir schon so früh fertig waren …«

»Ich möchte dir wirklich nicht reinreden, Elektra, aber …«

»Ja, schon kapiert, es ist wohl noch zu früh. Ich hab auch schon abgelehnt. Mit der Begründung, dass ich später einen Termin habe, was auch stimmt. Aber davor muss ich noch woanders hin.«

* * *

Als wir vor dem Friseursalon an der Ecke 5th und East 57th Street hielten, wandte ich mich an Mariam: »Kannst du fragen, ob Stefano mich irgendwo dazwischenschieben kann?«

»Oh, aber … das wird kaum möglich sein, sogar bei dir nicht. Du weißt doch, dass er immer Monate im Voraus ausgebucht ist. Und deine Haare zu bändigen, dauert Stunden.«

Ich verdrehte die Augen. »Mariam. Weißt du nicht mehr, worüber wir gestern beim Essen mit Stella gesprochen haben?«

»Doch, sicher, aber das hast du doch nicht ernst gemeint, oder?«

»Und ob ich das ernst gemeint habe! Aber keine Sorge, ich geh selbst rein und rede mit Stefano.«

Bevor Mariam etwas erwidern konnte, war ich auch schon ausgestiegen. Der Mann am Empfang sagte, da ich es sei, könne ich Stefano später Hallo sagen, momentan mache er aber Mittagspause.

Ich kannte ihn seit meinen Anfängen in New York. Vor meinem allerersten Shooting hatte Susie mich zu Stefano geschickt. Er war italienischer und afroamerikanischer Herkunft und kannte sich mit krausen Haaren bestens aus. Für mich waren die Sitzungen eine unvermeidliche Tortur, aber Stefano mochte ich sehr gern.

»Ist er hinten im Laden?«, fragte ich.

»Ja, aber …«

Ich marschierte durch den Salon und öffnete die Tür mit der Aufschrift »Privat«. In diesem Raum hatten Stefano und ich uns während des langen und mühseligen Vorgangs, meine Haare zu zähmen, zahllose Lines gegönnt.

Und tatsächlich war Stefano gerade dabei, sich »die Nase zu pudern«.

»Elektra! Was machst du denn hier, *cara*?« Er stand auf und küsste mich auf beide Wangen. »Wir haben doch gar keinen Termin heute, oder?«

»Nein, aber ich wollte mal hören, ob du vielleicht eine Haarschneidemaschine zur Hand hast …«

Eine halbe Stunde später verließ ich den Salon durch die Hintertür mit vielleicht (großzügig berechnet) einem Zentimeter Haupthaar. Stefano hatte sich zunächst rundweg geweigert, aber als ich drohte, im Alleingang loszulegen, verpasste er mir einen fantastischen Fade-Haarschnitt. Als er noch mit Cremes und Spezialkamm daran herumfummeln wollte, hatte ich seine Hand weggeschoben. Ich wollte, dass es vollkommen natürlich aussah.

»Ach du meine Güte!«, rief Mariam, als ich wieder ins Auto stieg, und schlug erschrocken die Hand vor den Mund. Sie war eine miserable Schauspielerin, in ihrem Gesicht konnte man lesen wie in einem Buch.

»Vom Schock jetzt mal abgesehen, wie findest du mein neues Ich?«

»Ich … ganz aufrichtig?«

»Natürlich.«

Mariam betrachtete mich eingehend. Schließlich breitete sich ein Lächeln auf ihrem Gesicht aus, und sie nickte. »Ich finde, es sieht großartig aus.«

Wir klatschten uns ab, und ich sagte: »Überleg dir mal, wie viel kostbare Lebenszeit auf dem Friseurstuhl ich mir mit so einem Haarschnitt spare, Mariam. Susie sagen wir, dass ich ab jetzt Perücken trage, wenn nötig. Okay, in einer halben Stunde ist ein AA-Treffen in Chelsea, da will ich hin. Unterwegs können wir in einem Deli noch einen Happen essen.«

* * *

Auf der Rückfahrt nach dem Treffen wandte Mariam sich mir zu und sagte: »Wäre es in Ordnung für dich, Elektra, wenn ich heute Abend nach Hause fahren würde? Ich … würde gern bei meiner Familie sein.«

»Aber sicher! Ich möchte dir und deiner Familie auf keinen Fall im Weg stehen.«

»Du weißt, dass du mich jederzeit anrufen kannst, und es ist ja auch nicht weit entfernt. Ich bin nur übers Wochenende weg.«

Ich nickte und hatte ein schlechtes Gewissen, weil ich Mariam von ihrer Familie ferngehalten hatte. Als wir an meinem Wohngebäude ankamen, sah ich erfreut, dass Tommy wieder auf seinem üblichen Posten war. Mariam ging mit einem kurzen Gruß an ihm vorbei, aber ich blieb stehen, um mit ihm zu reden.

»Hi, Tommy. Ich kam noch gar nicht richtig dazu, Ihnen noch mal dafür zu danken, dass Sie Mariam und mir an diesem Abend geholfen haben, als … es mir so schlecht ging.«

»Sie wissen doch, dass ich alles für Sie tun würde, Elektra.« Tommy setzte ein Lächeln auf, aber in seinen Augen sah ich Traurigkeit.

»Hören Sie, falls ich etwas für *Sie* tun kann … was auch immer es ist … sagen Sie bitte Bescheid, ja, Tommy?«

»Ja, danke schön. Und Ihren neuen Haarschnitt finde ich übrigens super.«

»Danke, Tommy.«

Während ich im Fahrstuhl nach oben fuhr, beschloss ich, künftig alle meine AA-Treffen in Chelsea zu absolvieren. Auf keinen Fall wollte ich Tommy als Freund verlieren. Es würde ihm sicher schrecklich unangenehm sein, wenn er wüsste, dass ich sein Geständnis mit angehört hatte.

Als ich mich im Wohnzimmer auf dem Sofa niederließ, sah ich, dass ich einen Anruf von Miles versäumt hatte, und rief ihn zurück.

»Hi. Alles in Ordnung mit Vanessa?«, fragte ich.

»Ja, sie lebt sich ganz gut ein, berichtet Ida.«

»Schön. Und wie geht's dir?«

»Okay so weit. Ist nur ziemlich seltsam, wieder bei der Arbeit zu sein und mit niemandem über den ganzen Irrsinn reden zu können, den ich in letzter Zeit durchgemacht habe. Oder vielmehr wir beide.«

»Ich weiß«, sagte ich lächelnd. »Ich hatte heute mein erstes Shooting, und es war total schräg, so … *präsent* zu sein, ohne das ganze Zeug, mit dem ich früher die Wirklichkeit ausgeblendet habe.«

»Ja, kann ich mir vorstellen. Hör mal, ich muss Schluss machen. Ich bekomme gleich einen Anruf von einem Klienten und hänge im Büro mit allem hinterher.«

Nach dem Gespräch ging ich hinaus auf die Terrasse, beugte mich über die Glasbrüstung und blickte auf New York hinunter. Zum ersten Mal seit meiner Rückkehr fühlte ich mich deprimiert, vielleicht weil ein Wochenende ohne Pläne sich vor mir auftat wie ein Abgrund. Früher war ich normalerweise unterwegs, was mir immer gelegen kam. Denn die erfolgreichen Leute verließen an den Wochenenden die Stadt, um es sich in ihren Anwesen auf dem Land mit Familie und Freunden gut gehen zu lassen.

»Hi, Elektra«, sagte Mariam hinter mir. »Im Kühlschrank findest du Linsensuppe, die ich vorhin gekocht habe, und Salat fürs Abendessen.«

»Danke dir.«

»Ach, und hast du die Therapeutin zurückgerufen, die Fi

empfohlen hat?«

»Hab ich.«

»Und?«

»Nach Fi hörte die sich irgendwie falsch an.«

»Das kann ich verstehen, aber du brauchst jemanden hier in Manhattan, Elektra. Das ist schon die dritte Therapeutin, die du ablehnst. Vielleicht solltest du einfach mal jemanden persönlich kennenlernen. Um auszuprobieren, wie es sich anfühlt.«

»Kann sein. Aber ich möchte einfach nicht riskieren, auf jemanden zu treffen, der nicht passt und mich dann völlig kirre macht, verstehst du? Es geht mir wirklich gut, Mariam, ich bin an einem guten Punkt. Und habe jede Menge Leute zum Reden, falls mir danach ist.«

»Okay. Ich will dir auch nicht auf die Nerven gehen, Elektra, ich bin eben nur besorgt um dich.«

»Ich weiß. Und du warst einfach toll, Mariam.«

»Brauchst du noch etwas, bevor ich aufbreche?«

»Nein, danke. Viel Spaß mit deiner Familie.«

»Und du bist auch ganz sicher, dass es …«

»Ja, es ist okay, wirklich. Ich muss ja lernen, eine Zeit lang ohne Babysitter auszukommen, oder?«

»Wenn irgendwas ist, ruf mich bitte an, auch wenn es mitten in der Nacht sein sollte. Versprichst du mir das?«

»Ich verspreche es dir. Und jetzt fahr bitte endlich, Mariam!«

»Okay. Danke, Elektra. Bis dann.«

»Bis dann.«

Mariam schloss die Tür hinter sich, und ich war zum ersten Mal seit über fünf Wochen allein.

»Du wirst jetzt Gewichte stemmen, zu Abend essen, dann ins Bett gehen und einen Film anschauen«, verordnete ich mir, um die Panik abzuwehren. Und tatsächlich schaffte ich es, ins Fitnessstudio zu gehen. Danach aß ich, was Mariam für mich gekocht hatte, und legte mich anschließend ins Bett. Im Fernsehen fand ich zunächst nur eine Reportage über Bandenkriege und eine Krankenhausserie, was ich beides höchst ungeeignet fand für den ersten Abend, den ich allein verbringen musste. Ich versuchte mich auf eine

romantische Komödie zu konzentrieren, danach auf einen französischen Film, der aber so düster war, dass ich nebenbei auf dem Laptop meine Mails checkte. Begeistert stellte ich fest, dass Tiggy mir ausführlich geschrieben hatte, und zwar auf Französisch. Es war also nicht umsonst gewesen, dass ich mich vierzig Minuten mit diesem Film Noir schon mal auf die Sprache eingestimmt hatte.

*Chère Elektra,*

*wie wunderbar, Post von Dir zu bekommen (und überhaupt von irgendwem) in dieser Einsamkeit hier. Die Internet-Verbindung ist unzuverlässig, ich fühle mich also ziemlich abgeschnitten vom Rest der Welt. Das hat, wie alles im Leben, Vor- und Nachteile.*

*Heute ist das Netz jedenfalls ganz gut, und ich sitze an einem Picknicktisch und schaue über ein Tal (hier sagt man »Glen«), das vom Heidekraut bezaubernd violett leuchtet.*

*Zuallererst möchte ich Dir sagen, dass Du meine Schwester bist und dass es zwar wirklich lieb von Dir war, Dich zu entschuldigen, aber auch ganz und gar unnötig. Mir fällt absolut nichts ein, wofür Du Dich bei mir entschuldigen müsstest, ich habe mich einfach nur riesig gefreut, von Dir zu hören.*

*Ma hat mir vor einer Weile erzählt, dass Du Dich entschieden hast, Dir für Deine Probleme Hilfe zu suchen. Ich bin so stolz auf Dich, Elektra! Es ist furchtbar schwierig, jemanden um Hilfe zu bitten, nicht wahr? Aber dieser erste Schritt ist ungeheuer wichtig. Ich weiß nicht, ob Dein Entzug schon hinter Dir liegt, aber ich hatte so viel um die Ohren, dass ich lange nicht mit Ma oder Maia gesprochen habe. Aber wo auch immer Du jetzt bist: Ich schicke Dir eine ganz große Umarmung, und Du sollst wissen, dass ich jeden Tag an Dich denke und auf meine ganz eigene »Tiggy-Art« für Dich bete. Ich weiß, dass Du für diesen Esokram, wie Du immer sagst, nicht viel übrig hast. Dennoch kann ich Dir nur sagen, ich spüre, dass Du von guten Kräften geschützt bist und dass Du aus dieser gewiss sehr schwierigen Erfahrung besser, stärker und schöner denn je hervorgehen wirst.*

*Was mich betrifft: Nie zuvor war ich glücklicher! Vielleicht hat*

*Ma Dir erzählt, dass ich in letzter Zeit einige gesundheitliche Probleme hatte. Den Ärmelkanal werde ich so bald nicht durchschwimmen, aber solange ich gut auf mich aufpasse und mich mäßige, kann ich mich wohl auf ein langes Leben freuen!*

*Ist es nicht wundersam, wie Schlechtes oft etwas Gutes bewirkt? Durch meine prekäre Gesundheit (und eine Schussverletzung, die sich dramatischer anhört, als sie war; ich erzähle Dir ein andermal davon) habe ich meine große Liebe gefunden. Das klingt ein bisschen klischeehaft, der Mann ist nämlich Herzspezialist, und mit dem Herzen hatte ich eben Probleme. Er heißt Charlie Kinnaird, und ich muss gestehen, dass er im Moment noch verheiratet ist, mit einer Frau, die Du als Ausgeburt der Hölle bezeichnen würdest! Sie ist wirklich enorm schwierig, aber dafür haben die beiden eine Tochter, Zara, die einfach zauberhaft ist! Sie ist siebzehn und studiert Landwirtschaft, weil sie irgendwann an die siebzehntausend Hektar atemberaubend schöner schottischer Landschaft erben wird (Charlie ist ein Laird, was der schottische Ausdruck für »Lord« ist, aber er benutzt seinen Titel eigentlich nie). Er hat gerade das Krankenhaus gewechselt, um näher bei mir und Zara zu sein und sich um das Anwesen zu kümmern, das sehr viel Zeit und noch mehr Geld verschlingt. Es geht derzeit auf verschiedenen Ebenen ein bisschen drunter und drüber, aber seltsamerweise bin ich ganz ruhig und zufrieden, während ich hier sitze und über das Glen schaue. Denn ich weiß, dass ich den Menschen gefunden habe, mit dem ich den Rest meines Lebens verbringen möchte. Und das zu meinem großen Glück in der schönsten Umgebung, die ich mir nur wünschen kann.*

*Hast Du Deinen Brief von Pa Salt schon aufgemacht? Ich habe meinen gelesen und bin dabei wie durch ein Kaninchenloch in meine Vergangenheit gefallen. Und wenn Du mich übrigens für ziemlich eso hältst, dann müsstest Du erst mal Angelina erleben, meine siebzigjährige Cousine! Es hat sich nämlich herausgestellt, dass ich von Zigeunern aus Andalusien abstamme, und das erklärt mir so vieles über mich selbst und die seltsamen Dinge, die ich seit jeher erlebt und empfunden habe. Wenn sich alles etwas beruhigt hat, will ich diese Seite von mir weiter erkunden. Ich arbeite hier bereits mit*

*dem ortsansässigen Tierarzt zusammen und wende an, was Angelina mir über natürliche Heilmethoden und die Behandlung von Tieren beigebracht hat. Irgendwann möchte ich meine Gaben auch auf Menschen anwenden, aber eines nach dem anderen.*

*Jedenfalls, meine liebe süße Schwester, hoffe ich, dass Du unseren Plan für die Fahrt mit der* Titan *nicht vergessen hast, um an Pas Todestag einen Kranz ins Meer zu werfen. Alle anderen Schwestern haben schon zugesagt, sogar CeCe, die inzwischen in Australien lebt, wie Du vielleicht gehört hast. Ich spüre ganz deutlich, wie ungemein wichtig es ist, dass wir alle dort versammelt sind – nicht nur des Kranzes wegen. Könntest Du mir, Ma und Maia Bescheid sagen, ob es bei Dir klappt? Ich kann noch gar nicht glauben, dass es noch in diesem Monat so weit ist!*

*Das ist jetzt erst mal alles für heute, aber ich würde sehr gern noch mehr von Dir erfahren, solltest Du mal Zeit zum Schreiben finden. Ich schicke die Mail jetzt rasch ab, bevor die Verbindung wieder abreißt.*

*Alles Liebe für Dich, Elektra. Ich kann es kaum erwarten, Dich in Atlantis wiederzusehen.*

*Tiggy*

Ich lächelte froh, als ich die Mail ein zweites Mal las, und freute mich unendlich für Tiggy, dass sie ein Leben gefunden hatte, das offenbar so gut zu ihr passte. Da ich noch das ganze Wochenende Zeit hatte, um zu antworten, verschob ich das auf morgen, wenn ich klarer im Kopf sein würde. Ich war nicht gut im Verfassen von wortreichen Briefen aller Art – und überhaupt im Schreiben. Aber diese ausführliche Nachricht wollte ich angemessen beantworten.

Angesichts des nahenden Todestags musste ich an die Armillarsphäre denken, die auf mysteriöse Weise nach Pas Tod im Garten von Atlantis aufgetaucht war. Auf jedem Ring war der Name einer Schwester eingraviert, ein griechisches Zitat und einige Zahlen, die Ally für die Koordinaten unserer Geburtsorte hielt. Alles, was auf meinem Ring stand, hatte Ally mir aufgeschrieben und in einem Umschlag überreicht, aber ich konnte mich beim besten

Willen nicht erinnern, wo der abgeblieben war.

Bevor ich mir noch länger den Kopf darüber zerbrechen konnte, rief ich Ally an. Als mir gerade bewusst wurde, dass es in Europa etwa zwei Uhr nachts sein musste, nahm Ally ab.

»Elektra? Ist alles in Ordnung?«

»Hallo, Ally. Ja, mir geht's gut. Ich wollte grade wieder auflegen, weil mir einfiel, wie spät es in Norwegen ist.«

»Kein Problem. Ich weiß gerade ohnehin nicht mehr, wann Tag und wann Nacht ist. Bär hat zu zahnen angefangen, und allmählich gehen sogar meine legendären Kräfte zur Neige.«

»Tut mir leid für dich, Ally. Es ist sicher nicht einfach, ein Kind allein großzuziehen.«

»Nein, ist es wirklich nicht«, bestätigte Ally. »Und man ist einsam dabei, vor allem mitten in der Nacht.«

*Wow*, dachte ich. Selten zuvor hatte ich erlebt, dass Ally zugab, nicht übermenschlich zu sein.

»Na, so leiste ich dir jetzt Gesellschaft und schicke dir und Bär eine große Umarmung.«

»Noch nie konnte ich das besser gebrauchen. Danke, Elektra. Ich hatte mir gerade überlegt, dass ich vielleicht schon nach Hause fahre, bevor ihr alle in Atlantis eintrefft. Maia hat angerufen und gesagt, dass sie auch früher kommt. Und ich könnte mit Bär ein bisschen Unterstützung von Ma alias *grand-mère* gut gebrauchen. Ich kann mich nicht mal mehr daran erinnern, wann ich zum letzten Mal länger als ein paar Stunden Schlaf am Stück hatte.«

»Das ist bestimmt eine prima Idee, Ally.«

Ally räusperte sich. »Also, wolltest du einfach ein bisschen plaudern?«

»Ich hab gerade eine Mail von Tiggy bekommen, und dabei fiel mir ein, dass ich dich fragen wollte, ob du meine Koordinaten von der Armillarsphäre noch aufbewahrt hast.«

»Natürlich, warum?«

»Ich scheine den Umschlag, den du mir gegeben hast, irgendwie verlegt zu haben, und … na ja, ich hatte in der Klinik ziemlich viel Zeit zum Nachdenken und …«

»Du hast beschlossen, dass du wissen möchtest, woher du

kommst«, sagte Ally leise. Im selben Moment war ein lautstarkes Quäken zu vernehmen. »Sekunde«, fügte Ally hinzu. Ich hörte Rascheln, dann zufriedenes Schmatzen. »Warte, ich geh mal zu meinem Laptop.«

»Okay.« Ich spürte, wie mein Herz schneller schlug.

»Also … ich rufe die Datei auf … Ah, hier. Hast du was zum Schreiben?«

»Ja, klar.«

Ich notierte die Koordinaten, die Ally mir durchgab.

»Danke. Und was mach ich jetzt damit?«

»Du gehst auf Google Earth. Da solltest du links unten ein Suchfenster finden. Gib die Zahlen dort ein – das sind Grad, Minuten und Sekunden. Dann müsstest du den dazugehörigen Ort angezeigt bekommen.«

»Toll, danke.«

»Willst du das jetzt gleich machen, Elektra?«

»Ja, warum nicht?«

»Ich dachte nur … das ist doch so ein wichtiger Augenblick, oder? Wenn du herausfindest, woher du stammst. Ist jemand bei dir?«

»Nein, aber …« Dann kam mir ein Gedanke. »Sag mal, Ally, weißt du etwa, woher ich komme?«

»Als wir die Armillarsphäre zum ersten Mal zu Gesicht bekamen, habe ich die Koordinaten kurz überprüft, weil ich wissen wollte, ob sie wirklich funktionieren. Aber, ganz ehrlich, ich habe nur eine ungefähre Vorstellung, wo deine hinführen.«

»Also bist du jetzt nicht beunruhigt, weil womöglich irgendwas Schlimmes rauskommt, wenn ich nachschaue?«

»Ach, Elektra, da geht es doch um viel mehr als ›gut‹ oder ›schlimm‹. Ich kann dir jedenfalls erzählen, dass meine Koordinaten mich zu einem Museum in Norwegen geführt haben. An dieser Stelle stand in früherer Zeit ein Theater, in dem mein Vorfahre aufgetreten ist. Es hat sich herausgestellt, dass mein Bruder Thom und ich in einem Krankenhaus in einem Ort namens Trondheim zur Welt kamen. Nicht lange danach wurde ich von Pa adoptiert.«

»Aber keine von uns weiß, warum er gerade uns ausgesucht

hat. Dabei hat er immer gesagt, dass er uns aus einem bestimmten Grund ausgewählt hat.«

»Es könnte doch ganz einfach sein, dass wir mutterseelenallein waren und er uns ein Zuhause geben wollte. Hast du Angst zu erfahren, woher du kommst, Elektra?«

»Ja, irgendwie schon.« Ich klappte meinen Laptop auf, öffnete Google Earth und befolgte Allys Anweisungen.

»Man kann wohl davon ausgehen«, sprach sie weiter, »dass wir alle nicht gerade aus glücklichen Verhältnissen stammen. Sonst wären wir wohl kaum zur Adoption freigegeben worden.«

»Das sehe ich auch so«, pflichtete ich ihr bei, während ich die Koordinaten eintippte. »Also, los geht's …«

»Möchtest du, dass ich dranbleibe? Oder willst du lieber allein sein?«

»Bleib bitte dran, wenn es okay für dich ist«, sagte ich. Das war nicht der richtige Moment für falschen Mut. Ich starrte auf den kreisenden Warte-Cursor und seufzte. »Sorry, aus irgendwelchen Gründen ist das Internet hier nachts lahmer … Hoppla! Jetzt tut sich was! Also, hier ist der Globus, es wird rangezoomt, auf … Nordamerika«, verkündete ich und kam mir dabei wie ein NASA-Reporter vor. New York tauchte auf, dann Harlem. Mir schlug das Herz bis zum Hals, als sich aus den Pixeln eine Häuserreihe in einer Straße mit vielen Bäumen bildete und der rote Punkt auf einem Gebäude landete.

»O mein Gott!«

»Was denn!? Ich komme hier fast um vor Spannung!«

»Unglaublich!«

»Elektra, bitte! Hast du es jetzt schon gesehen?«

»Ja. Ich bin wahrhaftig hier in New York City zur Welt gekommen. Genauer gesagt, in einem Gebäude namens Hale House, was sich laut Google Earth in Harlem befindet und nur etwa …«, ich überlegte kurz, »fünfzehn Straßenzüge von meiner Wohnung entfernt ist.«

»Das kann nicht wahr sein!«

»Ist es aber offensichtlich. Warte, ich seh mal nach, was Hale House ist.«

Als ich das Suchergebnis las, seufzte ich tief.

»Was für eine Überraschung aber auch! Ich wurde geboren – oder jedenfalls von Pa gefunden – in einem Heim für drogensüchtige Mütter und deren Kinder und für Aids-Kranke. Wen wundert's«, sagte ich und verdrehte die Augen.

»Das tut mir leid, Elektra. Aber lass dich bitte nicht davon beunruhigen. Maia kam aus einem Waisenhaus, ich aus einer Klinik und … so hat Pa uns schließlich ausgesucht.«

»Ich weiß schon, aber … es ist schon spät, Ally, du musst jetzt auch zur Ruhe kommen. Lass uns aufhören. Danke, dass du für mich da warst. Ich verspreche dir, ich komme klar. Schlaf schön.«

Ich beendete das Gespräch, bevor Ally mich davon abhalten konnte, starrte weiter auf die Wikipedia-Seite und klappte den Laptop schließlich zu. Dass ich in einem Mutter-Kind-Heim gefunden wurde, machte mir nicht so viel aus; Ally hatte recht, es lag nur nahe, dass wir alle an solchen Orten gewesen waren. Aber was mir zu schaffen machte, war die Tatsache, dass meine Großmutter erwähnt hatte, ich stamme von Prinzessinnen ab. Und diese Vorstellung hatte sich irgendwie in meinem Kopf festgesetzt.

»Da scheinst du dich gewaltig geirrt zu haben, Oma«, murmelte ich. »Ich hab nur Sucht-Gene. Ach ja, und vielleicht obendrein noch ein bisschen Aids«, fügte ich trübsinnig hinzu. Ich wusste, dass ich gerade überreagierte, fand aber, dass mir ein wenig Selbstmitleid zustand. Zumindest hatte ich einen Aids-Test gemacht und wusste, dass ich gesund war, doch darum ging es jetzt nicht, oder?

Ich merkte deutlich, wie aufgewühlt ich war, und beschloss, die einzige Schwester anzurufen, die in der gleichen Zeitzone wie ich lebte und außerdem immer weise und tröstliche Worte für mich parat hatte. Ich wählte Maias Nummer, bekam aber nur ihre Mailbox zu hören.

»Hallo, Maia, hier ist Elektra. Keine Sorge, es geht mir gut, das ist kein Panikanruf oder so. Ich wollte nur mal hören, wie's dir geht, und ein bisschen mit dir plaudern. Ach ja, und hast du die Übersetzung von meinem Zitat auf der Armillarsphäre fertig? Ich wüsste gern, was es bedeutet. Okay, lass uns bald mal reden. Tschüs.«

Dann starrte ich eine Weile auf mein Handy in der Hoffnung, dass Maia zurückrufen würde, aber nichts tat sich.

Ich griff wieder zur Fernbedienung und zappte eine Weile durch die Sender, um mich abzulenken, bekam aber die blanke Panik, weil ich eine Wodkaflasche vor meinem inneren Auge sah. Die ich binnen Minuten in der Hand halten könnte, wenn ich jetzt zum Haustelefon greifen und den Concierge beauftragen würde, mir eine zu besorgen. Mir war klar geworden, dass ich weitaus mehr vom Alkohol als von Drogen abhängig war … und eines führte so leicht zum anderen …

*»Scheiße!«*, sagte ich laut, als ich aus dem Bett kroch. Ich war in der Gefahrenzone und brauchte dringend etwas, das mich ablenkte. Als ich mir in der Küche gerade eine Tasse Ingwertee machte, hörte ich im Schlafzimmer mein Handy klingeln.

Ich hechtete mich gerade darauf, als es verstummte. Miles hatte mir eine Nachricht hinterlassen, die nur aus den Worten »Ruf mich mal an« bestand. Was ich auf der Stelle tat, weil ich fürchtete, etwas könne mit Vanessa passiert sein.

Er meldete sich sofort. »Hi.«

»Ist irgendwas mit Vanessa?«

»Nein, alles in Ordnung, soweit ich weiß. Ich habe seit heute Morgen nichts Neues mehr gehört.«

»Gott sei Dank«, sagte ich atemlos. »Ähm … wieso rufst du mich dann an?«

»Weil Mariam mir gesagt hat, dass du heute Nacht zum ersten Mal allein bist.«

»Du wolltest also nur überprüfen, ob ich nichts anstelle?«

»So kannst du es auch ausdrücken, ja, aber ich mache das vor allem, weil ich weiß, wie schwer die erste Nacht ist. Ich hab das schon mal durchgemacht, erinnerst du dich?«

»Ja, ich hätte heute Abend alles Mögliche unternehmen können, hab dann aber beschlossen, zu Hause zu bleiben«, erwiderte ich, plötzlich innerlich auf Abwehr.

»Und wie geht’s?«

»Ach ja … okay«, log ich. »Schlechtes Fernsehprogramm.«

»Hast du das Gefühl, dass dir die Decke auf den Kopf fällt?«

»Na ja, ein bisschen«, gab ich zu, was die Untertreibung des Jahrhunderts war.

»Das ist ganz normal, Elektra. Und ich wollte dir sagen, dass ich hier bin – nur ein paar Straßen weiter. Wenn du also jemanden zum Reden brauchst, ruf mich jederzeit an, ja?«

»Ja, danke. Lieb, dass du an mich denkst.«

»So oder so hab ich in den letzten Wochen kaum was anderes getan«, sagte er mit einem kleinen Lachen. »Das war eine ziemliche Schinderei, wie?«

»Kann man so sagen, ja.«

»Aber außerdem wollte ich dich fragen, ob du morgen schon was vorhast.«

»Äh, nein, hab ich nicht. Warum?«

»Ich würde gern mit dir nach Harlem fahren und dir das Beratungszentrum zeigen. Weil wir zu wenige Leute haben, müssen wir zwar übers Wochenende schließen, aber du kannst zumindest die Räumlichkeiten sehen.«

»Wow«, sagte ich, fassungslos über diese Fügung.

»Was ist?«

»Na ja, also … ich habe gerade etwas erfahren …« Ich verstummte, war mir nicht sicher, ob ich darüber sprechen wollte.

»Ja?«

»Also jetzt gerade … vor ein paar Minuten …«

»Was denn?«

*Du musst vertrauen, Elektra …*

»Ich habe gerade herausgefunden, dass mein Adoptivvater mich an einem Ort namens Hale House gefunden hat. In Harlem.«

»Das kenne ich. Jeder in Harlem kennt es. Das ist ja verrückt, Elektra! Von wem weißt du das?«

»Von meiner Schwester Ally. Pa hat uns allen Koordinaten hinterlassen, falls wir wissen wollten, woher wir stammen.«

»Verstehe. Weißt du, was Hale House damals war?«

»Ja. Eine Frau namens Mutter Hale nahm dort Kinder und Mütter auf, die süchtig waren oder Aids hatten«, gab ich meine Recherchen weiter.

»Und was löst das bei dir aus?«

»Weiß ich noch nicht. Und stell mir keine Therapeutenfragen!«, fügte ich hinzu, nur halb im Scherz.

»Sorry. Ich mach mir nur Sorgen um dich. Das ist bestimmt nicht leicht zu verdauen. Soll ich vorbeikommen, und wir reden ein bisschen?«

»Nein, mir geht's gut. Aber danke für das Angebot.«

»Bist du ganz sicher, Elektra?«

»Bin ich.«

»Dann hole ich dich morgen um elf ab, passt das?«

»Okay. Brauchst du meine Adresse?«

»Deine stets effiziente Assistentin hat sie mir gegeben für den Fall, dass …«

»… du zu mir rasen musst, weil ich so zugedröhnt bin, dass ich nicht mehr weiß, wo ich wohne?«, fiel ich ihm schmunzelnd ins Wort.

»Ja, so ähnlich wohl. Aber du hörst dich gut an, Elektra, wirklich gut. Und wie gesagt: Ich bin für dich da, egal, wie spät es ist. Mein Handy liegt griffbereit.«

»Danke, Miles. Wir sehen uns morgen.«

»So ist es. Versuch zu schlafen. Gute Nacht.«

»Gute Nacht.«

Ich lächelte immer noch, als ich mein Handy ausschaltete. Miles schien mich wirklich zu mögen, und bei diesem Gefühl wurde mir ganz warm ums Herz.

Jetzt stellte sich nur die Frage, dachte ich, während ich zu dem Schluss kam, dass der Ingwertee nicht mehr nötig war, würde ich morgen wirklich den Ort aufsuchen wollen, an dem Pa mich gefunden hatte?

Ich wusste es einfach nicht.

# XXXIII

Ich schlief bis acht Uhr durch und tappte nach dem Aufwachen ziemlich benommen ins Bad – wo ich bei meinem Anblick im Spiegel einen kleinen Schrei ausstieß, weil ich nicht an meine neue Frisur gedacht hatte.

»Himmel noch mal, Elektra.« (Ich hatte beschlossen, dass es mir gelegentlich erlaubt war zu fluchen, solange niemand mich hörte. Obwohl die wirklich Frommen wohl behauptet hätten, der Herrgott lausche immer …) »Was wird Miles dazu sagen? Meine Haare sind ja kürzer als seine!«

Während ich mir einen Becher Kaffee machte und damit auf die Terrasse ging, um den herrlichen Junimorgen zu genießen, dachte ich darüber nach, weshalb mir Miles' Meinung wichtig war.

Nach einer rasanten Joggingrunde im Park duschte ich zu Hause und frottierte mir den drahtigen Schopf. Dann ging ich zum Schrank und überlegte, was in aller Welt ich wohl für das Date – nein, die Verabredung – mit Miles anziehen sollte. Ich war noch nicht oft in Harlem gewesen und dann auch nur durchgefahren, auf dem Weg zu Shootings in Washington Heights oder Marble Hill.

Nachdem ich fast alle halbwegs geeigneten Sachen durchprobiert hatte, entschied ich mich für die allererste Auswahl, nämlich Jeans, Turnschuhe und das Kapuzenshirt mit dem goldenen Blitz auf der Vorderseite. Ich hatte meine Fantasie nicht sonderlich bemühen müssen, um dieses Design für XX zu entwerfen, aber immer wenn ich eine dieser Jacken – ich besaß sie in vier Farben – anhatte, fühlte ich mich beflügelt und gestärkt.

Ich trug Mascara und ein bisschen Vaseline für die Lippen auf und ließ mich auf dem Sofa nieder, bis mich der Concierge anrufen würde.

Mein Handy klingelte, und ich sah nur ein M, bevor ich es ans Ohr hielt. Mir wurde ganz flau, weil ich damit rechnete, dass Miles

absagen würde.

»Hallo?«

»Ich bin's, Elektra. Maia!«

»Ah.«

»Was ist?«

»Ich dachte nur, jemand anders würde mich anrufen … ich hab euch beide unter M abgespeichert … dich als Mi … und … ach, egal«, stammelte ich.

»Ach so. Hör mal, ich hab gestern deinen Anruf verpasst. Wie geht's dir?«

»Echt gut, danke. Und dir?«

»Sehr früh aufgestanden, um zur *fazenda* rauszufahren. Erinnerst du dich an das Projekt, von dem ich dir erzählt hatte? Wir bringen hier am Wochenende Kinder aus den Favelas unter, die noch nie auf dem Land gewesen sind.«

»Natürlich erinnere ich mich.« Ich schaute auf die Uhr und sah, dass es fünf nach elf war. »Hey, das ist ja ein Zufall. Ich warte nämlich gerade auf einen Freund, mit dem ich nach Harlem fahre, um dort ein Beratungszentrum für jugendliche Drogenabhängige zu besichtigen. Der Freund ist dort als juristischer Berater tätig.«

»Das klingt ja großartig, Elektra! Ich kann dir gar nicht sagen, wie stolz ich auf dich bin! Und ja, natürlich hab ich das Zitat aus der Armillarsphäre für dich übersetzt. Willst du es hören?«

»Ja, bitte.«

»Es stammt von einem berühmten dänischen Philosophen namens Søren Kierkegaard: ›Man kann das Leben nur rückwärts verstehen, leben aber muss man es vorwärts.‹ Ich finde das wunderschön.«

Ich sann über die Worte nach und dachte, dass Pa kaum etwas Passenderes für mich hätte finden können, vor allem in meiner jetzigen Lebenslage. Tränen brannten in meinen Augen.

Das Haustelefon piepte, und das rote Licht leuchtete auf. Unwillkürlich stieß ich einen Seufzer der Erleichterung aus.

»Ich muss los, Maia. Aber war schön, mit dir zu reden.«

»Finde ich auch, Elektra. Lass uns nächste Woche in einem ruhigeren Moment telefonieren. Vielleicht können wir uns

gegenseitig Anregungen für unsere Projekte geben.«

»Gute Idee. Tschüs, Maia.« Ich nahm rasch das Haustelefon ab. »Bin schon unterwegs.«

* * *

»Hi.«

Miles saß im Eingangsbereich und stand auf, als ich aus dem Fahrstuhl kam.

»Hi.« Ich fühlte mich lächerlich schüchtern.

»Deine Haare …«

»Ja, ich weiß.« Unwillkürlich tastete ich danach.

»Gefällt mir«, erklärte Miles mit strahlendem Lächeln. »Steht dir sehr gut.«

»Ich fühl mich irgendwie so … entblößt«, gestand ich, während wir zur Tür gingen.

»Mit deinen Wangenknochen musst du dir darüber keine Sorgen machen.«

»Danke. Wo hast du geparkt?«

»Ich besitze kein Auto. Wer will denn in dieser Stadt schon Auto fahren?«

»Und wie bist du dann unterwegs? Mit Limousine?«

»Nein«, antwortete Miles und winkte ein Taxi heran. Er öffnete mir die Tür. »Eure Kutsche, werte Dame«, sagte er, als ich einstieg und mich bemühen musste, meine langen Beine in dem engen Raum zu verstauen. »Willkommen in meiner Welt.«

Miles rief eine Adresse durch die Trennscheibe, und das Taxi setzte sich in Bewegung.

»Ist wohl ein Weilchen her, dass du mit so was gefahren bist«, sagte Miles. »Und ich kann dir versichern, meine Liebe, das ist eine Ehre für dich, denn ein Taxi gönne ich mir nur zu besonderen Anlässen. Normalerweise nehme ich die U-Bahn.«

Ich wandte mich ab und starrte aus dem Fenster, damit er meine Beschämung nicht bemerkte. Allerdings war ich erst

sechzehn gewesen, als Susie mich nach New York gelockt hatte, und Pa hatte darauf bestanden, dass ich immer mit einem Auto unterwegs war. Dabei war es dann auch geblieben, und manchmal hatte ich mir mit den anderen Models aus meiner Wohngemeinschaft in Chelsea gemeinsam ein Taxi genommen. Die U-Bahn war für mich eine unterirdische Welt geblieben, in der ich mich niemals aufhielt.

»Da passiert dir nichts, Elektra«, bemerkte Miles. »Ich fahre seit vielen Jahren U-Bahn, und wie du siehst, bin ich noch da.«

Es nervte mich, dass er offenbar meine Gedanken lesen konnte. Aber irgendwie gefiel es mir auch.

»Erzähl mir mehr über das Zentrum«, sagte ich.

»Viele von den ehrenamtlichen Mitarbeitern sind Eltern drogensüchtiger Kinder oder Menschen, die selbst abhängig waren. Doch seit letztem Jahr werden wir nicht mehr finanziell unterstützt und können unsere Rechnungen kaum noch bezahlen.«

»Ähm, ist das hier eine gefährliche Gegend?«, fragte ich nervös, als wir zwanzig Minuten später in einer gesichtslosen Straße mit Reihenhäusern aus braunem Sandstein hielten.

»Heutzutage nicht mehr«, antwortete Miles. »Es gibt immer noch einige No-go-Areas, große Teile von Harlem wurden unter Bürgermeister Bloomberg jedoch umgestaltet und aufgewertet. Heutzutage gilt das Viertel als cool und teuer. Aber es gab Zeiten, wo man hier so ein Reihenhaus für einen Dollar kaufen konnte. Ich wünschte, ich hätte damals einen übrig gehabt.« Miles grinste. »So, da wären wir.«

Wir stiegen aus, und ich atmete tief ein, um den Geruch von abgestandenem Kaffee und Frittenfett aus dem Taxi loszuwerden. Miles ging ein paar Stufen hinauf zu einer blauen Tür, von der die Farbe abblätterte. Zu unserer Linken befand sich ein kleiner Gemischtwarenladen, auf der rechten Seite ein Haus, das mit Brettern vernagelt und mit Graffiti übersät war. Über der blauen Tür hing ein kleines handgeschriebenes Schild mit der Aufschrift »Beratungszentrum Hände der Hoffnung«.

Miles gab auf einer Tastatur einen Code ein, schob die Tür auf und ging voraus, durch einen dunklen Flur in einen langen schmalen

Raum, der nur durch Oberlichter beleuchtet war und in dem abgenutzte Resopaltische und Plastikstühle herumstanden.

»Das ist es also«, sagte Miles. »Ein Cousin von einem Cousin von mir hat uns erlaubt, das hier auf seinem Grundstück zu bauen. Nichts Großartiges, aber wir erreichen was damit. Möchtest du einen Kaffee?« Auf einem schmalen Tresen am Ende des Raums stand ein kleiner Automat. »Der Kühlschrank ist kaputt, also gibt's nur Kaffee oder warme Softdrinks.«

»Danke, alles okay«, sagte ich und fühlte mich plötzlich so verwöhnt und privilegiert, wie ich es tatsächlich war.

»Und zu allem Überfluss«, sagte Miles seufzend, »haben wir vor ein paar Monaten auch noch einen Räumungsbescheid bekommen. Irgendein Bauunternehmer hat dieses Haus und fünf weitere Gebäude in der Straße gekauft. Für die Jugendlichen aus dem Viertel war unser Zentrum ein Zufluchtsort. Hier gab es für sie Unterstützung, Beratung und einen kostenlosen Kaffee, wenn er auch nicht sonderlich gut ist. Wir sind ein kleines Projekt, aber wenn es auch nur ein einziges Leben retten konnte, ist es für mich den Einsatz wert.«

»Was kostet es denn, ein solches Projekt zu finanzieren?«, erkundigte ich mich.

»Schwer zu ermessen. Alle aus dem Team arbeiten ehrenamtlich, aber idealerweise würden wir hier ausgebildete Sozialarbeiter, eine Rund-um-die-Uhr-Hotline, Drogenberater, Anwälte für schnelle juristische Beratung und genug Räume haben, um möglichst viele Kids unterzubringen.«

»Okay. Ich will gern helfen«, sagte ich, »ich werde mir überlegen, wie wir an Spenden kommen. Ich habe Geld, aber was dir vorschwebt, geht ja wohl in die Millionen.«

»Ich bitte dich nicht, uns finanziell zu unterstützen, Elektra, sondern deine Prominenz einzusetzen, damit wir Spenden bekommen. Verstehst du?«

»Ja, ich denke schon. Tut mir leid, Miles, ich habe null Erfahrung mit so was, du musst mir alles erklären.«

»Ich dachte mir, dass du uns Publicity verschaffen könntest. Dass du vielleicht mit einigen Kids, die schon seit Jahren

herkommen, gemeinsam ein Interview machst, in dem sie erzählen, wie ihnen das Zentrum geholfen hat.«

»Tolle Idee«, bekräftigte ich. »Ich bin zu allem bereit.«

»Schön. Komm, gehen wir. Das deprimiert mich hier gerade.«

Als wir das Haus verließen, dröhnte aus dem kleinen Laden nebenan blechern klingender Rap aus einem billigen Radio.

»Und jetzt?«, sagte Miles, als wir an der Straße standen. »Möchtest du sehen, wo dein Pa dich gefunden hat? Es ist ganz in der Nähe, wir könnten zu Fuß gehen.«

Ich sah ihn unentschlossen an.

»Lass uns doch einfach mal in die Richtung gehen«, schlug Miles vor. »Du solltest das ohnehin sehen, wenn du schon mal in Harlem bist.«

»Okay«, sagte ich, obwohl mir die Knie weich wurden und sich mein Puls unangenehm beschleunigte.

Unterwegs versuchte ich mich zu entspannen und meine Umgebung wahrzunehmen. Obwohl einige der alten Häuser heruntergekommen waren – mit Karton verklebte Fenster, überquellende Mülltonnen –, konnte man an den Hipster-Cafés und zahlreichen Baugerüsten erkennen, dass hier die Umgestaltung in vollem Gange war.

Als wir an einem großen roten Backsteingebäude vorbeikamen, mussten wir auf der Straße gehen, um einer Menschenmenge auszuweichen. Die Leute waren allesamt schick angezogen, die Frauen in bunten Kostümen mit passenden Hüten. Ein mit Blumen geschmückter Wagen fuhr in diesem Moment vor.

»Das sind Sarah und Michael, die gerade den Bund des Lebens schließen, wie man so sagt«, erklärte Miles schmunzelnd. »Sarah ist eine meiner Erfolgsgeschichten. Ich habe ihr geholfen, eine Wohnung zu finden, während sie noch im Frauenhaus lebte«, fügte er an, als eine junge Frau in einem schimmernden weißen Satinbrautkleid mit ausladendem Rock aus dem Wagen stieg. Die Menge jubelte und klatschte und begann in das Gebäude zu strömen, das ich jetzt als Kirche erkannte.

»Ich möchte sie kurz begrüßen«, sagte Miles und ging mit schnellen Schritten auf die Braut zu. Sie strahlte, als er sie herzlich

umarmte.

»Kennst du viele Leute hier?«, fragte ich, als Miles zurückkam.

»Klar. Ich lebe seit vier Jahren hier, seit dem Entzug. Und das ist auch meine Kirche.« Ein Mann, wohl der Vater der Braut, trat hinzu und geleitete die junge Frau hinein. »Es ist wunderschön, so ein Happy End mitzuerleben. Das gibt mir die Kraft, mich weiter für diese jungen Menschen einzusetzen.« Miles ging zügig weiter, und ich musste einen Zahn zulegen, um mit ihm mitzuhalten.

»Was für eine Art Anwalt bist du eigentlich?«, fragte ich.

»Direkt nach dem Studium wurde ich sofort von einer renommierten Kanzlei für die Abteilung Prozessführung angeworben. Dabei verdient man auf Anhieb Unsummen. Die ich dann auch zügig wieder ausgegeben habe, indem ich sie mir in die Nase gezogen oder in den Rachen gekippt habe. Der Druck bei der Arbeit war einfach enorm. Nach dem Entzug bin ich zu einer kleineren Kanzlei gewechselt. Da verdiene ich zwar erheblich weniger, kann aber immer wieder Pro-Bono-Mandate übernehmen.«

»Was ist das?«

»Fälle wie Vanessa zum Beispiel. Simpel ausgedrückt: Meine Kanzlei erlaubt mir, vereinzelt kostenlose Rechtsberatung zu geben. Was ich gern viel häufiger tun würde, aber auch ich muss meine Rechnungen bezahlen.«

»Klingt, als wärst du ein wirklich guter Mensch, Miles«, sagte ich. Die Straße stieg jetzt an, wir näherten uns Marble Hill.

»Ich *bemühe* mich darum, scheitere aber häufiger, als dass ich erfolgreich wäre«, erwiderte Miles achselzuckend. »Aber das macht nichts. Seit ich zu Jesus zurückgefunden habe, weiß ich, dass man scheitern darf, solange man sich aufrichtig bemüht.«

»Was meinst du mit ›zu Jesus zurückgefunden‹?«, erkundigte ich mich.

»Meine gesamte Familie – genauer gesagt, mein gesamtes Umfeld in Philadelphia – gehörte zur Kirchengemeinde. Wir waren wie eine riesige glückliche Familie, ich hatte jede Menge Tanten, Onkel, Cousins und Cousinen, mit denen ich gar nicht blutsverwandt war, sondern wir waren verwandt durch Jesus. Dann studierte ich in Harvard, verdiente einen Haufen Kohle und wurde ein aufgeblasener

Schnösel, fühlte mich meiner Familie, meiner Kirche und sogar dem Herrn selbst überlegen. Ich beschloss, die alle nicht mehr zu brauchen, und war der Ansicht, die Kirche wäre nur eine Institution, die darauf abzielte, die Arbeiterschicht zu unterdrücken. Hab während des Studiums Karl Marx gelesen.« Er gab ein tiefes herzhaftes Lachen von sich. »Ganz ehrlich, Elektra: Ich war damals ein extremes Arschloch. Okay, aber du weißt ja, was dann passiert ist: Ich habe, wie gesagt, zu Jesus und meiner Familie zurückgefunden. Hast du mal im Chor gesungen?«

»Soll das dein Ernst sein?! Ich hab in meinem ganzen Leben noch nie gesungen.«

Miles blieb abrupt stehen. »Das kann nicht wahr sein.«

»Ist es aber. Als Kind habe ich meine Stimmbänder zum Schreien, nicht zum Singen benutzt, sagen meine Schwestern.«

»Elektra«, sagte Miles eindringlich, »es ist ausgeschlossen, dass du als schwarze Frau nicht singst, selbst wenn du die Töne nicht triffst. Ich kenne keinen einzigen Schwarzen, der nicht singt. Das gehört zu unserer Kultur.«

Er ging weiter, und plötzlich begann er zu summen. Nur drei Töne.

»Versuch’s mal.«

»Was? Vergiss es!«

Miles wiederholte die drei Töne. »Na, komm schon, Elektra. Singen macht glücklich. ›O Happy Day‹«, schmetterte er plötzlich laut und melodiös. Ich blickte auf die Passanten, die jedoch keinerlei Anstoß nahmen an Miles’ Gesang, den er voller Inbrunst fortsetzte.

»Du schämst dich jetzt wegen mir, oder?«, fragte er schmunzelnd.

»Allerdings. Ich hab dir doch erzählt, dass ich in einer ganz anderen Umgebung, ohne solche Traditionen aufgewachsen bin.«

»Es ist nie zu spät, um etwas Neues zu lernen, Elektra. Eines Tages werde ich dich mal mit in die Kirche nehmen, dann wirst du sehen, was dir all die Jahre entgangen ist. Jedenfalls«, Miles blieb unvermittelt vor einem der braunen Sandsteinhäuser stehen, »ist das hier Hale House, wo dein Pa dich gefunden hat.«

»Ah ja. Okay.«

»Und das da«, Miles zeigte auf die Statue einer gütig blickenden Frau, die mir die Hand entgegenstreckte, »ist Mutter Clara Hale, die in diesem Viertel eine Legende ist. Du bist 1982 geboren, oder?«

»Ja.«

»Ich überlege gerade, ob Mutter Hale wohl noch hier war, als du hier untergebracht warst. Ja, müsste eigentlich so gewesen sein.«

Ich betrachtete die Statue der Frau, die mich vielleicht in Armen gehalten hatte, dann las ich die Inschrift auf der Tafel daneben. Clara Hale war selbst dreifache Mutter gewesen und hatte nach und nach bedürftige Nachbarskinder mit aufgenommen. Später begann sie sich um die Neugeborenen von Eltern zu kümmern, die drogenabhängig und HIV-infiziert waren. 1985 hatte Präsident Ronald Reagan sie als »amerikanische Heldin« geehrt.

Ich sah Miles an. »Dass Pa mich hier gefunden hat – bedeutet das, dass meine Mutter drogensüchtig war oder an Aids gestorben ist? Oder hat Mutter Hale auch andere Kinder aufgenommen?«

»Das weiß ich nicht. Sie hat sich hauptsächlich um die Kinder von drogensüchtigen Frauen gekümmert, ja, vor allem von Fixerinnen. Aber sie hat kein Kind abgelehnt, und ich bin sicher, dass hier auch viele verzweifelte junge Mütter angeklopft haben, die nichts mit Drogen zu tun hatten.«

Ich musterte Miles' Miene, weil ich nicht sicher war, ob er mich nur beruhigen wollte.

»Okay, also … soll ich jetzt ein Foto machen oder was? Es auf Facebook posten, damit alle meine Fans wissen, woher ich stamme?«, fragte ich ironisch, merkte aber dann, dass mir plötzlich Tränen in die Augen schossen.

»Hey, komm mal her.« Miles nahm mich in die Arme. »Du weißt doch gar nichts Genaues, also hör auf, dir irgendwas zusammenzureimen. Vielleicht solltest du dich jetzt wirklich mit der Geschichte deiner Herkunft befassen.«

»Kann schon sein«, murmelte ich, hörte aber nicht richtig zu, weil ich die Umarmung viel zu sehr genoss.

»Das Tolle ist doch, dass du dir, ungeachtet deiner Herkunft,

ein sehr erfolgreiches Leben aufgebaut hast. Und das ist schließlich die Hauptsache.« Miles ließ mich los und warf einen Blick auf seine Uhr. »Auf die Gefahr hin, unhöflich zu sein – dürfte ich dich jetzt in ein Taxi setzen? Ich habe nach den drei Wochen Abwesenheit Berge an Arbeit auf dem Tisch liegen, und es ist etwas umständlich, wenn ich dich erst nach Hause bringe und dann wieder zurückfahre.«

»Ich … okay, kein Problem«, sagte ich achselzuckend, während Miles ein Taxi herbeiwinkte.

»Danke, dass du mit hierhergekommen bist, Elektra«, sagte Miles, als ich einstieg. »Ich melde mich, sobald ich wieder von Vanessa höre. Pass gut auf dich auf und vergiss nicht, dass du mich jederzeit anrufen kannst.«

Er winkte mir, als der Wagen losfuhr, und ich fühlte mich enttäuscht. Ich hatte mir nämlich vorgestellt, dass wir zusammen in einem der coolen Cafés zu Mittag essen würden; einen Bärenhunger hatte ich außerdem.

Eine Viertelstunde später stieg ich unter dem Vordach meines Wohngebäudes aus. Nicht einmal Tommy war da, um mich zu begrüßen. Als ich mit dem Fahrstuhl nach oben fuhr, war mir zum Heulen zumute. Der schäbige Betonbau des Beratungszentrums, einzige Hoffnung für junge Menschen wie Vanessa … die Wahrheit über meine eigene Herkunft … die Nähe, die ich zu Miles empfunden hatte während unseres Spaziergangs durch Harlem … und dass er mich dann Knall auf Fall in ein Taxi verfrachtet hatte, als wäre ich ihm vollkommen gleichgültig …

Ich versuchte die Gedanken abzuschütteln, nahm mir eine Cola und den Rest Linsensuppe aus dem Kühlschrank und setzte mich zum Essen hin. Doch dann wurde mir ganz flau, weil mich plötzlich heftige Schuldgefühle überkamen. Wie konnte ich hier in meinem Edelapartment hocken, den Schrank voller Edelklamotten, und mich bemitleiden, während es nur ein paar Kilometer weiter so viel Elend gab?

Ich leerte die Cola und nahm mir eine neue, voller Angst, dass die bedrohliche schwarze Wolke auf mich herabsinken würde; jene Wolke, die ich früher immer mit Alkohol oder Drogen »behandelt« hatte. Auf meinem Handy sah ich, dass es kurz nach halb zwei war.

Mein AA-Treffen fand erst um fünf statt, mir blieben also noch dreieinhalb Stunden, die ich hier zubringen musste, mutterseelenallein mit meinen gerade sehr verworrenen Gedanken.

»Scheiße«, murmelte ich; mir war klar, dass ich dringend mit jemandem reden musste. Ich sah auf dem Handy, dass Zed sich gemeldet hatte, und war im Begriff, ihn zurückzurufen, als ich mich gerade noch rechtzeitig bremsen konnte. Zed war jetzt eindeutig nicht die richtige Gesellschaft, denn er würde hier mit den ganzen Substanzen ankommen, von denen ich mich fernhalten musste. Ich rief meine Kontakte auf und scrollte zu Mariams Nummer. Obwohl ich sie wirklich nicht an ihrem ersten freien Tag seit meiner Rückkehr beanspruchen wollte, war mir doch von allen intensiv eingeschärft worden, jemanden anzurufen, wenn es mir schlecht ging.

Es klingelte ein paarmal, dann sprang die Mailbox an.

Ich brach den Anruf ab. Wahrscheinlich verbrachte Mariam gerade einen schönen Tag mit ihrer Familie …

»Ihre Familie«, murmelte ich vor mich hin. »Und wo ist meine? Wohin gehöre ich …? Ja, ganz genau! In ein Heim für unerwünschte Kinder!«

Warum war Stella nicht hier? Dann hätte ich sie gefragt, wie sie zulassen konnte, dass ihre Enkelin in solche Umstände geriet. Als ich merkte, wie Wut in mir hochstieg, stand ich rasch auf, um mich abzulenken, und ging auf die Terrasse. Mein Handy nahm ich mit, falls Mariam zurückrufen würde. Ich setzte mich, blickte auf die grünen Wipfel der Bäume im Central Park und dachte über Miles nach, der heute so unmissverständlich klargemacht hatte, dass unsere Beziehung rein geschäftlicher Natur war. Dann beschloss ich, ein imaginäres Gespräch mit Fi über die Situation zu führen.

Fi: »Was empfinden Sie denn für Miles, Elektra?«

Ich: »Hm … ich muss zugeben, dass ich verwirrt bin.«

Fi: »Und warum ist das so? Was meinen Sie?«

Ich: »Weil ich … mich zu ihm hingezogen fühle, obwohl er überhaupt nicht mein Typ ist.«

Fi: »Sind das eher freundschaftliche Gefühle? Oder ist da noch mehr?«

Ich überlegte.

»Zu Anfang eher freundschaftlich, glaube ich, ja. Er war der erste Mensch in meinem Leben, mit dem ich mich wirklich identifizieren konnte. Er ist schwarz, in einer Mittelschichtfamilie aufgewachsen, hat ein Stipendium für Harvard bekommen und ist beruflich erfolgreich. Ach so, ja, und er hatte ein Drogenproblem.«

Fi: »Das muss ein sehr intensives Erlebnis für Sie gewesen sein. Fühlten Sie sich danach weniger allein?«

Ich: »Ja, genauso war es. Und weil wir uns in der Klinik kennengelernt haben, musste ich auch nichts vortäuschen. Ich konnte die sein, die ich bin. Fühlte mich …«, ich suchte nach den richtigen Worten, »wohl mit ihm. So als müsste ich ihm gar nichts erklären.«

Fi: »Wann verwandelten sich dann diese freundschaftlichen Gefühle in Liebesgefühle?«

Bei dem Wort zuckte ich regelrecht zusammen, aber klar, es musste gesagt werden.

Ich: »An dem Abend von Vanessas Selbstmordversuch. Ich war im Krankenhaus, und Miles kam zu mir. Er nahm mich in die Arme, und ich schlief an seiner Brust ein. Ich fühlte mich … geborgen.«

An dieser Stelle hätte Fi mir die Schachtel mit Taschentüchern gereicht, aber da auf der Terrasse keine vorhanden war, wischte ich mir mit der Hand die Augen. Mein Handy klingelte jetzt, und ich griff danach wie nach einer Rettungsleine.

»Hi, Mariam.«

»Elektra? Hier ist Lizzie, aus der Klinik, erinnerst du dich?«

»Natürlich! Entschuldige, Lizzie, ich hatte einen Anruf von meiner Assistentin erwartet. Schön, von dir zu hören. Wie geht’s dir?«

»Die ehrliche Antwort auf diese Frage lautet: nicht gut. Ich habe Christopher verlassen.«

»O Gott! Warum? Und jetzt?«

»Das ist eine lange Geschichte. Hör mal, hättest du jetzt überhaupt Zeit?«

»Ja, klar. Schieß los.« Eine Unterhaltung über Lizzies abscheulichen Ehemann würde die Zeit bis zum AA-Treffen gut überbrücken, dachte ich mir.

»Eigentlich würde ich es dir lieber persönlich erzählen. Kann ich dich vielleicht besuchen kommen?«

»Was, aus L.A.?!«

»Ich bin in New York, Elektra. Und habe gerade erfahren, dass der Dreckskerl bei der Bank alle meine Kreditkarten gesperrt hat. Jetzt stehe ich am JFK-Flughafen und hab nicht mal Geld für ein Taxi, geschweige denn für ein Hotelzimmer. Oje …«

Ich hörte Schluchzen am anderen Ende.

»O nein, Lizzie, das tut mir schrecklich leid. So ein rachsüchtiger Arsch!«

»Ja, ist er. Hat wahrscheinlich befürchtet, dass ich mir noch so viel Geld wie möglich holen würde. Ich muss natürlich zu einem Anwalt, aber … tut mir total leid, dass ich dich belästige, aber ich hab sonst hier niemanden, an den ich mich wenden kann …«

»Pass auf, Lizzie, du nimmst dir jetzt sofort ein Taxi zu mir. Ich sag dem Concierge, dass er es bezahlen soll, sobald du hier ankommst. Hast du meine Adresse?«

»Ja, die hast du mir an dem Tag gegeben, als ich von der Ranch aufgebrochen bin, weißt du noch? Es tut mir so leid, Elektra, dass ich …«

»Bitte hör auf, Lizzie. Wir reden, wenn du hier bist, ja?«

»Okay. Bis nachher.«

Ich stand auf, lehnte mich über die Brüstung und brüllte vor Wut über Lizzies Misere unsägliche Wörter in die abgasverpestete Luft von Manhattan. Als ich gerade bei einem besonders unflätigen Kraftausdruck angelangt war, machte sich mein Handy erneut bemerkbar.

»Elektra? Hier ist Mariam.« Sie klang etwas atemlos. »Ist alles okay mit dir?«

»Ja, alles in Ordnung, wirklich.«

»Entschuldige, dass ich dich nicht sofort zurückgerufen habe – aber ich bin ganz in der Nähe und könnte in zehn Minuten bei dir sein.«

»Nein, nicht nötig, mir geht’s wirklich gut, Mariam. Entschuldige, dass ich dich gestört habe.«

»Oh, okay. Puh«, kicherte sie. »Also, ich bin jedenfalls in

Reichweite, solltest du mich brauchen.«

»Danke dir, Mariam. Wir sehen uns Montag.« Ich beendete das Gespräch, holte meine Brieftasche und fuhr nach unten, um dem Concierge das Geld für Lizzies Taxi zu geben. Meine Stimmung war plötzlich viel besser, weil ich es genoss, eine wirkliche Freundin zu haben. Und diese Freundin hatte sich an mich gewandt, als sie Hilfe brauchte.

* * *

Eine Stunde später setzte ich Lizzie mit einer »schönen Tasse Tee«, wie sie das immer nannte, auf die Terrasse. Die Ärmste sah so mitgenommen aus, dass ich jetzt diejenige war, die mütterliche Gefühle für sie empfand, obwohl es vorher eher umgekehrt gewesen war.

»Ach, Elektra, das ist so was von einem billigen Klischee«, sagte Lizzie seufzend, während sie ihren Tee trank. »Chris hatte eine Affäre mit einer der Schauspielerinnen seines neuen Films. Sie ist so jung, dass sie seine Tochter sein könnte, und wunderschön. Brasilianerin, eins zweiundachtzig groß – er ist eins siebenundsechzig – und …« Lizzie schüttelte den Kopf. »Vielleicht habe ich mir in der Ranch wenigstens einen Funken Selbstwertgefühl zurückgeholt, aber jedenfalls … bin ich ausgerastet.«

»Wie bist du ihm auf die Schliche gekommen?«

»Abgesehen vom durchdringenden Gestank eines exotischen Parfüms im Schlafzimmer, als ich nach Hause kam? Und abgesehen von dem grellroten Lippenstift einer Marke, die ich nicht mal mit der Kneifzange anrühren würde, der auf meiner Frisierkommode lag? Auf *meiner* Frisierkommode! Kannst du dir das vorstellen?« Lizzie schüttelte den Kopf. »Es war, als wollte sie ihr Revier markieren. Sie wollte eindeutig, dass ich dahinterkam, und mein dämlicher Mann hat es nicht mal bemerkt.«

»Und dann hast du ihn zur Rede gestellt?«

»Hab ich, ja, aber – verzeih mir, dass ich das erwähne, Elektra – erst nachdem ich mir eine halbe Flasche von einem seiner teuersten Weine hinter die Binde gekippt hatte. Ich meine, ich weiß seit Jahren, dass er fremdgeht, aber dieser Lippenstift war irgendwie so himmelschreiend – als wäre es der völlig gleichgültig, dass sie mit einem verheirateten Mann rummacht, der zwei Kinder hat –, dass mir klar wurde, wie dumm ich gewesen bin.«

»War er geschockt?«, fragte ich und kam mir nun wirklich wie die echte Fi vor.

»Aber gewaltig. Total am Boden zerstört, ja.« Die Andeutung eines Lächelns zeigte sich auf Lizzies eigenartig geformten Lippen. »Hat mir den üblichen Mist erzählt, von wegen, es sei nichts, sie seien zusammen am Set gewesen, und irgendwie sei es einfach passiert, weil ich noch nicht zu Hause war, und so weiter und so fort, ich hab gar keine Lust, dieses erbärmliche Gelaber zu wiederholen. Dann hat er behauptet, er würde sofort Schluss mit der machen, bla, bla, bla. Aber ich hab nur meine Reisetasche genommen, die ich vor seiner Rückkehr gepackt hatte – wie üblich kam er zu spät zum Abendessen –, bin zum Flughafen und hab mich in die nächste Maschine nach New York gesetzt, Businessclass, wohlgemerkt«, fügte sie mit einem Zwinkern hinzu. »Bei der Landung habe ich dann feststellen dürfen, dass er meine Kreditkarten gesperrt hat.«

»Hast du ihm gesagt, dass du dich scheiden lassen willst? Ich meine, willst du das überhaupt?«

»Ja, auf jeden Fall. Dieser Mann hält mich seit Jahren zum Narren und behandelt mich wie eine bessere Haushälterin, die auch noch seine Kinder großzieht, während er damit beschäftigt ist, sich durch ganz L.A. zu vögeln!«

Ich musste über Lizzies Ausdrücke kichern, die mit ihrem britischen Akzent immer noch kultiviert klangen.

»Und was ist mit euren Kindern?«

»Wie du selbst schon gesagt hast, Elektra: Sie sind erwachsen und haben ihr eigenes Leben. Am schlimmsten finde ich, dass sie wahrscheinlich wussten, wie ihr Vater ist.« Sie seufzte. »Ich hab Curtis – er ist der Ältere der beiden – vom Flughafen aus angerufen. Wahrscheinlich klang ich etwas betrunken, weil ich mir die zweite

Hälfte der Flasche während der Taxifahrt genehmigt hatte. Curtis hat mich nur gefragt, weshalb ich so lange für die Entscheidung gebraucht hätte. Ich bin mir nicht sicher, ob Betsy das auch so sehen wird – sie war immer der Augapfel ihres Vaters und ist fürchterlich verzogen –, aber zumindest ist eines der Kinder auf meiner Seite.«

Ich sah Lizzie an, die jetzt auf die Skyline von Manhattan starrte, und empfand große Zuneigung für sie.

»Weißt du was, Lizzie?«

»Was?«

»Ich bin so stolz auf dich, weil du alles richtig gemacht hast. Dein neues Leben beginnt jetzt.«

»Na, das wird aber nicht toll werden, wenn der Scheißkerl mich ohne einen Cent dasitzen lässt.«

»Das lässt sich ganz bestimmt regeln. Vielleicht kann Miles – der große schwarze Typ aus der Klinik – dir helfen. Oder kennt jemanden, der es kann. Er ist Anwalt. Und du kannst bei mir wohnen, solange du willst. Ich bin froh über Gesellschaft, um ehrlich zu sein.«

»Das ist superlieb von dir, Elektra. Vielleicht bis Montag. Ich habe noch Geld auf einem Konto, das ich ganz am Anfang in New York eröffnet habe, als ich Chris noch nicht kannte. Mit dem Geld komme ich etwa zwei Monate über die Runden, bis alles geklärt ist.«

»Mach dir keine Sorgen ums Geld, Lizzie, ich lass dich nicht verhungern.«

»Obwohl meine Situation gerade ziemlich mies ist, liebe ich New York«, sagte sie und ließ den Blick über den Central Park schweifen. »Deshalb bin ich hierhergekommen. Hier fühle ich mich zu Hause. Ich könnte mir einen Job suchen«, fuhr sie fort. »Ich kann zwar keine großartigen Qualifikationen vorweisen, aber auf jeden Fall mit einem Computer umgehen. Und abgesehen davon werde ich die Hälfte des Vermögens kriegen, ob es dem Schuft nun passt oder nicht. Ich hoffe nur, dass ich nicht einknicke und zu ihm zurückrenne.«

»Dafür werde ich schon sorgen, Lizzie. Du hältst mich von den Drogen fern und ich dich von deinem Mann. Abgemacht?«

»Abgemacht.« Lizzie schenkte mir ein Lächeln. »Ich kann dir

gar nicht genug dafür danken, Elektra, dass du mich bei dir aufnimmst. Du bist ein wirklich wunderbarer Mensch.«

»Bin ich nicht, aber freut mich trotzdem, wenn ich helfen kann«, erwiderte ich. Lizzie musste plötzlich gähnen, und ich schaute auf mein Handy. »Ich zeig dir jetzt mal dein Zimmer, dann kannst du dich ein bisschen ausruhen. Ich muss los zu meinem AA-Treffen.«

»Super«, sagte Lizzie und folgte mir mit ihrer Reisetasche in das Zimmer, aus dem Mariam gerade ausgezogen war. »Wow, das ist ja viel schöner hier als das Hotel, in das ich einchecken wollte«, fügte Lizzie hinzu, als sie an die wandhohen Fenster trat und über die Stadt blickte.

Ich erklärte ihr die Fernbedienung für die Jalousien und überließ sie dann sich selbst. Als ich nach unten fuhr, dachte ich, wie schön es sich anfühlte, einen Menschen um sich zu haben, der mich ebenso zu brauchen schien wie ich ihn.

# XXXIV

»Vielen Dank, Miles, dass du hergekommen bist«, sagte ich, als ich ihn am Montagabend ins Wohnzimmer führte.

»Ist mir ein Vergnügen, Elektra«, erwiderte er. Ich musste an mich halten, nicht ins Schwärmen zu geraten, weil er mit Anzug und Krawatte so verdammt gut aussah. Gleich morgens hatte ich Miles angerufen und gefragt, ob er noch einen Termin für Lizzie freihabe. Dem war nicht so, aber er versprach, nach der Arbeit vorbeizukommen.

»Hi, Lizzie.«

»Hi.« Lizzie stand auf und schüttelte Miles die Hand. »Das ist wahnsinnig nett von Ihnen, Miles.«

»Nicht der Rede wert. Freunden von Elektra helfe ich gern.«

»Ich lasse euch zwei mal allein, ja? Möchtest du was trinken, Miles?«

Beide blickten wir auf das Glas Weißwein in Lizzies Händen. Ich hatte Mariam gebeten, den Weißwein auf die Liste für die Lebensmittellieferung zu setzen; schließlich musste ich damit zurechtkommen, dass Alkohol in meinem Alltagsleben ständig auftauchen würde, und Wein war da noch die harmlose Variante.

»Wenn du Cola hast, würde ich eine nehmen.« Miles grinste.

»Du glaubst gar nicht, wie viel ich davon habe.« Ich erwiderte das verschwörerische Grinsen und ging raus, wobei ich mich fragte, ob dieser Dialog wohl als Flirt durchgehen konnte.

Mariam saß mit ihrem Laptop am Küchentisch. Ich nahm eine Cola aus dem Kühlschrank und überlegte, ob ich Miles ein Glas oder nur die Dose geben sollte. In Anbetracht seines eleganten Outfits entschied ich mich dann für das Glas.

»Du solltest jetzt Feierabend machen«, sagte ich zu Mariam, während ich die Cola einschenkte.

»Du müsstest aber noch kurz einen Blick auf deinen Terminplan

für die nächsten Tage werfen. Hier ging's heute Nachmittag zu wie im Taubenschlag.«

Ich brachte Miles die Cola und stellte sie wortlos auf den Tisch, weil die beiden bereits ins Gespräch vertieft waren. Tatsächlich war es hier den ganzen Tag über heftig zugegangen, aber ich hatte den Trubel angenehm gefunden. Susie war vorbeigekommen, weil sie von meinem neuen Haarschnitt gehört hatte, und hatte ihn für »grandios!« erklärt. Was sie dann allerdings sofort wieder ruinierte, indem sie hinzufügte, Kunden und Fotografen könnten mir jetzt ganz nach Wunsch jede Frisur verpassen. Ich erklärte ihr, dass ich mit Patrick, meinem Lieblingsfotografen, ein Shooting ganz *au naturel* machen wolle, und Susie buchte ihn für nächste Woche.

Susie (die Engländerin war) und Lizzie verstanden sich auf Anhieb bestens und lästerten nach Herzenslust über ihre Exmänner ab, während ich mich mit einem Ständer voller Kleider von einem bestimmten Designer beschäftigte und mir die aussuchte, die ich anprobieren und zu publicitywirksamen Anlässen tragen wollte. Lizzie stieß dann dazu und bestaunte begeistert eine Jacke, die ich bereits in die engere Auswahl gezogen hatte. Angesichts der Tatsache, dass Lizzies Reisetasche wenig mehr als Kosmetika und Unterwäsche zum Wechseln enthielt, konnte ihre Garderobe wahrlich Aufbesserung brauchen.

»So«, sagte Mariam, als ich jetzt in die Küche zurückkam. »Hoffentlich werden wir nicht mehr gestört. Wärst du einverstanden, übernächste Woche für die *Marie Claire* nach Quebec zu fliegen?«

»Kannst du bestätigen.«

»Prima. Ach ja, und XX hat gemailt und angefragt, ob du wieder eine Sonderkollektion mit ihm machen möchtest.«

»Hm …«

Ich zögerte. Mein Skizzenblock war voller Entwürfe, die ich für dieses Projekt benutzen konnte. Andererseits war ich selbst berühmt genug, um eine solche Kollektion unter meinem eigenen Namen herauszubringen und den Gewinn für mich zu behalten, anstatt ihn zu teilen. Und *dann* … Ich dachte an das Beratungszentrum in Harlem, und eine Idee begann in meinem Kopf Gestalt anzunehmen …

»Sag ihm, nein, ich bin vorerst nicht interessiert«, antwortete ich entschlossen.

»Okay. Ah, und vergiss nicht, dass deine Großmutter heute um acht hierherkommt.«

»Ja, danke.«

Ich sah Mariam zu, wie sie den Laptop zuklappte. Vor dem Entzug hatte ich mich schlecht in andere Menschen einfühlen können, doch inzwischen empfand ich mich gelegentlich als hypersensibel. Vielleicht lag es daran, aber irgendwie kam mir Mariam anders vor als sonst.

»Ist alles okay mit dir?«, fragte ich.

»Ja, natürlich! Alles wie immer«, antwortete sie, sichtlich erschrocken über meine Frage.

»Gut, dann kannst du jetzt getrost nach Hause gehen. Lizzie will, während sie hier wohnt, das Kochen übernehmen. Dann hast du eine Belastung weniger.«

»Das ist wirklich kein Problem, Elektra, du weißt doch, wie gern ich koche.«

Wahrscheinlich bildete ich es mir nur ein, aber ich meinte, einen Tränenschleier in ihren Augen zu sehen, als Mariam den Laptop in ihrer Umhängetasche verstaute und aufstand.

»Gute Nacht, Elektra«, sagte sie und ging raus.

»Tschüs, Mariam.«

Ich setzte mich an den Tisch und klappte meinen eigenen Laptop auf, um meine Mails zu checken. Der Makler, der den Kauf der Hacienda Orchídea regelte, hatte geschrieben, und ich antwortete ihm. Dann sah ich, dass Tiggy eine Rundmail an alle Schwestern geschickt hatte, um uns an die Fahrt mit der *Titan* zu erinnern. Ich schaltete den kleinen Fernseher in der Küche ein, um nicht dauernd daran zu denken, dass Stella Jackson in knapp einer Stunde hier sein würde – und daran, was ich ihr gegenüber empfand, nachdem ich nun wusste, wo Pa mich gefunden hatte. Bei CNN lief der übliche Mix aus Nachrichten und Aktienkursen, aber dann schrie ich überrascht auf, als ein mir nur allzu vertrautes Gesicht auf dem Bildschirm erschien.

*»Mitch Duggan hat heute seine Teilnahme am ›Konzert für*

*Afrika‹ bestätigt, das kommenden Samstag im Madison Square Garden stattfinden wird. Zahlreiche Bands und Prominente werden dort auftreten, darunter, Gerüchten zufolge, Senator Obama, der demokratische Präsidentschaftskandidat.«*

Ein Bild von Obama war zu sehen, dann wieder die Moderatorin.

*»Stella Jackson, die bekannte Bürgerrechtsaktivistin und Anwältin, die mit Amnesty International zusammenarbeitet, ist jetzt bei mir im Studio. Sie wird sich zur Aids-Krise in Afrika äußern und erklären, inwieweit dieses Konzert zur Aufklärung über das Problem beitragen kann.«*

Und da saß leibhaftig meine Großmutter in aller Seelenruhe neben der Moderatorin.

*»Danke, Cynthia«*, sagte Stella. *»Ein verstärktes Bewusstsein für die Krise ist jetzt dringend vonnöten. Wir brauchen schnelles Handeln und unkomplizierte Unterstützung seitens der Politik. Ost- und Südafrika sind von der Krankheit Aids, die durch HIV ausgelöst wird, extrem betroffen – drei Viertel aller Aids-Toten weltweit stammen aus diesen Regionen. Am schlimmsten trifft es Säuglinge und Kleinkinder, die …«*

Ich war so geschockt, dass ich gar nicht mehr zuhörte, sondern nur fassungslos auf den Bildschirm starrte.

Dann rannte ich in den Flur und schrie, Lizzie und Miles sollten kommen, meine Großmutter sei im Fernsehen, aber die Tür zum Wohnzimmer blieb geschlossen. Als ich zurückkam, war das Interview bereits beendet.

»Verflucht«, murmelte ich. Weil ich unbedingt Ablenkung brauchte, bis die beiden mit ihrer Unterredung fertig waren, ging ich ins Schlafzimmer und begann die Sachen anzuprobieren, die ich ausgesucht hatte. Aber in Gedanken war ich unentwegt beschäftigt mit Stella Jackson, meiner »Oma«.

»Die großartige, berühmte Bürgerrechtsaktivistin, die es geschafft hat, irgendwo auf der Strecke ihre eigene Enkelin ans Hale House zu verlieren«, knurrte ich aufgebracht, während ich mich in eine enge Lederhose zwängte, in der ich mich wie ein angriffslustiger Panther fühlte. Was genau meiner Stimmung

entsprach. »Hätte gar zu gern gewusst, wie die Moderatorin auf *diese* Geschichte reagiert hätte!«

»Elektra! Wir sind fertig! Du kannst wieder reinkommen«, hörte ich Lizzie draußen auf dem Flur sagen.

»Komme!«

»Wow, umwerfend«, sagte Lizzie, als ich ins Wohnzimmer kam. »Willst du ausgehen?«

»Nein, ich probiere nur grade die Sachen an, die heute geschickt wurden.«

»Diese Lederhose passt dir wie angegossen. Fantastisch, oder, Miles?«

Ich drehte mich zu Miles um, und sein Gesichtsausdruck gefiel mir, sehr sogar. Ich bekam gleich bessere Laune.

Als er merkte, dass wir ihn beide anstarrten, wandte er den Blick ab.

»Ja, du siehst toll aus, Elektra.«

»Danke. Ihr werdet nie erraten, wen ich grade auf CNN gesehen habe – meine Großmutter! Ich hatte keinen Schimmer, dass sie so berühmt ist!«

Miles und Lizzie schauten mich verblüfft an.

»Wer ist denn deine Großmutter?«, fragte Miles dann.

»Sie heißt Stella Jackson.«

»Der Name kommt mir irgendwie bekannt vor«, sagte Lizzie.

»Augenblick mal. *Die* Stella Jackson ist deine Großmutter?«, sagte Miles.

»Ähm, ja. So heißt sie. Kennst du sie?«

»Ha!« Miles schlug sich auf den muskulösen Oberschenkel. »In der Welt der Bürgerrechtsbewegung gilt Stella Jackson als eine Art Gottheit! Und in Harvard spricht man ihren Namen nur voller Ehrfurcht aus. Sie war dabei, als Malcolm X im Audubon Ballroom in Harlem erschossen wurde, und sie war auch beim Marsch auf Washington, als Martin Luther King seine ›Ich habe einen Traum‹-Rede hielt. Sie kam nach Harvard, um mit uns Studenten zu sprechen, und ich gebe zu, dass ich damals Tränen in den Augen hatte. *Sie* ist deine Großmutter?«, wiederholte Miles. »Ich dachte, du hast gar keine Verwandten!«

»Ich hab erst vor Kurzem von ihr erfahren«, sagte ich und bekam sofort ein schlechtes Gewissen, weil ich das bislang nicht erwähnt hatte.

»Verdammt aber auch!« Miles fluchte, was hieß, hier ging es echt um eine große Sache … »Wow, wow, wow! Und du hattest keine Ahnung, wer sie ist?«

»Keinen blassen Schimmer. Sie hat ja auch kein Wort drüber verloren«, antwortete ich, erstaunt über Miles' ehrfürchtige Bewunderung.

»Man munkelt, wenn Obama die Präsidentschaftswahlen gewinnt, wird sie einen Posten als Beraterin bekommen. Auf die Gene kannst du stolz sein, Elektra. Und jetzt, wenn ich dich so anschaue: Du siehst ihr wirklich total ähnlich, vor allem mit dem neuen Haarschnitt.«

»Ist bestimmt schön zu wissen, dass die eigene Großmutter so eine einflussreiche Frau ist, oder?«, sagte Lizzie, die meine Anspannung irgendwie zu spüren schien. »Ich muss mir mal die Nase pudern nach dieser langen anstrengenden Unterredung.« Sie verschwand Richtung Badezimmer.

»Ist euer Gespräch gut gelaufen?«, fragte ich, um endgültig das Thema zu wechseln, und versuchte mich mit der knallengen Hose hinzusetzen, so gut es eben ging.

»Ja und nein.« Miles zuckte die Achseln. »Ich hab sie so gut wie möglich beraten, aber sie braucht einen kalifornischen Anwalt. Das Scheidungsrecht ist dort anders, und ich habe ihr den Namen eines guten Kollegen genannt. Hört sich an, als würde ihr Mann sie so richtig in die Pfanne hauen wollen, aber sie hat das Recht auf ihrer Seite. Und dagegen kann er nichts machen, außer das Verfahren zu verzögern. Lizzie braucht schnell Geld und eine Unterkunft. Es ist toll von dir, dass du sie aufnimmst, Elektra. Du bist ein guter Mensch«, fügte er hinzu. »Was mich angesichts deiner Verwandtschaft auch nicht wundert. Ich bin immer noch völlig baff.«

»Das wird mich aber nicht davon abhalten, sie zu fragen, wieso ich in Hale House gelandet bin.« Ich sah ihn an und spürte, dass er mich verstand. »Aber wie geht's denn Vanessa?«

»Sie kommt offenbar prima klar. Man könnte sie wohl sogar am

Wochenende schon besuchen, meint Ida. Okay, ich werd jetzt mal nach Hause fahren. In der Kanzlei tobt gerade der Irrsinn. Wenn du deine Großmutter triffst, richte ihr aus, dass ich ein Bewunderer von ihr bin. Und ich ruf dich an, sobald ich wieder was von Vanessa höre. Gute Nacht, Elektra.«

»Gute Nacht, Miles, und vielen Dank!«, rief Lizzie noch, die aus dem Badezimmer kam, als ich gerade die Tür hinter ihm schloss und einen tiefen Seufzer ausstieß.

Lizzie stützte die Hände in die Hüften und musterte mich. »Was ist los mit dir?«

»Ach, nichts, nichts.«

»Doch, da ist sehr wohl was. Hat es mit Miles zu tun?«

Ich wanderte durchs Wohnzimmer, und es half auch nicht gegen meine Gereiztheit und Ruhelosigkeit, dass Lizzie sich ein weiteres Glas Weißwein einschenkte.

»Na komm schon, Elektra, was macht dir zu schaffen?«, fragte sie und trank einen großen Schluck.

»Ach, dies und jenes«, wiegelte ich ab. Wenn ich mich jetzt nicht beherrschte, würde ich aus der Haut fahren, und ich wollte keinesfalls die arme Lizzie erschrecken.

»Es geht doch bestimmt um Miles. Läuft da was zwischen euch?«

»Was? O Gott, nein! Ha!«

»Nun reg dich doch nicht auf. Ich finde jedenfalls, dass er dich anschaut, als wärst du eine Offenbarung für ihn.«

»Ist lieb von dir, dass du das sagst, aber … Hör mal, Lizzie, ich hab nichts zu Miles gesagt, weil ich ihn sonst nicht losgeworden wäre, aber meine Großmutter – Stella Jackson – kann jeden Moment hier sein. Und«, ich sah Lizzie eindringlich an, »sie ist die Person, auf die ich gerade verdammt sauer bin.«

»Verstehe.« Lizzie genehmigte sich noch ein paar Schlucke und nickte. »Dann werde ich mich wohl mal ein Weilchen rarmachen, wie? Sommerabende im Central Park sind ja immer wunderbar.«

Das Haustelefon klingelte, und ich nahm ab. »Ja, schicken Sie sie rauf.«

»Viel Glück, Schätzchen. Wir sehen uns später, ja?« Lizzie nahm ihre Handtasche und ging.

Nachdem die Tür hinter ihr zugefallen war, konnte ich mich nur unter Aufbietung all meiner Willenskraft davon abhalten, den Rest aus ihrem Weinglas zu trinken, um meine Nerven zu beruhigen. Weil ich mich aber stattdessen auf meine Atmung konzentrierte, war ich einigermaßen gefasst, als die Wohnungsklingel Stella Jackson ankündigte.

Und da stand sie vor meiner Tür, in demselben eleganten Tweedjäckchen, das sie gerade im Fernsehen getragen hatte. Sie musste direkt aus dem Studio hierhergefahren sein.

»Hallo, Elektra. Wie geht's dir?«

»Gut, danke, Stella. Und dir?« Ich lächelte, obwohl mir mehr nach Zähneknirschen zumute war.

»Auch gut, danke, meine Liebe. Ich hatte ein sehr arbeitsreiches, aber ergiebiges Wochenende.«

»Schön.« Ich nickte und sah ihr zu, wie sie zu ihrem Lieblingssessel ging und sich niederließ. »Möchtest du ein Glas Wasser?«

»Danke, das wäre lieb. Wow, diese Hose kann man ja wohl als hauteng bezeichnen«, bemerkte Stella, während ich Wasser einschenkte und ihr das Glas reichte. »Deine neue Frisur gefällt mir übrigens sehr … Jetzt würde wohl niemand mehr daran zweifeln, dass wir verwandt sind.«

»Stimmt«, pflichtete ich ihr bei und setzte mich vorsichtig aufs Sofa, wobei ich mir inständig wünschte, mich umgezogen zu haben.

»Und, wie war dein Wochenende, Elektra?«

»Es war … interessant«, antwortete ich. »Ja, das kann man so sagen.«

»Darf ich fragen, inwiefern?«

»Ach, ich habe entdeckt, wo mein Vater mich gefunden hat.«

»Wirklich?«

»Ja.« Ich nickte nachdrücklich.

»Und wo war das?«

Ich starrte sie mit bohrendem Blick an und fragte mich, ob sie einfach unaufrichtig war oder irgendein merkwürdiges Spielchen mit

mir trieb, dessen Regeln ich nicht kapierte.

»Aber das musst du doch wissen«, erwiderte ich.

»Ja, ich weiß es. Ich wollte nur sichergehen, ob deine Informationen korrekt sind.«

»O ja, das sind sie.« Ich biss mir auf die Unterlippe, um nicht vor Wut zu explodieren. »Es war im Hale House in Harlem, wo Kinder von Drogensüchtigen und Aids-Kranken aufgenommen wurden.«

Ich ließ Stella nicht aus den Augen und empfand eine gewisse Befriedigung, als sie jetzt den Blick senkte.

»Du wusstest also, dass ich dort gefunden wurde?«, fragte ich.

»Nicht zu der Zeit, als du dorthin gebracht wurdest. Aber später, ja. Dein Vater hat es mir erzählt.«

»Das heißt, du wusstest nicht, dass ich – deine Enkelin! – in einem Heim für drogensüchtige HIV-Infizierte untergebracht war?«

»Nein, das wusste ich damals nicht.«

»Ich meine, *du*, die Frau, die sich vorhin in einem Fernsehinterview über die Aids-Krise in Afrika ausgelassen hat – ich habe dich zufällig gesehen –, *du*, die große Bürgerrechtsaktivistin, wusstest nicht, dass deine eigene Enkelin an so einem Ort abgegeben wurde?« Jetzt sprang ich auf, unter anderem, weil ich in der Hose nicht mehr sitzen konnte, aber auch, weil es mir ein Gefühl von Macht verschaffte, über meiner eben noch so würdevollen Großmutter aufzuragen, die jetzt vor mir in ihrem Sessel zusammensackte. Schlagartig sah sie alt aus, und als sie an mir vorbei ins Leere starrte, bemerkte ich so etwas wie Furcht in ihren Augen.

»Die Medien würden sich wie die Geier auf diese Story stürzen, hab ich recht?«, fuhr ich fort. »Vor allem angesichts meiner Berühmtheit. Das würde dir doch bestimmt nicht gefallen, wie, liebe Oma?«, fauchte ich.

»Nein, gewiss nicht, denn es würde mein Ansehen ruinieren. Aber an deiner Stelle würde ich vielleicht auch denken, dass ich das verdient hätte. Und womöglich habe ich es tatsächlich verdient.«

Ich tigerte durchs Zimmer. »Die spannendste Frage ist ja wohl: Wo zum Teufel war meine Mutter währenddessen? Wer war sie

überhaupt? Und warum, wenn es ihr vielleicht so schlecht ging, warst du nicht für sie da? Und für mich?! Wie kannst du da im Fernsehen irgendwelchen Scheiß erzählen und dich als Göttin aller Gutmenschen verehren lassen … Herrgott, Stella! Wie kannst du dich überhaupt selbst ertragen?«

»Ich …« Sie stieß einen tiefen Seufzer aus. »Wie gesagt: Damals wusste ich nichts davon.«

»Du wusstest nicht, dass deine Tochter drogensüchtig oder aidskrank war und ein Kind hatte?«

»Nein.«

»Wo zum Teufel warst du überhaupt?«

»Damals war ich in Afrika. Aber das ist eine lange Geschichte, und du wirst sie erst begreifen können, wenn du weißt, was sich vor der Geburt deiner Mutter zugetragen hat.«

»Aber wieso soll das wichtig sein, was vorher passiert ist? Es ändert doch nichts an der Tatsache, dass du für mich und meine Mom nicht da warst, als wir dich gebraucht hätten, oder?«

»Nein. Und du hast auch jedes Recht dazu, wütend zu sein, Elektra. Aber ich flehe dich an: Bitte lass mich erzählen, und hör mir zu. Denn andernfalls wirst du das alles niemals begreifen können.«

»Offen gestanden, Stella, bezweifle ich, dass ich es jemals begreifen werde. Aber okay.« Ich seufzte. »Ich will's versuchen. Sofern du mir hoch und heilig versprichst, dass du und ich, meine Mutter oder sonst irgendwelche verdammten Verwandten in der Geschichte vorkommen!«

»Das kann ich dir versprechen, ja«, erwiderte Stella. Mit leicht zitternden Händen nahm sie ein Taschentuch aus ihrer Handtasche – die gleiche Marke wie die Queen von England –, und plötzlich tat mir meine Großmutter leid. Sie war immerhin schon ziemlich alt.

»Hör mal, ich zieh mir rasch diese alberne Hose aus und was Bequemes an, ja?«, sagte ich.

»Okay. Magst du heiße Schokolade?«

»Ja. Ma – meine Ersatzmutter – hat mir immer eine vorm Schlafengehen gebracht.«

»Also, ich mache die verdammt beste heiße Schokolade von

ganz Brooklyn. Wenn du Lust darauf hast, gibt's gleich eine.«

»Ja, hab ich. Toll.«

Zehn Minuten später saßen wir wieder im Wohnzimmer und führten uns eine heiße Schokolade zu Gemüte, die zugegebenermaßen ziemlich köstlich war. Ich wollte eigentlich weiter an meiner Wut festhalten, aber die war irgendwie verflogen. Was mich wunderte, denn normalerweise konnte ich sehr nachtragend sein – viel zu sehr.

»Also erinnerst du dich noch, dass ich dir zuletzt erzählt hatte, wie Cecily ihr Kind verlor?«

»Ja. Wird die Fortsetzung ein bisschen interessanter?«

»Ich verspreche dir, Elektra, was jetzt kommt, wirst du kaum glauben können …«

CECILY

# *Kenia*

September 1940



Traditioneller Perlenhalsschmuck
einer Massai-Frau

# XXXV

Cecily wischte sich den Schweiß von der Stirn, steckte die Schaufel in die Erde und richtete sich auf. Dann ging sie ins Haus, holte sich ein Glas Limonade aus dem Kühlschrank und trat auf die Veranda, um ihr Werk zu bewundern. Der Garten nahm allmählich Gestalt an; die grünen Rasenflächen, die sich zum Tal hin erstreckten, waren jetzt von Beeten mit Hibiskussträuchern sowie roten und weißen Poinsettien gesäumt.

Sie hörte Wölfchen in seiner Hütte neben dem Haus bellen und verließ die schattige Veranda, um ihn zu befreien.

»Hallo, Schätzchen«, murmelte sie, als sie in die Hocke ging und der riesige Hund freudig ihr Gesicht ableckte. Cecily verlor beinahe das Gleichgewicht, als er ihr die mächtigen Pfoten auf die Schultern legte, und erinnerte sich schmunzelnd an den kleinen Welpen, den Bill ihr wenige Tage nach der Bestattung ihrer Tochter Fleur gebracht hatte.

»Der kleine Bursche hier braucht jemanden, der sich seiner annimmt«, sagte Bill damals, als er ihr das zappelige Fellknäuel überreichte. »Er ist eine Kreuzung aus Husky und Schäferhund, sagt sein früherer Besitzer. Das heißt also, zuverlässig und treu, aber angriffslustig, wenn es nötig ist.«

Wölfchen – wenig einfallsreich so benannt, weil er einem Wolf ähnelte – konnte kaum als Schönheit durchgehen. Er hatte ein merkwürdig schwarz-weiß geflecktes Fell und unterschiedliche Augen, ein blaues und ein braunes, liebte seine Herrin aber abgöttisch. Als sie damals vor Trauer nicht aus noch ein wusste und ihr alles gleichgültig war, fand Cecily das Winseln des Welpen spätabends und frühmorgens lästig. Doch dann kam sie dahinter, dass Wölfchen still und friedlich war, wenn er bei ihr im Schlafzimmer bleiben durfte. Nicht selten fand sie ihn dann morgens neben sich vor, den Kopf auf dem Kissen und alle viere in die Luft

gestreckt. Sie war eisern entschlossen, den Hund nicht zu lieben, aber Wölfchen war gleichermaßen eisern entschlossen, ihr genau das abzuverlangen. Und nach und nach gelang es ihm durch sein liebenswertes Wesen und seine Possen, die sogar Cecily in ihrer Trauer zum Lächeln brachten, ihr Herz zu gewinnen.

Jetzt sprang er begeistert um sie herum, als sie zur Veranda zurückging, um ihre Limonade auszutrinken. Wölfchen buddelte leider für sein Leben gern Setzlinge aus, weshalb Cecily ihn während der Gartenarbeit einsperren musste. Ansonsten folgte er seiner Herrin auf Schritt und Tritt.

»Gleich mach ich einen Spaziergang mit dir«, sagte sie zu ihm. »Aber nun sei bitte noch ein bisschen still.«

Während sie ihr Glas leerte, sann Cecily darüber nach, dass sie sich häufiger mit Wölfchen unterhielt – wenn die Gespräche auch recht einseitig gerieten – als mit Menschen. Während sie noch im Krankenhaus war, wenige Wochen nach Fleurs Tod, war in Europa Krieg ausgebrochen. Als Cecily schließlich nach Hause zurückkehrte, war sie so in ihrer Verzweiflung versunken, dass sie das Kriegsgeschehen kaum wahrnahm. Für sie bedeutete es lediglich, dass Bill noch häufiger abwesend war als vorher schon, aber das war ihr vollkommen gleichgültig. Ihr Körper war genesen, doch ihre Seele noch lange nicht.

Jetzt dachte sie zurück an jenen Tag, als Kiki mit ihrem Wagen an der Paradiesfarm vorgefahren war. Cecily flehte Bill damals an zu sagen, sie sei absolut unabkömmlich, als sie die Ankunft ihrer Patentante hinter den Blenden im Schlafzimmer beobachtete. Kiki mit ihren Körben voller Champagner und Kaviar und ihrer überschäumenden Fröhlichkeit war Cecily unerträglich. Die einzige Person, die sie in ihrer Nähe aushalten konnte, war Katherine, die stets liebevoll und geduldig blieb. Mit Katherine igelte sich Cecily auf der Paradiesfarm ein, während der Rest der Welt in diesen Krieg zog. Ihre Eltern wünschten sich inständig, dass sie in die Sicherheit der Vereinigten Staaten zurückkehrte. Doch als Cecily so weit gesund war, das zu erwägen, räumte sogar Bill ein, dass die Reise zu gefährlich sei.

»Bedaure, Liebes, aber keiner möchte riskieren, dass du von

einem deutschen Bomber oder U-Boot zerfetzt wirst. Ich fürchte, du musst dich gedulden und hier ausharren, bis sich die Lage beruhigt hat.«

Was nicht geschah, aber zumindest konnte Cecily sich auf der Farm ungestört abschotten, gärtnern und Bills Sammlung kostbarer Bücher durchforsten. Wäre sie in New York gewesen, hätte ihre Mutter sich nach Kräften bemüht, ihre Tochter aufzumuntern, und sie überallhin geschleppt; allein die Vorstellung war Cecily ein Gräuel. Doch jetzt, ein Jahr nach dem schlimmen Verlust, war ihr ein wenig leichter ums Herz, und sie spürte manchmal, dass sie sich nach ihrer Familie sehnte …

Doch bei diesen Gefühlen verweilte Cecily ebenso wenig wie bei allem anderen, was ihr unter die Haut ging. Das Leben musste durchgestanden, nicht genossen werden, hatte sie gelernt. Sämtliche liebevollen Beziehungen, die sie außerhalb der Familie zu führen versucht hatte, waren auf schreckliche Weise gescheitert.

»Nur mit dir nicht, Wölfchen«, sagte sie jetzt und drückte dem großen Hund einen Kuss auf den Kopf. Er war ihr einziger Gefährte. Bill hatte ihre Hand gehalten, als sie Fleurs winzigen Sarg in die rote Erde hinabgelassen hatten, aber Cecily glaubte, dass Bill insgeheim erleichtert war, nicht das Kind eines anderen Mannes großziehen zu müssen. Oder überhaupt ein Kind; die Ärzte hatten ihr zwar das Leben gerettet, doch es nicht mal einen Tag später mit der Mitteilung wieder zerstört, dass sie niemals mehr ein Kind bekommen könnte. Bill schien darüber aufrichtig betrübt zu sein, und man musste ihm zugutehalten, dass er darauf bestanden hatte, an ihrer Seite zu bleiben, bis der Krieg ihn zwang, nach Nairobi abzureisen. Doch Cecily war überzeugt, dass diese Geste auf schlechtem Gewissen beruhte; Dr. Boyle hatte durchblicken lassen, dass er Bill nirgendwo hatte erreichen können, als ihr Zustand sich verschlechterte. Er war auf der Jagd gewesen, und erst als Bobby ihn schließlich aufgespürt hatte, war Bill ins Krankenhaus gekommen.

Inzwischen schenkte Cecily Bills Erklärungen, wo er sich aufgehalten hatte, keinerlei Gehör mehr. Wenn er zu Hause war, verhielt sie sich freundlich ihm gegenüber, wünschte aber nicht mehr, dass er sie in die Arme schloss oder mit ihr das Bett teilte. Ob

sie Kinder gebären konnte oder nicht, spielte keine Rolle angesichts der Tatsache, dass sie beide nicht einmal den Versuch unternommen hatten, welche zu zeugen.

Cecily freute sich, dass Katherine heute zum Abendessen bei ihr sein würde. Sie war derzeit auch allein, ihr Mann Bobby hatte sich zum Militär verpflichtet. Wegen seines Asthmas hatte er eine Stellung in der Landwirtschaftsbehörde von Nairobi.

»Zum Glück gibt es Katherine«, murmelte Cecily mit einem Seufzer, als sie vom Tisch aufstand. »Na komm, Wölfchen, dann wollen wir mal das Abendessen zubereiten.«

* * *

»Nimm dir von dem Eintopf.« Cecily wies auf die dampfende Schüssel.

»Danke, der sieht köstlich aus. Bei uns ist wenigstens das Essen nicht rationiert, wie in Europa«, sagte Katherine, während sie sich eine Scheibe von dem frisch gebackenen Brot abschnitt. »Übrigens hat Alice mich beauftragt, dich zu einem Fest auf der Wanjohi-Farm einzuladen. Alice fühlt sich furchtbar einsam. Kommst du?«

»Eher nicht, glaube ich.«

»Cecily! Du bist seit einem Jahr nicht mehr ausgegangen. Es würde dir bestimmt guttun und dir Spaß machen.«

»Davon habe ich andere Vorstellungen als Alice und ihr Freundeskreis. Trotzdem danke.«

»Du liebe Zeit, hörst du dich pikiert an. Nur weil du vergessen hast, wie man sich amüsiert, solltest du nicht diejenigen verurteilen, die es noch wissen.«

Gekränkt von den Worten der Freundin, senkte Cecily den Blick und bestrich schweigend ihr Brot mit Butter.

»Ich … ach, verzeih mir bitte. Ich verstehe, dass du noch immer in Trauer bist. Und Fleurs Todestag hat sich gerade erst gejährt. Es ist nur … du bist doch erst vierundzwanzig, um Himmels willen. Du

hast dein ganzes Leben noch vor dir, und ich möchte nicht mit ansehen müssen, wie du es vergeudest.«

»Ich bin mit meiner Lebensweise vollkommen zufrieden. Wie geht es Bobby?«, erkundigte sich Cecily, um das Thema zu wechseln.

»Ist gelangweilt vom Getreide und möchte sich wieder um seine Rinder kümmern.«

»Bill sagte, er wolle nach euren Tieren schauen, er ist diese Woche draußen in der Savanne unterwegs. Offenbar hat er ein paar Tage freibekommen.«

»Das habe ich gehört. Ein Glück, dass die beiden füreinander einspringen können. Ich habe mich gefragt«, fuhr Katherine fort und schob ein Stück Fleisch auf dem Teller herum, »warum du Bill nicht begleitest.«

»Er hat mich nicht gefragt.«

»Wahrscheinlich hat er es aufgegeben, dich zu fragen, weil du immer abgelehnt hast.«

»Warum lässt du mich nicht zufrieden und genießt einfach das Essen, das ich gekocht habe?«

»Weil … mir ein bisschen übel ist. Ach, Cecily, ich schiebe das schon einen Monat vor mir her, aber du bist meine beste Freundin, und du sollst es von mir selbst erfahren. Bobby und ich bekommen ein Kind. Es wird nächsten Mai auf die Welt kommen. Es tut mir so schrecklich leid, aber ich musste es dir doch sagen.«

Katherine standen Tränen in den Augen, als sie Cecilys Hand ergriff.

»Ich … das ist eine wundervolle Nachricht! Ich freue mich für euch beide«, brachte Cecily mit Mühe hervor.

»Sicher? Ich habe mir solche Sorgen gemacht, weil ich dich auf keinen Fall verletzen wollte.«

»Verletzen? Nein, ich freue mich aufrichtig für euch.«

»Ganz bestimmt?«

»Ganz bestimmt. Ich finde, darauf sollten wir anstoßen. Es ist noch eine Flasche Champagner aus Kikis Körben da.«

»Meine Güte, vergeude die nicht auf mich. Mir wird allein beim Gedanken an Alkohol übel. Aber ich wollte dich fragen, ob du

vielleicht Patin für das Kleine sein möchtest? Ich wüsste niemanden, den ich lieber in dieser Rolle sehen würde.«

»Wie lieb von dir! Das wäre mir natürlich eine Ehre, Katherine.«

»Wunderbar! Und da du meine nächste Nachbarin bist, werde ich das Kindchen sicher recht häufig bei dir abgeben.«

»Damit wäre ich einverstanden«, erwiderte Cecily lächelnd.

Später winkte sie Katherine von der Veranda aus zum Abschied nach. Nachdem die Rücklichter des Pick-ups in der Nacht verschwunden waren, setzte sich Cecily an den Tisch, schlug die Hände vors Gesicht und weinte sich die Seele aus dem Leib.

* * *

Als Bill drei Tage später nach Hause zurückkehrte, schrubbte Cecily gerade auf allen vieren den Küchenfußboden. Bill bestand zwar immer darauf, dass sie eine Haushaltshilfe haben sollte, aber Cecily weigerte sich. Sie war froh um das Alleinsein, und außerdem konnte sie sich mit der Hausarbeit ablenken.

»Guten Abend«, sagte Bill und blickte auf seine Frau hinunter.

»Guten Abend.« Cecily ließ die Bürste in den Eimer fallen und richtete sich auf. »Wie geht es den Rindern?«

»Schwinden von Tag zu Tag.«

»Oh. Ich mache gleich das Essen. Ich wusste nicht, wann du zurückkommen würdest.«

»Ja, tut mir leid. Cecily, ich würde gern mit dir reden.«

»Ja, natürlich. Ist alles in Ordnung?«

»Bei mir schon, ja. Haben wir noch Gin? Ich könnte einen gebrauchen.«

»In der Vitrine im Wohnzimmer.«

»Dann unterhalten wir uns dort, ja?«

Cecily folgte Bill ins Wohnzimmer, wo er für sie beide zwei Fingerbreit Gin eingoss und ihr das Glas reichte.

»Zum Wohl«, prostete er ihr zu.

»Zum Wohl.« Cecily trank einen Schluck. »Was ist los, Bill?«

»Erinnerst du dich an meinen Freund Leshan, den Massai-Anführer, der einmal bei uns zu Besuch war?«

»Selbstverständlich. Warum?«

»Er hatte gehört, dass ich im Massai-Gebiet unterwegs war, und kam zu mir, weil er ein Problem hat und hofft, dass wir ihm helfen können … Wie du sicher inzwischen weißt, haben die Massai eine sehr komplexe Stammeshierarchie. Leshan ist der Anführer der Ilmolean, das ist einer der mächtigsten Clans in dieser Gegend. Nygasi gehört auch dazu.« Bill trank einen Schluck Gin. »Die älteste Tochter ist seit Langem dem Sohn des Clan-Führers der Ilmakesen versprochen. Sie gehören der Rechten Säule an, können also mit Leshans Linker Säule vermählt werden.«

Cecily nickte, obwohl sie sich mit den Feinheiten nicht auskannte. Sie stellte sich das so ähnlich vor, als solle jemand aus der mächtigen Dynastie der Vanderbilts jemanden von den Whitneys ehelichen.

»Leshans Töchter gelten bei den Massai als eine Art Prinzessinnen. Die älteste ist jetzt dreizehn und damit im heiratsfähigen Alter. Außerdem gilt sie als die hübscheste der Schwestern«, fuhr Bill fort. »Aber ihr Vater hat erfahren, dass sie … eine Verbindung mit einem *moran* – einem Krieger – aus seinem eigenen Clan hatte und nun schwanger von ihm ist, was gegen ein strenges Verbot verstößt. Wenn ihr künftiger Ehemann davon erfährt, könnte es zu einem Krieg zwischen den beiden Clans kommen. Zumindest jedoch müsste Leshan seine Tochter verstoßen und sie auf Gedeih und Verderb den wilden Tieren aussetzen.«

»O nein! Das ist ja entsetzlich! Wie können diese Menschen nur so barbarisch sein?«

»Man kann kaum behaupten, dass es weniger barbarisch ist, was sich gerade in Europa abspielt, Cecily. Aber jedenfalls liebt Leshan seine Tochter und möchte trotz seiner misslichen Lage nicht, dass ihr etwas geschieht.«

»Natürlich, aber was hat das mit uns zu tun?«

»Leshan hat mich gefragt, ob ich – *wir* – seine Tochter zu uns nehmen könnten, bis sie das Kind auf die Welt gebracht hat. Danach kann sie wieder zu ihrem Clan zurückkehren, und hoffentlich wird

niemand etwas bemerken.«

Cecily starrte ihren Mann verständnislos an. »Willst du damit etwa sagen, dass dieses Mädchen hier bei uns wohnen soll? Schwanger?«

»Im Großen und Ganzen, ja. Angesichts deiner jüngsten Erlebnisse magst du es für rücksichtslos von mir halten, dir so etwas vorzuschlagen. Aber Leshan hat über die Jahre viel für mich getan. Wenn wir nicht helfen, ist das arme Mädchen überdies verloren, und es ist erst dreizehn. Im Massai-Land kann Leshan nichts für seine Tochter tun, aber hier würde niemand vom Clan nach ihr suchen, und wir könnten ihr helfen. Ich kenne dieses Mädchen schon von Kindesbeinen an, und jetzt ist es – möchte ich behaupten – in einer ähnlichen Lage wie du, als ich dich kennenlernte. Du wirst es doch gewiss übers Herz bringen, ihm auf unserem Land Zuflucht zu gewähren?«

»Wenn du das so ausdrückst, bleibt mir ja wohl keine andere Wahl. Wie weit ist die Schwangerschaft fortgeschritten?«

»Leshan weiß es nicht genau. Seiner Tochter ist es wochenlang gelungen, ihren Zustand zu verbergen. Erst die Mutter hat ihn bemerkt, als sie das Mädchen nackt beim Waschen gesehen hat. Einige Monate wird es wohl noch dauern, meint die Mutter. Sie selbst wird dann auch hierhergebracht werden, um zu helfen, wenn der Zeitpunkt der Geburt näher rückt.«

»Spricht eine der beiden überhaupt ein Wort Englisch?«

»Nein, aber Nygasi beherrscht ein wenig Englisch, und es ist nicht schwer, sich mit ihm zu verständigen. Mir ist es auch schnell gelungen. Ich würde ihn hier behalten, damit er das Mädchen bewacht und es mit Essen versorgt; er wird irgendwo im Wald ein Lager aufschlagen. Du wirst kaum bemerken, dass jemand hier ist.«

»Gut.« Cecily war erleichtert, dass das Mädchen zumindest nicht bei ihnen im Haus leben würde. »Nun, wenn wir weiter nichts tun müssen, außer ihr den Aufenthalt auf unserem Land zu gestatten, und wenn die Mutter sich bei der Geburt um sie kümmert, bin ich einverstanden. Wann wird sie eintreffen?«

»Sie ist bereits hier. Wir haben sie auf dem Pick-up unter einer Decke versteckt. Nygasi ist mit ihr im Wald unterwegs, um nach

einem geeigneten Ort Ausschau zu halten.«

»Verstehe.« Cecily merkte, dass sie vor vollendete Tatsachen gestellt wurde. »Du willst den beiden bestimmt gleich helfen.«

»Nein, aber ich werde Nygasi mitteilen, dass du eingewilligt hast. Doch ich bitte dich inständig, Cecily: Niemand – und wirklich *niemand* – darf erfahren, dass die beiden hier sind. Nicht einmal Katherine. Ich bin dann zum Abendessen zurück.«

Seufzend sah Cecily Bill nach, als er in Richtung Wald aufbrach, und ging dann in die Küche, um Essen zu kochen.

»Ist das meine Strafe? Nicht nur mein eigenes Kind zu verlieren, sondern zu allem Überfluss auch noch von schwangeren Frauen umgeben zu sein?«, murmelte Cecily vor sich hin, während sie in der Soße rührte und sie zum Köcheln auf den Herd stellte.

Vierzig Minuten später, als das Curry gerade fertig war, erschien Bill in der Küche.

»Das riecht großartig, Cecily. Du bist wirklich eine exzellente Köchin.«

»Hör auf, mir zu schmeicheln, nur weil du möchtest, dass dein Massai-Mädchen hierbleiben kann«, erwiderte Cecily, halb im Scherz und insgeheim erfreut über das Kompliment. »Kannst du bitte die Teller tragen?«

Als sie am Tisch saßen und Bill sich dem Curry widmete, fragte Cecily: »Und, wurde das Lager aufgeschlagen?«

»Nygasi baut gerade eine Hütte, und wie gesagt: Er wird weiter auf das Mädchen achtgeben, wenn ich nach Nairobi zurückkehre.«

»Du meine Güte, bist du sicher, dass du ohne ihn zurechtkommst? Als ich schwanger war, hast du mich nie seiner Obhut übergeben.« Cecily führte ihre spitze Bemerkung auf den Gin zurück.

»Das stimmt, und ich werde es für immer und ewig bereuen.« Bill sah sie an und legte sein Besteck ab. »Du weißt, dass mir nichts anderes übrig bleibt, als mich immer wieder zu entschuldigen. Wirst du mir jemals verzeihen, dass ich damals nicht an deiner Seite war, Cecily?«

»Natürlich verzeihe ich dir. Außerdem war das Kind ja nicht von dir«, antwortete sie. »Wie heißt dein Mädchen überhaupt?«

»Sie ist nicht ›mein‹ Mädchen, sie ist nur bis zur Geburt des Kindes unter meinem … *unserem* Schutz. Sie heißt Njala, das bedeutet ›Stern‹«, murmelte er. »Bei den Massai hat jeder Name eine besondere Bedeutung. Wie auch jede einzelne Handlung.«

Nicht zum ersten Mal fragte sich Cecily, ob Bill nicht gern ein Massai gewesen wäre; er schien deren Gesellschaft jeder anderen vorzuziehen, einschließlich ihrer.

»Nygasi soll mir Bescheid geben, wenn sie etwas braucht.«

»Danke. Ich werde es ihm ausrichten. Sie ist sehr verängstigt, Cecily.«

»Das wundert mich nicht. Ich kann nicht fassen, dass es erlaubt ist, Mädchen so früh zu schwängern …«

»Sobald sie fruchtbar sind, gelten sie als Freiwild für die *morani*«, erklärte Bill. »So ist das seit jeher in der Savanne.«

»Aber sie ist doch quasi noch ein Kind, Bill! Das ist doch sittenwidrig!«

»Die Massai finden unser Verhalten gewiss auch sittenwidrig«, wandte er ein.

Ein Schweigen entstand, das Cecily schließlich brach.

»Katherine war vor einigen Tagen hier.«

»Ach ja? Wie geht es ihr?«

»Gut. Die beiden bekommen im Mai ein Kind.«

»Ich weiß, Bobby hat es mir erzählt. Ich freue mich sehr für die beiden. Du auch?«

»Natürlich! Sie werden bestimmt wunderbare Eltern sein. Bist du fertig? Dann räume ich ab.«

Cecily stand abrupt auf, griff nach den Tellern und stapfte in die Küche. In ihr brodelte die Wut, während sie das Wasser an der Spüle aufdrehte. Hatte dieser Mann auch nicht das geringste bisschen Gespür für ihr Leid?

* * *

Am nächsten Morgen brach Bill früh auf, und Cecily begab sich in

den Garten, wo sie mit einer gewissen Befriedigung Unkraut aus der Erde riss. Weder Nygasi noch das Mädchen hatte sie bislang zu Gesicht bekommen, aber es kam ihr vor, als spüre sie die Anwesenheit der beiden im Wald.

Später setzte sie sich mit Wölfchen auf die Veranda und trank ihr übliches Glas Limonade, um sich nach der Hitze des Tages abzukühlen. Nach einem leichten Abendessen, einer Gemüsesuppe, war Cecily außergewöhnlich unruhig und konnte sich nicht wie üblich auf ihre Lektüre konzentrieren. Sie ging nach draußen und blickte zum Himmel auf. Erst in etwa einer Stunde würde es dunkel sein.

»Komm, Wölfchen, wir statten unseren neuen Nachbarn einen Besuch ab.«

Gerüstet mit einer Segeltuchtasche, in die sie eine Taschenlampe und eine Wasserflasche packte, brach Cecily mit dem Hund Richtung Wald auf. Sie hatte diese Gegend auf dem Hügel noch nie betreten, war nur vorbeigeritten, wenn sie Katherine einen Besuch abstattete. Es war knapp einen Kilometer Fußmarsch von der Farm entfernt, und als sie die ersten Bäume erreichte, begann es bereits zu dämmern.

Wölfchen lief mit der Nase am Boden vor ihr her, als sie zwischen den hohen Bäumen hindurchgingen. Cecily hatte nicht gewusst, wie dicht und düster der Wald war, und hoffte, dass Wölfchen den Weg zurückfinden würde. Es wurde jetzt rasch dunkel, und Cecily wollte gerade umkehren, als Wölfchen plötzlich bellte und losrannte. Das bedeutete auf jeden Fall, dass er etwas gewittert hatte – vermutlich etwas Essbares –, und sie schaltete die Taschenlampe ein und folgte dem Hund, der jetzt schneller lief.

»Ich kann nur hoffen, du weißt, wo du hinläufst, Wölfchen«, murmelte Cecily, die sich bemühen musste, mit ihm Schritt zu halten. Doch kurz darauf stieg ihr der Geruch von gebratenem Fleisch in die Nase, und wenige Sekunden später traten die beiden auf eine kleine Lichtung.

Als Cecily mit der Taschenlampe die kleine runde Lehmhütte anleuchtete, deren Eingang mit Tierfellen verhängt war, kam sie sich vor wie in einer afrikanischen Version von »Hänsel und Gretel«. Vor der Hütte briet ein Stück Fleisch an einem Spieß über einer

Feuerkuhle.

»*Takwena*, Cecily.« Nygasi trat zögernd zu ihr.

»Hallo, Nygasi. Ich … wollte nur guten Tag sagen zu …« Sie deutete auf die Hütte. »Ist sie da drin?«

»Nein. Hören Hund. Rennen weg. Haben Angst.«

»Oh. Kannst du ihr sagen, dass ich sie begrüßen möchte?«

»Ja. Du kommen wieder mit Sonne.« Nygasi wies himmelwärts.

»Okay.« Cecily sah zu, wie Nygasi mit einem großen scharfen Messer ein Stück Fleisch abschnitt und es Wölfchen zuwarf.

»*Oldia*. Hund«, sagte er.

»*Oldia*«, wiederholte Cecily und streichelte Wölfchen.

»*Etaa sere*«, sagte Nygasi, verbeugte sich und ging weg.

Cecily machte sich auf den Heimweg. Als sie später mit einem Buch und einer Gaslampe auf der Veranda saß, fiel Cecily auf, dass sie noch nie zuvor selbst mit Nygasi gesprochen hatte. Sie hatte sich immer ein wenig vor ihm gefürchtet, obwohl er Bills ständiger Begleiter war, gestand sie sich ein. Doch heute Abend hatte Nygasi einen freundlichen Eindruck gemacht.

Als sie eine Stunde später zu Bett ging, beschloss Cecily, auf jeden Fall morgen zu dem Lager zurückzukehren, um die Massai-Prinzessin persönlich kennenzulernen.

* * *

»Ist sie jetzt da?«, fragte Cecily, als sie am nächsten Morgen wieder zur Lichtung kam.

»Sie dort.« Nygasi deutete auf die Hütte.

»Kannst du ihr sagen, dass ich sie sprechen möchte?«

Nygasi nickte, trat zu ihrer Behausung, schlug eines der Felle beiseite und begann schnell auf Maa zu sprechen.

»Sie kommen. Sitzen?« Er wies auf ein Tierfell neben der Feuerstelle.

Cecily ließ sich nieder und beobachtete dann, wie sich das vor den Eingang gehängte Fell bewegte und ein furchtsames Augenpaar

herausspähte. Nygasi sagte etwas, das wohl beruhigend wirkte, denn der Vorhang wurde weiter beiseitegezogen, und Cecily sah fasziniert zu, wie eine junge Frau aus der Hütte kroch und sich aufrichtete. Nygasi war Cecily schon immer als sehr hochgewachsen erschienen, doch sein Schützling überragte ihn noch. Cecily stockte der Atem angesichts der überwältigenden Schönheit dieses Wesens. Die schwarze Haut schimmerte im Sonnenlicht, die langen Gliedmaßen waren schlank und grazil, und das Gesicht über dem zarten Hals wirkte mit den vollen Lippen, hohen Wangenknochen und großen braunen Augen fast wie gemeißelt. Das Haar war fast bis auf die Kopfhaut abrasiert, und die junge Frau hob leicht das Kinn, als sie Cecily mit einer gewissen Erhabenheit betrachtete. Bekleidet war Njala mit einem Rock aus Ziegenfell und einem roten, um den Oberkörper geschlungenen Tuch. An ihren Ohren baumelten etliche Silberringe, Hals und Handgelenke waren mit bunten Perlenarmbändern und Ketten geschmückt.

Cecily hatte ein Kind erwartet, aber diese Dreizehnjährige war eine Frau mit der würdevollen Ausstrahlung einer Prinzessin. Sie sah so eindrucksvoll aus, dass Cecily sie nur sprachlos anstarren konnte.

Schließlich fasste sie sich und trat zu Njala, zu der sie aufblicken musste. »Ich bin Cecily Forsythe, Bills Frau. Es freut mich, dich kennenzulernen, Njala.«

Cecily streckte die Hand aus, und Njala ergriff sie majestätisch und nickte.

»Kein Englisch«, erklärte Nygasi.

»Das macht nichts. Sie soll nur wissen, dass ich … also, dass ich hier bin, falls etwas benötigt wird.«

Nygasi übersetzte, und Njala raunte ihm etwas zu.

»Sie sagen, danke für sein auf Ihr Land.«

»Oh, keine Ursache«, stammelte Cecily unter dem forschenden Blick der jungen Frau. »Das sind wunderschöne Armbänder.« Sie zeigte auf Njalas Handgelenke. »Gut, ich sollte wieder gehen. War mir eine Freude, dich kennenzulernen, Njala. Auf Wiedersehen. Komm, Wölfchen.«

Cecily wandte sich ab und verließ die Lichtung. Erst auf halbem

Wege fiel ihr auf, dass sie vor Staunen ganz versäumt hatte, einen Blick auf Njalas Bauch zu werfen, um das Stadium der Schwangerschaft einzuschätzen.

Nachdem sie den Tag mit Gartenarbeit zugebracht, sich abends eine Mahlzeit zubereitet und sie allein verzehrt hatte, machte Cecily Licht und suchte sich aus Bills Bibliothek ein Buch über die Massai heraus. Dann zündete sie ein Feuer an, denn der Abend war kühl geworden, und setzte sich zum Lesen in einen Sessel am Kamin.

Das Buch war von einem weißen Großwildjäger verfasst worden, den die Massai gefangen genommen hatten, während er auf der Jagd war. Es war dem Mann gelungen, dem Tod zu entkommen, indem er den Massai sein Gewehr schenkte und sich schließlich mit ihnen anfreundete. Am meisten erschütterte Cecily an dem Bericht der grausame Umgang mit den Frauen.

Sie erbleichte vor Entsetzen bei der Beschreibung des Beschneidungsvorgangs und musste das Buch beiseitelegen, um sich zu fassen. Ihr war regelrecht übel geworden bei der Vorstellung, dass ihr eine solche Verstümmelung der Geschlechtsteile widerfahren wäre.

Als sie zu Bett ging, dachte sie an die stolze schöne Kindfrau, die dort draußen unter Tierfellen schlief. Und zum ersten Mal seit langer Zeit war Cecily ausgesprochen dankbar für ihre Lebensumstände.

* * *

Am nächsten Morgen machte sie sich, gerüstet mit Bills Wörterbuch der Maa-Sprache sowie Kartoffeln und Möhren, die man über dem Feuer kochen konnte, erneut auf den Weg in den Wald. Nygasi lächelte kaum merklich und machte eine kleine Verbeugung, als Cecily auf die Lichtung trat.

»Guten Morgen, Nygasi«, sagte Cecily und holte das Gemüse aus der Segeltuchtasche. »Ich habe ein paar Dinge für Njala mitgebracht. Ist sie hier?«

Nygasi nickte und wandte sich der Hütte zu, während Cecily ihre Mitbringsel ausbreitete.

»*Takwena*, Njala«, grüßte Cecily, wiederum ergriffen von der Schönheit der jungen Frau, als sie sich dem Feuer näherte. Diesmal richtete Cecily den Blick auf Njalas Bauch, doch der war so verdeckt von dem roten Umschlagtuch, dass sich nichts deutlich erkennen ließ. Besonders ausladend wirkte die Wölbung noch nicht, aber dazu trug vielleicht auch Njalas Körpergröße bei.

»Hier, ich habe dir ein Kissen mitgebracht.«

Njala hob verwundert ihre wohlgeformten Augenbrauen.

»Ich zeige es dir.« Cecily legte das Kissen neben sich auf die Erde und bettete den Kopf darauf. »Zum Schlafen. Möchtest du versuchen?« Cecily hielt Njala das Kissen hin, und sie nahm es mit so hochherrschaftlicher Haltung entgegen, als wäre Cecily ihre Zofe.

»Ich habe auch Gemüse mitgebracht.« Cecily hielt je eine Kartoffel und Möhre hoch. Nygasi nickte zustimmend und nahm das Gemüse in Empfang.

»Könntest du Njala bitte fragen, ob sie noch etwas braucht?«, bat Cecily ihn.

Nachdem er übersetzt hatte, schüttelte Njala den Kopf.

»Ich heute Kuh bekommen.« Nygasi wies auf das Tier, das mit einem langen Strick an einen Baum gebunden war und friedlich graste. »Gut für Kind.«

»O ja, genau«, erwiderte Cecily. »Sag mir bitte Bescheid, sollte noch etwas gebraucht werden. *Etaa sere*.« Cecily verhaspelte sich bei den Worten, die »Auf Wiedersehen« bedeuteten.

»*Etaa sere*«, sagte Njala. Der kindliche Klang ihrer Stimme stand in krassem Widerspruch zu ihrem fraulichen Körper.

Cecily nickte den beiden zu und lächelte zurückhaltend, bevor sie den Heimweg antrat.

# XXXVI

In den nächsten Wochen fühlte sich Cecily unwillkürlich hingezogen zu der jungen Frau, die dort im Wald lebte. Statt wie üblich in den Abendstunden, wenn die Hitze nachließ, über die Ebenen zu spazieren, von denen man einen großartigen Ausblick ins Tal hatte, besuchte Cecily mit Wölfchen die neue Nachbarin. Im November kam es zu starken Regenfällen, und Cecily machte sich Sorgen um Njala. Doch es blieb trocken in der kleinen Lehmhütte, die Nygasi umsichtig auf eine leichte Erhebung gebaut hatte, damit kein Wasser hineindrang.

Zu Anfang blieb Njala hinter Nygasi stehen, wenn Cecily ihre täglichen Gaben auspackte. Die Hühner, die Bill bei einem Kikuyu eingetauscht hatte, erwiesen sich als sehr legefreudig, sodass Cecily reichlich Eier abgeben konnte.

Als sie Njala zum ersten Mal Eier anbot, verzog sie angewidert das Gesicht und flüsterte Nygasi etwas zu.

»Sie sagen, kommen aus Vogelhintern«, übermittelte Nygasi mit ernster Miene, und Cecily musste sich das Lachen verkneifen.

»Sag ihr, die sind gut für das Kind. Ich zeige es dir.«

Cecily verquirlte in dem Topf zwei Eier mit etwas noch melkwarmer Milch und gab Salz und Pfeffer aus selbst gefalteten Papiertütchen hinzu.

»Hier, probier mal«, sagte sie zu Njala, als das Rührei fertig war, doch die schüttelte entschieden den Kopf.

»Schau.« Da kein Besteck zur Verfügung stand, nahm sich Cecily mit den Fingern etwas Ei und steckte es in den Mund. »Gut. *Supat*.«

Njala sah Nygasi an, der ermutigend nickte, worauf sie näher trat und sich mit ihren langen schlanken Fingern einen Happen aus dem Topf nahm. Sie sah zwar aus, als solle sie Gift zu sich nehmen, war jedoch mutig genug, das fremde Gericht zu kosten.

»Siehst du? *Supat*.« Cecily rieb sich den Bauch.

Als Njala noch einmal zugriff, reichte Cecily ihr den Topf, und die junge Frau ging auf die Knie und verzehrte den Rest mit sichtlichem Genuss.

Danach brachte Cecily ihrem Gast täglich Eier und gewann zunehmend den Eindruck, dass Njala sich über ihre Anwesenheit freute. Nur die Verständigung blieb schwierig, und Cecily hätte sich gern unterhalten und ihr Mitgefühl für Njalas missliche Lage zum Ausdruck gebracht. Deshalb nahm sie eines Tages die kleine Schiefertafel aus der Küche mit, auf der für gewöhnlich die Einkäufe vermerkt wurden.

»Kann Njala schreiben?«, fragte Cecily Nygasi und deutete mit der Kreide die Geste an.

Er schüttelte den Kopf.

»Oh. Nun, vielleicht kann ich es ihr beibringen.« Cecily winkte Njala zu sich, schrieb in Großbuchstaben ihren Namen auf die Tafel und zeichnete einen Stern daneben. Dann wies sie auf die Schrift und auf die junge Frau.

»Njala – du.« Danach wiederholte Cecily den Vorgang mit ihrem eigenen Namen, und nach einigem Gestikulieren schien die Massai-Prinzessin zu verstehen.

»Njala.« Sie deutete auf sich. »Cecily.« Sie wies auf ihr Gegenüber.

»Ja, ich bin Cecily!« Sie klatschte vor Freude in die Hände, und Njala lächelte, wobei ihre schimmernden weißen Zähne zum Vorschein kamen.

Sobald Njala ihr Rührei gegessen hatte, schrieb Cecily von nun an bei jedem Besuch einfache Wörter auf die Tafel. Zunächst schlug Cecily das Wort auf Maa nach und bat Nygasi, ihr die korrekte Aussprache beizubringen. Njala sagte dann das entsprechende englische Wort, zu Anfang noch etwas zögernd. Doch nach einigen Wochen konnte die junge Frau nicht nur einfache Sätze auf Englisch bilden, sondern wartete schon jeden Morgen eifrig auf Cecily. Die hatte den Eindruck, dass sich eine gewisse Herzlichkeit zwischen ihnen entwickelte.

Eines Morgens zuckte Njala plötzlich zusammen und hielt sich

den Bauch.

»Das Kind hat getreten?« Cecily machte die Geste mit dem Fuß, und Njala nickte. »Darf ich mal anfassen?« Cecily streckte die Hand aus, und Njala ergriff sie und legte sie auf ihren Bauch.

»Oh!«, hauchte Cecily, als sie ein Füßchen spürte, und wäre beinahe aus Freude und Trauer zugleich in Tränen ausgebrochen. »Es ist kräftig! Stark!« Sie spannte den Bizeps an, und beide Frauen kicherten.

* * *

»Du wirkst heute so beschwingt«, bemerkte Bill, während Cecily das Abendessen zubereitete. Er war drei Wochen in Nairobi im Kriegsamt im Einsatz gewesen, doch durch ihre neue Freundschaft mit Njala hatte Cecily Bills Abwesenheit kaum wahrgenommen.

»Danke«, sagte sie. »Ich fühle mich auch so.«

»Vermutlich bist du zurzeit der einzige Mensch in ganz Kenia, dem so zumute ist«, sagte Bill mit einem Seufzer. »Die Lage in Nairobi ist sehr angespannt, kann ich dir sagen, vor allem während der Verdunkelungen. Es wimmelt dort nur so von Militär.«

»Gab es schon Luftangriffe?«

»Nur einen auf Malindi an der Küste im letzten Monat. Aber seit Mussolini den Krieg erklärt hat, hat es auf kenianischem Boden bereits Kämpfe zwischen den Alliierten und den italienischen Streitkräften gegeben, und alle rechnen mit einer Invasion von Abessinien aus. Man kann sich nirgendwo in der Stadt mehr bewegen, ohne über einen Sandsack zu stolpern.«

»Ach, wie schrecklich«, sagte Cecily gedankenverloren und ließ sich am Tisch nieder, nachdem sie das Essen aufgetragen hatte.

»Und man hat mich aufgefordert, das Kommando über eine Einheit der King’s African Rifles zu übernehmen.«

Cecily blickte auf. »Heißt das, du musst in den Kampf ziehen?«

»Zunächst werde ich Rekrutierung und die Planung von Truppenbewegungen übernehmen. Aber ich werde den Teufel tun

und nicht an der Seite meiner Männer kämpfen, sollte es so weit kommen. Doch jetzt ist es erst mal eine Wohltat, wieder zu Hause zu sein.«

»Möchtest du den restlichen Gin trinken?«, fragte Cecily, die plötzlich ein schlechtes Gewissen bekam, weil sie sich nicht mehr um ihren Mann kümmerte.

»Warum nicht?«, antwortete Bill, und Cecily stand auf, um die Flasche zu holen. »Sogar dem guten alten Muthaiga Club gehen wegen der vielen Militärs die Vorräte aus. Du solltest am besten die Beziehung mit deiner Patentante wieder auffrischen.« Bill lächelte freudlos, als Cecily ihm das Glas reichte. »Deren Keller scheint immer gut gefüllt zu sein. Prost.«

»Zum Wohl.« Cecily hob ihr Glas.

»Und wie hast du dir inzwischen die Zeit vertrieben?«

»Oh, mit dem Garten natürlich – mir war bisher gar nicht klar, wie viel Pflege Möhren und Kohl benötigen. Aber ich habe auch täglich Njala einen Besuch abgestattet.«

Bill sah seine Frau verblüfft an. »Im Ernst? Das ist ja eine Überraschung! Wie geht's ihr?«

»Sehr gut. Du meine Güte, sie ist wirklich eine umwerfende Schönheit, nicht wahr?«

»O ja, das ist sie.«

»Ich habe regelmäßig Rührei für sie gemacht und ihr ein wenig Englisch beigebracht. Und habe dabei selbst ein bisschen Maa gelernt.«

»Das ist gut.« Bill betrachtete seine Frau eingehend. »Wer hätte das gedacht.«

»Was?«

»Dass du dich mit einem Massai-Mädchen anfreundest.«

»Ich verstehe nicht, weshalb dich das so überrascht. Du selbst verbringst doch viel Zeit mit den Massai.«

»Leider derzeit nicht, was ich auch sehr bedauere.«

»Bill …?«

»Ja?«

»Weißt du … weißt du zufällig, wie es zu Njalas Schwangerschaft kam?«

»Nun, ich vermute, durch den üblichen Vorgang.«

»Nein, ich meine, war sie … einverstanden?« Cecily errötete.

»Du meinst, ob es auf Gegenseitigkeit beruhte oder ob Gewalt im Spiel war?«

»Ja, genau.«

»Das weiß ich nicht. Aber meiner Erfahrung nach ist die Tochter eines Clan-Führers – vor allem, wenn sie so schön ist – ein kostbares und wohlbehütetes Gut. Deshalb würde ich eher vermuten, dass Njala selbst an der Vorbereitung für das … Zusammensein beteiligt war.«

»Sie hat also vielleicht einen Mann geliebt, der ihr nicht bestimmt ist?«

»Das mag sein, aber wer weiß?« Bill seufzte. »Bedauerlicherweise kann eine Massai-Frau nicht frei über ihr Leben bestimmen.«

»Verstehe. Durch sie wird mir bewusst, wie gut es mir geht«, sagte Cecily.

»Da hast du recht. Man findet immer einen anderen Menschen, dessen Leid größer ist. Hör mal, da du ja zurzeit für Gesellschaft aufgeschlossener scheinst – wärst du einverstanden, wenn Joss das Wochenende bei uns verbringt? Er hat den Djinn Palace am See nach dem Tod seiner Frau Molly schließen müssen, weil er den Laden nicht mehr halten kann. Seither sitzt Joss in seinem Haus in der Stadt fest und entkommt der Kriegsstimmung so wenig wie alle anderen. Er ist ausgehungert nach frischer Luft, wie du dir sicher denken kannst.«

»Sicher, warum nicht? Wir hatten keine Gäste seit … nun ja, seit wir hier eingezogen sind.«

»Eben. Und trotz meiner eigenen Neigung zum Einsiedlertum ist es an der Zeit, das zu ändern. Es gibt ein neues Paar in der Stadt, Jock Delves Broughton und seine junge Frau Diana«, berichtete Bill. »Sie sind aus England hergezogen, um dem Krieg zu entkommen. Was hier natürlich auch nicht vollständig möglich ist, aber zumindest ist das Wetter angenehmer. Joss schlug vor, die beiden auch einzuladen. Diana ist kaum älter als du, und es würde dir bestimmt guttun, mal jemanden in deinem Alter kennenzulernen.«

»Gut, dann müsstest du aber für Fleisch sorgen, beim Schlachter in der Stadt gibt es derzeit so gut wie nichts.«

»Du könntest doch eines unserer Hühner schlachten.«

»Unter keinen Umständen!«, rief Cecily entsetzt aus. »Die haben alle Namen! Außerdem versorgen sie uns täglich mit Eiern.«

»Ich wusste es.« Bill verdrehte die Augen. »Also gut, dann bitte ich Nygasi, sich etwas einfallen zu lassen, und lade Joss und die Broughtons fürs nächste Wochenende auf die Paradiesfarm ein.«

* * *

Obwohl Cecily am nächsten Morgen blanke Panik bei der Vorstellung überkam, übers Wochenende Gäste zu empfangen, machten ihr die Vorbereitungen wider Erwarten Freude. Seit sie auf der Farm lebten, waren nur Katherine und Bobby zum Essen bei ihnen gewesen; das geplante Einweihungsfest hatte wegen der Tragödie mit Fleur nie stattgefunden. Cecily schrubbte das Haus, bis alles funkelte und blitzte, und verteilte überall Vasen mit Gartenblumen. Sie hatte auch Katherine eingeladen – Bobby bekam keinen Urlaub –, was insofern praktisch war, als dann ebenso viele Frauen wie Männer anwesend sein würden. Darauf hatte Dorothea bei Essenseinladungen immer großen Wert gelegt.

An dem Freitag, an dem die Gäste eintreffen würden, stellte Cecily die restlichen Flaschen Champagner von Kiki in den Kühlschrank und hoffte, dass sie von Anfang an für beschwingte Stimmung sorgen würden. Danach brach sie mit Wölfchen in den Wald auf, da sie Njala einige Tage nicht besucht hatte. Als sie aus ihrer Hütte auftauchte, bemerkte Cecily, wie sehr der Bauch inzwischen angewachsen war. Njala bedeckte ihn jetzt auch nicht mehr, sondern trug unterhalb ein umgebundenes Tuch als Rock. Cecily vermutete, dass die Geburt bald bevorstand.

»*Supai*, Nygasi«, sagte Cecily. »Wie geht es ihr?«

»Kind kommen bald«, antwortete er, während sie auf Njala zugingen.

»Aber geht es ihr gut?«

Nygasi nickte.

»Wirst du dann nach der Mutter schicken?«

»Mutter kommen bald.«

»Guten Tag, Cecily«, sagte Njala lächelnd, als sie zu ihr traten. Dann wandte sie sich zu Nygasi und wedelte mit der Hand wie eine Königin, die ihren Lakaien entlässt. Nygasi nickte und verschwand zwischen den Bäumen.

»Wie geht es dir?«

Njala legte die Hände auf den Bauch und verdrehte dramatisch die Augen.

»Ja, ich weiß.« Cecily strich sich über die Stirn, um Erschöpfung darzustellen.

Njala wies Cecily an, ihr zu folgen, und ging voraus in ein Dickicht aus Bäumen. Dort drehte sie sich um und ergriff mit verängstigtem Blick Cecilys Hände.

»Du«, sagte Njala. »Helfen.« Dann deutete sie auf ihren Bauch und machte mit den Armen eine Wiegebewegung.

»Helfen? Bei der Geburt, meinst du?« Cecily ahmte die Bewegung nach.

»Ja. Helfen. Bitte.«

»Aber deine Mutter kommt, um dir zu helfen«, sagte Cecily langsam und deutlich.

»Nein! Helfen Kind! Bitte, Cecily!«

Wie ein Schatten erschien jetzt Nygasi hinter Njala, redete auf sie ein und deutete zur Lichtung.

»Sie jetzt gehen«, sagte er dann im Befehlston zu Cecily.

Njala sah sie flehend an, blieb aber stumm. Doch als Nygasi sie wegführte, deutete sie mit den Lippen noch einmal die Worte »Bitte helfen Kind« an.

* * *

Als Bill nachmittags nach Hause kam, grübelte Cecily noch immer

darüber nach, was Njalas Worte bedeuten mochten.

»Das Haus sieht wunderschön aus, genau wie du.« Bill lächelte seine Frau an, als sie in ihrem grünen Kleid aus dem Schlafzimmer kam, um die letzten Vorbereitungen fürs Essen zu treffen. »Mir gefällt es, dass du die Haare jetzt länger trägst.« Er spielte mit einer Locke, die über ihre Schulter fiel.

»Sie sind nur so lang, weil niemand in der Nähe ist, dem ich zutrauen würde, sie zu schneiden.«

»Ich finde, es sieht sehr schön aus, du solltest sie öfter offen tragen. Gut, ich gönne mir jetzt den seltenen Genuss eines Vollbads. Im Muthaiga Club wird inzwischen auch das Wasser rationiert, weil er so überlaufen ist. Wir müssen uns jetzt zu zweit ein Zimmer teilen. Und du weißt ja, wie klein die sind.«

»Ach, Bill?«, sagte Cecily, als er zum Badezimmer gehen wollte.

»Ja?«

»Ich habe heute Njala gesehen, und sie wirkte verstört auf mich, fast verängstigt. Es schien mir, als wolle sie mich bitten, bei der Geburt zu helfen. Worauf ich sagte, ihre Mutter käme doch zur Geburt, aber ich bin nicht sicher, ob Njala mich verstanden hat. Es wird bald so weit sein. Du sagst doch Nygasi noch einmal, dass die Mutter jetzt herkommen soll, ja? Ich könnte es nicht ertragen, wenn …«, Cecily schluckte, »Njala etwas zustoßen würde.«

»Natürlich. Njala weiß aber, dass ihre Mutter rechtzeitig da sein wird. Du hast da bestimmt etwas missverstanden.«

»Wahrscheinlich.«

Doch als Bill die Badezimmertür hinter sich schloss und Cecily Wasser rauschen hörte, spürte sie noch einmal ganz deutlich, dass sie sich nicht irrte: Njala hatte große Angst.

* * *

Die Gäste trafen eine Stunde später ein als erwartet. Joss Erroll wirkte recht erschöpft, sah aber so umwerfend aus wie eh und je,

und Jock alias Sir Henry John Delves Broughton erwies sich als großer älterer Engländer mit beachtlichem Wanst und schütterem grauem Haar.

»Bitte nennen Sie mich Jock, meine Liebe«, sagte er zu Cecily. »Das ist meine Frau Diana. Ist doch bestimmt nett, mal jemanden in deinem Alter zum Spielen zu haben, was, altes Mädchen? In Nairobi ist Diana nur von Achtzigjährigen umgeben«, scherzte Jock.

»Cecily hat gewiss auch schon bemerkt, dass es hier nicht viele Leute unter dreißig gibt, oder?«, meinte seine Frau.

»Ja, stimmt«, erwiderte Cecily lächelnd und starrte wie gebannt auf die eindrucksvolle Blondine vor ihr. Diana Delves Broughton war auf jeden Fall ein »Blickfang«, wie manche sagen würden, und Cecily konnte beim besten Willen nicht verstehen, weshalb eine so hübsche Frau mit einem Mann verheiratet war, der ihr Vater hätte sein können – oder gar ihr Großvater.

»Wie schön das hier ist«, bemerkte Diana, als Cecily die Gäste ins Esszimmer führte, wo Katherine gerade den Champagner entkorkte. »Wir hausen derzeit im Muthaiga Club.«

»Liebling, du weißt aber doch, dass das kein Dauerzustand ist«, warf Jock ein. »In wenigen Tagen ziehen wir in die Villa in Karen.«

»Ein unheimliches düsteres Haus in einem Vorort von Nairobi«, murmelte Diana.

»Diana, darf ich Ihnen Katherine Sinclair vorstellen, meine liebe Freundin und Nachbarin«, sagte Cecily rasch.

»Donnerwetter! Offenbar leben hier all die ansehnlichen jungen Wesen!« Diana wandte sich ihrem Mann zu. »Können wir nicht hier ein Haus bauen, mein Schatz? Dann hätte ich nette Gesellschaft.«

»Schampus für alle?«, fragte Katherine, während sie einschenkte.

»Sehr gern«, antwortete Jock und strahlte in die Runde. »Das sieht doch eher nach dem Kenia aus, das ich kenne. Cheers!«

»Cheers!«, echoten die anderen.

»Und willkommen im Happy Valley, Diana«, fügte Joss hinzu, der den Blick nicht von der jungen Blondine lösen konnte.

»Danke, Joss. Ich freue mich, hier zu sein«, sagte Diana, den

intensiven Blick erwidernd.

Sogar Cecily fand den Abend – und Diana – vergnüglich. Nach dem Essen fragte Jocks Frau, ob ein Grammofon im Hause sei.

»Ja, ich besitze tatsächlich eines«, antwortete Cecily. »Und meine Mutter hat mir auch noch die neuesten Schallplatten aus Amerika geschickt.«

»Um Himmels willen, dann sofort auflegen! Die im Muthaiga Club waren mal in den Zwanzigern populär«, meinte Diana.

Cecily stellte das Grammofon auf die Veranda, während die Männer den Tisch und die Stühle beiseiteschoben, um eine behelfsmäßige Tanzfläche zu schaffen.

»Unter den Sternen zu tanzen ist so romantisch, finden Sie nicht auch, Cecily?«, sagte Diana träumerisch, während sie sich in den Armen ihres Mannes zur »Moonlight Serenade« von Glenn Miller über die Veranda bewegte.

»Darf ich bitten?«, fragte Joss und streckte die Arme aus.

»Wenn Sie darauf bestehen«, antwortete Diana mit einem Lächeln und löste sich von ihrem Mann.

»Würden Sie mir dann die Freude machen?«, sagte Jock zu Cecily.

Es wäre äußerst ungehörig gewesen abzulehnen. Während sie tanzten, sah Cecily über Jocks Schulter, dass Bill Katherine aufgefordert hatte. Doch Cecilys Blick wanderte vor allem zu Diana und Joss, die sich in einer dunklen Ecke eng umschlungen zum Rhythmus der Musik wiegten. Jock stellte Cecily jede Menge höfliche Fragen, die sie pflichtschuldig beantwortete. Als das Stück endete, entschuldigte sie sich, um eine neue Platte aufzulegen.

»Such um Himmels willen etwas Schnelles aus«, flüsterte Katherine ihr zu. »Hier, Count Basie wäre gut.«

Das schnelle Tempo von »Lester Leaps In« hielt Joss und Diana jedoch nicht davon ab, weiterhin langsam zu tanzen, während Katherine und Cecily sich an den Händen fassten und vergnügt kichernd auf der Veranda herumhüpften. Bill unterhielt sich jetzt am Tisch mit Jock, der das Benehmen seiner Ehefrau gar nicht zu bemerken schien.

»Bobby sagt, im Muthaiga Club wird schon über die anderen

getratscht«, flüsterte Katherine Cecily zu, als sie sich schweißüberströmt auf der Treppe niederließen.

»Legt noch was auf, ja, Mädels?«, rief Joss. »Habt ihr ›Blue Orchid‹?«

»Ich schau mal nach«, antwortete Katherine und stand auf. »Bleib ruhig sitzen, Cecily, du bist doch schon den ganzen Tag auf den Beinen.«

»Das ist wahr«, bekräftigte Bill, der mit Jock zu ihr trat.

»Herrliches Fest, aber ich bin ziemlich erledigt und werde zu Bett gehen«, verkündete Jock. »Bill will uns morgen mit seinen Massai-Burschen zu einer Safari mitnehmen. Gute Nacht, meine Liebe.«

Cecily und Bill sahen Jock nach, als er sich schwankend ins Haus begab, während ein neues Stück von Glenn Miller aus dem Grammofon schallte.

Bill streckte Cecily die Hand hin. »Darf ich bitten?«

»Ich … gut«, antwortete sie, ergriff Bills Hand und ließ sich hochziehen. Cecily empfand einen Anflug von Verlangen, als Bill sie in seine Arme zog, unterdrückte es jedoch sofort hastig. Sie wusste, dass Bill sich auf diese Weise niemals für sie interessieren würde, und vergnügte sich stattdessen damit, die beiden Gäste zu beobachten, die einander so offensichtlich begehrten. Das merkte man auf den ersten Blick daran, wie harmonisch sich die beiden zusammen bewegten und wie Diana zu Joss aufsah.

»Die beiden geben ein hübsches Paar ab, nicht wahr?«, raunte Bill.

»In der Tat. Ein Jammer, dass Diana verheiratet ist.«

»Das hat Joss noch nie von etwas abgehalten. Ich habe ihn zwar aufrichtig gern, aber sein Benehmen mit Frauen …« Bill seufzte. »Doch lassen wir das. Du siehst jedenfalls äußerst bezaubernd aus heute Abend, Cecily.«

»Oh, danke schön.«

»Und nun …« Bill ließ sie los, als das Lied endete, »muss ich wie versprochen Katherine nach Hause fahren. An deiner Stelle würde ich zu Bett gehen und die beiden sich selbst überlassen«, fügte Bill im Flüsterton mit Blick auf Diana und Joss hinzu und küsste

Cecily auf die Stirn. »Schlaf schön.«

* * *

Am nächsten Morgen wurde Cecily von Bill geweckt. Er trug schon seine Safarikleidung.

»Wie spät ist es?«

»Kurz nach sechs. Zeit zum Aufstehen, wir wollen auf die Jagd gehen.«

»Muss ich denn mitkommen? Du weißt doch, dass ich es hasse, wenn diese schönen Tiere getötet werden.«

»Ich wäre dir sehr dankbar, wenn du mitkämst. Du hast doch gestern Abend erlebt, was sich zwischen Joss und Diana anbahnt. Ich brauche dich als Ablenkung.«

»Für wen? Für Diana oder für Jock? Oder Joss?«, murmelte Cecily, als sie aufstand.

»Nach Möglichkeit für alle drei. Jock und Diana haben erst vor knapp einem Monat geheiratet. Sogar für Joss ist dieses Benehmen untragbar.«

»Diana scheint aber nicht das Geringste dagegen zu haben, du solltest also nicht nur Joss die Schuld geben. Sie ist auch wirklich eine schöne Frau, findest du nicht?«

»Sie hat wohl irgendeinen Reiz. Aber ihre Augen sind kalt, und den roten Lippenstift, den sie ständig trägt, finde ich vulgär.«

»Ach, wirklich?« Cecily war insgeheim erfreut.

»Die Sache ist doch sonnenklar, oder nicht?«, fuhr Bill fort. »Eine so junge Frau, die einen Mann wie Jock heiratet, ist eindeutig auf sein Geld aus. Jock mag ein Langweiler sein, hat es aber dennoch nicht verdient, von seiner Ehefrau so behandelt zu werden. Und jetzt verstehe ich auch, warum Joss so versessen darauf war, seine neuen ›Freunde‹ mitzubringen … wohl eher die ›Freundin‹! Gut, ich habe Nygasi bereits aufgetragen, die üblichen Vorräte im Pick-up zu verstauen. Sobald ihr fertig seid, du und Diana, brechen wir auf. Wir sehen uns draußen.«

»Okay.« Cecily holte ihre Safaristiefel aus dem Schrank, erstaunt darüber, dass ihr Mann den Reizen von Diana so mühelos zu widerstehen schien. Oder hatte er zu übertrieben abgewehrt?

Nygasi und sein Massai-Freund fuhren den Wagen, der mit Vorräten und Gewehren ausgestattet war, Cecily musste sich mit Joss und Diana auf den Rücksitz des anderen Pick-up klemmen. Jock saß vorn bei Bill. Cecily wandte sich nach hinten, um die Landschaft zu betrachten, und vermied es diskret, nach rechts zu schauen, wo Joss' Hand an Dianas Oberschenkel hinaufwanderte. Als Joss ungeniert begann, Diana auf den Hals zu küssen, geriet Cecily unter gewaltige Anspannung, weil sie fürchtete, Jock könne sich jeden Augenblick zu ihnen umdrehen.

Als sie an dem Ort ankamen, wo sie übernachten wollten, begannen Nygasi und der andere Massai das Lager aufzuschlagen.

Cecily trat zu Nygasi. »Geht es Njala gut?«

»Ja, gut. Mutter da. Jetzt Arbeit von Frau«, antwortete Nygasi, während er Klapptisch und -stühle und die Picknickkörbe auslud.

»Welches wäre am besten für mich?« Diana erschien neben ihnen und griff nach einem der Gewehre. »Das hier vielleicht?« Sie legte es an ihrer zarten Schulter an. »Ja, perfekt. Schießen Sie auch so gern, Cecily?«

»Nein, muss ich gestehen. Bei meiner ersten Großwildjagd wurde ich deshalb beinahe von einem Löwen verspeist, aber Bill hat mich gerettet.«

»Wie wahnsinnig romantisch! Ich war erst bei wenigen Safaris, seit ich in Kenia bin, und musste den guten alten Jock auch schon vor einem Löwen retten, nicht wahr, mein Schatz?« Sie gab ein perlendes Lachen von sich. »Dann hoffen wir mal, dass heute etwas geboten ist!«

Cecily war froh, dass sie mit dem zweiten Massai als Wache zumindest im Lager bleiben durfte, das sich im Schatten der Bäume befand. Nygasi führte die anderen in den Busch. Als Cecily sich auf einem Klappstuhl niedergelassen hatte, sah sie nur wenige Meter entfernt eine große Schlange und zog ganz langsam die Füße hoch, worauf das Tier unbeirrt weiterkroch. Noch vor einem Jahr, sinnierte Cecily, hätte sie angstvoll aufgeschrien; sie hatte sich in ihrer Zeit in

Kenia sehr verändert. Schlangen gab es hier überall, und Bill und Katherine hatten ihr beigebracht, die gefährlichen von den harmlosen zu unterscheiden.

Cecily blickte über die endlose Ebene, die sich am Horizont mit dem azurblauen Himmel vermählte. In der Ferne zog eine Herde Gnus vorbei. Die Regenfälle hatten die Vegetation erblühen lassen, und die Tiere, durstig nach der langen Trockenzeit, eilten zu den Wasserlöchern.

»Das ist mein Zuhause«, sagte Cecily leise. »Ich lebe wirklich und wahrhaftig in Afrika. Wer hätte das je vermutet?«

Und in diesem Augenblick, als sie die Pracht der wunderschönen Natur bewunderte, spürte Cecily, dass ihre Seele endlich zu heilen begann.

Die anderen kehrten zu einem späten Mittagessen zurück, was aus Champagner und frischem Antilopenfleisch bestand, das Nygasi am Spieß briet.

»Wie war die Jagd?«, erkundigte sich Cecily aus Höflichkeit, obwohl an dem erlegten Zebra und den Thomson-Gazellen zu ersehen war, dass man Beute gemacht hatte.

»Ein perfekter Tag dafür«, antwortete Bill. Über ihnen war das Brummen eines Motors zu hören. »Eines der Aufklärungsflugzeuge, das von der Grenze zurückkehrt«, erklärte er. »Um uns zu erinnern, dass ein Krieg tobt.«

»Sieht man lieber hier als in der Heimat, kann ich Ihnen sagen«, bemerkte Jock, dem Fleischsaft von den Lippen rann. »Vertreiben uns aber die Tiere, da müssen wir wohl für heute einpacken. Wo stecken Diana und Joss?«

»Die wollten Ausschau halten, ob sie irgendwo Elefanten sichten«, antwortete Bill, ohne zu zögern. »Nygasi sagte, hier sei gestern eine Herde unterwegs gewesen.«

»Sie sind doch wohl nicht auf Elfenbein aus, oder?«, fragte Cecily ihren Mann.

»Nein, Diana wollte nur mal einen Elefanten sehen, das ist ihr bislang nicht gelungen.«

»Das sind großartige Lebewesen«, bestätigte Cecily, als sie plötzlich eine Bewegung in den Büschen bemerkte.

Diana und Joss kamen aufs Lager zu, kichernd und sich unverhohlen an der Hand haltend.

»Hast du einen Elefanten entdeckt, Liebes?«, fragte Jock, als die beiden sich wieder zur Gruppe gesellten.

»Leider nein«, antwortete Diana. »Wollen wir wieder zur Farm zurück? Heute Nachmittag werden wir ja wohl mit den Tieren kein Glück mehr haben, nicht wahr?«

Cecily entging nicht, dass Diana Joss zuzwinkerte und dabei einige offene Knöpfe ihrer Bluse schloss.

Wieder auf der Paradiesfarm angekommen, erklärte Diana, sie wolle gleich in die Stadt zurückkehren, um abends im Muthaiga Club zu tanzen. »Das ist doch samstags immer wunderbar, nicht wahr? Vor allem jetzt, wo so viele Soldaten in der Stadt sind.«

»Ich bin zu erschöpft nach der Jagd«, antwortete Jock. »Aber fahr du doch mit Joss, und wir sehen uns morgen im Club.«

»Ach, Schatz, wie süß von dir«, flötete Diana und küsste die faltige Wange ihres Gatten. »Du musst dich aber wegen mir nicht beeilen, hörst du? Ich werde schon nicht aufgefressen in der Stadt – jedenfalls nicht von wilden Tieren«, fügte sie lachend hinzu. »Cecily, kann ich mir einen Spiegel von Ihnen borgen, um mich vor der Rückfahrt ein wenig zurechtzumachen?«

»Selbstverständlich.« Cecily geleitete Diana den Flur entlang. »Sie müssen allerdings den in meinem Schlafzimmer benutzen. Ich wollte die Gästezimmer längst mit Spiegeln ausgestattet haben, aber wir hatten noch nicht viele Besucher hier.«

»Ich weiß. Bill hat mir erzählt, dass Sie letztes Jahr Ihr Kind verloren haben. Schlimmes Pech, Sie Ärmste. Oh, wie entzückend!« Diana sah sich im Schlafzimmer um. »Sie haben einen exzellenten Geschmack, was man leider von Jock nicht behaupten kann. Die Villa in Karen ist etwa so behaglich wie ein viktorianisches Mausoleum. Mir graut davor, dort einzuziehen. So viel Braun. Ich hasse Braun, Sie auch?« Diana setzte sich an Cecilys Frisiertisch und öffnete das Täschchen, das sie bei sich hatte. »Bill ist ja so ein Goldschatz und ganz offensichtlich völlig verrückt nach Ihnen.«

»Ach, das glaube ich eher nicht, ich meine …«

»Doch, das steht ihm ins Gesicht geschrieben. Sie beide führen

eine glückliche Ehe – im Gegensatz zu mir und dem lieben Jock. Wir haben noch nie gemeinsam in einem Bett gelegen, und ich bezweifle auch, dass es jemals dazu kommen wird.« Diana kicherte, während sie ihr welliges blondes Haar zurückstrich und es geschickt mit zwei Strassspangen feststeckte. »Sind Sie oft in Nairobi?«

»Nein, eher nicht.«

»Das müssen Sie ändern! Nairobi ist viel interessanter als London, trotz dieses verdammten Krieges. Ich habe eine fantastische Zeit dort«, fügte Diana hinzu, während sie grellroten Lippenstift auftrug. »Die Rennwoche nach Weihnachten dürfen Sie sich keinesfalls entgehen lassen. Joss sagt, das ist die aufregendste Zeit des Jahres in Nairobi. Es macht Ihnen doch hoffentlich nichts aus, wenn Jock noch eine Nacht hierbleibt, oder? Die Rückfahrt ist ziemlich anstrengend, und er sieht nach der Jagd heute sehr erschöpft aus.«

Diana besprühte Hals und Dekolleté großzügig mit Parfüm und stand auf. »Gesicht und Frisur erledigt, mein Kleid ziehe ich unterwegs an. Es staubt überall so furchtbar, nicht wahr?« Sie warf einen letzten Blick in den Spiegel. »Haben Sie besten Dank für das wunderbare Essen gestern Abend. Ich hoffe, wir sehen uns bald wieder.« Diana küsste Cecily auf beide Wangen und spazierte hinaus, eine Parfümwolke hinter sich lassend. Cecily setzte sich kopfschüttelnd aufs Bett. Die neue Lady Delves Broughton war sehr gewöhnungsbedürftig.

Nach dem Abendessen entschuldigte sich Cecily beizeiten, damit die beiden Männer sich unterhalten konnten. Im Bett versuchte sie sich auf ihr Buch zu konzentrieren, musste aber immer wieder an Dianas Bemerkung über Bill und sie denken. Nach einer Weile beschloss Cecily, dass Diana bestimmt nur freundlich hatte sein wollen. Denn dass Bill keineswegs verrückt war nach ihr, sondern sie nicht einmal als Frau wahrnahm, war doch wohl nicht zu übersehen.

* * *

Jock und Bill brachen nach dem Mittagessen am nächsten Tag nach Nairobi auf. Obwohl ihr Jock ziemlich langweilig und überheblich vorkam, empfand Cecily doch etwas wie Mitgefühl für den Mann.

»Wann kommst du wieder?«, fragte sie Bill, als sie ihm einen Stapel frisch gewaschener Uniformen überreichte.

»Das kann ich leider noch nicht sagen, aber ich gebe dir Bescheid, sobald ich Genaueres weiß. Und, Liebes, du solltest dir endlich Hilfe für den Haushalt nehmen.« Bill wies auf die Uniformen. »Du hast das ganze Wochenende geschuftet.«

»Ich werd's mir überlegen«, erwiderte Cecily mit einem kleinen Lächeln.

»Ist doch gar nicht so übel, Gäste zu haben, oder?«

»Ganz und gar nicht, nein.«

»Gib auf dich acht, ja?«

»Du auch«, sagte Cecily, als Bill sie auf die Wangen küsste. Sie begleitete die Männer auf die Veranda und sah, dass Nygasi bereits hinten im Wagen saß. Wenn er mit nach Nairobi fuhr, musste Njalas Mutter noch immer bei ihrer Tochter sein.

Wehmütig winkte Cecily dem Pick-up nach. Es hatte ihr wirklich große Freude gemacht, Gastgeberin zu sein und Komplimente für ihr schönes Haus zu bekommen. Die einsame Woche, die nun vor ihr lag, tat sich wie ein Abgrund vor ihr auf. Statt Trübsal zu blasen, kehrte Cecily rasch ins Haus zurück und wandte sich dem gewaltigen Berg schmutzigem Geschirr zu, der gespült werden musste.

# XXXVII

Für einen Besuch bei Njala brachte Cecily erst am Dienstagmorgen den Mut auf. Sie wusste nichts über die Geburtsrituale der Massai, nicht einmal, ob das Kind schon geboren war. Doch eine seltsame Eingebung hatte sie bislang von der Lichtung ferngehalten. Vielleicht war es Angst, dass etwas Schreckliches geschehen sein könnte wie bei ihr selbst. Doch schließlich siegten Neugier und Sorge, und Cecily machte sich mit Wölfchen auf in den Wald.

Es war ein strahlend sonniger Dezembertag, und nach den starken Regenfällen vom Vorabend war die Luft klar und frisch. Cecily summte unwillkürlich die Melodie von »Moonlight Serenade« vor sich hin und dachte bei sich, dass Bill recht hatte: Es wäre gut, eine Haushaltshilfe zu haben, vor allem jetzt, da Weihnachten vor der Tür stand. Ihre Mutter hatte angerufen und ein Paket mit Leckereien angekündigt, doch man konnte sich wegen des Kriegs nicht darauf verlassen, dass Post tatsächlich ankam. Dennoch freute sich Cecily auf die Adventszeit und erwog sogar, tatsächlich in der Woche vor Weihnachten zu den Pferderennen in Nairobi zu fahren.

*Es scheint mir wirklich besser zu gehen*, dachte sie, als sie auf die Lichtung trat. Dann blinzelte Cecily verwirrt und glaubte im ersten Moment, Wölfchen habe sich verlaufen, denn weit und breit war kein Mensch zu sehen, und auch die Hütte war verschwunden. Cecily ging zu der Stelle, wo sie gestanden hatte. Nur ein Haufen Lehm und verkohlte Gräser an der Feuerstelle wiesen darauf hin, dass sich hier jemand aufgehalten hatte.

»Gütiger Himmel!« Cecily sah sich fassungslos um. »Sie hätten doch zumindest Bescheid geben können, findest du nicht auch, Wölfchen? Wie schade.« Sie seufzte. »Ich hätte zu gern das Baby gesehen und mich richtig verabschiedet … Na komm, gehen wir nach Hause.«

Doch Wölfchen gehorchte nicht, sondern trabte in die

entgegengesetzte Richtung davon.

»Wölfchen! Komm sofort hierher!«

Der Hund lief weiter, bis er zwischen den Bäumen verschwunden war. Cecily schlug den Heimweg ein, weil sie wusste, dass Wölfchen ihr irgendwann folgen würde. Doch plötzlich hörte sie ihn aufgeregt bellen.

»Dieser verflixte Hund!«, murrte Cecily, als sie umkehrte und dem Lärm folgte. »Wölfchen! Hierher!«

Das Gebell verstummte nicht, und Cecily blieb nichts anderes übrig, als tiefer in den düsteren Wald hineinzugehen. Das Gestrüpp wurde immer dichter, und Dornenranken zerkratzten ihre bloßen Beine.

Endlich sah sie Wölfchens Hinterteil aus einem Dickicht ragen, in dem er herumschnüffelte. Cecily ging zu ihm, um zu erkunden, was er so interessant fand.

»Was hast du denn da aufgespürt, alter Bursche? Wahrscheinlich ein paar alte Knochen. Na komm schon, mach Platz, damit ich auch schauen kann.«

Cecily zerrte den Hund beiseite und teilte die Äste der Sträucher, entdeckte am Boden jedoch nur einen Haufen welke Blätter. Als sie sich bückte und vorsichtig einige wegzupfte, spürte sie plötzlich etwas Warmes an den Fingerspitzen.

Mit einem Aufschrei wich Cecily zurück und blieb dabei mit ihren Locken an einem Zweig hängen. Es musste sich um irgendein Tier handeln, das aber auf jeden Fall noch am Leben war. Nachdem sie ihre Haare befreit hatte, brach Cecily einen Ast ab, mit dem sie das Laub weiter beiseiteschob. Das Herz schlug ihr bis zum Hals, als ein kleines Stück braune Haut zum Vorschein kam und sie ein leises Wimmern hörte wie von einem neugeborenen Kätzchen.

Als Cecily noch mehr Blätter entfernt hatte, zuckte sie entsetzt zusammen, denn ein winziger Fuß ragte aus dem Laub auf.

Sie schluckte schwer, weil ihr schlagartig klar wurde, was dieses Wesen in dem Blättergrab war. Und weshalb Wölfchen gebellt hatte.

»Herr im Himmel!«

Cecily fiel auf die Knie und wischte mit beiden Händen die

restlichen Blätter beiseite. Und dann lag vor ihr ein zierliches neugeborenes Mädchen. Es hatte die Augen geschlossen, einziges Lebenszeichen war das rosige Mündchen, das unwillkürlich saugende Bewegungen machte.

Fassungslos hob Cecily das Kind auf und nahm es in den Arm. Es war mit Schmutz und Staub bedeckt, und aus dem Rest der Nabelschnur sickerte Eiter. Der Bauch war unnatürlich gewölbt, die Rippen stachen hervor, und die Beine wirkten seltsam gespreizt wie bei einem Frosch.

»Aber sie lebt«, flüsterte Cecily. »O mein Gott, Wölfchen.« Tränen traten ihr in die Augen. »Komm, wir müssen die Kleine so schnell wie möglich ins Haus bringen.«

Das Kind rührte sich kaum und schien während des gesamten Heimwegs nur flach zu atmen. Zu Hause legte Cecily den Säugling in der Küche auf den Boden, in Decken gehüllt. Wölfchen ließ sich neben dem kleinen Mädchen nieder, um es zu bewachen.

»Du bleibst hier und passt auf sie auf, hörst du?«, sagte Cecily zu ihm, bevor sie nach draußen in die Scheune eilte, in der Bill alle Kindersachen verstaut hatte. Einige Dinge waren noch nicht einmal ausgepackt worden, und Cecily kramte Trinkfläschchen und Stoffwindeln aus den Kartons hervor und nahm auch das Wolltuch mit, an dem sie damals wochenlang gestrickt hatte. Dann eilte sie ins Haus zurück. Alles andere konnte sie später noch suchen, jetzt brauchte die Kleine erst einmal dringend Milch.

»Weiß der Himmel, wie lange das arme Ding da schon gelegen hat«, sagte Cecily atemlos zu Wölfchen, der sich nicht vom Fleck bewegt hatte und jetzt mit traurigem Hundeblick zu ihr aufschaute. »Hoffen wir nur, dass es nicht schon zu spät ist.« Sie nahm einen Krug aus dem Kühlschrank, goss etwas Milch in einen Topf und erwärmte sie, spülte währenddessen die Trinkflasche mit heißem Wasser aus.

Als die Flasche gefüllt war, nahm Cecily das Kind hoch, wickelte es in die kleine Wolldecke und legte es in ihre Armbeuge. »So, jetzt geht’s los«, sagte sie zu der Kleinen, schob ihr behutsam den Nuckel zwischen die Lippen und bewegte ihn leicht hin und her.

»Komm schon, Kleines, schön saugen«, sagte sie

aufmunternd. »Dann geht’s dir gleich besser.«

Als sich nichts tat, erinnerte sich Cecily an einen Ratschlag aus einem der Bücher, die sie während der Schwangerschaft gelesen hatte.

*Wenn das Kind nicht auf den Sauger reagiert, tröpfeln Sie etwas Milch auf die Lippen.*

Nachdem sie das getan hatte, wartete Cecily mit angehaltenem Atem, ob der Versuch erfolgreich sein würde. Plötzlich bewegten sich die winzigen Lippen und schienen zu saugen. Rasch steckte Cecily dem Baby den Nuckel wieder in das Mündchen.

»Ja! Gut so!« Cecily seufzte erleichtert auf.

Zuerst nuckelte das kleine Mädchen nur schwach, und das meiste von der Milch tropfte wieder aus dem Mund. Doch dann wurde der Saugreflex stärker, und Cecily sah, dass das Kind schluckte.

»Dem Herrn sei Dank.« Ein kleines Schluchzen entfuhr Cecily, doch in diesem Augenblick erbrach die Kleine den größten Teil der zu sich genommenen Nahrung.

Cecily griff nach einem Tuch und säuberte sich und das Kind, so gut es ging. Währenddessen gab die Kleine wimmernde Laute von sich. Es klang wie ein kläglicher Versuch zu schreien.

»Aber irgendwas ist doch wohl hoffentlich in ihrem Bauch gelandet?«

Und tatsächlich rann wenige Minuten später eine zähe grüne Flüssigkeit aus dem Gesäß der Kleinen.

»Zumindest scheint die Verdauung zu funktionieren. Wer weiß, wie lange du schon dort gelegen hast, bevor Wölfchen dich entdeckt hat.«

Schließlich ließ das Kind, erschöpft von der Anstrengung, den Sauger los und atmete aus.

»Bist du eingeschlafen?«, flüsterte Cecily und horchte auf den Atem. Die Brust hob und senkte sich regelmäßig.

Während das Baby schlief, befiel Cecily quälende Unentschlossenheit. Eigentlich hätte sie Dr. Boyle herholen müssen, damit er die Kleine untersuchte. Keiner wusste, wie lange sie dort im Wald gelegen hatte, vielleicht war sie dehydriert oder hatte andere

Gesundheitsprobleme, von denen Cecily nichts wissen konnte. Doch es war immerhin schattig und kühl gewesen unter dem Laub … Cecily legte der Kleinen behutsam die Hand auf die Stirn. Sie fühlte sich weder zu heiß noch zu kühl an.

»Der Farbe der Ausscheidungen nach zu schließen kannst du eigentlich erst ein paar Stunden alt sein«, murmelte Cecily und blickte auf das schlummernde Kind hinunter. »Und Dr. Boyle wird dich garantiert mitnehmen und in eines dieser schrecklichen Waisenhäuser stecken, für die Mama Spenden sammelt.«

Erschöpft von der ganzen Aufregung, döste Cecily selbst ein und wurde erst vom Wimmern der Kleinen geweckt, als es bereits zu dämmern begann.

»Schon gut, dann probieren wir es mal weiter.«

Als die Kleine diesmal zu saugen aufhörte, sah Cecily, dass sie fast dreißig Milliliter getrunken hatte, die bislang auch im Bauch geblieben waren.

»Tut mir leid, Kleines, aber wir müssen dich jetzt mal saubermachen. Ich lege dich hier in der Spüle in eine Schüssel und werde dich schön waschen.«

Mit einem sauberen Tuch und einem Stück Seife machte sich Cecily ans Werk und war hinterher nasser als das Baby selbst. Die Haut war mit einer sonderbaren zähen Schicht bedeckt gewesen, aber Cecily hatte sich nach Kräften bemüht, den Nabel trocken zu halten, wie sie es aus den Büchern in Erinnerung hatte. Während des Bades hatte die Kleine die ganze Zeit gebrüllt und gezappelt, was darauf hinwies, dass sie wohl gesund war. Danach hüllte Cecily sie in ein Handtuch, legte sie vorsichtig auf den Fußboden des Schlafzimmers und ging, bewaffnet mit einer Taschenlampe, erneut in die Scheune. Dort packte sie einige Dinge, die nachts vonnöten sein mochten, in die – noch in Zellophan verpackte – Wiege. Wieder im Haus legte sie das kleine Mädchen in das Bettchen, in der Hoffnung, dass die Windel richtig saß.

Die Kleine war wieder eingeschlummert, und Cecily gelang es gerade noch, rasch ein Sandwich zu sich zu nehmen, bevor das Baby wieder schrie und das nächste Fläschchen fällig war. Diesmal trank die Kleine die doppelte Menge, spie allerdings auch einiges

davon wieder aus. Cecily wechselte die Windel und zog ihr den Strampelanzug aus Baumwolle an, den ihre Mutter vor über einem Jahr bei Bloomingdale's erstanden hatte. Als Cecily der Kleinen ein Häubchen aufsetzte, kicherte sie bei dem Gedanken, was ihre Mutter wohl angesichts des kleinen braunen Gesichts darin sagen würde.

»Ich möchte bald mal deine Augen sehen, Kleines«, sagte Cecily, als sie das Kind wieder in die Wiege legte. Nachdem sie ein Fläschchen für nachts vorbereitet und es in den Kühlschrank gestellt hatte, schloss Cecily die Haustür ab, schaltete das Licht aus, überzeugte sich, dass die Kleine in der Wiege neben ihr ruhig atmete, und ging zu Bett.

Wölfchen winselte vor der Schlafzimmertür und begehrte Einlass. Cecily lächelte beim Gedanken, dass der Hund seinen kleinen Schützling bewachen wollte.

»Bleib du ruhig draußen, Bursche, die Kleine ist bei mir gut aufgehoben. Gute Nacht.« Cecily knipste die Nachttischlampe aus, sank auf ihr Kissen und dachte zurück an die Unterhaltung mit Bill, als er sie gefragt hatte, ob Njala auf dem Land der Paradiesfarm bleiben könne. Er hatte sich damals nicht dazu geäußert, was nach der Geburt mit dem Kind geschehen sollte. Njala war versteckt worden, weil ihre Schwangerschaft ein Geheimnis bleiben musste, um die Heirat nicht zu gefährden. Hatte die junge Frau gewusst, dass sie ihr Kind nicht mitnehmen würde …?

*»Bitte helfen Kind.«*

»O mein Gott!«

Plötzlich ergab alles Sinn. Bei ihrer letzten Begegnung hatte Njala nicht sagen wollen, dass Cecily bei der Geburt helfen sollte. Sondern dass sie das Kind retten sollte.

Cecily setzte sich ruckartig auf.

»Sie *wollte*, dass Wölfchen und ich das Baby finden …«

Die Kleine wimmerte leise im Schlaf, und Cecily nahm sie zu sich ins Bett und hielt sie im Arm.

»Schsch, Kleines. Bei mir bist du in Sicherheit.«

# XXXVIII

Im Lauf der folgenden Woche nahm Cecily sich jeden Tag aufs Neue vor, Bill davon zu erzählen, was geschehen war. Doch jedes Mal legte sie wieder auf, bevor sie die Nummer des Kriegsamts in Nairobi gewählt hatte. Denn Bill würde ganz bestimmt darauf bestehen, das Kind in ein Waisenhaus zu geben. Von Tag zu Tag brachen sich Cecilys angestaute Muttergefühle weiter Bahn, und bei der Vorstellung, dass jemand dem kleinen Wesen, das so auf sie angewiesen war, auch nur ein Haar krümmen würde, traten ihr Tränen in die Augen. Obwohl sie von den unruhigen Nächten erschöpft war – die Kleine hatte inzwischen ständig einen Bärenhunger und konnte so kräftig brüllen, dass sie wohl die Löwen in der Savanne damit wecken konnte –, war Cecily in ihrem ganzen Leben noch nie zufriedener und glücklicher gewesen. Sie hatte inzwischen das Zimmer, das für ihr eigenes Kind gedacht gewesen war, mit den Dingen aus der Scheune ausgestattet, und der einstmals leere Raum roch jetzt herrlich nach dem Babypuder, das für Stellas kleinen Popo benutzt wurde. Mithilfe der Ratgeberbücher hatte Cecily den Stummel der Nabelschnur behandelt, der nun gut trocknete und wahrscheinlich bald abfallen würde. Für ihren Garten blieb keine Zeit mehr; sie schlief meist, wenn das Kind schlief, oder aß rasch einen Happen zwischendurch.

Der Name Stella war ihr in den Sinn gekommen, als sie eingedöst war und beim Aufwachen in ein Paar große klare Augen geblickt hatte, dunkelbraun wie Kaffeebohnen. Sie glichen denen von Njala so sehr, und Cecily erinnerte sich daran, wie Bill gesagt hatte, dass der Name »Stern« bedeutete.

Cecily wusste vom Schulunterricht, dass Stern auf Lateinisch »Stella« hieß. Außerdem brauchte die kleine Erdenbürgerin doch auch einen Namen …

»Also bist du Stella«, sagte sie mit einem Seufzer, »zumindest

fürs Erste.«

Vor zwei Tagen hatte Cecily gehört, wie sich auf der Zufahrt ein Auto näherte. Als sie zum Fenster lief, sah sie Katherines Pick-up vor dem Eingang halten. Da Cecily wusste, dass die Tür abgeschlossen war, kauerte sie mit Stella im Arm unter dem Fenster, während Katherine hartnäckig klopfte und dann um das Haus herumging und in die Fenster spähte, vermutlich beunruhigt durch Wölfchens Gebell. Katherine wusste, dass der Hund draußen war, wenn Cecily zum Einkaufen fuhr, oder aber sie auf dem Gelände begleitete. Als der Wagen endlich davonrumpelte, richtete Cecily sich auf. Sie kam sich recht albern vor, war aber noch nicht bereit, die behagliche geborgene Welt aufzugeben, in der sie mit Stella und Wölfchen allein war.

Doch eines Morgens wurde sie nach einer weiteren unruhigen Nacht vom Klingeln des Telefons geweckt. Sie erwog zunächst, es nicht zu beachten, stand dann doch auf und nahm ab.

»Hier ist Bill«, hörte sie die Stimme ihres Mannes. Das Knistern und Knacken in der Leitung war so stark wie bei Anrufen aus New York. »Wie geht's, wie steht's?«

»Alles gut hier. Bestens. Und bei dir?«

»Es reicht wohl, wenn ich dir sage, dass die Lage in Europa – und hier demnächst wohl auch – von Tag zu Tag trostloser wird. Dennoch werde ich an Weihnachten nach Hause kommen können.«

»Wann ist das?«

»In drei Tagen, Cecily. Geht's dir auch wirklich gut?«

»Doch, es ging mir nie besser, Bill. Ich … war einkaufen, aber es war kaum Fleisch zu bekommen, und bei allem anderen sah es auch schlecht aus«, log sie.

»Keine Sorge, ich werde schon ein Festessen auf den Tisch bringen, und wenn es mich meinen halben Sold kostet. Kommen Katherine und Bobby wie letztes Jahr?«

»Ich habe sie noch nicht gefragt. Soll ich?« Cecily biss sich auf die Lippe, weil die selige Zeit mit Stella sich mit jedem weiteren Wort dem Ende zuneigte.

»Ich bespreche das mit Bobby, Liebes, keine Sorge. Ist wirklich alles in Ordnung? Bobby sagte, Katherine habe dich besuchen

wollen, aber du seist nicht zu Hause gewesen.«

»Erstaunlich, wie schnell sich so etwas herumspricht. Da war ich wahrscheinlich in Gilgil.«

»Nun, solange alles okay ist«, sagte Bill. »Wir sehen uns Weihnachten. Ich muss allerdings am zweiten Feiertag zurück nach Nairobi, hatte aber gehofft, du würdest mitkommen. Dann könnten wir zusammen zu den Pferderennen gehen, das würde dir bestimmt gefallen.«

»Das können wir ja noch besprechen, wenn du hier bist«, erwiderte Cecily hastig, weil sie ein Quäken von Stella gehört hatte. »Bis dahin, Bill.«

Sie legte auf und ging bedrückt ins Schlafzimmer zurück. Stella bot ein Bild der Ruhe und des Friedens. Sie schlummerte wieder, die Ärmchen über dem Kopf, nur ihre langen Wimpern zuckten dann und wann.

Cecily setzte sich neben die Wiege.

»Ach, Kleines, was sollen wir denn nur tun, wenn Papa jetzt nach Hause kommt …?«

* * *

Abgesehen von eiligen Ausflügen zu einer Massai-Frau, die in einer Bude an der Straße nach Gilgil frische Milch verkaufte, traf Cecily keinerlei Vorbereitungen für Weihnachten. Immer wieder überlegte sie, wie sie Bill einweihen sollte, beschloss dann aber schließlich, es darauf ankommen zu lassen.

An Heiligabend legte sie eine Schallplatte mit Weihnachtsliedern auf, fand es aber schwierig, in die passende Stimmung zu kommen, wenn es draußen über zwanzig Grad hatte. Sie nahm ein Bad, wusch sich die Haare und ließ sie offen trocknen – Bill hatte doch gesagt, dass ihm das gut gefiel – und steckte ihre Locken nur mit zwei Spangen zurück, damit sie ihr nicht ins Gesicht fielen. Dann zog sie eine frische Bluse und einen cremeweißen Rock an, fütterte und wickelte Stella und legte sie im

Kinderzimmer in die Wiege. Zuletzt mixte sich Cecily einen starken Martini und setzte sich ins Wohnzimmer, um auf Bills Rückkehr zu warten.

Als sie Reifen auf der Zufahrt knirschen hörte, wurde ihr flau im Magen.

*Es wird schon gut gehen, Cecily, du musst ihm nur begreiflich machen, dass sie auf keinen Fall fortgegeben werden darf …*

»Guten Tag!«, rief Bill, während er einen großen Baum zur Tür hereinschleppte, der jedoch trotz seiner Nadeln wenig Ähnlichkeit mit einem Weihnachtsbaum hatte. »Schau mal, was ich unterwegs ausbuddeln konnte! Ich stell ihn gleich in einen Eimer, und dann könntest du das Prachtstück schmücken.«

»Ich … okay.«

»Außerdem habe ich allerhand Leckerbissen für uns ergattert. Ich hole sie gleich«, sagte er und küsste seine Frau auf die Wange. »Fröhliche Weihnachten, Cecily.«

Bill schien ihr überraschend fröhlich zu sein. In welcher Stimmung er letztes Weihnachten gewesen war, wollte ihr nicht mehr einfallen, weil sie damals so tief in Trauer versunken gewesen war. Jetzt jedoch freute sie sich über seine Munterkeit, denn die konnte ihr vielleicht zugutekommen.

»Ach, das hätte ich fast vergessen! Im Wagen ist auch noch ein Picknickkorb von Kiki, der ziemlich eindeutig nach Räucherlachs riecht. Aleeki hat den Korb für dich im Club abgegeben, und der Lachs muss sicher postwendend verzehrt werden.«

»Lachs-Sandwich, welch ein Luxus!«, sagte Cecily lächelnd, und Bill eilte nach draußen, um die restlichen Schätze zu holen.

Während Cecily ihnen Martinis mixte, füllte er einen Eimer mit Erde und pflanzte den »Christbaum« ein.

»Ein wenig behelfsmäßig, aber wen stört's. Man muss Weihnachten eben so feiern, wie es gerade geht«, meinte Bill.

»Du magst das Fest also sehr?«, schlussfolgerte Cecily.

»Ja, sehr! Seit ich ein kleiner Junge war. Mag nicht recht zu einem Mann wie mir passen, aber ich freue mich dann immer, dass alle guter Stimmung sind. Sogar meine Eltern haben an Weihnachten nicht gestritten. In der Scheune muss auf jeden Fall

noch Baumschmuck vom letzten Jahr sein. Ich hole ihn rasch.« Bill steuerte zur Hintertür.

»Warte! Ich …«

»Was ist?«

»Ach, ich bin nur ein bisschen müde. Könnten wir das nicht auch morgen machen?«

»Cecily, morgen ist der erste Feiertag, und der wird im Nu vorbei sein. Ich habe die Sachen mit einem Griff und kann den Baum auch selbst schmücken, wenn du zu müde bist.«

Damit fegte er zur Tür hinaus, bevor Cecily weitere Einwände einfielen. Sie hoffte inständig, dass er die Abwesenheit diverser Dinge in der Scheune nicht bemerken würde.

Im Handumdrehen kam Bill zurück, den Karton mit Christbaumschmuck im Arm.

»Die ganzen Dinge, die wir für das Baby angeschafft haben, sind verschwunden. Darf ich fragen, was du damit gemacht hast?«

»Ähm … das erzähl ich dir später. Jetzt lass uns erst mal den Baum schmücken.« Cecily genehmigte sich noch einen großen Schluck Martini, als sie ins Wohnzimmer gingen.

»Es ist verblüffend, wie du dich seit letztem Jahr verändert hast, meine Liebe. Weihnachten hast du im Bett verbracht, weißt du noch?«, fragte Bill, als sie gemeinsam Kugeln an den Baum hängten.

»Zu meiner Schande muss ich gestehen, dass ich mich nicht erinnere.«

»Du warst gar nicht mehr du selbst …«

Im nächsten Moment war von draußen schrilles Kreischen zu hören.

»Grundgütiger! Was um alles in der Welt ist das?«, rief Bill aus.

»Ich … weiß nicht.« Cecily errötete bis unter die Haarwurzeln.

Nach einem weiteren Kreischen wandelte sich die Geräuschkulisse zu empörtem Gebrüll.

Cecily verließ der Mut; sie hatte gehofft, Bill schonend vorbereiten zu können, bevor er Stella kennenlernte. Doch dafür war es nun zu spät.

»Das ist doch irgendwo im Haus! Hast du hier ein wildes Tier

eingesperrt oder so etwas?«

»Nein, ich …« Doch Bill war schon zur Tür hinaus, um die Ursache des Tumults zu ergründen.

Cecily folgte ihm ängstlich, als er nacheinander in alle Zimmer schaute und schließlich die Tür zu dem kleinen Raum zwischen ihren Schlafzimmern aufriss. Wo er in die Wiege spähte und dann erschüttert zurückschreckte.

»Himmel aber auch, was ist das denn?!«, rief er aus und fuhr herum.

Cecily drängte sich an ihm vorbei und nahm Stella auf den Arm, für den Fall, dass Bill irgendetwas Schreckliches im Sinn hatte. Dann ging sie mit der Kleinen in die Küche und wärmte auf dem Herd Wasser für das Fläschchen.

»Cecily?! Kannst du mir in drei Teufels Namen erklären, was hier los ist?«

»Lass sie mich erst füttern, dann erzähle ich dir alles.«

»Ich brauch noch Gin …«

Bill stapfte hinaus, und Cecily setzte sich mit dem Baby an den Küchentisch. Das Geschrei verstummte sofort, als Stella kräftig zu saugen begann.

»Okay.« Bill ließ sich auch am Küchentisch nieder und trank einen großen Schluck Gin.

Stella hörte auf zu nuckeln, und Cecily legte einen Finger an die Lippen.

»Wage es nicht, mich zum Schweigen aufzufordern!«, sagte Bill, der vor Wut bebte. Zumindest aber hatte er die Stimme gesenkt.

»Die Erklärung ist ganz einfach, Bill. Kurz nachdem du wieder in Nairobi warst, wollte ich Njala in ihrem Lager einen Besuch abstatten, doch da war niemand mehr, und sogar die Hütte war verschwunden. Aber Wölfchen nahm eine Fährte auf und verschwand im Wald. Dann bellte er wie verrückt und kam nicht zurück, und ich musste ihn suchen. Wölfchen hat die Kleine gefunden, unter einem Haufen Blätter begraben. Sie kann kaum älter als ein paar Stunden gewesen sein. Ganz offensichtlich hatte man sie dort im Wald dem Tod überlassen, deshalb tat ich, was jeder Christenmensch – oder überhaupt jeder Mensch mit Herz – getan

hätte: Ich nahm sie mit hierher. Und da ist sie seither.«

»O Gott.« Bill legte eine Hand an die Stirn und stützte sich auf den Tisch.

»Findest du, ich habe falsch gehandelt?«

»Nein, natürlich nicht.«

»Wusstest du … wusstest du, dass sie das Kind im Wald aussetzen würden?«

»Selbstverständlich nicht! Ich wollte überhaupt nichts wissen«, sagte Bill mit einem tiefen Seufzer. »Man hat mich lediglich gebeten, der Tochter meines Freundes Zuflucht auf meinem Land zu gewähren, bis sie das Kind zur Welt gebracht hätte. Ich bin sicher, dass Leshan mir gesagt hatte, man würde das Kind irgendwo unterbringen. Es ist ungeheuerlich, dass man es einfach im Wald zurückgelassen hat.«

»Sie war ziemlich tief unter dem Laub vergraben, es war reines Glück, dass Wölfchen sie überhaupt aufgespürt hat. Ein paar Stunden später wäre sie sicher gestorben, sie war ja noch so winzig.« Tränen brannten in Cecilys Augen, als sie auf Stella hinunterblickte.

»Ich muss sagen, ich bin ausgesprochen wütend darüber, dass die uns hier ihre schmutzigen Angelegenheiten hinterlassen, damit wir hinter ihnen aufr…«

»Untersteh dich, dieses Mädchen als schmutzige Angelegenheiten zu bezeichnen! Sie ist ein menschliches Wesen wie du und ich!«

»Verzeih mir, Cecily, das war grob, und ich entschuldige mich dafür. Aber versteh bitte, das ist ein ziemlicher Schock für mich. Ich komme an Weihnachten nach Hause, um ein bisschen Ruhe und Frieden zu haben, und was finde ich vor? Ein schwarzes Baby in unserem Kinderzimmer.«

»Spielt die Hautfarbe wirklich eine Rolle für dich, Bill? Tust du nicht gern so, als seist du selbst ein halber Massai?«

»Nein, natürlich spielt es in diesem Sinn keine Rolle, Cecily. Aber es bedeutet nun mal, dass wir das Kind nach den Feiertagen mit nach Nairobi nehmen und …«

»*Nein!* Ich werde nicht zulassen, dass dieses Kind in eine

Missionsstation oder ein Waisenhaus gegeben wird, wo es nicht angemessen versorgt werden kann. Weiß Gott, wie das Leben der Kleinen dann aussehen würde, und ich will auf jeden Fall verhindern, dass ihr Schlechtes widerfährt.«

»Du willst doch wohl damit nicht sagen, dass wir sie bei uns behalten sollen?«, fragte Bill nach kurzem Schweigen.

»Und warum nicht? Wir haben keine Kinder und werden auch niemals welche bekommen. Warum sollten wir die Kleine nicht adoptieren?«

Bill starrte seine Frau an, als hätte sie den Verstand verloren. »Ist das dein Ernst? Du spielst wirklich und wahrhaftig mit dem Gedanken, dieses Kind als unser eigenes großzuziehen?«

»Ja! Wir haben ein Heim und genügend Geld … und außerdem wusste Njala offenbar, was mit dem Kind geschehen würde. Deshalb hat sie mich mit ihren paar Brocken Englisch, die sie von mir gelernt hatte, gebeten, dem Kind zu helfen. Und ich bin sicher, dass es deshalb auch ganz in der Nähe lag – weil Njala wollte, dass ich es finde.«

»Tut mir leid, Cecily, aber du verlierst dich in Hirngespinsten. Wie du schon sagtest, hat der Hund das Kind zufällig bei einem Spaziergang entdeckt …«

»Einem Spaziergang, den wir zwei Monate lang fast jeden Tag unternommen haben. Wölfchen kannte Njalas Geruch, der natürlich auch an Stella haftete …«

»Du hast dem Kind schon einen Namen gegeben?« Bill war grau im Gesicht vor Erschöpfung.

»Ich musste sie doch irgendwie ansprechen, nicht wahr? Hier, sie ist frisch gewickelt und schläft jetzt. Möchtest du sie mal halten?«

»Nein, das möchte ich nicht, Cecily.« Bill massierte mit Daumen und Zeigefinger seine Nasenwurzel. »Es tut mir leid, aber sie kann nicht bei uns bleiben.«

»Und warum nicht?«

»Weil …«

»Ja?«

»Sie ist schwarz. Eine solche Adoption kommt in unserer Gesellschaft nicht vor. Und woanders auf der Welt auch nicht.«

»Hört, hört, Mr Forsythe, großer Fürsprecher der Massai, der auf Schritt und Tritt von einem Stammesmitglied begleitet wird. Hinter dieser Fassade bist du genauso vorurteilsbeladen wie alle anderen! Ich sage dir jetzt eines, Bill: Wenn die Kleine nicht bei uns bleibt, gehe ich auch. Denn ich habe dieser bedauernswerten jungen Frau etwas versprochen und werde mein Versprechen halten. Dieses Kind wird nicht weggegeben, hast du mich verstanden?« Cecily erhob sich mit Stella auf dem Arm, marschierte ins Schlafzimmer, warf die Tür hinter sich zu und schloss sie von innen ab.

Dann legte Cecily das Baby aufs Bett und brach in lautes Weinen aus.

»Keine Angst, mein Kleines«, schluchzte sie, »dir wird nichts zustoßen, das verspreche ich dir.«

* * *

Cecily erwachte, weil jemand an die Tür klopfte, und schaute auf die Uhr. Es war schon nach Mitternacht. Stella zappelte neben ihr und stopfte sich das Händchen in den Mund, was sie immer tat, wenn sie Hunger hatte.

»Kann ich bitte reinkommen, Cecily?«

Da sie Stella ohnehin das Fläschchen geben musste, öffnete Cecily widerstrebend die Tür, würdigte Bill aber keines Blickes, als sie mit dem Kind auf dem Arm in die Küche ging. Als die Milch warm war, setzte sich Cecily an den Tisch und fütterte Stella.

»Bitte verzeih mir, Cecily«, sagte Bill, als er hereinkam. »Du hast alles richtig gemacht.«

»Ja, das habe ich«, fauchte Cecily. »Und jeder, der etwas anderes behauptet, ist ein abscheulicher Mensch.«

»Ich pflichte dir bei«, erwiderte Bill und ließ sich am Tisch nieder.

»Es ist mein Ernst. Wenn du noch einmal sagst, dass Stella in ein Waisenhaus gegeben werden soll, packe ich meine Sachen, und

wir beide werden dich verlassen, hast du das verstanden?«

»Ja, habe ich. Dennoch ist nicht an der Tatsache zu rütteln, dass die Gesellschaft zu gemischtrassiger Adoption noch nicht bereit ist. Was übrigens für beide Seiten gilt«, entgegnete Bill entschieden. »Ich hoffe sehr, dass sich das bald ändert, und bete dafür.«

»Es ist mir vollkommen gleichgültig, was die Gesellschaft denkt! Und ich dachte immer, dir auch!«

»Cecily, glaub mir, wenn mir Konventionen so wichtig wären, dann hätte ich dich gar nicht erst geheiratet und wir würden diese Unterhaltung jetzt nicht führen. Dann würde ich dir das Kind einfach wegnehmen und nach Nairobi schaffen. Also gib mir bitte etwas Spielraum. Wir drei müssen schließlich in dieser Gesellschaft leben, auch wenn uns deren Regeln nicht behagen. Und dass ein weißes Paar ein schwarzes Kind adoptiert hat, ist noch nie vorgekommen.«

»Ich …« Cecily wollte etwas erwidern, aber Bill hob die Hand.

»Bitte lass mich ausreden. Du hast offensichtlich eine starke Bindung zu dem Kind entwickelt. Was nur allzu verständlich ist, da du dein eigenes Baby verloren hast. Ich weiß von dieser … Situation erst ein paar Stunden, verzeih mir also bitte, wenn ich mich noch darauf einstellen muss. Es ist eben so, Cecily: Wenn du mich mitsamt dem Kind verlassen würdest, wo willst du denn hin?«

»Katherine oder Kiki würden uns bestimmt aufnehmen …«

»Zu Anfang gewiss, aber dann würden beide das Gleiche sagen wie ich. Du kannst nicht Mutter eines schwarzen Kindes sein. Das würde nirgendwo auf der Welt geduldet werden. Und bitte sag jetzt nicht, du könntest bei den Massai leben, die wollen dich nämlich auch nicht«, versuchte Bill zu scherzen. »Verstehst du, Cecily? Die Fantasiewelt, die du dir in meiner Abwesenheit geschaffen hast, hat rein gar nichts mit der Wirklichkeit zu tun. Das ist dir doch wohl hoffentlich klar?«

Cecily biss sich auf die Unterlippe, weil ihr durchaus bewusst war, dass ihr Mann recht hatte.

»Aber ich kann sie nicht weggeben, Bill«, sagte sie kläglich. »Sie wurde meiner Obhut anvertraut. Und außerdem hast du das letztlich alles zu verantworten. Wenn du Njala nicht erlaubt hättest, auf unserem Land zu bleiben, wären wir gar nicht erst in diese Lage

geraten.«

»Das weiß ich, Cecily, und mittlerweile bereue ich es auch, eingewilligt zu haben. Komm, lass mich die Kleine mal nehmen.« Bill streckte die Hände aus.

»Und du schwörst mir, dass du nicht nachts mit ihr nach Nairobi verschwindest?«

»Das verspreche ich dir. Na komm.« Zögernd legte Cecily ihm Stella in die Arme.

»Hey, Kleines«, sagte er, als er sie betrachtete. »Du bist so hübsch wie deine Mutter.«

Bill hielt Stella einen Finger hin, und sie umklammerte ihn mit ihrem Fäustchen. Der Anblick trieb Stella Tränen in die Augen.

»Meine Güte, Mrs Forsythe, du hältst mich ganz schön auf Trab, seit ich dich geheiratet habe.« Bill lächelte matt. »Und da habe ich mir auf der Heimfahrt eingebildet, jetzt würde alles ruhiger, weil es dir so viel besser zu gehen schien.«

»Du kannst dich ja scheiden lassen.« Cecily zuckte trotzig mit den Achseln.

»Cecily, um mit dieser Lage fertigzuwerden, musst du dich wie eine erwachsene Frau benehmen, nicht wie ein schmollendes Kind. Weiß noch jemand von dem Mädchen? Katherine zum Beispiel?«

»Nein, niemand – deshalb habe ich sie neulich nicht ins Haus gelassen.«

»Bist du ganz sicher?«

»Vollkommen.«

»Das ist immerhin etwas.« Bill blickte wieder auf Stella hinunter. »Ich muss in Ruhe nachdenken, was für uns alle das Beste ist …«

»Aber ich …«

Bill legte einen Finger an die Lippen. »Heute Abend nicht mehr, Cecily. Ich habe alles verstanden, was du mir sagst. Jetzt sollten wir schlafen gehen. Ich bin sehr müde.«

Bill stand auf, gab Cecily das Baby zurück und küsste sie dann auf die Stirn. »Frohe Weihnachten, meine Liebe.« Er lächelte erschöpft. »Das ist ja eine schöne Bescherung, die mich hier zu Hause erwartet.«

* * *

Zu ihrem Erstaunen wurde Cecily erst um fünf Uhr morgens von Stella geweckt. Um zu verhindern, dass Bill vom Geschrei wach wurde, eilte Cecily sofort in die Küche, um der Kleinen das Fläschchen zu geben.

»Frohe Weihnachten, meine Süße«, sagte Cecily zu Stella, während sich draußen ein prachtvoller Sonnenaufgang ankündigte. »Und mach dir keine Sorgen, ich werde wie eine Löwin um dich kämpfen.«

Als das kleine Mädchen satt und zufrieden wieder in der Wiege schlummerte, band Cecily ihre Schürze um und buk frisches Brot, das sie zum Räucherlachs servieren wollte. Das zwei Tage alte Brot aus der Speisekammer benutzte sie für die Füllung des Huhns, das Bill mitgebracht hatte. Als Cecily damit fertig war, zog sie ihr smaragdgrünes Lieblingskleid an, verdeckte die dunklen Ringe unter ihren Augen mit Puder und tupfte ein wenig Rouge auf ihre blassen Wangen. Dann kehrte sie in die Küche zurück, um das Gemüse vorzubereiten. Im nächsten Jahr würde ihr Garten wachsen und gedeihen, und sie würde ihr eigenes Gemüse ernten können …

Cecily rief sich zur Ordnung. Es gab doch überhaupt keinen Anlass zur Freude. Höchstwahrscheinlich würde Bill verkünden, dass Stella nicht hierbleiben dürfe, und dann würde Cecily ihre Koffer packen müssen …

»Guten Morgen«, sagte Bill, als er die Küche betrat. »Du siehst ja so frisch und munter aus. Ob ich wohl eine Tasse Tee bekommen könnte?«

»Selbstverständlich.«

»Hast du gut geschlafen? Und *sie*?«

»Beide sehr gut, danke. Sie ist nachts inzwischen recht ruhig.«

»Aber offenbar Frühaufsteherin, wie? Danke.« Bill nahm den Tee in Empfang. »Bobby und Katherine kommen übrigens gegen zwölf. Ich mache mich rasch frisch, und danach setzen wir uns ins Wohnzimmer. Wir müssen uns unterhalten, Cecily.«

Eine Viertelstunde später saß Cecily mit pochendem Herzen im

Wohnzimmer, als Bill angekleidet wieder hereinkam und sich ihr gegenüber im Sessel niederließ.

»Ich habe den größten Teil der Nacht überlegt, was am besten zu tun ist«, begann Bill. »Mir ist klar, dass ich schuld bin an … dieser unglückseligen Lage. Immerhin war ich es, der Njala erlaubt hat, hierherzukommen.«

»Ich bin ganz sicher, dass sie ihr Kind behalten hätte, doch es war ihr offenbar verboten, und deshalb hat sie mich um Hilfe gebeten …«

»Wir müssen jetzt den Tatsachen ins Auge blicken, Liebling. Ich verstehe, dass du dich verantwortlich fühlst für das Kind. Du solltest aber wissen, dass du dich eigentlich nicht verpflichtet fühlen müsstest. Dennoch habe ich begriffen, wie sehr dein Herz an der Kleinen hängt und dass du mich verlassen wirst, falls ich darauf bestehe, sie wegzugeben.«

»Ja, so ist es, Bill, wenn es mir auch sehr leidtut …«

»Bitte keine melodramatischen Auftritte, Cecily. Hör mir einfach zu, ja? Ich habe dir gestern verdeutlicht, dass wir unter keinen Umständen Eltern dieses Mädchens werden können. Ich möchte mir gar nicht vorstellen, was deine Eltern sagen würden, wenn du mit Stella zu ihnen kämst. Du musst dich der Wirklichkeit stellen. Oder vielmehr muss ich es wohl an deiner statt tun. Weshalb ich mir eine Lösung überlegt habe, die hoffentlich für dich – aber auch für mich und Stella – zufriedenstellend ist. Bist du bereit, mich anzuhören?«

»Ja.«

»Gut. Also, erinnerst du dich, dass ich vor meiner letzten Reise vorschlug, du solltest eine Haushaltshilfe bekommen?«

»Ja.«

»Meine Idee ist nun, dass Nygasi für uns eine Massai-Frau suchen soll, die in die Lage eingeweiht wird und als Köchin und Haushälterin bei uns wohnen wird. Einen Teil der Scheune kann man im Handumdrehen als Unterkunft einrichten. Wenn die Frau hier ist, werden wir allen erzählen, dass wir eine neue Haushälterin haben, die mit ihrem Kind – oder ihrer Enkelin, je nach Alter der Frau – bei uns lebt. Auf diese Art kann Stella auf der Paradiesfarm bleiben und unter unserem Schutz hier aufwachsen. Es ist nicht unüblich, dass

Hausangestellte ihre Kinder bei sich haben. Und diese Lösung hätte außerdem den Vorteil, dass Stella in ihrer eigenen Kultur bleiben kann. Vergiss nicht, dass auch das sehr wichtig für sie wäre.«

»Willst du damit sagen, Stella soll in der Scheune wohnen?«, fragte Cecily entrüstet.

»Über die Einzelheiten mache ich mir derzeit keine Gedanken, Cecily, das lässt sich später klären. Mir geht es jetzt erst einmal darum, eine Lösung zu finden, bei der du das Gefühl hast, dein Versprechen Njala gegenüber zu halten und deine Vorstellung von Nächstenliebe zu erfüllen. Und dass Stella hierbleiben kann.«

»Aber ich …«, Cecily stockte kurz, »möchte Stella als ihre Mutter großziehen, Bill.«

»Und wenn niemand Fremdes in der Nähe ist, wirst du genau das tun können.«

»Aber wird die Haushälterin sich dann nicht wundern, dass die weiße Herrin so viel Zeit mit einem schwarzen Baby verbringen möchte?«

»Hausangestellte werden nicht dafür bezahlt, dass sie das Verhalten ihrer Herrschaft beurteilen. Du kannst tun und lassen, was du möchtest, solange Stella bei der Haushälterin bleibt, wenn wir Besuch haben.«

Cecily betrachtete stumm ihre Füße.

»Ich verstehe, dass das keine ideale Lösung ist«, sagte Bill ruhig, »aber es ist die einzige, die mir eingefallen ist. Auch ich habe meine Grenzen, Cecily, und du kannst mir glauben, dass ich die im vergangenen Jahr stark zu spüren bekommen habe. Ich verstehe jedoch, dass es ebenso untragbar ist, dich von Stella zu trennen, wie sie als dein eigenes Kind großzuziehen. Deshalb bin ich um deinetwillen und um ihretwillen bereit, ihre Anwesenheit unter unserem Dach zu dulden, sofern du bereit bist, meinen Vorschlag anzunehmen. Bist du das?«

Cecily saß weiter mit gesenktem Kopf da.

Bill seufzte tief. »Ich habe dich gestern Abend gebeten, dich nicht wie ein trotziges Kind zu benehmen, und bitte dich jetzt erneut. Mehr kann ich nicht mehr tun. Bist du bereit, den Vorschlag anzunehmen?«

Cecily hob den Blick und sah ihren Mann an. »Ja, ich nehme ihn an.«

»Gut. Nun denn, vielleicht könnten wir dann jetzt Weihnachten feiern.« Bill deutete auf den Christbaum. »Da liegt etwas für dich.«

Cecily ging hinüber und hob das kleine Päckchen auf.

»Tut mir leid, dass ich es nicht schöner verpacken konnte«, sagte Bill. »Ich hoffe, es gefällt dir.«

»Ach, Bill, es tut mir so leid, dein Geschenk ist in dem Paket, das meine Eltern geschickt haben, aber es ist noch nicht angekommen …«

»Das ist doch nicht schlimm, Liebes. Nun mach dein Geschenk auf.«

Cecily setzte sich wieder und löste die Schnur des Päckchens. Aus dem braunen Papier kam eine Samtschatulle zum Vorschein. Als Cecily sie aufklappte, erblickte sie eine zarte Goldkette mit einem wunderschönen eckigen Smaragd, umgeben von kleineren Diamanten.

»O mein Gott, Bill! Das ist ja hinreißend! Das hättest du aber nicht tun sollen. Ich … habe so etwas Schönes gar nicht verdient. Ich habe dich nicht verdient …«

»Soll ich sie dir umlegen? Sie passt wunderbar zu diesem grünen Kleid. Ich besitze diesen Smaragd schon seit Jahren. Ein Südafrikaner hat ihn mir geschenkt, als ich ihm einen Gefallen erwies, und ich dachte mir, statt so ein Juwel in der Schublade verstauben zu lassen … an dir würde es bestimmt bezaubernd aussehen. So, wirf doch mal einen Blick in den Spiegel.«

Mit Tränen in den Augen stand Cecily auf und betrachtete sich in dem Spiegel auf dem Kaminsims.

»Die Kette ist wunderschön, Bill, vielen, vielen Dank. Und ich danke dir auch dafür, dass Stella hierbleiben darf.«

»Komm her, du Dummerchen.« Bill zog Cecily in seine Arme. »Wir haben wirklich eine schwierige Zeit gehabt seit unserer Hochzeit«, fuhr er fort, als Cecily den Kopf an seine Schulter lehnte. »Und der Krieg und unser Familienzuwachs machen alles nicht einfacher. Aber ich hoffe, dass dieses Weihnachten zumindest für uns beide eine neue Ära einläutet.« Er hob Cecilys Kinn und sah ihr

in die Augen. »Wie denkst du darüber, altes Mädchen?«

»Ich … ich glaube, das würde mir sehr gefallen.«

»Schön.« Bill beugte sich zu ihr hinunter, und zum ersten Mal seit ihrem Hochzeitstag berührten seine Lippen die ihren. Cecily war so lange nicht mehr geküsst worden, dass sie beinahe vergessen hatte, wie es ging. Aber bei der zärtlichen Berührung durchflutete eine große Wärme ihren Körper.

In diesem Augenblick war aus dem Kinderzimmer entrüstetes Schreien zu vernehmen, und Cecily fuhr zurück.

»Himmel noch mal! Weißt du, wie lange ich auf diesen Kuss gewartet habe? Und nun werden wir gestört!« Bill lächelte. »Also, dann ab mit dir zu deinem neuen Baby.«

# XXXIX

Dieses Weihnachten würde sie nie vergessen, dessen war sich Cecily gewiss. Sie war sehr verstört gewesen, als Nygasi mit Stella in den Wald verschwand, vor allem da der Massai vollkommen schockiert zu sein schien, als Bill ihm das Baby mitsamt Milchflaschen für die nächsten Stunden übergab. Doch Bill hatte ihr versichert, dass Nygasi der Kleinen kein Haar krümmen würde.

»Ich habe ihm gesagt, wenn ihr irgendwas zustößt, werde ich ihn und Njala wegen Kindesaussetzung den Behörden melden«, beruhigte Bill seine Frau, als sie ins Haus zurückgingen. »Du verstehst doch, dass niemand Stella zu Gesicht bekommen darf, bevor die Haushälterin eintrifft, oder?«

»Ja. Danke, Bill, vielen Dank. Ich verspreche, dass Stella niemandem zur Last fallen wird …«

»Du weißt ganz genau, dass das nicht stimmt, aber ich weiß deine Bemühungen zu schätzen.« Bill schüttelte den Kopf, als er die Tür hinter ihnen schloss. »Was ich alles tue, um dich glücklich zu machen, Liebes. Gut, ich hole jetzt den Champagner, und du solltest dich lieber in die Küche begeben, Katherine und Bobby können jeden Moment hier sein.«

Cecily verbrachte diesen Tag wie im Rausch. Nicht nur konnte sie kaum fassen, dass Bill sie geküsst hatte – er hatte ihr auch noch das allergrößte Geschenk überhaupt gemacht: Stella durfte bleiben. Nun hatte Cecily ein eigenes Kind, das sie lieben durfte, und musste nicht mehr traurig und neidisch auf Katherines Bauch blicken. Natürlich schmerzte es sie, nicht offiziell Mutter sein zu dürfen; dennoch hatte sie nun mehr, als sie sich in dem schrecklichen vergangenen Jahr zu erträumen gewagt hatte. Die neue Kette mit dem Smaragd wurde von Katherine sehr bewundert, als sie in die Küche kam, um beim Servieren zu helfen.

»Du bist ein wahres Wunder, Cecily, dass du das alles im

Alleingang machst, obwohl ihr euch doch eine Haushaltshilfe leisten könntet«, bemerkte Katherine, als sie die Röstkartoffeln wendete, die traditionelle englische Beilage zum Braten.

»Da du es erwähnst: Bill und ich haben gerade beschlossen, so bald wie möglich eine Haushälterin einzustellen.«

»Gute Idee! Ich kann nur hoffen, dass Bobbys Sold und die Erträge der Farm ausreichen werden, damit ich auch Hilfe bekommen kann, sobald das Baby da ist. Ich muss sagen, du siehst heute außergewöhnlich strahlend aus«, sagte Katherine und betrachtete ihre Freundin. »Wie gut, dass du aus deinem Tief wieder herausgefunden hast und dass ihr so glücklich seid, du und Bill. Ich wünschte, Bobby wäre mit mir auch so romantisch. Aber wir kennen uns eben schon eine Ewigkeit, und manchmal habe ich den Eindruck, dass er in mir immer noch dieses lästige kleine Mädchen sieht, das für ihn geschwärmt hat.«

»Du führst eine der glücklichsten Ehen, die ich kenne, Katherine.«

»Ich bin mir einfach nicht sicher, ob Bobby mich noch begehren wird, wenn ich ein Kind geboren habe. Es kommt mir vor, als wäre ich jetzt schon doppelt so dick wie vorher! Kurz vor der Niederkunft werde ich wahrscheinlich den Umfang von einer seiner Zuchtkühe haben!«

Nach einem vergnüglichen Mahl spielten alle Karten, bis Katherine zum Aufbruch drängte.

»Ich bin ziemlich erledigt, aber es war ein wunderschöner Tag. Vielen Dank euch beiden. Nächstes Jahr laden wir euch zu uns ein, versprochen«, sagte Katherine, als Bobby und sie ihre Gastgeber zum Abschied umarmten.

Als der Pick-up auf der Zufahrt davonrumpelte, musste Bill seine Frau regelrecht festhalten.

»Warte noch ein paar Minuten ab, Cecily. Vielleicht kommen sie noch mal zurück, weil sie etwas vergessen haben.«

Nach zehn Minuten stürmte Cecily aus dem Haus, um nach Nygasi zu suchen.

»Willst du Stella wirklich sofort wieder zurückholen?«, rief Bill ihr nach. »Ich hätte dich gern ein Weilchen für mich allein gehabt …«

Doch Cecily hörte ihn bereits nicht mehr.

Später am Abend, als Stella in ihrer Wiege schlummerte, offenbar recht ungerührt trotz des seltsamen Tages mit Onkel Nygasi, entfachte Bill Feuer im Kamin. Nicht nur weil es kühl geworden war, sondern auch wegen der »Weihnachtsstimmung«, wie er sagte.

»Erzähl mir von Weihnachten in deiner Kindheit«, forderte Cecily ihn auf und machte es sich im Sessel gemütlich.

»Ach, das war immer fürchterlich englisch. Frühmorgens Geschenke im Strumpf, dann stapfte man durch den Schnee zur Kirche … Bestimmt lag nicht jedes Jahr Schnee, aber so habe ich es in Erinnerung. Ganz anders als hier …« Bill seufzte und sah seine Frau an. »Cecily, ich … mir kommt es vor, als sei von Anfang an alles nicht gut gelaufen.«

»Was meinst du damit?«

»Vermutlich denkst du immer noch, ich hätte dich nur geheiratet, um deinen Ruf zu retten und eine Frau zu haben, die mir ein Heim schafft, das ich nie hatte. Dass wir also, anders ausgedrückt, aus zweckmäßigen Gründen geheiratet haben.«

»Ja, das hattest du doch so gesagt, Bill. Habe ich das falsch verstanden?«

»Teilweise nein. Aber ich … nun, ich habe mich vom ersten Moment an zu dir hingezogen gefühlt. Du hast mich fasziniert, weil du nicht so bist wie die anderen Frauen hier … du bist lebhaft und natürlich, und es ist dir gleichgültig, ob du elegante Kleider trägst oder bei bestimmten Festen gesehen wirst. Du bist offensichtlich klug und überdies eine Augenweide.« Bill lächelte. »Dann haben wir geheiratet, und je besser ich dich kennenlernte, desto deutlicher erkannte ich deine stille Kraft und lernte es zu schätzen, dass du nie etwas von mir verlangst, sondern mich so akzeptiert hast, wie ich bin. Und … nun ja … du bist mir sehr ans Herz gewachsen. Ich wollte … keine körperliche Beziehung eingehen, während du schwanger warst, aber du sollst wissen, dass es nicht an mangelndem Verlangen lag.« Bill wurde ein wenig rot. »Und dann geschah das Furchtbare, und ich war nicht für dich da, als du mich gebraucht hättest. Cecily, es war unverzeihlich von mir, dass ich dich

so kurz vor der Entbindung hier allein gelassen habe, und noch dazu ohne Nachricht über meinen Verbleib. Und als ich dann schließlich ins Krankenhaus kam und dort dein Leben am seidenen Faden hing, wurde mir schlagartig klar, dass ich nicht nur ein selbstsüchtiger Schuft gewesen war, sondern auch … dass ich dich liebe. Ich habe an jenem Tag an deinem Bett gesessen und *geweint*, Cecily. Was ich nicht mehr getan hatte, seit Jenny, das Mädchen, das mir das Herz gebrochen hat, sich von mir trennte.«

Bill hielt inne, einen verletzlichen Ausdruck in den Augen. »Und dann war es natürlich zu spät: Du warst so krank und am Boden zerstört und hast angenommen, du wärst mir vollkommen gleichgültig, was ich gut nachvollziehen kann. Schließlich habe ich nach der Heirat einfach mein Leben so weitergeführt wie vorher. Dann brach der Krieg aus, und obwohl ich dich hier nicht allein lassen wollte, war ich dazu gezwungen. Außerdem hatte ich den Eindruck, dass du mich nicht in deiner Nähe haben wolltest, obwohl ich mich – auf meine unbeholfene Art – bemüht habe, dir meine Gefühle zu zeigen. Aber das hast du nicht gemerkt, oder?«

»Nein, Bill. Ich war der Überzeugung, dass du mich kein bisschen liebst.«

»Wir steckten beide in einer Sackgasse, und um ehrlich zu sein, sah ich auch keine Chance, dass sich das ändern könnte. Und dann, als Njala sich hier aufhielt, hatte ich den Eindruck, dass sich deine Stimmung allmählich besserte. Du hast öfter gelächelt, und an dem Abend, als Joss, Diana und Jock zu Gast waren, hast du einfach hinreißend ausgesehen. Als wir getanzt haben, begann ich plötzlich wieder zu glauben, dass wir eine Zukunft haben. Glaubst du das auch, Cecily?«

»Ich … denke, wir beide haben uns auf unterschiedliche Weise von der Welt entfernt.«

»Das sehe ich auch so. Und noch entscheidender, voneinander. Die Frage ist jetzt: Empfindest du etwas für mich?«

»Ich bin mir nicht sicher, ob ich mir das nicht in der Vergangenheit versagt habe, Bill.« Cecily schüttelte verwirrt den Kopf. »Wie du auch habe ich mich daran gewöhnt, allein zurechtzukommen. Ich … ich möchte einfach nicht mehr verletzt

werden. Nach allem, was geschehen ist, würde ich daran zerbrechen.«

»Das verstehe ich natürlich. Vielleicht könnten wir noch einmal ganz von vorn anfangen?« In Bills Augen glitzerten Tränen. »Ich möchte mich bemühen, dir ein besserer Ehemann zu sein.«

»Und ein guter Vater für Stella.«

»Und ein guter Vater für Stella.« Er nickte. »Und?« Er streckte Cecily die Hand hin. »Wollen wir es wagen?«

Nach kurzem Zögern ergriff Cecily seine Hand. »Wir können es auf jeden Fall versuchen.«

»Komm her.« Bill trat zu ihr und zog sie aus dem Sessel hoch. Dann schloss er sie in die Arme und küsste sie.

* * *

Am nächsten Morgen erwachte Cecily von lautstarkem Geschrei. Mühsam öffnete sie die Augen und erblickte Bill, der vor ihr stand, Stella im Arm.

»Vielleicht ist sie krank. Ich habe versucht, ihr die Flasche zu geben, aber sie hat alles wieder ausgespuckt. Was soll ich tun?«

Cecily setzte sich auf und merkte dabei, dass sie nackt war.

»Gib sie mir mal.« Cecily nahm das brüllende Kind in Empfang. »Puh, sie stinkt. Sie wollte nicht trinken, sagst du?«

»Nein. Ich habe die Flasche aus dem Kühlschrank genommen, aber Stella wollte die Milch nicht schlucken.«

»Hast du sie vorher gewärmt?«

»Nein … ach, das kann natürlich der Grund sein.«

»Reichst du mir mal meinen Morgenmantel?«

Bill nahm ihn vom Haken an der Tür. Cecily legte Stella aufs Bett und stand auf, um den Morgenmantel anzuziehen. Es fühlte sich eigenartig an, so nackt vor ihrem Mann zu stehen, aber Bill küsste sie auf die Schulter und den Hals.

»Es war eine wunderbare Nacht, Liebling.«

»Ja, aber jetzt muss ich die Kleine füttern, damit sie nicht mehr

so brüllt«, erwiderte Cecily lächelnd, band den Mantel zu und nahm Stella hoch.

Bill folgte seiner Frau in die Küche und sah zu, wie sie das Fläschchen erwärmte.

Als Stella zufrieden nuckelte, ließ Bill sich am Tisch nieder. Er trug nur Shorts, und beim Anblick seiner breiten Brust regte sich in Cecily erneut Verlangen.

»Du siehst entzückend aus heute Morgen«, sagte Bill.

Cecily wiegelte ab. »Das kann doch gar nicht sein. Ich habe mir ja noch nicht mal die Haare gebürstet.«

»Was du von mir aus auch nie wieder tun musst. Ich finde dein Haar wundervoll, wenn es so ungebändigt über deine Schultern fällt.«

»Bill!« Cecily kicherte.

»Jedenfalls, Mrs Forsythe, möchte ich so bald wie möglich wieder über dich herfallen, aber ich wollte dich auch fragen, ob du mit mir zur Rennwoche nach Nairobi fahren möchtest. Ich finde, wir beide sollten uns mal im Muthaiga Club blicken lassen. Alle werden da sein, und mit dir an meiner Seite hätte ich sogar Spaß daran.«

»Aber, Bill, was sollen wir denn mit Stella machen?«

»Nygasi und ich glauben, dass wir eine passende Hilfe gefunden haben.«

»Wirklich? So schnell?«

»Ja. Du kennst doch bestimmt die Frau, die an der Straße nach Gilgil frische Milch verkauft?«

»Ja.«

»Dieser Frau hat Nygasi geholfen, als sie sich in der gleichen Lage wie Njala befand. Damals fragte er mich, ob ich dieser Frau – sie ist eine Cousine von ihm – einige Kühe zur Verfügung stellen könne, damit sie die Milch an Leute wie uns verkaufen kann. Sie hat dann ihren Sohn geboren, der jetzt etwa zehn ist und mit ihr in der kleinen Hütte an der Straße wohnt. Nygasi schwört, dass seine Cousine ein ehrlicher Mensch ist. Außerdem spricht sie ein paar Brocken Englisch, die sie bei den Weißen aufgeschnappt hat, die bei ihr einkaufen.«

Cecily rief sich die Frau vor ihr inneres Auge. »Wie alt ist sie?«

»Das weiß ich nicht genau, aber vermutlich etwa Mitte zwanzig. Und da sie bereits ein Kind großgezogen hat, weiß sie, wie man mit einem Säugling umgeht.«

»Würde der kleine Junge dann auch bei uns leben?«

»Ja. Er kann dir bei der Gartenarbeit helfen. Nygasi hat schon mit der Frau gesprochen, und sie versteht die Lage mit Stella.«

»Und sie wird niemandem etwas verraten?«

»Um Himmels willen, nein. Sie hält dich bereits für eine Heilige, weil du das Kind gerettet hast. Und du bist auch eine Heilige, Liebling. Ich bin beschämt und entsetzt über mich selbst, dass ich dir jemals ein anderes Gefühl vermittelt habe.«

»Nun gut, ich wickle Stella und ziehe mich an, dann können wir die Frau treffen«, sagte Cecily.

Eine Stunde später saß sie mit Bill im Wohnzimmer, und Nygasi kam mit einer mageren jungen Frau und einem kleinen Jungen herein, der eindeutig unterernährt war. Mutter und Sohn blieben stehen und sahen sich staunend um.

»Bitte.« Cecily wies auf das Sofa. »Nehmt Platz.«

Die beiden wirkten vollkommen entsetzt ob dieses Vorschlags, doch als Nygasi auf sie einredete, ließen sie sich widerstrebend auf der Sofakante nieder.

»Das sind Lankenua und ihr Sohn Kwinet«, erklärte Bill. »Das ist Cecily, meine Frau«, sagte er auf Maa zu den beiden.

»Ich freue mich sehr, dich kennenzulernen. *Takwena*, Lankenua«, sagte Cecily.

»Vielleicht sollten Nygasi und ich jetzt deine Fragen an Lankenua übersetzen«, schlug Bill vor.

»Ich … ich weiß gar nicht, was ich sie fragen soll.«

Cecily musterte die junge Frau, die so verschreckt wie ein Reh wirkte, das beim kleinsten Laut davonspringen würde. Sie war nicht allzu hübsch: Die Haare waren fast bis auf die Kopfhaut abgeschoren, die Zähne gelblich und schief, und die Nase war etwas zu groß geraten für das Gesicht. Der Sohn dagegen schien mit der stolzen Schönheit seiner Massai-Vorfahren gesegnet zu sein.

»Lankenua weiß, was ihre Aufgaben sein werden«, fuhr Bill fort, »und möchte die Stelle sehr gern antreten. Am einfachsten wäre

es vielleicht, die Kleine zu holen, damit man sieht, wie die beiden miteinander auskommen.«

»Ja, gut«, sagte Cecily und stand auf. Kurz darauf kehrte sie mit Stella zurück und reichte sie Lankenua, deren Augen sofort aufleuchteten. Sie murmelte etwas und lächelte, machte dann beruhigende Laute, während Stella friedlich in ihren Armen lag.

»Was sagt sie?«, fragte Cecily Nygasi.

»Kind schön wie Prinzessin.«

»Was sie in der Welt der Massai tatsächlich ist«, fügte Bill hinzu.

»Lankenua Mutter weise Frau«, warf Nygasi ein. »Sehr klug.«

Stella begann zu weinen, und Cecily holte das Fläschchen.

»Lankenua sollte sie füttern, Liebes«, meinte Bill.

Stella trank ohne Umschweife und schien sich an der fremden Frau nicht zu stören.

»Kann sie kochen?«, erkundigte sich Cecily.

Nygasi übersetzte die Frage.

»Sie sagen, nicht Essen von weiße Leute, aber lernen schnell.«

Cecily sah zu, wie Kwinet, der kleine Junge, sich über Stella beugte und sie liebevoll anlächelte.

»Sie wird sich auch um die Wäsche kümmern. Und der Junge kann im Garten arbeiten«, ergänzte Cecily.

»Junge schauen nach Kühe. Er stark«, erklärte Nygasi.

Lankenua sagte etwas zu ihm, und er nickte.

»Was hat sie gesagt?«, fragte Cecily.

»Ich sagen, du gute Frau«, antwortete Lankenua stockend und lächelte. »Ich arbeiten will für dich.«

Bill blickte Cecily an. »Und, was meinst du?«

Cecilys Blick war noch immer auf Lankenua gerichtet. »Ja«, sagte sie dann mit einem tiefen Atemzug. »Ich will auch, dass du für mich arbeitest.«

* * *

Am frühen Abend zogen Lankenua, Kwinet und zwei magere Kühe in die Scheune ein.

»Ich finde eigentlich, dass man hier gar nichts umbauen muss«, meinte Bill. »Sie werden ohnehin nur während der Regenfälle hier schlafen und sind hellauf begeistert von ihrem neuen Zuhause.«

»Aber sie müssen einige sanitäre Anlagen haben, Bill«, wandte Cecily ein. »Ein Klosett und ein Waschbecken. Bist du auch ganz sicher, dass wir den beiden vertrauen können?«

»Auf jeden Fall. Außerdem wird Nygasi ebenfalls hierbleiben, während wir in Nairobi sind.«

»Ach, Bill, ich kann morgen noch nicht fahren. Ich muss mich erst mit eigenen Augen überzeugen, dass Stella gut versorgt wird.«

»Ich denke, Lankenua ist eine vertrauenswürdige Frau, die es bislang im Leben nicht leicht gehabt hat. Mein Vorschlag wäre, Stella heute Nacht bei ihr im Kinderzimmer zu lassen und früh zu Bett zu gehen.« Bill lächelte Cecily an. »Morgen werden wir ja sehen, wie die beiden zurechtgekommen sind.«

»Einverstanden.« Cecily verstand den Fingerzeig und nickte scheu. Bill legte ihr den Arm um die Schultern, und die beiden kehrten ins Haus zurück.

# XL

Und so begann ein ganz neues Leben für Cecily. Lankenua war vom ersten Augenblick an völlig in Stella vernarrt, also stand der Reise nach Nairobi nichts mehr im Weg. Dass Cecilys Garderobe seit zwei Jahren aus der Mode und der Haarschnitt eher altmodisch war, spielte keine Rolle, denn Bill versicherte seiner Frau, sie sei wunderschön. Und nach lauen langen Liebesnächten in Bills Kämmerchen im Muthaiga Club fühlte Cecily sich so umwerfend wie Diana, deren Affäre mit Joss inzwischen allgemein bekannt war. Eines Abends dinierten Bill und Cecily mit dem Ehepaar Broughton, und Jock sprach reichlich dem Alkohol zu. Niemand im Club schien an dem Dreiecksverhältnis Anstoß zu nehmen.

»Alle hier wissen, wie Joss ist, mein Liebling«, meinte Bill achselzuckend. (Cecily liebte es, wenn er sie so nannte.)

Sie ließ sich überreden, zu Silvester zu bleiben, und bei der großen Feier im Club begegnete sie ihrer Patentante.

»Oh, Schätzchen, du siehst fantastisch aus!«, flötete Kiki und hüllte ihr Patenkind in eine Wolke aus Parfüm und Zigarettenrauch. »Aber deine Garderobe braucht dringend eine Auffrischung«, flüsterte sie Cecily ins Ohr. »Ich gebe dir die Adresse von einem fabelhaften kleinen Laden, der bei den Pariser Modeschauen abkupfert. Und du musst Fitzpaul und Prinzessin Olga von Jugoslawien kennenlernen, die beiden wohnen bei mir während dieses elenden Krieges. Komm doch mal am Wochenende, dann gebe ich ein Fest!«

Cecily sagte zu, weil sie annahm, dass Kiki die Einladung sowieso wieder vergessen würde. Trotz ihrer zur Schau getragenen Vergnügtheit und dem makellosen Make-up hatte ihre Patentante dunkle Ringe unter den Augen, und ihre Hand zitterte, wenn sie die Zigarettenspitze an die Lippen hielt.

»Musst du denn wirklich nach Hause fahren?«, fragte Bill

später, als Cecily und er nackt im Bett lagen, während sich das Fest im Club bis in die frühen Morgenstunden des Jahres 1941 hinzog.

»Das weißt du doch, Bill. Ich habe Stella seit Tagen nicht gesehen. Am Ende vergisst sie mich noch.«

»Solange Babys gefüttert werden und frische Windeln bekommen, ist es ihnen einerlei, wer sie versorgt«, meinte Bill. »Das hat zumindest mein Kindermädchen immer gesagt.«

»In gewisser Weise hatte dein Kindermädchen wohl recht, aber ich bin mir sicher, dass Stella mich vermisst. Außerdem wirst du doch wieder arbeiten müssen, und was soll ich dann hier den lieben langen Tag anfangen?«

»Das stimmt natürlich«, gab Bill zu und küsste sie auf die Stirn. »Gut, dann ab mit dir zu deinem Kind und deinen Kohlköpfen, und ich komme so bald wie möglich wieder zu dir.«

Am nächsten Morgen brach Cecily mit Katherine auf, den Wagen voller Kleider aus dem Modegeschäft in Nairobi, das Kiki ihr empfohlen hatte.

»Das war doch mal ein großer Spaß«, sagte Katherine gähnend, als sie die Stadt hinter sich ließen. Zwischen dem Lenkrad und Katherines Bauch war kaum noch Platz.

»Soll ich vielleicht fahren?«, fragte Cecily.

»Meine Güte, nein. Außerdem ist das meiste am Bauch gar nicht das Baby, sondern Speck«, erwiderte die Freundin. »Ehrlich gesagt freue ich mich auf zu Hause, diese ganze Feierei fand ich doch sehr anstrengend. Bill hat sich offenbar auch prächtig amüsiert – früher war er bei solchen Anlässen eher mürrisch. Euch beiden geht’s gerade glänzend, nicht wahr? Dein Mann strahlt jedenfalls förmlich. Dich an seiner Seite zu haben ist das Beste, was ihm passieren konnte.«

»Das empfinde ich genauso«, erwiderte Cecily lächelnd. »Er fehlt mir sehr, wenn er nicht bei mir ist.«

»Das habe ich dich noch nie sagen hören. Ich freue mich sehr für euch.«

Nachdem Katherine die Freundin samt ihrem Gepäck auf der Paradiesfarm abgesetzt und Lankenua, Kwinet und Stella kennengelernt hatte – Katherine überschlug sich fast vor

Begeisterung –, winkte Cecily ihr nach, das Baby im Arm, und dachte, dass sie noch nie zuvor in ihrem Leben so glücklich gewesen war.

* * *

In den nächsten Wochen bemühte sich Bill, so oft wie möglich zu Hause zu sein. Manchmal kam er erst spätabends an und fuhr im Morgengrauen schon wieder los. Dann brachte Cecily Lankenua und Stella in einem der Gästezimmer unter, um mit Bill ungestört zu sein. Stella sollte auf keinen Fall in der Scheune übernachten müssen.

Je besser Cecily ihre neue Hausangestellte kennenlernte, desto mehr mochte sie Lankenua, die etwa im gleichen Alter sein musste. Die junge Frau lernte schnell und konnte bereits nach wenigen Wochen ein schmackhaftes Brathuhn und ein Curry auftischen (dafür hatte sie allerdings unwissentlich eines von Cecilys kostbaren Hühnern abgemurkst, anstatt eines aus dem Kühlschrank zu nehmen). Der kleine Kwinet erwies sich als sehr nützlich im Garten, wo Cecily ihm beigebracht hatte, die Gemüsepflanzen und anderen Gewächse richtig zu versorgen. Sie hatte den Jungen nur ein einziges Mal zurechtweisen müssen, als er die beiden dürren Kühe auf der gepflegten Rasenfläche vor dem Haus weiden ließ. Kwinet war alles in allem ein reizender Junge, der oft mit Stella spielte, und durch die regelmäßige Ernährung, die ihm jetzt zugutekam, legte er rasch an Gewicht zu. Lankenua ging ungeheuer liebevoll mit Stella um, weshalb Cecily unbesorgt nach Nairobi fuhr, wenn Bill längere Zeit nicht nach Hause kommen konnte.

In der letzten Januarwoche erwachte Cecily morgens, weil Lankenua an die Schlafzimmertür klopfte.

»Missus Cecily kommen.« Lankenua machte die Geste für einen Telefonhörer am Ohr. Cecily schlüpfte in ihren Morgenmantel und tappte den Flur entlang.

»Hallo, Liebling«, hörte sie Bills Stimme durch die knisternde Leitung. »Ich wollte dich nur vorwarnen, dass ich heute Abend spät

komme. Es ist etwas Furchtbares passiert.«

»Was denn?«

»Joss hatte in Karen, unweit von Jocks und Dianas Haus, einen Autounfall und hat sich offenbar das Genick gebrochen. Er ist tot, Cecily!«

»O Gott!« Cecily wusste, dass Bill seinen Freund sehr verehrt hatte, trotz dessen unerfreulicher Frauengeschichten. »Ich … Kann ich irgendetwas tun?«

»Nein. Ich muss hier erst einmal seine Verpflichtungen übernehmen, bis alles geklärt ist. Ich fahre jetzt gleich zur … Leichenhalle, um … von ihm Abschied zu nehmen.« Bills Stimme brach.

»Oh, Liebling, das tut mir so leid. Vielleicht sollte ich lieber zu dir kommen?«

»Sie werden die Bestattung schnell anberaumen, das geht hier nicht anders, weißt du. Wenn du kommen möchtest, dann treffen wir uns später im Club. Fahr bitte vorsichtig, Cecily.«

Sie legte auf, ging in die Küche und kochte sich einen starken Kaffee. Während Cecily ihn trank, schaute sie zum Fenster hinaus auf einen weiteren wunderschönen Morgen, den Joss – der so voller Leben gewesen war – nun nicht mehr sehen konnte. Ihr fiel ein Spruch ihres Vaters ein: Wer mit dem Schwert kämpft, wird durch das Schwert umkommen. Zum ersten Mal verstand sie nun, was er damit gemeint hatte. Joss hatte rücksichtslos sich selbst gegenüber gelebt und nie innegehalten. Und nun war er nicht mehr da.

Lankenua kam mit Stella im Arm in die Küche.

»Okay, Missus Cecily?«

»Ich muss wieder nach Nairobi fahren. Du gibst gut auf Stella acht, ja?«

»Ja, Missus Cecily.«

Sie packte das einzige schwarze Kleid ein, das sie besaß, und einen schwarzen Hut und fuhr um die Mittagszeit mit Bills zweitem Pick-up nach Nairobi. Anfänglich war Cecily nervös gewesen, wenn sie allein unterwegs war, inzwischen fand sie jedoch Gefallen an der Freiheit, ihr Tempo selbst bestimmen zu können.

Die Stimmung im Muthaiga Club war gedrückt. Durch das

kleine Fenster an der Gentleman's Bar sah sie die Männer, die dort beisammenstanden, Whisky tranken und sich mit gedämpfter Stimme unterhielten. Auf der Terrasse saßen einige Damen und hoben ihr Champagnerglas auf Joss. Cecily ging auf ihr Zimmer, weil sie zuerst ihre staubige Reisekleidung ablegen wollte, und hörte, wie hinter ihr die Tür aufging.

»Hallo, Liebling, man hat mir ausgerichtet, dass du angekommen bist.« Bill sah so grau und müde aus, als wäre er seit ihrer letzten Begegnung um zehn Jahre gealtert. Cecily trat zu ihm.

»Es tut mir so unendlich leid, Bill. Ich weiß, wie viel Joss dir bedeutet hat.«

»Ja, trotz seiner Schwächen wird das Leben hier nicht mehr wie vorher sein. Aber es kommt noch schlimmer, Cecily. Ich war in der Leichenhalle und habe mit Superintendent Poppy gesprochen. Das darf nicht an die Öffentlichkeit dringen, bis es morgen offiziell bekannt gegeben wird … aber es scheint, als sei Joss ermordet worden.«

»Ermordet? O mein Gott, Bill! Was ist geschehen?«

»Jemand hat ihm in den Kopf geschossen. Er muss sofort tot gewesen sein.«

»Aber wer würde denn Joss ermorden? Er wurde doch von allen geliebt, oder nicht?«

Cecily betrachtete forschend Bills Gesicht, bevor ihr ein Gedanke kam.

»Oh«, flüsterte sie.

»Ja, ich fürchte, das denken alle, zumal es ganz in der Nähe vom Haus der Broughtons passiert ist. Joss hatte Diana offenbar dort abgesetzt und … weiß der Himmel, was sich wirklich zugetragen hat, aber es sieht sicherlich nicht gut aus für Jock.«

»Offen gestanden, Bill: Obwohl ich weiß, wie gern du deinen Freund mochtest, muss ich sagen, in gewisser Weise könnte ich Jock sogar verstehen, falls er Joss tatsächlich erschossen hat.«

»Ich weiß, Liebling, ich weiß.« Bill seufzte und setzte sich aufs Bett. »Im Moment ist das alles noch streng geheim. Morgen ist die Bestattung, danach wird die Polizei Jock vernehmen.«

»Glaubst du denn, dass er es getan hat?«

»Wie du schon sagst: Ein Motiv hatte er natürlich. Aber vorerst heißt es Stillschweigen bewahren. Ich wollte es dir nur sagen. Jetzt muss ich zurück ins Kriegsamt und dort die Stellung halten. Kommst du zurecht?«

»Natürlich.« Cecily nickte.

»Wir sehen uns zum Abendessen.« Mit einem traurigen Winken ging Bill hinaus.

* * *

Die Trauerfeier für Josslyn Victor Hay, den 22. Earl of Erroll, fand am nächsten Tag in der St. Paul's Church in Kiambu am Rand von Nairobi statt. Cecily saß mit Bill ganz vorn, und als sie sich umschaute, sah sie alle Leute von Rang und Namen, konnte aber Diana nirgendwo entdecken. Am Vorabend hatte Bill erzählt, dass Jock nur wenige Stunden vor Joss' Tod in die Scheidung eingewilligt hatte. Jock hatte öffentlich im Muthaiga Club auf das neue Glück der beiden angestoßen, das er damit ermöglichte.

Als Cecily und Bill zur Bestattung aufgebrochen waren, hatte er noch einmal warnend gesagt: »Bitte denk daran, dass bislang nur die Polizei den wahren Tatbestand kennt. Alle anderen halten Joss' Tod nach wie vor für einen tragischen Unfall.«

Dennoch konnte man beim Leichenschmaus im Muthaiga Club spüren, dass bereits Gerüchte im Umlauf waren. Alice und Idina wirkten vollkommen erschüttert, und man ließ kein gutes Haar an Diana. Jock erschien kurz, war jedoch angetrunken und so durcheinander, dass er von seiner Freundin June Carberry hinausgeleitet wurde, bevor er »sich völlig zum Narren macht«, wie sie Bill zuraunte.

»Es ist wie das Ende einer ganzen Ära«, sagte Bill am nächsten Tag, als er Cecily beim Einsteigen behilflich war. »Happy Valley *war* Joss, und selbst wenn ich einige seiner Eskapaden unangenehm fand, wird er der Welt fehlen. Bitte fahr vorsichtig und ruf mich an, wenn du zu Hause bist, ja?«

»Mach ich.«

Als sie losfuhr, hoffte Cecily inständig, dass der Tod von Bills engstem Freund nicht einen düsteren Schatten auf ihre neue und wunderbare Ehe werfen würde.

* * *

Drei Wochen später wurde Jock Broughton wegen Verdacht des Mordes an Joss Erroll verhaftet. Der Fall machte weltweit Schlagzeilen, und sogar Dorothea rief an, um sich auf den neuesten Stand bringen zu lassen.

»Du kanntest diesen Joss persönlich?«, erkundigte sie sich aufgeregt.

»Ja, er ist … er war Bills engster Freund. Joss war mit Diana und Jock im Dezember über ein Wochenende bei uns.«

»Meine Güte!« Ein beeindrucktes Schweigen entstand am anderen Ende. »Ist Diana tatsächlich so schön wie auf den Zeitungsfotos?«

»Sie ist jedenfalls sehr attraktiv, ja.«

»Glaubst du, dass Sir Jock diesen Joss erschossen hat?«

»Das weiß ich nicht, Mama. Aber Joss und Diana haben sich keinerlei Mühe gegeben, ihre Affäre vor Jock zu verbergen.«

»Ich kann gar nicht fassen, dass sie bei dir gewohnt haben …«

Cecily musste über die Sensationslust ihrer Mutter schmunzeln, so schrecklich die Tat auch war.

»Waren die beiden so verliebt, wie es in den Zeitungen steht?«

»O ja.« Oder zumindest sehr lüstern nacheinander, dachte Cecily.

»Ich muss jetzt aufhören, Mama«, sagte sie, als Stella sich lautstark beklagte, weil es Zeit für ihr Fläschchen war. »Liebe Grüße an alle.«

»Warte mal, ist das ein Baby, was ich da höre?«

»Ja, das ist Stella, die Tochter meines Hausmädchens. Sie ist unglaublich süß.«

»Also, wenn dieser Krieg jemals zu Ende geht, steige ich aufs nächste Schiff und komme dich besuchen, Schätzchen … Kenia scheint enorm interessant zu sein.«

»Das ist es auf jeden Fall. Leb wohl, Mama.«

* * *

Die neuesten Kriegsnachrichten, die lange die Gespräche bestimmt hatten, waren vorerst in den Hintergrund gerückt. Zumindest vorübergehend zog der pikante Mordfall die Aufmerksamkeit aller auf sich. Obwohl Cecily glücklich und zufrieden war mit Stella, sehnte sie sich doch sehr nach Bill, der in Nairobi nicht nur Joss' Stelle einnehmen musste, sondern auch die persönlichen Angelegenheiten seines Freundes regelte.

Katherine meldete sich regelmäßig telefonisch. Sie verbrachte viel Zeit auf der Wanjohi-Farm, um Alice in ihrer Trauer um Joss beizustehen.

»Ich mache mir Sorgen um sie«, gestand Katherine Cecily. »Kürzlich ist auch noch ihr Vater verstorben, und sie ist am Boden zerstört wegen des Mordes an Joss … Es geht ihr gar nicht gut, Cecily, und ich weiß nicht recht, was ich tun soll.«

Ende Mai begann schließlich der Prozess gegen Jock Broughton am Gerichtshof von Nairobi.

»Es kommt mir vor, als wären die Leute hier, um sich eine Show anzusehen«, berichtete Bill, als er nach dem ersten Verhandlungstag anrief. »Das gesamte Happy Valley hat sich eingefunden, in bester Garderobe natürlich, und Reporter aus der ganzen Welt sind hier. Zumindest ist es Diana gelungen, einen fähigen Verteidiger zu engagieren. Stell dir mal vor, sie ist wahrhaftig heute in Schwarz erschienen, als trauernde Witwe! Ich sage ungern Schlechtes über andere Menschen, aber man bekommt unwillkürlich den Eindruck, dass sie den Trubel genießt.«

*Wen wundert's?*, dachte Cecily.

»Du kannst natürlich gern herkommen, aber es ist wirklich ein

schauriges Spektakel, vor allem angesichts des Krieges.«

»Ich bleibe lieber hier«, erwiderte Cecily, obwohl Dorothea gewiss furchtbar enttäuscht sein würde, dass ihre Tochter sich einen der sensationellsten Mordfälle der jüngsten Zeit entgehen ließ. Doch Cecily war es viel wichtiger, Stella heranwachsen zu sehen, die jetzt schon fast ein halbes Jahr alt war. Aus dem mageren Säugling war ein entzückendes pausbäckiges Mädchen geworden, an dem Cecily allergrößte Freude hatte. Stella war ein sehr aufmerksames Kind, und wenn sie im Schatten eines Eukalyptusbaums auf einer Decke lag, beobachtete sie mit ihren großen Augen – die denen ihrer Mutter so sehr glichen – die Wölkchen am Himmel und die zwitschernden Vögel in den Ästen über ihr. Wölfchen liebte die Kleine und schlief jede Nacht vor der Tür des Kinderzimmers.

»Du scheinst dich ja sehr viel um Stella zu kümmern«, bemerkte Katherine, als sie einen ihrer seltenen Besuche machte – das Kind konnte jetzt jeden Tag zur Welt kommen – und mit Cecily und Stella auf der Veranda saß.

»Lankenua hat im Haus so viel zu tun, jemand muss ja nach der Kleinen schauen. Und sie ist schon zu schwer, um noch im Wickeltuch herumgetragen zu werden«, erwiderte Cecily hastig.

Katherine betrachtete sie forschend. »Stella ist aber kein Massai-Name, oder?«

»Sie heißt eigentlich Njala, was ›Stern‹ bedeutet, ist das nicht wunderschön? Stella ist nur die lateinische Form«, log Cecily leichthin.

»Aber du solltest schon aufpassen, dass sie dir nicht zu sehr ans Herz wächst und du dich am Ende ständig um sie kümmern musst. Sonst hast du ja wieder alle Hände voll zu tun.«

»Ach, das macht mir gar nichts. Auf jeden Fall besser als Böden schrubben«, sagte Cecily lächelnd.

* * *

»Die Geschworenen haben sich jetzt zurückgezogen, um über das

Urteil zu beraten«, berichtete Bill seiner Frau zwei Monate später am Telefon. »Offen gestanden, ist es mir inzwischen fast einerlei, wie das Ganze endet. Ich hoffe einfach nur, dass dieser ganze Zirkus bald vorbei ist.«

»Was glaubst du denn, wie es ausgehen wird?«, fragte Cecily, während sie mit ihrer freien Hand Stella mit Apfelmus fütterte.

»Die Beweislage ist ziemlich eindeutig, aber Morris, der Verteidiger, hat ein spektakuläres Plädoyer gehalten. Der Mann ist jeden Penny wert, den Diana für ihn ausgegeben hat. Ich rufe dich an, sobald das Urteil feststeht. Und dann kann der arme alte Joss vielleicht endlich in Frieden ruhen.«

»Das kann man nur hoffen«, murmelte Cecily vor sich hin, als sie auflegte. »Damit Bill auch wieder zur Ruhe kommen kann.«

* * *

»Jock ist freigesprochen worden!« Abends um zehn Uhr rief Bill erneut an.

»Gütiger Himmel! Die meisten Leute haben ihn doch bestimmt für schuldig gehalten.«

»Ja, aber ehrlich gesagt, nach den ganzen Aussagen bin ich mir auch nicht mehr so sicher. Doch jetzt bin ich einfach nur froh, dass es vorbei ist. Und es tut mir furchtbar leid, mein Liebling, aber ich werde dieses Wochenende nicht kommen können, ich muss ein Internierungslager in Mombasa inspizieren.«

»Ach du liebe Zeit, das ist doch wohl hoffentlich nicht gefährlich, oder?«

»Nein, gar nicht. Ich muss nur überprüfen, ob die Kriegsgefangenen korrekt behandelt werden. Ich melde mich, sobald ich kann. Kopf hoch, das kann alles nicht mehr lange so weitergehen.«

Nachdem Cecily aufgelegt hatte, trat sie auf die Veranda. Der Himmel war klar, aber für Juli war der Abend außergewöhnlich schwül, und der süße Duft der Gartenblumen erfüllte die Luft.

Unwillkürlich musste Cecily an den Abend zurückdenken, als Joss und Diana hier getanzt hatten …

Als Cecily ins Haus zurückkehrte, beschloss sie, am nächsten Tag ihre Mutter anzurufen, um ihr die Neuigkeiten mitzuteilen. Obwohl Cecily Jock durchaus für schuldig hielt, war sie doch froh, dass er nicht am Galgen enden würde. Sie wünschte sich inständig, dass dieser Krieg bald zu Ende sein würde, sie hatte Bill monatelang kaum zu Gesicht bekommen. Ohne Stella wäre sie hier so allein wohl allmählich verrückt geworden.

Wenigstens war Katherine in der gleichen Lage und würde bald wieder zu Besuch kommen können, da ihr Sohn Michael Ende Mai das Licht der Welt erblickt hatte. Während er und Stella vor ihnen auf dem Teppich lagerten, strickten die beiden Frauen gemeinsam Socken und Sturmhauben für die Soldaten an der Front. Stella, die inzwischen sitzen konnte, pflegte dann erstaunt den winzigen kleinen Jungen anzustarren.

»Möge der Krieg zu Ende gehen, damit Bill und ich wieder ein normales Eheleben führen können«, murmelte Cecily seufzend, als sie sich ins Bett legte und das Licht ausmachte.

# XLI

## Mai 1945

Ganze vier Jahre sollte es dauern, bis Cecilys Wunsch in Erfüllung ging, und diese Jahre waren die längsten ihres Lebens.

Nachdem die Nachricht sie erreicht hatte, dass man Pearl Harbour bombardiert hatte und die USA in den Krieg eingetreten waren, hatte Cecily Stella fest an sich gedrückt und geschluchzt vor Angst um ihre Eltern in New York. Als die Lebensmittel knapp wurden, war es ein Glück, dass der Gemüsegarten gut in Schuss war und sie durch die Tiere immer Milch und Eier zur Verfügung hatten. Belle, ihre wunderschöne Stute, war als kriegswichtig beschlagnahmt worden, und an dem Tag, an dem Bill sie wegbrachte, konnte Cecily gar nicht mehr aufhören zu weinen.

Obwohl die Paradiesfarm nicht unmittelbar vom Krieg betroffen war, lebte Cecily doch in diesen Jahren in ständiger Furcht um Bill. In seiner Stellung als Kommandeur der King's African Rifles hielt er sein Wort und kämpfte, wo es nötig war, an der Seite seiner Männer. Zu Kriegsbeginn hatten sich die Einsätze in Grenzen gehalten, doch 1943 wurde Bill mit der elften Division zu Kämpfen nach Birma verschifft. Cecily hörte wochenlang nichts von ihm und litt Höllenqualen. Lediglich einige Briefe erreichten sie, zum Teil von der Zensur geschwärzt, in denen Bill von der unerträglichen Hitze und Feuchtigkeit im Dschungel berichtete. Einmal war er kurz nach Hause gekommen, hager und verstört, nur um gleich wieder an die Front geschickt zu werden.

Telefon und Radio waren Cecilys einzige Verbindung zur Außenwelt, während sie abgeschieden lebte und zugleich versuchte, Stella, die zu einem reizenden und klugen kleinen Mädchen heranwuchs, eine geborgene Kindheit zu ermöglichen.

* * *

Während heftiger Regenfälle im Mai 1945 klingelte das Telefon.

Bill meldete sich mit Nachrichten, die Cecilys Herz höherschlagen ließen.

»Es ist vorbei, es ist wirklich vorbei! Lankenua, er ist aus!«, rief Cecily, während sie in die Küche rannte, wo die vierjährige Stella am Tisch zeichnete, während Lankenua den Boden putzte. »Es ist vorbei!« Lachend zog Cecily die verblüffte Lankenua in eine Umarmung.

»Was aus, Missus Cecily?«

»Der Krieg! Der Krieg ist wirklich zu Ende!« Cecily nahm Stella auf den Arm, die – obwohl nur ein halbes Jahr älter – schon einen Kopf größer war als Michael, und küsste das geliebte Kind auf die sorgfältig geflochtenen Zöpfchen. »Jetzt kommt Bill nach Hause, und die Familie ist endlich wieder vereint!«

»Warum weinst du, wenn du dich freust?«, wollte Stella wissen.

»Oh, weil es so wundervoll ist! Jetzt kann ich endlich mit dir zu meinen Eltern reisen und dir New York zeigen und … ach, so vieles. Ich fahre jetzt gleich nach Nairobi, da sind alle möglichen Feierlichkeiten geplant. Lankenua, kannst du bitte mein blaues Kleid mit den Rüschen bügeln? Und mir meinen alten Strohhut zurechtlegen, der muss ausreichen.«

»Kann ich mitkommen?«, quengelte Stella.

»Heute nicht, die Stadt wird voller Menschen sein, da könntest du zu leicht verloren gehen. Aber ein andermal, das verspreche ich dir.«

»Aber ich will mit dir und Yeyo Geschäfte angucken.«

»Ich weiß, mein Schatz, aber in den Geschäften gibt es gar nichts mehr. Doch das ändert sich bald wieder, und dann kaufen wir dir viele hübsche Kleidchen. Na komm«, Cecily hielt Stella die Hand hin, »du darfst mir beim Packen helfen.«

Während Cecily ihre Locken hochsteckte, setzte Stella sich aufs Bett.

»Warum hast du so andere Haare als ich?«, fragte sie.

»Menschen aus verschiedenen Ländern haben oft andere Haare.«

»Aber wir sind beide aus diesem Land«, wandte Stella ein.

»Also, ich komme eigentlich aus Amerika – weißt du noch, ich habe dir das Land im Atlas gezeigt. Es liegt hinter einem riesigen Ozean. Aber du und Yeyo, ihr beide seid von hier, aus Kenia.«

Bill und sie hatten beschlossen, dass es am besten für Stella war, wenn sie Lankenua für ihre Mutter hielt. Seit die Kleine sprechen konnte, hatte sie die Haushälterin »Yeyo« genannt, was auf Maa »Mutter« hieß. Cecily dagegen war »Kuyia«, Kurzform von »Nakuyia«, Tante. Stella unterhielt sich fließend auf Maa mit Lankenua, dem »Bruder« Kwinet, der zu einem stattlichen jungen Mann herangewachsen war und unermüdlich im Garten arbeitete, und Onkel Nygasi. Von Cecily hatte sie im Englischen deren Akzent von der New Yorker Upper East Side übernommen, was Bill bei seinen seltenen Besuchen sehr amüsierte.

»Ich finde meine Haare hässlich«, erklärte Stella und zog an ihren Zöpfchen, die Lankenua tags zuvor mit flinken Händen geflochten hatte. »Die sind so kratzig, aber deine Haare sind ganz weich. Und warum malst du dein Gesicht an? Wenn ich das mache, sehe ich komisch aus«, bemerkte Stella, als Cecily Rouge auf ihre Wangen tupfte.

»Weil ich käsig weiße Haut habe, die ein bisschen Farbe braucht, während deine Haut wunderschön ist, ohne dass man sie anpinseln muss«, antwortete Cecily und verstaute ihre Kosmetika in dem kleinen Schminkkoffer. »Kannst du mir mein gelbes Nachthemd aus der Kommode holen?«

Stella zog die oberste Schublade auf und nahm stattdessen einen Büstenhalter heraus.

»Warum ziehst du so was an? Yeyo macht das nie. Kann ich so was auch anziehen, wenn ich groß bin?«

»Wenn du möchtest, natürlich. Also, wo bleibt mein Nachthemd, Schatz? Ich muss so schnell wie möglich nach Nairobi.«

Lankenua und Stella winkten zum Abschied, und Cecily versprach, morgen wieder zu Hause zu sein. Unterwegs begegnete sie vielen Autos voller Menschen, die in die Stadt fuhren, um das

Kriegsende zu feiern, und dachte während der Fahrt über ihr Gespräch mit Stella nach. Die Kleine liebte ihre »Yeyo« heiß und innig, hatte sich jedoch seit einiger Zeit zu wundern begonnen, weshalb Lankenua mit Kwinet draußen in der Scheune schlief und nicht wie sie selbst in dem – bezaubernd eingerichteten – Mädchenzimmer. Auch die Frage, weshalb sie selbst hübsche Kleider trug, Lankenua aber sehr einfache Gewänder, beschäftigte Stella. Kwinet zeigte keinerlei Interesse an Unterricht und arbeitete viel lieber draußen, wohingegen Stella bereits lesen und schreiben konnte. Cecily unterrichtete sie jeden Morgen, und das kleine Mädchen lernte verblüffend schnell.

»Wenn du so weitermachst, wird sie mit zehn an der Uni studieren«, hatte Bill nur halb gescherzt, als er an einem Wochenende Fronturlaub gehabt hatte. »Gib nur acht, dass du ihr keine Flausen in den Kopf setzt, die sie ihre Herkunft vergessen lassen.«

Über diese Bemerkung hatten sich die beiden Eheleute so schlimm gestritten wie noch nie zuvor. Cecily unterstellte Bill damals Doppelmoral und machte ihm klar, dass in den USA schwarze Frauen studieren könnten.

»Das mag ja sein, aber wir leben in Afrika, wo es solche Möglichkeiten für Stella nicht gibt.«

»Dann muss ich eben mit ihr nach New York gehen!«, tobte Cecily. Bill entschuldigte sich später, aber in den Wochen danach hatte Cecily begonnen, seine Sorge zu verstehen. Stella war verwirrt, was ihre Herkunft anging – und Cecily hatte keine Ahnung, wie sie mit dieser Situation umgehen sollte.

»Das muss ich nun wirklich nicht heute entscheiden«, murmelte sie vor sich hin, als sie sich in die Schlange hupender Autos mit jubelnden Menschen einreihte, die alle in die Stadt drängten. Der Himmel war wundersam aufgeklart, und auf der Delamere Avenue ging es nun gar nicht mehr vorwärts. Cecily hörte die Musik der Kapelle, die in der Siegesparade spielte. Da Bill ohnehin unauffindbar sein würde, stellte Cecily den Wagen ab und mischte sich in die Menschenmenge, die den siegreichen Soldaten zujubelte.

* * *

Einen Monat später kehrte Bill endgültig nach Hause zurück. Cecily hatte Kwinet angewiesen, den Hauseingang mit einer britischen Flagge zu schmücken, die sie bei der Siegesparade ergattert hatte. Katherine, Bobby und Michael kamen auch zu Besuch, und Stella hopste aufgeregt um ihren »Onkel Bill« herum. Er sah alt aus, fand Cecily, hatte graue Strähnen bekommen, und in seinen Augen lag ein trüber Ausdruck, der vor dem Krieg nicht da gewesen war.

»Auf die wiedervereinten Freunde«, sagte er als Trinkspruch, »und auf jene, die nicht mehr unter uns weilen und die uns fehlen.«

»Auf jene, die uns fehlen«, wiederholten die anderen.

Cecily wusste, dass er nicht nur an seine gefallenen Kameraden dachte, sondern auch an Joss und an Alice. Sie hatte sich zu Hause erschossen, einige Monate nachdem man Jock Broughton von dem Mord an ihrem geliebten Joss freigesprochen hatte. Es hatte Gerüchte gegeben, denen zufolge vielleicht Alice selbst die Tat begangen hatte. Doch Cecily hatte für sich beschlossen, all diesen Mutmaßungen keinerlei Beachtung zu schenken, und davon unbeirrt um Alice getrauert.

»Auf den Beginn einer neuen Ära!«, sagte Bobby, warf einen Seitenblick auf seine Frau und zog sie dichter zu sich. »Mögen wir den Rest unseres Lebens in Frieden leben dürfen.«

»Auf den Frieden!«, riefen die anderen.

* * *

»Mein Gott, bin ich froh, wieder eine weiche amerikanische Matratze unter mir zu haben«, sagte Bill lächelnd, als er sich später zu Bett begab. Cecily legte sich zu ihm, und er schloss sie in seine Arme.

»Hallo, Gemahlin.«

»Hallo, Gemahl«, erwiderte Cecily und strich sich eine Haarsträhne hinters Ohr. »Ich hoffe, du kannst dich nächste Woche

ausruhen und wir haben Zeit füreinander«, wisperte sie.

»Ausruhen?! Mein liebes Mädchen, dieses Wort ist mir völlig fremd wie jedem ordentlichen Mann. Jetzt, da der vermaledeite Krieg endlich vorbei ist, muss ich meine Kühe suchen gehen. Wer weiß, wie viele mir abhandengekommen sind, während ich weg war. Das muss ich morgen erst einmal herausfinden.«

»Aber einen Tag kannst du dir wohl für Stella und mich freinehmen? Sie kennt dich ja kaum, ich möchte, dass du ein bisschen Zeit mit uns verbringst.«

»Das verstehe ich, aber ich kann nicht hier zu Hause hocken und mir den Kopf über meine Herde zerbrechen.«

»Wie lange wirst du weg sein?«

»Weiß ich nicht, aber du musst das verstehen.«

*Ständig bist du weg …* Cecily biss sich auf die Unterlippe und schluckte schwer. Sie wollte nicht an Bills erstem Abend zu Hause in Tränen ausbrechen.

»Ich hatte mir überlegt, dass wir doch meine Eltern in New York besuchen könnten«, sagte sie. »Du bist noch nie dort gewesen. Das wäre bestimmt schön, auch für Stella.«

»Cecily, ich verstehe, dass dir viel daran liegt, aber ich muss unbedingt wieder für Ordnung auf der Farm sorgen. Sie ist unser Lebensunterhalt und ist in den letzten Jahren nicht mehr betreut worden. Was ich an die Regierung verkauft habe, hat kaum etwas eingebracht, und wenn ich mich jetzt nicht ins Zeug lege, müssen wir uns am Ende verschulden.«

»Ich habe ein bisschen Geld, das weißt du, Bill. Verhungern werden wir nicht, so viel steht fest.«

»Und es steht auch fest, dass ich nicht vom Geld meiner Frau leben werde.« Bills Miene verfinsterte sich. »Ich bin Farmer, kein Lebemann wie so viele hier. Dass der Krieg zu Ende ist, bedeutet noch lange nicht, dass ich für den Rest meines Lebens herumhocken und Gin trinken werde. Außerdem kann ich es kaum erwarten, in die Savanne zurückzukehren …« Er sah Cecily an. »Würdest du mich nächste Woche auf die Jagd begleiten?«

»Vielleicht«, antwortete Cecily teilnahmslos.

»Gott, bin ich erledigt«, sagte Bill und küsste sie auf die Stirn.

»Gute Nacht, schlaf schön.«

Er drehte sich auf die Seite, und binnen Sekunden hörte Cecily ihn schnarchen. Nachdem sie die Nachttischlampe ausgeschaltet hatte, ließ sie den angestauten Tränen lautlos ihren Lauf. Der Liebe hatten sie sich schon so lange nicht hingegeben, dass Cecily sich an das letzte Mal gar nicht mehr erinnern konnte.

Die glückselige Zeit vor vier Jahren, als Joss noch lebte und Bill seine Seele nicht im Dschungel von Birma eingebüßt hatte, war jetzt in unerreichbare Ferne gerückt.

»Das Leben ist so grausam«, flüsterte Cecily, während sie sich die Augen wischte. »Dem Himmel sei Dank, dass Stella bei mir ist.«

* * *

Das folgende Jahr unterschied sich für Cecily kaum von den Monaten während des Krieges. Die meiste Zeit war sie allein, mit Stella als einzigem Trost, litt jedoch unter dieser Situation mehr als zuvor, als sie tatsächlich allein gewesen war. Bill lag zwar wieder in ihrem Bett, schien aber nicht richtig anwesend zu sein und war auch nicht mehr der Mann von früher. Er war wortkarg und abweisend ihr gegenüber, und seine üble Laune vergiftete die Stimmung auf der Paradiesfarm. Stella schenkte er kaum Beachtung.

Dorothea rief einmal im Monat an, um zu hören, wann ihre Tochter nach New York kommen würde. Doch wenn Cecily Bill auf das Thema ansprach, sagte er, eine Reise komme für ihn erst infrage, wenn die Herde wieder in gutem Zustand sei.

»Gib mir ein Jahr Zeit, dann ist die Lage bestimmt schon wieder anders, und ich kann an so etwas denken«, lautete jedes Mal die Antwort.

Cecily hatte ihre Eltern seit über sechs Jahren nicht mehr gesehen, und sie sehnte sich schrecklich nach zu Hause.

# XLII

Die Regenzeit hatte Cecilys Garten im November 1946 in ein üppiges tropisches Paradies verwandelt. Am Mittwochvormittag traf Katherine wie üblich mit dem kleinen Michael ein. Er war jetzt sechs Jahre alt und betete seine beste Freundin Stella förmlich an. Cecily war gerade damit beschäftigt, Stella in der Küche die Grundrechenarten beizubringen. Das Mädchen liebte Zahlen, und Cecily förderte dieses Interesse, so gut es ihr möglich war. Doch sobald Stella Michael erblickte, kreischte sie begeistert auf und fiel ihm um den Hals.

»Du liebe Güte«, sagte Katherine amüsiert, als Michael im tropfnassen Garten spielte, er wäre ein Flugzeug, und die quietschende Stella zu fangen versuchte. »Ich schaffe es kaum, meinen Sohn zum Essen an einen Tisch zu bekommen, geschweige denn zum Rechnen.«

»Wenn Michael möchte, kann er jederzeit an meinem Unterricht teilnehmen.«

»Vielleicht komme ich darauf zurück«, meinte Katherine, während sie auf der Veranda Limonade tranken. »Du hast Stella wirklich sehr gern, wie?«

»Natürlich, sie wächst schließlich unter unserem Dach auf«, sagte Cecily abwehrend.

»Es wäre mir tatsächlich eine große Hilfe, wenn du Michael in den nächsten Monaten ab und zu betreuen könntest. Ich bin endlich wieder schwanger.«

»Oh, wie wunderbar! Freust du dich?«

»Ach, wenn er oder sie dann da ist, bestimmt. Schwanger zu sein gehört allerdings nicht zu meinen Lieblingszuständen.«

»Freut sich Bobby?«

»Ich weiß es nicht. Er ist so abwesend, seit er aus dem Krieg zurückgekommen ist. Offen gestanden wundert es mich, dass es

uns überhaupt gelungen ist, ein Kind zu zeugen. Bobbys Interesse an diesem Bereich ist seit einigen Jahren gleich null.«

»So ist das bei Bill auch.« Bei dieser Offenbarung lief Cecily rot an. »Und die meiste Zeit ist er eigentlich unausstehlich.«

»Ich hoffe immer noch, dass Bobby mit der Zeit wieder er selbst wird«, sagte Katherine mit einem tiefen Seufzer. »Mit ansehen zu müssen, wie Kameraden zerfetzt werden, hat wohl allen übel zugesetzt. Aber inzwischen ist über ein Jahr vergangen, und ich möchte einfach den Bobby wiederhaben, den ich geliebt habe.«

»Es erleichtert mich zu hören, dass es nicht nur meinem Mann so geht.«

»Überhaupt fühlt sich alles so anders an, findest du nicht auch, Cecily? Sogar hier im Valley. Ich glaube, viele Eingeborene, die gezwungen wurden, König und Vaterland zu dienen, haben gehofft, dass sich etwas für sie ändern würde. Doch für sie ist alles gleich geblieben, nicht wahr? Im Gegenteil: Weil viele Farmen in dieser Zeit heruntergekommen sind, gibt es noch weniger Arbeit als vorher.«

»Auch ich habe gehofft, nach dem Krieg würde alles besser.«

»Es kann nicht schaden, optimistisch zu sein. Damit haben wir den Krieg durchgestanden«, erwiderte Katherine. »Aber wenn ich ehrlich bin«, fügte sie hinzu, »ein Teil von mir ist versucht, nach England zurückzukehren. Die medizinische Versorgung ist dort so viel besser, und ich könnte wieder als Tierärztin arbeiten. Hier ist das nahezu unmöglich. Sobald die Farmer sehen, dass ich eine Frau bin, nehmen die mit ihren kranken Kühen Reißaus. Außerdem habe ich angefangen, von Nebel zu träumen.« Sie lächelte versonnen.

»Ich kann das so gut nachempfinden. Ich möchte über Weihnachten zu meinen Eltern reisen, Katherine. Ich habe sie seit fast sieben Jahren nicht mehr gesehen.«

»Dann musst du das machen, unbedingt.«

»Aber wenn Bill nicht mitkommen will?«

»Dann fahr allein.« Katherine zuckte mit den Achseln. »Gott, wenn ich die Chance hätte, eine Zeit lang aus Afrika rauszukommen und Amerika zu sehen, wäre ich im Nu weg.«

»Und ich würde dich gar zu gern mitnehmen, aber …« Cecily wies auf Katherines Bauch. »Das ist wohl eher nicht möglich, oder?«

»Dieses Jahr nicht, nein. Aber frag mich noch mal, wenn das Kind auf der Welt ist, dann sage ich garantiert Ja. Gönn dir ein schönes Familienweihnachten in Manhattan, Cecily. Du kannst ja dein Hausmädchen mitnehmen, wenn du nicht allein fahren willst.«

»Und Stella natürlich.«

Katherine warf ihr einen forschenden Blick zu. »Ja, natürlich.«

* * *

Der Dezember nahte mit Riesenschritten, und Cecily wusste, dass eine Entscheidung getroffen werden musste. Als Bill einige Tage später von der Herde zurückkehrte, kochte sie sein Lieblingsgericht mit Rind und Klößen für ihn und öffnete die letzte Flasche Bordeaux.

Nach dem Essen nahm Cecily ihren ganzen Mut zusammen und sagte: »Bill, ich … ich möchte dieses Jahr Weihnachten unbedingt bei meinen Eltern verbringen.«

»Wirklich?«

»Ja, und ich würde mich sehr freuen, wenn du mitkämst. Ich war jetzt ein Jahr lang geduldig, worum du mich gebeten hattest. Und ich weiß auch, dass du auf der Farm alles wieder aufbauen musst, was während des Krieges verloren ging. Aber …« Sie holte tief Luft. »Ich muss unbedingt meine Eltern wiedersehen. Es ist einfach zu lange her. Und wenn es um die Menschen geht, die man liebt, sollte man keine kostbare Zeit verschwenden.«

Bill leerte sein Glas und goss sich Wein nach. Cecily lauschte dem Prasseln des Regens auf dem Dach, während Bill einen Schluck trank und sie dann ansah.

»Ich habe volles Verständnis dafür, dass du deine Eltern sehen möchtest, aber ich kann die Farm derzeit unter keinen Umständen verlassen. Ich möchte dich jedoch nicht davon abhalten. Also mach diese Reise, wenn dir so viel daran liegt.«

»Meinst du das ernst?«

»Ja, das meine ich.«

Cecily schluckte ihre Tränen hinunter und stand auf, um Bill zu

küssen.

»Danke, Liebling. Und da ich nicht allein reisen möchte, hoffe ich, dass du einverstanden bist, wenn ich Lankenua und Stella mitnehme.«

»Ist das wirklich nötig? Bestimmt fährt doch noch jemand dorthin, dem du dich anschließen könntest?«

»Ich habe mich schon umgehört, aber dem ist leider nicht so. Kiki ist schon in New York, und es sind ohnehin nicht mehr viele Amerikaner hier.«

»Dann musst du natürlich Lankenua mitnehmen.«

»Nygasi kann sich ja um das Haus kümmern, während wir weg sind. Und für die Gärten und das Anwesen hast du Kwinet …«

»Mach dir mal keine Sorgen um mich, Cecily. Als ich hier noch allein lebte, bin ich schließlich auch zurechtgekommen.«

»Bill.« Cecily nahm seine Hände in die ihren. »Bitte, du hast doch immer gesagt, dass du Weihnachten so liebst. In Manhattan gibt es Schnee, bunte Lichter … sogar Truthahn. Willst du wirklich nicht mitkommen, nur für ein paar Wochen?«

»Ein andermal vielleicht, Cecily. Du darfst auch nicht vergessen, dass ich Afrika viele Jahre lang nur wegen des Krieges verlassen habe. Ich wäre wohl auch gar keine gute Gesellschaft für so ein Fest. Fahr du nur, und lass deinen traurigen müden Mann zurück.«

Cecily bereute es, den Bordeaux geöffnet zu haben, denn der Wein machte Bill noch trübsinniger, als er ohnehin die meiste Zeit war.

»Bill, ich liebe dich, bitte sag so etwas nicht. Ich wünsche mir so sehr, dass meine Eltern endlich ihren Schwiegersohn kennenlernen.«

»Es tut mir leid, Cecily. Du hast meinen Segen für diese Reise. Und jetzt«, Bill stand auf, »brauche ich Schlaf.«

Cecily sah ihm nach, als er hinausging, und jetzt ließ sie ihren Tränen freien Lauf.

# XLIII

»Kuyia, sind wir bald in Amerika?«, fragte Stella, als sie aufgeregt zum Kabinenfenster hinausschaute.

»Ja, ganz bald, mein Schatz«, antwortete Cecily. Lankenua packte gerade ihre letzten Habseligkeiten in den Koffer. Cecily läutete nach dem Steward. »Gleich gehen wir an Deck, dann siehst du die Freiheitsstatue. Sie ist sehr berühmt, und sie steht da, um Reisende aus aller Welt zu begrüßen.«

Der Steward kam, um ihr Gepäck abzuholen. Cecily gab ihm ein Trinkgeld und überprüfte, ob ihre Dokumente auch wirklich in ihrer Handtasche waren.

Alles hatte in großer Eile organisiert werden müssen. Lankenua und Stella brauchten für ihre Einreise in den Hafen von New York alle möglichen Dokumente. Geburtsurkunden, Pässe und Empfehlungsschreiben britischer Beamter hatten ausgestellt werden müssen, und Cecily war nur froh gewesen über Bills Beziehungen zur Kolonialverwaltung. Nach Beratungen mit Nygasi war für beide ein passender Nachname gewählt worden, damit sie problemlos durch die Einreisekontrollen kamen.

»Wir sind gerade in den Hudson River eingefahren, Ma'am, in rund zehn Minuten sehen wir die Freiheitsstatue«, berichtete der Steward.

»Kommt«, sagte Cecily zu Stella und Lankenua, »gehen wir doch an Deck und schauen sie uns an!«

»Ich bleibe hier.« Lankenua schüttelte den Kopf, sie zitterte bei der Vorstellung am ganzen Körper, obwohl sie Cecilys dicken Tweedmantel trug.

»Also gut.« Cecily reichte Stella die Hand. »Aber wir gehen.«

In der ersten Klasse hatten sich in Anbetracht der frostigen Temperaturen nur wenige Passagiere an Deck gewagt, aber als Cecily nach unten schaute, sah sie von den unteren Decks

ausgestreckte Arme und hörte Jubelrufe.

»Da ist sie!«, sagte sie und deutete nach rechts durch den dichten Nebel, der über der Bucht lag.

»Wo? Ich kann sie nicht sehen«, sagte Stella.

»Da …« Cecily zeigte wieder in die Richtung. Beim Anblick der Statue traten ihr Tränen in die Augen. Das gütige Gesicht der Dame, die die Freiheitsstatue darstellte, begrüßte die müden Reisenden und reckte ihnen ihre Fackel inmitten des Nebels entgegen. Cecily hatte sich noch nie so gefreut, sie zu sehen.

Stella schaute zu ihr hinauf. »Aber sie ist ja so klein! Dabei hast du gesagt, dass in Amerika alles viel größer ist.«

»Na ja, sie ist etwas sehr Besonderes, eher ein Symbol«, sagte Cecily seufzend. »Wenn sich der Nebel hebt, siehst du die Wolkenkratzer.«

»Was ist das?« Weiße Flocken rieselten herab, und Stella streckte ihre kleine Hand aus.

»Ach, das ist Schnee! Erinnerst du dich an die Bilder, die ich dir gezeigt habe? Kurz bevor der Weihnachtsmann kommt, fällt Schnee, und hier wirst du viel davon zu sehen kriegen.«

»Wohnt der Weihnachtsmann denn in Manhattan?«, fragte Stella mit großen Augen.

»Nein, aber zu Weihnachten schickt er den Schnee vom Nordpol zu uns, damit er mit seinem Schlitten hier landen und artigen Kindern Geschenke bringen kann.«

»Iiih, es ist so kalt.« Stella rieb sich die Nase. »Können wir jetzt wieder rein?«

»Natürlich, mein Schatz. Aber ich verspreche dir, Manhattan wird dir gefallen«, sagte sie, als Stella ihre Hand nahm und sie in die Kabine zurückkehrten.

Cecily war dankbar für das Privileg, erster Klasse und nicht auf dem Zwischendeck zu reisen. Als sie nach dem Anlegen dem Einwanderungsbeamten die Papiere reichte, lächelte sie ihn charmant an.

»Ach, Sir, ich freue mich ja so, wieder nach Hause zu kommen. Es waren lange sieben Jahre«, rief sie begeistert, während der Beamte ihre Dokumente prüfte.

»Und wie lange wollen Sie bleiben, Miss Huntley-Morgan?«

»Ach, wir kommen nur zu Besuch. Im Februar heirate ich in Kenia meinen Verlobten«, wiederholte sie, wie ihr eingeschärft worden war; schließlich war sie laut ihrem Pass noch ledig.

»Das heißt, sowohl Mrs Ankunu als auch deren Tochter Stella fahren mit Ihnen nach Afrika zurück?«

»Natürlich. Sehen Sie, hier sind unsere Rückfahrkarten. Ich meine, man würde ja kaum sein Hausmädchen und deren Tochter in New York vergessen, oder?« Cecily kicherte mädchenhaft.

»Nein, natürlich nicht, Ma'am«, sagte der Beamte und musterte Lankenua und Stella. »Sprechen sie Englisch?«

»Nicht sehr gut, nein«, antwortete Cecily rasch. »Aber es wird ihnen gefallen, sich Manhattan anzusehen, nicht wahr?«

»Natürlich.« Der Beamte drückte einen Stempel in Lankenuas und Stellas Pässe. »Willkommen in den Vereinigten Staaten, und Ihnen allen Frohe Weihnachten.«

Mit einem Seufzer der Erleichterung verließ Cecily die Hütte und warf einen kurzen Blick hinter sich. Die Schlange der Einreisenden reichte bis zur Gangway des Schiffs zurück, und alle Wartenden waren schutzlos den Elementen ausgeliefert.

»Also gut«, sagte sie, als sie in den Ankunftsbereich gelangten. »Wir haben's geschafft! Ach, ich bin ja so aufgeregt!« Sie lachte, als sie Mama, Papa und ihren Chauffeur Archer winken sah. »Jetzt treffen wir meine Familie!«

Sie hatte den Eindruck, dass weder ihre Mutter noch ihr Vater gealtert war. Nach einem tränenreichen Wiedersehen am Kai trieb Archer alle zum wartenden Wagen.

»Ja, wer ist denn das?«, fragte Dorothea. Sie hatte gerade Stella bemerkt, die sich schüchtern hinter Lankenua versteckt hatte.

»Das ist meine ganz besondere Freundin Stella, stimmt's nicht, Schätzchen?« Cecily lächelte zu ihr hinunter.

»Ich wusste nicht, dass wir noch eine Person zusätzlich nach Hause schaffen müssen«, sagte Dorothea. »Das Mädchen kann vorn bei Archer sitzen, aber dieses Kind …«

»Sie kann bei mir auf dem Schoß sitzen, Mama. Hinten ist schließlich reichlich Platz für dreieinhalb Personen«, sagte Cecily

forsch und griff nach Stellas Hand.

Auf der Heimfahrt ignorierte sie die unverhohlene Missbilligung ihrer Mutter und schaute stattdessen mit Stella zum Fenster hinaus. Sie machte sie auf verschiedene Gebäude aufmerksam, und die Kleine bestaunte die Wolkenkratzer, die hoch über ihnen aufragten.

Im Haus an der Fifth Avenue wurde Cecily von der gesamten Familie begrüßt, die sich im Salon versammelt hatte. Priscilla stand an der Seite ihres Mannes Robert, neben ihnen die siebenjährige Christabel. Hunter hatte einen Arm um Mamie gelegt, die ein Kleinkind in den Armen trug, zwei weitere Kinder verbargen sich scheu hinter ihren Eltern. Am Ehrenplatz stand eine riesige mit Kerzen und Kugeln geschmückte Kiefer, über dem Kamin hingen die fröhlichen roten Weihnachtsstrümpfe für die ganze Familie.

»Mary, zeig dem Mädchen und ihrem Kind ihr Zimmer, damit Miss Cecily sich ihrer Familie widmen kann«, wies Dorothea die Haushälterin an.

Widerstrebend ließ Cecily Stellas Hand los. Sie hätte ihrer Mutter sagen müssen, dass Stella auf demselben Stockwerk wie sie schlafen sollte, aber sie hatte nicht gewusst, wie sie das hätte erklären können.

»Cecily!« Mamie und Priscilla begrüßten sie überschwänglich und stellten ihr Christabel, Adele, »Trick« und Jimmy vor. Cecily umarmte sie alle. Während die drei Mädchen ehrfürchtig wirkten, endlich ihre geheimnisvolle Tante kennenzulernen, galt die Aufmerksamkeit des dreijährigen Jimmy mehr dem Spielzeug, das auf dem Teppich verstreut herumlag.

»Du siehst fabelhaft aus, Cecily«, sagte Priscilla beifällig. »Aus dir ist eine richtige Schönheit geworden.«

»Meinst du damit, dass ich vorher keine war?«, fragte Cecily lachend.

»Ach, jetzt dreh mir doch nicht die Worte im Mund um! Komplimente annehmen konntest du noch nie, stimmt’s, Mamie?«

»Allerdings.«

Cecily schaute zu Mamie, die mit ihrem blassen Gesicht, dem dunkelroten Lippenstift und dem kurzen schwarzen Haar lachhaft mondän aussah. Priscilla war so hübsch und adrett wie eh und je,

wenn auch etwas fülliger als beim letzten Mal, als Cecily sie gesehen hatte.

»Und wie geht es euch beiden?«, fragte sie.

»Ich finde es verdammt langweilig, ständig Kinder in die Welt zu setzen, aber was bleibt einer Frau schon anderes übrig?«, näselte Mamie und zündete die Zigarette in ihrer Spitze an. »Irgendwie stellen sich die verdammten Dinger einfach in einem fort von selbst ein.«

»Cecily, das meint sie nur im Scherz, stimmt's?«, sagte Hunter, der sich zu seiner Frau gesellte.

»Das wünschst du dir wahrscheinlich, oder?« Mamie seufzte theatralisch.

»Jetzt setz dich und erzähl uns alles, aber auch wirklich alles, was in den letzten sieben Jahren deines Lebens passiert ist«, sagte Priscilla und führte Cecily zum Sofa.

»Ich glaube nicht, dass ich das heute Abend schaffe«, antwortete sie. »Die Reise war wirklich sehr lang, aber ich versuch mein Bestes.«

»Natürlich kann sie das nicht«, warf Dorothea ein. »Ich muss sagen, mein Schatz, ich bin überrascht, dass du mit der vielen Sonne nicht dieselbe Farbe angenommen hast wie dein Hausmädchen und ihr Gör.«

»Ich habe immer einen großen Hut aufgesetzt, Mama, mehr nicht.« Innerlich war Cecily bei den Worten ihrer Mutter zusammengezuckt.

»Also.« Dorothea nahm ein Glas Champagner vom Tablett. »Willkommen zu Hause, mein Schatz. Du hast uns allen gefehlt, stimmt's?«

»Doch, das stimmt.« Nickend griff Walter ebenfalls nach einem Glas. »Und wenn du uns das nächste Mal sagst, dass du für ein paar Wochen in die Ferne reist, dann lassen wir dich einfach nicht gehen!«

»Es war ja kaum meine Schuld, dass der Krieg ausgebrochen ist, oder?«, erwiderte Cecily.

»Nein, natürlich nicht. Sind euch da drüben die Lebensmittel auch knapp geworden?«, fragte Walter.

»Ja, aber ich hatte meinen Gemüsegarten, also haben wir ganz gut gegessen.«

»Einen Gemüsegarten?« Erstaunt betrachtete Priscilla ihre Schwester. »Du hast deine eigenen Karotten und Kohlköpfe geerntet?«

»Ja, genau, mit der Hilfe von Lankenuas Sohn Kwinet. Und wenn wir richtig Hunger hatten, bin ich einfach ans Ende des Gartens gegangen, habe eine Antilope erlegt und sie auf einem Spieß über dem Feuer gegrillt.«

Zehn Augenpaare richteten sich verblüfft auf sie, selbst Jimmy hielt beim Spielen mit seinem Auto inne.

»Das meinst du im Scherz, oder?«, fragte Priscilla.

»Na ja, vielleicht nicht am Ende des Gartens, aber wenn Bill und ich auf Safari waren, haben wir genau das gemacht. Bill ist ein guter Schütze. Einmal hat er mich davor bewahrt, von einem Löwen gefressen zu werden.«

»Peng, peng!«, rief Jimmy vom Teppich.

»Ja, Jimmy, das ist das richtige Geräusch, aber in echt ist es viel lauter.« Cecily lächelte, sie freute sich über die hingerissenen Gesichter.

»Du ziehst uns auf, Cecily, oder?«, sagte Priscilla.

»Eigentlich nicht, um ehrlich zu sein.« Sie kicherte. »Und dann gibt es natürlich Schlangen, große glänzende Vipern und Kobras, die nachts ins Zimmer geschlängelt kommen. Ich habe so viele Fotos, die ich euch zeigen will.«

»Dankenswerterweise werden wir eher keine Schlangen sehen, die die Fifth Avenue hinunterschlängeln, uns wird das Essen serviert, ohne dass wir den Braten vorher erlegen müssen«, warf Walter trocken ein.

»Wir haben Kiki eingeladen«, sagte Dorothea. »Du hast sicher gehört, dass ihr Sohn an der Front gefallen ist, oder?«

»Ja. Ich wollte sie vor meiner Abfahrt in Mundui House besuchen, aber Aleeki, ihr Houseboy, sagte, sie wolle niemanden sehen«, erwiderte Cecily. »Geht es ihr mittlerweile besser?«

»Ich habe nur am Telefon mit ihr gesprochen. Sie ist mit ihrer Mutter und Lillian, ihrer Begleiterin, im Stanhope abgestiegen. Sie

klingt nicht, als ginge es ihr besonders gut.« Dorothea seufzte. »Aber das kann man ja auch kaum erwarten nach den ganzen Tragödien, die sie erlebt hat. Diese Freundin, der sie so nah stand – Alice …«

»Ja, die beiden kannten sich sehr lang, Kiki war am Boden zerstört, als Alice sich das Leben genommen hat. Das waren wir alle«, sagte Cecily.

»Ich habe gelesen, der schneidige Earl of Erroll sei ihre große Liebe gewesen«, warf Priscilla ein. »Hast du bei deiner Hochzeit wirklich mit ihm getanzt, Cecily? War er tatsächlich so hinreißend, wie es in den Zeitungen heißt?«

»Doch, er war eindeutig sehr gut aussehend und charmant.« Cecily fand ihre neue Position als interessanteste Person im Raum ziemlich anstrengend. »So, aber jetzt erzählt doch, was in der Zwischenzeit hier alles passiert ist.«

* * *

Später am Abend entschuldigte Cecily sich noch vor dem Kaffee, der nach dem Essen serviert wurde, und schleppte sich die Stufen zu ihrem Zimmer hinauf. Kiki war doch nicht aufgetaucht, was Cecily nicht weiter verwundert hatte. Bei ihrer Patentante wusste man einfach nie genau, was sie im nächsten Moment tun würde. Auf dem Treppenabsatz, der zu ihrem Zimmer führte, blieb sie stehen und schaute die steilen, schmalen Stufen zum Dachgeschoss hinauf.

Sie schlüpfte aus ihren förmlichen Absatzschuhen – in Kenia trug sie sie im Haus überhaupt nicht – und stieg die Treppe hinauf. Oben zog sie wegen der Dachbalken den Kopf ein und ging gebückt zu dem Zimmer, in dem Lankenua und Stella untergebracht waren.

Als sie an die Tür klopfte, hörte sie Lankenua husten. Die Arme war erkältet, seit sie in Southampton den Dampfer nach New York bestiegen hatten.

Im Zimmer war es bitterkalt, und Cecily zitterte in ihrer dünnen Seidenbluse, die ihr unten in den geheizten Räumen vollauf genügt

hatte.

»Kuyia?«, flüsterte eine Stimme von einem der schmalen Metallbetten. »Bist du das?«

»Ja, ich bin's.« Leise ging Cecily über die ungeschliffenen Holzdielen zu Stella. Das Dachfenster war zwar geschlossen, aber es zog schauerlich. »Ist alles in Ordnung?«, fragte Cecily. Stella lag zusammengerollt unter der einen dünnen Decke, die sie wärmen sollte.

»Mir ist k-k-kalt.« Die Kleine zitterte. »In diesem New York ist es ganz schön kalt, und Yeyo sagt, dass es ihr nicht gut geht.«

»Komm, ich wärm dich«, sagte Cecily und nahm das kleine Mädchen in die Arme.

»Wo bist du gewesen?«, wollte Stella wissen.

»Unten beim Essen mit meiner Mama und meinem Papa und meinen Schwestern.«

»Darf ich morgen mit dir da unten essen? Wir haben nur ein Sandwich bekommen, und das Brot hat nicht halb so gut geschmeckt wie das, das du zu Hause bäckst.«

»Sehen wir mal«, sagte Cecily. Stella war daran gewöhnt, mit ihr richtig zu Abend zu essen, wenn Bill – wie meistens – unterwegs war.

»Und hier oben unterm Dach gefällt es mir nicht«, fuhr Stella fort. »Ich kriege Angst.«

»Keine Sorge, Herzchen, das wird ab morgen anders, versprochen. Aber wie wär's, wenn du jetzt mit mir nach unten schleichst und bei mir im Bett schläfst? Allerdings musst du mucksmäuschenstill sein, weil Mr und Mrs Huntley-Morgan schlafen und böse werden, wenn wir sie aufwecken, ja?«

»Gut.«

Sie breitete Stellas Decke über Lankenua, damit sie es wärmer hatte, und schlich mit dem Mädchen an der Hand den schmalen Gang zurück und die Treppe hinunter, die ganze Zeit besorgt, sie könnten ihren Eltern begegnen. Mit einem erleichterten Seufzen erreichten sie ihr Zimmer.

»So, jetzt steig rein und mach es dir bequem, während ich mich zum Schlafen herrichte.«

»Ach, Kuyia, hier unten ist es viel schöner«, befand Stella aus der Mitte des großen Betts. »Es ist hübsch und warm.«

»Hier habe ich geschlafen, als ich ein kleines Mädchen war«, sagte Cecily, als sie sich neben sie legte und das Licht löschte. Stella streckte die Arme nach ihr aus. »Besser?«, fragte Cecily und drückte das Kind an sich.

»Besser.«

»Schlaf gut, mein Schatz.«

»Schlaf gut, Kuyia.«

* * *

Cecily hatte den Wecker gestellt, damit sie auf jeden Fall wieder nach oben gehen und Stella anziehen konnte, bevor Evelyn mit dem Frühstückstablett ins Zimmer kam. Als sie dann in der Dachkammer war, stellte sie fest, dass Lankenua glühte. Sie lief nach unten in die Küche und holte ein paar nasse Tücher, um ihr damit die Stirn zu kühlen.

»Wohin in aller Welt gehst du, und was willst du denn damit, mein Schatz?«, fragte Dorothea, als sie ihrer Tochter im Eingangsbereich begegnete.

»Mein Hausmädchen ist krank, Mama. Sie hustet seit der Abreise aus England, und jetzt hat sie hohes Fieber. Ich muss die Temperatur senken.«

»Darum kann sich doch Mary oder Evelyn kümmern, Cecily, oder nicht? Wahrscheinlich ist es nur eine Erkältung …«

»Es überrascht mich ja auch nicht, dass sie krank ist, dort unter dem Dach ist es eiskalt.«

»Die anderen Dienstboten haben sich nie darüber beschwert.«

»Die anderen Dienstboten sind auch nicht gerade aus Afrika angekommen, Mama. Bitte lass jemanden einen Eimer Kohle in die Kammer bringen, dann können wir ein Feuer anzünden.«

»Wird Yeyo wieder gesund?«, fragte Stella, als Cecily Lankenuas schweißnassen, zitternden Körper mit einem feuchten

Tuch abrieb. Der rasselnde Husten saß tief in der Brust, sie brabbelte Unverständliches.

»Aber natürlich, mein Herz. Wenn es ihr heute Abend nicht besser geht, hole ich den Arzt. Mach dir keine Sorgen«, beruhigte Cecily sie. Die Kleine saß auf dem Fensterbrett und schaute auf den Schnee hinaus, der draußen in dicken Flocken herabrieselte. Cecily hatte sie in eine ihrer wollenen Strickjacken gehüllt, damit sie nicht fror.

»Das hoffe ich wirklich, Kuyia. Ich hab sie nämlich sehr lieb.«

»Ich sie auch, mein Schatz. Und ich verspreche dir, es geht ihr bald wieder besser. Und dann hast du vielleicht Lust, mit mir einkaufen zu gehen? Wir müssen dir doch neue Winterkleidung besorgen – und dann gibt es natürlich noch das Spielzeuggeschäft, außerdem könnten wir im Pferdewagen durch den Central Park fahren …«

»Du meinst, wie der Weihnachtsmann mit seinem Schlitten und den Rentieren?« Stellas Miene hellte sich auf. »Hier gibt es wenigstens Schnee für ihn zum Landen.« Aufgeregt klatschte sie in die Hände. Cecily schüttete Kohle auf das Feuer nach, das mittlerweile im kleinen Kamin brannte. »Nur noch …« – langsam zählte Stella die Tage an den Fingern ab – »fünf Nächte, bis er da ist!«

»Ja, das stimmt«, bestätigte Cecily. Dabei fiel ihr ein, wie unglücklich Bill gewesen war, weil sie Stella die Geschichte vom Weihnachtsmann erzählt hatte.

»Der gehört einfach nicht zu ihrer Kultur, und jetzt wird sie den Rest ihrer Kindheit erwarten, dass Geschenke durch den Kamin fallen«, hatte er gesagt.

»Und was ist daran so schlimm? Afrikaner dürfen auch an Jesus glauben, oder? Und immer mehr tun das auch.«

»Was ich genauso schlimm finde«, hatte Bill erwidert. »Es ist falsch, eingeborene Kulturen, die seit Jahrhunderten hier existiert haben, zu zerstören. Verstehst du das denn nicht, Cecily?«

Das verstand sie natürlich. Aber dieses Jahr war das erste, in dem Stella die Idee des Weihnachtsmanns richtig begreifen konnte, und ihre Aufregung und Vorfreude hatten jedes schlechte Gewissen

wettgemacht. Es war doch nur ein Märchen wie jedes andere auch. Welchen Schaden sollte das schon anrichten? Außerdem war Bill weit, weit weg in Kenia …

* * *

»Mama, kannst du bitte den Arzt rufen, damit er Lankenua untersucht? Ihr Fieber will nicht sinken, und ich mache mir Sorgen, dass sie eine Lungenentzündung bekommt«, sagte Cecily, als sie an dem Nachmittag in den Salon stürmte, wo Dorothea mit einer Freundin Tee trank.

»Einen Moment bitte, Maud«, sagte sie zu der Besucherin und drängte Cecily aus dem Raum in den Eingangsbereich.

»Wenn du mir seine Nummer gibst, rufe ich ihn selbst an«, drängte ihre Tochter.

»Mein Schatz, für Dienstboten lassen wir den Arzt nicht kommen. Wenn sie krank sind, sollen sie in die kostenlose Klinik gehen und sich dort behandeln lassen.«

»Ich hole für meine Angestellten durchaus den Arzt, Mama, zumal ich Lankenua hergebracht habe. Ich bin für sie verantwortlich, verstehst du das denn nicht?«

»Bitte, Cecily, sprich nicht so laut! Maud ist eine sehr wohlhabende Witwe, ich möchte sie überreden, Mitglied in unserem Komitee für Negerwaisen zu werden.«

»Mama, wenn wir jetzt keinen Arzt holen, hast du bald selbst ein Waisenkind unter deinem Dach!«

»Also gut … die Nummer von Dr. Barnes steht im Adressbuch auf dem Schreibtisch deines Vaters.«

»Danke. Und mach dir keine Sorgen, ich bezahle es auch«, rief sie Dorothea nach, die bereits zu ihrer wohlhabenden Witwe zurückeilte.

Beim Telefonat mit Dr. Barnes' Sekretärin verschwieg Cecily, dass sie ihn wegen eines schwarzen Hausmädchens rief. Als sie ihm eine Stunde später die Tür öffnete, sah sie sich erleichtert einer

jüngeren Ausgabe von Dr. Barnes gegenüber, vermutlich war er sein Sohn. Sein Gesicht wirkte wesentlich freundlicher.

»Vielen Dank, dass Sie gekommen sind, Herr Doktor. Am besten bringe ich Sie gleich zur Patientin.«

Nachdem sie die sechs Treppenabsätze bewältigt hatten, öffnete Cecily die Tür zur Dachkammer. »Sie heißt Lankenua und ist erst vor ein paar Tagen mit mir aus Kenia hier angekommen«, erklärte Cecily und beobachtete das Gesicht des Arztes auf seine Reaktion.

»Na, dann wollen wir sie uns doch mal ansehen, ja?«

Cecily nahm Stellas Hand, und sie traten zurück, damit Dr. Barnes Lankenua untersuchen konnte.

»Bevor ich sie berühre, muss ich Sie fragen, ob es sich womöglich um Keuchhusten handeln könnte. In letzter Zeit ist über mehrere Fälle berichtet worden, vermutlich aufgrund der vielen Immigranten, die nach New York kommen.«

»Nein, Keuchhusten ist es ganz bestimmt nicht, Herr Doktor. Es ist eine schlimme Erkältung, die sich auf die Brust gelegt hat, und ich habe die Befürchtung, dass sie zu einer Lungenentzündung ausartet.«

»Es klingt, als wüssten Sie sehr genau, wovon Sie sprechen, wenn es um Krankheiten geht, Miss Huntley-Morgan«, sagte er mit einem Lächeln.

»Mittlerweile Mrs Forsythe. Und es bleibt einem nichts anderes übrig, wenn man meilenweit vom einzigen Arzt entfernt lebt, der zudem ein Gebiet in der Größe von Manhattan zu versorgen hat«, erklärte sie. »Lankenua hat mir auch viel über die Pflanzen beigebracht, die man bei ihnen gegen Krankheiten einsetzt. Ihre Mutter war eine weise Frau, und ich gehe davon aus, dass ihre Arzneien helfen.«

»Das glaube ich sofort, Mrs Forsythe«, sagte Dr. Barnes. Er holte das Stethoskop aus seinem Koffer und hörte Lankenuas Brust ab. »Könnten Sie mir helfen, sie aufzusetzen, damit ich auch ihren Rücken abhören kann?«

»Natürlich. Als Sie kamen, hatte ich eigentlich Ihren Vater erwartet.«

»Mein Vater hat sich zur Ruhe gesetzt, und ich habe die Praxis übernommen. Es tut mir leid, wenn Sie enttäuscht …«

»Aber nein, gar nicht!« Cecily schüttelte den Kopf. »Keineswegs. Wie klingt ihre Lunge?«

»Ich höre da ein unschönes Rasseln. Ich glaube, Ihre Diagnose ist korrekt, Mrs Forsythe. Ihr Hausmädchen ist drauf und dran, eine Lungenentzündung zu bekommen. Gut, dass Sie mich gleich gerufen haben.«

»Haben Sie etwas, das Sie ihr geben können?«

»Aber ja. Es gibt ein neues Wundermittel, das Penizillin heißt, und offiziell ist es nur im Krankenhaus erhältlich und muss gespritzt werden. Zwei meiner Patienten hatten ganz ähnliche Symptome wie Ihr Hausmädchen, und ich konnte dem Krankenhaus etwas abschwatzen. Beide sind schon wieder auf dem Wege der Besserung.«

Nach weiterem Wühlen in seinem Koffer holte Dr. Barnes ein Fläschchen und mehrere Spritzen heraus. »Es muss fünf Tage lang viermal täglich verabreicht werden. Haben Sie je eine Spritze gegeben, Mrs Forsythe?«

»Doch, ja. Mein Mann Bill wurde vor ein paar Jahren von einem sterbenden Geparden schwer verletzt, und unser Arzt hat ihm Morphium verschrieben. Er hat mir gezeigt, wie ich es spritzen muss, um die Schmerzen während der Wundheilung zu lindern.«

»Sie durften Morphium spritzen?« Dr. Barnes wirkte schockiert.

»Wie gesagt, wenn man meilenweit von allem entfernt lebt, muss man viele Dinge allein bewerkstelligen«, sagte Cecily und lächelte. »Ich bin also durchaus in der Lage, jemandem eine Spritze zu geben.«

»Das ist eine große Hilfe«, sagte Dr. Barnes. »Das Gesäß ist der beste Körperteil, um solche Medikamente zu verabreichen. Ich sehe Ihnen zu, wie Sie die erste Spritze geben, danach muss sie, wie gesagt, die gleiche Dosis viermal täglich bekommen. Sie sollten innerhalb von achtundvierzig Stunden eine Besserung bemerken. Lassen Sie außerdem Schüsseln mit dampfendem Wasser aufstellen, das erleichtert ihr das Atmen.«

Dr. Barnes half ihr, die richtige Dosis aufzuziehen, und

beobachtete, wie sie Lankenua das Penizillin spritzte. Anschließend nickte er zufrieden.

»Sehr gut, Mrs Forsythe. Eine richtige Krankenschwester sind Sie. Ich komme morgen wieder, um nach ihr zu sehen.«

»Du meine Güte, das ist wirklich nicht nötig.«

»Aber sicher, dafür bin ich da. Außerdem möchten wir doch, dass Sie für Ihr erstes Weihnachten in Manhattan wieder auf den Beinen sind, nicht wahr?«, sagte er an Lankenua gerichtet, die schwach nickte. »Also gut, dann bis morgen.« Dr. Barnes warf ein Lächeln in die Runde und verließ den Raum.

* * *

»Morgen gehe ich mit Stella einkaufen, sie braucht warme Kleidung, außerdem möchte ich ihr bei Bloomingdale's den Weihnachtsmann zeigen«, sagte Cecily. »Ihr ist langweilig, weil ihre Mutter krank im Bett liegt.«

»Sie kann immer in die Küche gehen, dort kümmert sich das Personal um sie. Mir scheint, als hättest du das Kind schon sehr ins Herz geschlossen, Cecily.« Dorothea bedachte ihre Tochter mit einem missbilligenden Blick. »Sie ist das Kind deines Hausmädchens, keine Verwandte.«

»Vielleicht läuft in Afrika einiges anders, Dorothea«, wandte Walter ein.

»Das mag ja sein, aber ich glaube nicht, dass ich schon jemals eine weiße Frau mit einem schwarzen Kind durch Bloomingdale's habe gehen sehen. Du vielleicht?«

»Die Zeiten ändern sich, meine Liebe«, sagte Walter. »Erst letzte Woche habe ich in der *New York Times* gelesen, dass die Zahl der schwarzen Studenten in Yale und Harvard ständig steigt.«

»Und was ist mit Studentinnen?«, murmelte Cecily.

»Was hast du gesagt, mein Schatz?«, fragte Dorothea.

»Ach, nichts. Hat Mary das Gästezimmer neben meinem für Stella hergerichtet? Wenn nicht, kann ich das machen.«

»Wie du sehr wohl weißt, ist das Gästezimmer immer hergerichtet, Cecily. Obwohl mir schleierhaft ist, weshalb sie nach unten ziehen muss.«

»Wegen der Ansteckungsgefahr, Mama. Dr. Barnes hat gesagt, dass Stella nicht in die Nähe ihrer Mutter kommen soll, bis es ihr besser geht«, log Cecily. »Und wenn ihr mich jetzt entschuldigt, ich muss nach Lankenua sehen.« Cecily erhob sich vom Tisch. »Ach, und ich dachte, ich schaue bei Kiki im Stanhope Hotel vorbei. Ich möchte ihr ein Weihnachtsgeschenk geben.«

»Ich habe heute angerufen, aber ihre Mutter sagte, dass Kiki niemanden empfängt.«

»Na, dann kann ich mein Geschenk an der Rezeption abgeben. Gute Nacht, Mama. Gute Nacht, Papa.«

Cecily ging in die Dachkammer hinauf, wo sie zufrieden feststellte, dass Lankenua ruhig schlief und sich ihre Stirn kühler anfühlte. Sie würde sie um zehn Uhr wecken und ihr die nächste Spritze geben.

Stella, die Cecily in ihrem Zimmer gelassen hatte, während die Erwachsenen zu Abend aßen, saß mittlerweile in ihrem Nachthemd auf dem Bett und schaute sich ein altes Bilderbuch mit dem Titel *Als der Nikolaus kam* an.

»Wie geht es Yeyo?« Ängstlich sah Stella zu ihr.

»Ach, Herzchen, es geht ihr schon besser. So, und jetzt bringen wir dich in das Zimmer, das dir ganz allein gehört.« Sie nahm Stella bei der Hand und führte sie in den angrenzenden Raum, wo Mary auf ihre Bitte hin bereits den Kamin angezündet hatte; kuschelig warm war es dort. »Und jetzt ab ins Bett mit dir«, sagte sie und deckte Stella zu.

»Kann Yeyo auch hier unten schlafen, wenn es ihr besser geht?«

»Sehen wir mal. So, möchtest du versuchen, mir heute Abend eine Geschichte vorzulesen?«, fragte sie, zeigte auf das alte Buch und setzte sich auf die Bettkante.

* * *

Am folgenden Morgen ging es Lankenua eindeutig besser. Das Fieber war gefallen, und obwohl sie immer noch bellend hustete, konnte sie zu Cecilys Freude etwas Wasser trinken.

»Entschuldigen Sie, Missus Cecily, ich nur Ärger.« Lankenua seufzte.

»Sag so was nicht«, tröstete Cecily sie. »So, und heute Nachmittag komme ich wieder, um dir die nächste Spritze zu geben. In der Zwischenzeit gehe ich mit Stella einkaufen.«

»Ich gut«, sagte Lankenua und nickte. »Sie gehen.«

»Jetzt ruh dich aus«, bat Cecily sie und legte Kohlen im Kamin nach. »Und später erzählen wir dir alles.«

Als Erstes suchten Cecily und Stella bei Bloomingdale's die Abteilung für Kinderbekleidung auf. Stella machte große Augen, als sie die vielen Ständer voll Kleider sah, aus denen sie wählen konnte. Eine Verkäuferin, die sie mit einem merkwürdigen Blick bedachte, als Cecily auf sie zutrat, folgte ihnen auf Schritt und Tritt, während sie gemeinsam durch die Gänge schlenderten und Sachen aussuchten, die Stella anprobieren sollte.

»Bildhübsch siehst du aus«, sagte Cecily lächelnd, als Stella sich in einem blass orangefarbenen Kleid, dessen Rock aus mehreren Lagen Tüll bestand, vor dem Spiegel drehte. »Genau das Richtige für Weihnachten!« Cecily klatschte vor Freude in die Hände und ignorierte die missbilligende Miene der Verkäuferin. »Aber jetzt suchen wir nach etwas Vernünftigem und Warmem, ja?«

Nachdem sie veranlasst hatte, dass die beiden großen Taschen mit neuer Kleidung zu Archer im wartenden Wagen gebracht wurden, verließ Cecily mit Stella – die jetzt einen roten Tweedmantel mit Samtkragen und glänzenden Messingknöpfen sowie eine passende Baskenmütze trug – die Bekleidungsabteilung und ging zu den Spielwaren. Die Schlange vor dem Weihnachtsmann war sehr lang, es schien, als wäre jede Familie in Manhattan auf dieselbe Idee verfallen.

»Schau mal, Mama«, sagte der kleine Junge, der vor ihnen stand. »Die ist ja so schwarz wie ein Schornsteinfeger!« Er deutete auf Stella.

»Jeremy! Jetzt sei bitte still«, tadelte die Mutter ihren Sohn,

drehte sich aber dennoch um und starrte Cecily und Stella an.

»Und du bist weiß wie Kuyia«, sagte Stella und zeigte mit dem Finger völlig unbeeindruckt auf ihn. Wenige Sekunden später hatten Mutter und Sohn die Schlange verlassen. Nervös wartete Cecily auf weitere Bemerkungen, während Stella sich die Zeit damit vertrieb, sie auf die Puppen aufmerksam zu machen, die auf den Regalen saßen, und den lebensgroßen Bären, der mit einer Mütze wie der Weihnachtsmann auf dem Kopf vor einer Säule stand.

»Schau mal!«, rief Cecily. »Da ist ja ein Löwe wie die zu Hause!« Prompt lief Stella zu ihm.

»Der wird mich doch nicht beißen, oder?«, fragte sie, als sie sich ihm näherte, gefolgt von Cecily. »Der ist nicht echt, was meinst du?«

»Natürlich nicht«, sagte Cecily. Stella schlang die Arme um den Kopf des lebensgroßen Löwen.

»Ach, ich wollte immer schon mal einen Löwen knuddeln«, sagte sie kichernd. Die Augen aller anderen Mütter und ihrer Kinder in der Schlange waren auf sie gerichtet.

»Weißt du was, Herzchen, jetzt warten wir nicht mehr in der langen Schlange, um mit dem Weihnachtsmann zu sprechen. Lass uns doch Geschenke für Lankenua und meine Mama und meinen Papa besorgen, und dann gehen wir nach Hause und stecken den Brief an den Weihnachtsmann wie früher in den Kamin, ja?«

Sehnsüchtig schaute Stella zu dem Mann, der in Rot und Weiß gekleidet auf dem Podium saß, und seufzte. »Die Schlange ist schon sehr lang«, stimmte sie dann zu.

Cecily schaute nicht zurück, um die Blicke zu sehen, die ihnen nach draußen folgten.

* * *

Während Stella später pflichtgemäß ihren Brief an den Weihnachtsmann schrieb, merkte Cecily sich ihre Wünsche. An erster Stelle stand der große Stofflöwe.

»Mein Schatz, ich weiß nicht, wie er ihn durch den Kamin hinunterbringen sollte«, sagte Cecily, als sie in ihrem Zimmer vor dem Feuer saßen und S'Mores rösteten, die Stella zu ihrer neuen Leib- und Magenspeise erkoren hatte.

»Stimmt«, sagte Stella, nahm einen klebrigen Marshmallow von der Röstgabel, die Cecily ihr hinhielt, und zerdrückte ihn zwischen einem Stück Schokolade und zwei Crackern, genauso, wie Cecily es ihr gezeigt hatte. »Aber Michael hat mir erzählt, dass der Weihnachtsmann für ihn letztes Jahr ein Fahrrad gebracht hat.«

»Jetzt verrate ich dir ein Geheimnis. Ich weiß, dass es im Central Park einen echten Löwen gibt«, wisperte Cecily.

»Wirklich? Der muss in dem Schnee doch frieren«, antwortete Stella und ging zum Fenster.

»Nein, gar nicht, er hat ein ganzes Haus für sich. So, warum hilfst du mir jetzt nicht, die Geschenke in das hübsche Papier zu packen?«

Nachdem sie Stella gebadet hatte, ging Cecily nach oben, um Lankenua eine weitere Dosis Penizillin zu spritzen. Sie wusste, dass es ihr besser gehen musste, weil sie fürchterlich viel Aufhebens machte und genau zu wissen meinte, wo die Nadel hineingestochen werden sollte.

»So, schon fertig«, sagte Cecily und zog Lankenua das Nachthemd herunter. Dann holte sie Stella in den Dachboden hinauf.

»Mein Schatz, ich gehe nur kurz noch mal aus, um eine alte Freundin zu besuchen«, sagte Cecily zu ihr. »Es wird nicht lang dauern, aber könntest du hierbleiben und Yeyo Gesellschaft leisten, solange ich weg bin? Vielleicht möchtest du ihr ja aus deinem neuen Buch über Pu, den Bären, vorlesen?«

»Das ist eine gute Idee.« Stella nickte eifrig. »Bleib nicht zu lang weg, Kuyia«, rief sie Cecily nach, als sie den Raum verließ.

* * *

Als Cecily nach draußen ging und sich in den Fond des Familien-

Chryslers setzte, hatte es schließlich zu schneien aufgehört. Die dicke Schneedecke auf den Bürgersteigen und Straßen dämpften die Verkehrsgeräusche auf der Fifth Avenue, der Dampf der U-Bahn stieg aus den Luftschächten auf und ließ den Schnee obenauf schmelzen. Vor dem Stanhope Hotel angekommen, stieg Cecily aus und bat Archer zu warten.

»Ich bin ungefähr in einer halben Stunde wieder da«, rief sie, als sie unter der grünen Markise verschwand, die den Hoteleingang überspannte. Auf dem Weg zur Rezeption, wo sie bat, man möge Kiki Preston ihre Ankunft mitteilen, hörte sie bereits Live-Jazzmusik. Zu ihrer Überraschung sagte ihr die Dame am Empfang, sie solle direkt zur Suite hinaufgehen; sie hatte erwartet zu hören, dass Kiki niemanden empfange. Sie fuhr mit dem Aufzug in den fünften Stock, klopfte, und die Tür wurde ihr von einer ihr unbekannten Frau geöffnet.

»Guten Tag, Cecily, ich bin Lillian Turner, eine Freundin Ihrer Patentante. Treten Sie doch bitte ein. Kiki geht es heute Abend nicht so gut, aber sie sagte, sie wolle Sie doch zu gern sehen«, flüsterte sie und führte Cecily in ein elegantes Wohnzimmer, wo Kiki vor dem Kamin auf einer Chaiselongue lag. Es war eines der seltenen Male, dass sie ihre Patentante völlig ungeschminkt sah. Aber auch wenn sie schrecklich blass war und ihr das dunkle Haar, in dem sich hier und da graue Strähnen zeigten, offen über die Schultern hing, war sie immer noch sehr schön.

»Cecily, Schätzchen! Entschuldige, dass ich nicht aufstehe, um dich zu begrüßen, aber meine Gesundheit hat in den letzten Wochen nicht ganz mitgespielt.« Kiki reichte Cecily die Hand und drückte mit der anderen ihre Zigarette aus. »Wie geht’s dir, Schätzchen?«

»Mir geht es gut, danke. Es ist so aufregend, wieder in Manhattan zu sein! Ich war wirklich sehr lang nicht mehr hier.«

»Während ich mich in dieser dunklen, deprimierenden Stadt nach Kenia sehne. Hier kann man nicht mal den Himmel sehen.« Sie seufzte. »Lillian, gib unserem Gast etwas zu trinken. Was möchtest du, Cecily? Champagner?«

»Gar nichts. Wenn du krank bist, möchte ich dich nicht stören. Ich wollte dir nur ein Weihnachtsgeschenk vorbeibringen.«

»Ach! Wie lieb von dir, dass du an mich denkst. Manchmal habe ich den Eindruck, als hätte New York mich vergessen. Darf ich es gleich öffnen?«

»Natürlich, aber vielleicht solltest du es bis Weihnachten aufheben?«

»Ach, mein Engel.« Kiki legte eine zitternde Hand auf Cecilys Arm. »Wenn ich etwas im Leben gelernt habe, dann, dass man etwas Besonderes nie für den nächsten Tag aufheben soll, weil morgen vielleicht nicht mehr kommt.« Tränen glänzten in Kikis Augen. »So, und jetzt sehen wir doch mal, was du mir mitgebracht hast.«

»Ach, es ist nur eine Kleinigkeit, ich dachte …«

»Wie du weißt, tut die Größe nichts zur Sache.« Kiki warf Cecily ein schalkhaftes Lächeln zu, und plötzlich sah sie wieder mehr nach der alten Kiki aus. Sie zog den rechteckigen Karton aus dem Papier und öffnete ihn.

»Das ist ein Foto von dir und mir vor Mundui House, bevor ich Bill geheiratet habe. Aleeki hat es mit meiner Kamera gemacht«, erklärte Cecily.

Kiki betrachtete das Bild, das bei Sonnenuntergang aufgenommen worden war, im Hintergrund sah man den Naivasha-See.

»Ach! So ein schönes Geschenk!« Kiki strich sanft über die Fotografie. »Und sehen wir nicht beide so unglaublich jung aus?« Sie lächelte, und wieder traten ihr Tränen in die Augen. »Hab tausend Dank, Cecily. Du bist so lieb, und ich habe dich auch so lieb, immer schon. Bitte, Lillian, stell’s auf den Kaminsims, damit ich es sehen kann.« Während Lillian dem Wunsch nachkam, griff Kiki nach Cecilys Hand. »Bist du glücklich, mein Schatz?«

»Doch, ich glaube schon.«

»Dann gebe ich dir jetzt mal einen Rat, und du musst schwören, dass du ihm folgen wirst. Tu alles, was in deiner Macht steht, um dich und alle, die du liebst, glücklich zu machen, denn ehe du’s dich versiehst, ist dein – und ihr – Leben vorbei. Vergeude es nicht, Cecily, ja? Finde heraus, wer und was dir wichtig ist, und dann halt daran fest. Versprichst du mir das?«

»Natürlich, Kiki. Aber bist du sicher, dass dir nichts fehlt? Ich kenne einen guten Arzt …«

»Ach, mach dir keine Sorgen um mich. Und jetzt komm her und lass dich von deiner Patentante umarmen.«

Cecily beugte sich vor und ließ sich von Kiki fest in die Arme schließen.

»Frohe Weihnachten«, sagte Kiki, als sie die Umarmung löste, und immer noch waren ihre Augen feucht. »Sei glücklich, ja?«

»Bestimmt. Frohe Weihnachten, Kiki.«

Lillian begleitete Cecily zur Tür.

»Sind Sie sich sicher, dass ihr nichts fehlt?« Cecily sprach sehr leise. »Sie kommt mir … etwas durcheinander vor.«

»Sie ist ihres Sohns wegen unglücklich«, flüsterte Lillian. »Außerdem kann sie Weihnachten nicht leiden, da muss sie an die ganzen Menschen denken, die nicht mehr da sind. Keine Sorge, nach den Feiertagen geht es ihr bestimmt wieder besser. Auf Wiedersehen.«

»Auf Wiedersehen.«

# XLIV

Am nächsten Morgen wurde sich Cecily mit kindlicher Vorfreude bewusst, dass Heiligabend war. Überrascht fand sie auf dem Silberteller im Eingangsbereich eine an sie adressierte Einladung liegen.

Mrs Terrence Jackson
gibt sich die Ehre, Mrs Bill Forsythe
zum Vassar-Klassentreffen einzuladen.
Freitag, 3. Januar 1947
U. A.w. g.
Joralemon Street 18
Brooklyn
New York 11021

Die Einladung erstaunte Cecily. Rosalind hatte in Vassar zu einer Gruppe von Mädchen gehört, die sich im Schlafsaal eher über politische und intellektuelle Themen austauschte als über Lippenstift. Rosalind hatte sich gern distanziert gegeben, und Cecily war sich nie gut genug vorgekommen, um sich ihrer Clique anzuschließen.

»Du meine Güte, welche Ehre! Die Empfänge von Rosalind und ihrem Mann gelten mit als die begehrtesten in ganz New York. Beim letzten soll angeblich sogar Mrs Roosevelt persönlich zu Gast gewesen sein«, sagte Mamie, die mit einer großen Tasche Geschenke in den Eingangsbereich getreten war. »Offenbar ist sie

eine richtige Feministin«, fügte sie hinzu. »Du solltest die Einladung annehmen.«

»Weißt du was, Mamie? Vielleicht mache ich das sogar«, sagte Cecily mit einem Lächeln, bevor sie nach oben ging, um Lankenua ihre Spritze zu geben.

Cecily ließ Stella in der Obhut von Mary und Essie, der Köchin, die in der Küche für Weihnachten die verschiedensten Leckereien zubereiteten, und schloss sich in ihr Zimmer, um die Strümpfe für Lankenua und Stella zu füllen und eine kleinere Version des Stofflöwen einzupacken, den sie am Tag zuvor von Bloomingdale's hatte anliefern lassen. Sie nahm sich vor, Bill anzurufen, der Heiligabend mit einigen Kameraden vom Militär im Muthaiga Club verbringen wollte, und zerbrach sich den Kopf, wie sie ein heikles Problem lösen sollte: Sie wollte ihre Eltern überreden, dass Stella am nächsten Tag mit ihnen und nicht beim Personal am Mittagstisch saß.

Ein Klopfen an der Tür riss sie aus ihren Überlegungen.

»Wer ist da?«, fragte sie.

»Deine Mutter, ich muss sofort mit dir sprechen!«

»Komm rein!«

Ihre Mutter betrat den Raum, der Schock stand ihr ins Gesicht geschrieben.

»Um Himmels willen, was ist denn passiert, Mama? Du siehst ja aus, als wärst du einem Gespenst begegnet.«

»O mein Gott, Cecily, o mein Gott!« Dorothea holte tief Luft. »Kiki … sie ist tot!«

»Tot? Aber das kann nicht sein, Mama. Ich habe sie gerade erst gestern Abend gesehen, und sie sah gut aus, wenn auch etwas bedrückt … Was ist passiert?«

Dorothea ließ sich auf den nächsten Sessel sinken. »Ihre Mutter hat mich gerade angerufen. Kiki wurde im Hof hinter dem Stanhope gefunden. Sie …«, Dorothea schluckte schwer, »offenbar ist sie aus dem Fenster gesprungen. Sie trug noch ihren Pyjama.«

»Aber das kann doch nicht sein! Bist du dir sicher, dass es Kiki war?«

»Aber natürlich! Helen würde ja wohl ihre eigene Tochter

erkennen, oder nicht?!«

»Natürlich, Mama, verzeih, ich stehe einfach unter Schock.«

Aber stimmte das wirklich?, fragte Cecily sich, als sie ihre weinende Mutter in den Arm nahm. Fast kam es ihr vor, als hätte Kiki am vergangenen Abend von ihr Abschied genommen …

»Sie wollen es über Weihnachten noch geheim halten, aber die Zeitungen werden doch sofort Wind von der Geschichte bekommen und in Kikis Leben herumwühlen, und dann kann ganz Amerika sich beim Frühstück an ihren Skandalen ergötzen! Ach, Cecily, ich habe sie so verehrt, wir haben uns so lange gekannt, und sie war so gut zu dir, nicht wahr?«

»Ja, Mama, das stimmt«, sagte Cecily und rang selbst mit den Tränen.

»Und das Schlimmste ist, sie wollte mich nicht sehen, mich, eine ihrer ältesten Freundinnen. Hätte ich gewusst, wie schlecht es ihr geht, hätte ich doch alles getan, wirklich alles, um ihr zu helfen«, schluchzte Dorothea.

»Mama, ich läute nach Evelyn, sie soll uns etwas Brandy bringen. Das beruhigt die Nerven ein bisschen.«

»Ach, Cecily, ich kann unmöglich Weihnachten feiern, wenn sie nicht mehr ist.«

»Doch, das kannst du, Mama, das sollst du sogar. Kiki würde es sich wünschen. Es gab in ganz New York kaum jemanden, der so gern gefeiert hat wie sie. Erst gestern Abend sagte sie noch zu mir, ich müsste mich entscheiden, was mich glücklich macht, und das dann tun. Also ziehen wir morgen unsere schönsten Kleider an, eigens für sie, und«, Cecily schluckte, »dann feiern wir ihr zu Ehren. Ja?«

Nach einiger Zeit nickte Dorothea, trocknete sich mit Cecilys Taschentuch die Tränen und stand auf. Wie eine Schlafwandlerin ging sie zur Tür. »Und jetzt«, sagte sie mit einem Seufzen, »muss ich es deinem Vater mitteilen.«

* * *

Danach war Cecily zu Bett gegangen. Wie sie wusste, war dies nicht der geeignete Moment, ihre Mutter zu bitten, dass Stella am nächsten Tag mit ihnen am Mittagstisch saß. Nach einer unruhigen Nacht mit wirren Träumen, in denen Kiki in ihrem Pyjama auf einer Wolke saß und ihr von dort oben auftrug, zu entscheiden, was für sie wirklich zählte, wachte sie am Morgen des Weihnachtstags mit einem Ruck auf. Tränen traten ihr in die Augen, als sie sich an das entsetzliche Ereignis des vergangenen Abends erinnerte. Nachdem sie sich ein paar Minuten gesammelt hatte, stand sie auf und schlüpfte in ihren Morgenrock. Sie setzte ein fröhliches Lächeln auf und ging zu Stella, die bereits an ihrer Zuckerstange schleckte. Ihr Mund war verschmiert von der Schokolade, die sie in ihrem Strumpf gefunden hatte.

»Kuyia, er ist gekommen!« Strahlend deutete Stella auf den Stofflöwen auf ihrem Schoß. »Ich glaube, der Weihnachtsmann hat ihn geschrumpft, damit er durch den Kamin passt. Meinst du, dass er jetzt, wo er hier ist, wieder wächst?«, fragte sie mit großen Augen.

»Ich weiß es nicht, vielleicht ist er ein verzauberter Löwe.«

»Ich habe beschlossen, ihn Lucky zu nennen, weil ich doch wirklich Glück habe!« Kichernd reckte sie Cecily die Arme entgegen, die sie fest an sich drückte.

»Au, Kuyia! Du tust mir ja weh!« Stella sah zu Cecily hoch. »Warum weinst du denn? Bist du traurig?«

»Nein, gar nicht, mein Schatz. Und jetzt rufe ich deinen Onkel Bill an und wünsche ihm Frohe Weihnachten – er fehlt mir, genauso wie unser Zuhause.«

»Mir auch, aber hier finde ich es auch sehr schön«, sagte Stella und wandte ihre Aufmerksamkeit wieder Lucky zu.

Immer noch im Morgenrock ging Cecily zum Telefonieren nach unten ins Arbeitszimmer ihres Vaters. Plötzlich empfand sie den sehnsüchtigen Wunsch, mit ihrem Mann über Kiki zu sprechen. Sie wurde mit dem Muthaiga Club verbunden, wo Ali den Hörer abnahm. Cecily lächelte, als sie seine vertraute tiefe Stimme hörte.

»Guten Tag, Ali, hier ist Mrs Forsythe. Ist Mr Forsythe im Club?«

»Frohe Weihnachten, Mrs Forsythe«, sagte Ali, »obwohl ich

Ihnen auch mein Beileid aussprechen muss. Wir haben hier von Mrs Prestons Tod erfahren.«

»Danke, Ali.« Cecily war entsetzt, wie schnell die Nachricht die Runde machte. »Ich muss mit Mr Forsythe sprechen, kannst du ihn bitte ans Telefon holen?«

»Das ist leider nicht möglich, Mr Forsythe ist vor ein paar Stunden zur Jagd aufgebrochen.«

Cecily spürte einen Stich der Enttäuschung. »In dem Fall, kannst du ihm, wenn er zurückkommt, bitte ausrichten, dass seine Frau angerufen hat und dringend mit ihm sprechen möchte? Meine Telefonnummer hier in New York hat er. Danke, Ali, und Frohe Weihnachten.«

Sie legte den Hörer auf und ließ sich auf den Lederstuhl ihres Vaters fallen, um sich zu fassen. Wieder einmal war ihr Mann nirgends zu finden, wenn sie ihn dringend brauchte.

* * *

Mittags, kurz bevor ihre Schwestern eintrafen, ging Cecily mit Stella in die Küche, wo die Bediensteten hektisch das Weihnachtsessen herrichteten.

»Ja, sieh einer sich das an! Ein Bild von einem Mädelchen bist du«, sagte Essie, die Köchin, die Stella sofort ins Herz geschlossen hatte. »Und jetzt hilf deiner Tante Essie mit den Pasteten.«

»Frohe Weihnachten allseits«, sagte Cecily. »Kann eine von euch meinem Hausmädchen etwas Brühe bringen? Seit heute hat sie endlich wieder ein bisschen Appetit.«

»Kein Problem.« Essie nickte. »Und machen Sie sich mal bloß keinen Kopf, Miss Cecily, wir setzen dem Mädelchen hier bei uns schon was Gutes zum Essen vor, stimmt’s nicht, Stella?«

»Das möchte ich doch sehr hoffen, Essie«, antwortete Stella.

»Gütiger Gott im Himmel! Jetzt fang bloß nicht an zu reden, als wärst du eine von den Weißen!«, sagte Essie lachend.

* * *

Trotz Cecilys Bitte, ihre Mutter solle lieber feiern als trauern, verlief der Weihnachtstag in bedrückter Stimmung. Mamie und Priscilla kamen mit ihren Familien zum Mittagessen, um Geschenke zu verteilen, und die drei Schwestern taten ihr Bestes, um die untröstliche Dorothea aufzuheitern.

Gleich nach dem Essen zog sie sich zurück.

»Mama ist wirklich am Boden zerstört«, sagte Mamie zu Cecily.

»Das ist verständlich, Kiki war ihre älteste Freundin.«

»Das mag sein, allerdings hat sie sie nur alle Jubeljahre gesehen. Aber du hast doch in deiner ersten Zeit in Afrika bei ihr gewohnt und sie am Abend vor ihrem Tod noch besucht. Wie geht es dir?«

»Natürlich bin ich traurig, Mamie, aber, na ja … Ich glaube, Kiki hatte einfach keine Hoffnung mehr. Und wo keine Hoffnung mehr ist …«

»Ich weiß«, sagte Mamie. »Da ist nichts mehr. Also, wir müssen jetzt los und die kleinen Plagegeister ins Bett befördern.«

Nachdem Cecily sich von ihren Schwestern und deren Familien verabschiedet und Walter sich zu einem Nickerchen in sein Arbeitszimmer zurückgezogen hatte, schlenderte Cecily wieder in den Salon. Sie schaute an dem gewaltigen Weihnachtsbaum empor, an dem vor lauter Kugeln so gut wie kein Grün zu sehen war.

Sie dachte an Bill irgendwo draußen in der Savanne – ein Bild, das in krassem Gegensatz zu diesem wunderschönen Salon in Manhattan stand.

*Ist mein Zuhause hier*, fragte sie sich, *oder gehöre ich eigentlich nach Kenia und zu Bill?* Sie wusste es einfach nicht.

* * *

Am Tag nach Weihnachten beschloss Cecily, Stella New York zu

zeigen. Dorothea hatte sich in ihrem Zimmer eingeschlossen und war zu bedrückt, um sie zu begleiten.

Als Erstes fuhren sie zum Central Park, wo Cecily der Kleinen eine Tüte gerösteter Maroni kaufte und ihr zeigte, wie man sie schälte, um an die heiße Leckerei zu kommen. Im Zoo winkte Stella dem Löwen in seinem Gehege und redete in Maa zu ihm – »Immerhin ist das seine Sprache«, sagte sie, und Cecily musste sich ein Lachen verkneifen.

Anschließend fuhr Archer sie durch die geschäftigen Straßen. Stella staunte über die hellen Lichter am Times Square und lauschte hingerissen, als Cecily ihr von der Architektur des Chrysler Building und des Empire State Building erzählte. In der Abenddämmerung gönnten sie sich eine heiße Schokolade mit Sahne, und dann wagten sie sich auf die Schlittschuhbahn am Rockefeller Center. Lachend und rutschend glitten sie durch die Menge und klammerten sich haltsuchend aneinander.

Durch Stella sah Cecily New York mit anderen Augen und verliebte sich aufs Neue in die Stadt und ihre zauberhafte Atmosphäre. Vielleicht weil sie wusste, dass sie in ein paar Wochen wieder abreisen würden, wollte sie so viel wie möglich davon in sich aufnehmen.

Und da sie nach den Jahren auf der Paradiesfarm ausgehungert nach Kultur war, besuchte sie mit ihren Schwestern die neuesten Theaterstücke am Broadway. Außerdem machte es ihr Spaß, ihre Garderobe aufzufüllen und die Kleidung dann auch zu tragen. Ihre Schwestern sagten, sie habe sich »gemausert«, und nach einem Besuch bei Mamies Friseur bekam sogar Cecily das Gefühl, dass sie nicht ganz das hässliche Entlein war, für das sie sich früher immer gehalten hatte.

»Mittlerweile bist du ein richtiger Hingucker«, sagte Priscilla mit nur einem Anflug von Neid in der Stimme, als eine Schar gut aussehender Männer auf der Madison Avenue sie wohlwollend musterte. Nach den vielen Jahren, die sie in der Abgeschiedenheit von Afrika verbracht hatte, kam Cecily sich vor wie eine Löwin, die man in die Freiheit entlassen hatte.

Das einzige traurige Ereignis in der heiteren Woche nach

Weihnachten war Kikis Beerdigung. Nur eine kleine Schar Trauergäste stellte sich ein. Viele New Yorker der besseren Gesellschaft verbrachten Weihnachten nicht in der Stadt, davon abgesehen hatte Kiki jahrelang im Ausland gelebt. Cecily half ihrem Vater, Dorothea beim Verlassen der Kirche und beim anschließenden Leichenschmaus zu stützen, bei dem ihre Mutter zunehmend beschwipst wurde. Wider Willen hatte Cecily das Gefühl, dass Kikis Tod das Ende einer Ära bedeutete, nicht nur für ihre Mutter, sondern auch für sie selbst.

* * *

Eines Nachmittags kehrte Cecily von einem Besuch bei der Putzmacherin zurück, bei der sie einige ihrer altmodischen Hüte ersetzt hatte, da hörte sie aus dem Arbeitszimmer ihres Vaters ein helles Kichern. Sie klopfte an die Tür und fand dahinter ihren Vater mit Stella auf dem Schoß.

»Ich wünsche einen schönen guten Tag«, begrüßte Walter sie. »Stella und ich haben uns in meinem Atlas die Weltkarte angesehen. Ich habe ihr mein bestes Löwengebrüll vorgeführt, aber dann hat sie mich gebeten, ein Zebra nachzumachen, und ich habe eine meiner Ansicht nach sehr überzeugende Darbietung abgegeben, aber dich, kleines Fräulein, hat sie offenbar nicht überzeugt, stimmt's?« Walter sah Stella lächelnd nach, als sie von seinem Schoß glitt und zu Cecily lief.

»Du hast Mr Huntley-Morgan doch nicht gestört, Stella, oder?«

»Keineswegs«, beruhigte Walter seine Tochter. »Als ich hereinkam, hat sie sich gerade die Bücher auf den Regalen angesehen, und seitdem vertreiben wir uns miteinander die Zeit. Außerdem habe ich ihr gesagt, dass sie mich Walter nennen soll, stimmt's?«

Stella nickte schüchtern.

»Sie ist ein kluges Köpfchen, Cecily. Wird ihre Mutter sie in Kenia zur Schule schicken?«

»Für Kinder wie Stella gibt es dort keine Schulen, aber ich bringe ihr Lesen und Schreiben bei.«

»Und Rechnen«, ergänzte Stella mit ernstem Gesichtchen.

»Na, dann lass uns doch mal das Spiel spielen, das ich früher immer mit Cecily gespielt habe, ja? Wie viel ist zwei plus zwei?«

»Vier.«

»Drei plus vier?«

»Sieben.«

»Acht plus fünf?«

»Dreizehn«, antwortete Stella prompt.

»Ich bin beeindruckt«, sagte Walter schmunzelnd. »Ich glaube, da muss ich mir schwierigere Fragen einfallen lassen.«

Zwanzig Minuten später hob er kapitulierend die Hände, während Stella ihn bestürmte, ihr Wissen noch mehr zu prüfen.

»Mir fallen keine Fragen mehr ein, Kindchen, aber du kannst sie alle wirklich gut beantworten. Sehr gut sogar«, sagte er mit einem Blick zu Cecily. »So, und jetzt ab mit euch. Ich erwarte jeden Moment Besuch.«

»Ich mag Walter«, sagte Stella auf dem Weg zur Küche, wo Lankenua zusammengekauert am Ofen saß. »Auf jeden Fall mag ich ihn sehr viel mehr als Mrs Huntley-Morgan.« Als sie den Schokoladenkuchen sah, der auf dem Küchentisch stand, deutete sie darauf und sagte kichernd: »Aber den mag ich am allerliebsten.«

»Lankenua, wie geht es dir?«

»Gut«, antwortete Lankenua und nickte. »Wann wir fahren nach Hause, Missus Cecily?«

»In ein paar Wochen«, erwiderte Cecily und drehte sich zu Mary. »Könntest du mir einen Kaffee ins Zimmer bringen? Ich muss um fünf wieder aus dem Haus und möchte mich noch umziehen.«

»Natürlich, Miss Cecily.«

In ihrem Zimmer angekommen, stellte sie sich vor den Spiegel und überlegte, was sie für das Vassar-Klassentreffen anziehen sollte. Da Rosalind sich nie besonders für Mode interessiert hatte, entschied sie sich für ein schlichtes schwarzes Cocktailkleid. Sie leerte ihre Kaffeetasse und sagte Mary, Archer solle den Wagen vorfahren. Unterwegs fragte sich Cecily ein wenig nervös, weshalb

Rosalind sie eingeladen hatte. Sie lebte in Brooklyn – Priscilla hatte sie aufgeklärt, dass die Gegend bei der jüngeren Generation zunehmend beliebter wurde. Dorothea hatte angemerkt, dass lauter Iren dort wohnten, deren Familien nach dem Bau der Brooklyn Bridge hängengeblieben waren.

»Hier gibt's viele sehr schöne alte Sandsteinhäuser«, erklärte Archer, als sie durch die Straßen fuhren. »Eine Weile war das Viertel etwas verwahrlost, aber Leute wie Ihre Freundin ziehen hierher, weil sie für ihr Geld ein großes Haus bekommen. New York verändert sich ständig, Miss Cecily, stimmt's nicht?«

Der Wagen hielt vor einem adretten braunen Sandsteinhaus, das in einer Zeile heruntergekommener Häuser stand. Cecily stieg aus.

»Länger als eine Stunde sollte ich nicht bleiben«, sagte sie zu Archer und stieg die Stufen zur Haustür hinauf.

»Cecily! Wie schön, dich zu sehen.« Lächelnd begleitete Rosalind, die ihr dunkles Haar zu einem ähnlich glatten Bubikopf geschnitten hatte wie Mamie, sie in ein ansprechendes Wohnzimmer voll junger Frauen, von denen viele eine Hose trugen. Cecily kam sich grauenhaft altmodisch und viel zu elegant angezogen vor.

»Bier oder Sherry?«, fragte Rosalind und führte sie zu einem Getränkewagen.

»Ach, einen Sherry bitte. Kenne ich jemanden hier?«

»Aber natürlich! Bis auf wenige Ausnahmen waren alle in unserem Jahrgang in Vassar. Die New Yorker Gerüchteküche weiß zu berichten, dass du in Afrika gelebt hast«, sagte Rosalind. »Wir können es gar nicht erwarten, davon zu hören, oder, Beatrix?«

Eine Schwarze richtete ihre großen, warmen Augen auf Cecily.

»Das stimmt, Rosalind, schließlich stammen unsere Vorfahren von dort.«

Verwirrt blickte Cecily zwischen den beiden Frauen hin und her.

»Denk dir nichts, Cecily«, sagte Rosalind mit einem Lachen. »Die meisten Leute wissen nicht, dass ich im Grunde eine Schwarze bin. Offenbar hat sich irgendwann ein weißer Mann in unsere Familie verirrt, aber mein Herz ist so schwarz wie das von Beatrix. In Vassar wurde das erst bekannt, nachdem ich die Prüfungen bestanden

hatte – du weißt doch, wie sie dort sind, Cecily. Wenn es nach ihnen ginge, würden wir den Boden fegen und nicht mit euresgleichen im Vorlesungssaal sitzen. Aber ganz langsam ändern sich die Dinge. Unter gesellschaftlichem Druck mussten sie Beatrix 1940 zulassen, weil die Schwarzenquote in anderen Colleges viel höher war. Also begrüß unsere erste offizielle schwarze Absolventin von Vassar.«

»Ich hoffe, dass ich nur die Erste von vielen sein werde«, sagte Beatrix mit einem Lächeln. »Jetzt studiere ich in Yale Medizin, und die Herausforderung dort ist nicht nur meine Hautfarbe, sondern auch der Umstand, dass ich eine Frau bin. Doppeltes Pech nenne ich das, Rosalind, was?«

»Das kannst du laut sagen«, pflichtete Rosalind ihr bei und deutete in eine ruhigere Ecke des Zimmers. »Und jetzt, Cecily, erzähl uns alles von Afrika. Du lebst doch in Kenia, oder?«

Zuerst wollte Cecily ihre üblichen Partygeschichten von Safaris, Löwen und tödlichen Schlangen zum Besten geben, aber Rosalind unterbrach sie sehr bald.

»Sag doch, haben die Schwarzen in einem kolonialistischen Land Rechte? Gibt es Aktivisten, die sie organisieren?«

»Meines Wissens nicht.«

»Das heißt, in Kenia wird die vorwiegend schwarze Bevölkerung immer noch von ein paar weißen Männern in Uniform beherrscht, und das in ihrem eigenen Land?«, fragte Beatrix.

»Ja, genau so ist es, fürchte ich. Obwohl ich weiß, dass seit dem Krieg, als sich viele meldeten, um für König und Vaterland zu …«

»Für ihr Vaterland, aber nicht ihren König«, warf Beatrix ein.

»Ja, natürlich«, stimmte Cecily ihr rasch zu. »Auf jeden Fall wurde ihnen versprochen, dass sich ihre Lebensbedingungen nach dem Krieg verbessern würden, wenn sie mitkämpften. Dann kamen sie zurück, und nichts hat sich geändert. Im Gegenteil, mein Mann sagte neulich, dass es noch schlimmer geworden ist.«

»Würdest du sagen, dass sich dort Spannungen aufbauen?«, fragte Rosalind.

»Ja«, erwiderte Cecily und dachte an die Gespräche mit Bill in den letzten Monaten vor ihrer Abreise. »Die Kikuyu – das ist der

größte Stamm in Kenia – sind nicht mehr bereit, die entsetzlichen Bedingungen zu akzeptieren und die Sklavenarbeit zu verrichten, wie die weißen Herren es verlangen. Es gibt überhaupt keine Gesundheitsfürsorge für sie – mir fällt in der Umgebung nur ein einziges Krankenhaus für Schwarze ein, und das wird von einer Wohltätigkeitsorganisation geführt. Und was die Schulbildung betrifft …«

»Das brauchst du mir nicht zu sagen.« Rosalind verdrehte die Augen. »Das ist für unsere Kinder hier in den Staaten nicht viel besser, obwohl es zumindest Schulen für Weiße und Schwarze zusammen gibt, und im Gegensatz zu den Südstaaten herrscht hier keine Rassentrennung. Aber die weißen Kinder sind weit in der Mehrzahl, und unterschwellig existieren die Vorurteile immer noch, vor allem bei den Lehrern selbst. Das weiß ich, schließlich gehörte ich in der Highschool selbst zu der Minderheit.«

»Ich bringe der Tochter meiner Haushälterin Lesen und Rechnen bei – sie ist unglaublich intelligent.«

»Ich muss ja sagen.« Rosalind warf Beatrix einen Blick zu, ehe sie sich wieder Cecily zuwandte. »Meine Tochter ist fünf, und ich möchte nicht, dass sie dasselbe erdulden muss wie ich meine ganze Schulzeit hindurch. Sie soll in einer sicheren Umgebung lernen können, wo sie unterstützt und geachtet wird und nicht von ihren Klassenkameraden gehänselt und verspottet und von den Lehrern ungerecht behandelt wird. Also … ich bin dabei, hier in diesem Haus eine kleine Schule aufzubauen. Beatrix und ich haben aus unserem Bekanntenkreis eine kleine Gruppe intelligenter schwarzer Kinder zusammengestellt, die wir erziehen möchten mit dem Ziel, dass sie später eins der Elite-Colleges besuchen.«

»Unsere Kinder haben einfach kein angemessenes Vorbild, an dem sie sich orientieren können. Sie müssen daran glauben, dass sie es schaffen können, und es liegt an uns, ihnen zu zeigen, dass es möglich ist«, ergänzte Beatrix mit leuchtenden Augen.

»Du sagst, dass du die Tochter deiner Haushälterin unterrichtest?«, fragte Rosalind nach.

»Ja. Stella – so heißt sie – saugt alles, was ich ihr beibringe, auf wie ein Schwamm.«

»Hättest du Lust, sie uns vorzustellen?«, fragte Rosalind. »Sie könnte eine gute Kandidatin für unsere Schule sein. Und wenn du Interesse hast – ich könnte eine zusätzliche Lehrkraft gut gebrauchen. Beatrix wird in Yale von ihrem Medizinstudium voll mit Beschlag belegt, also organisiere ich das alles mehr oder minder allein.«

»Das klingt fantastisch, Rosalind«, sagte Cecily bewegt. »Ich hätte mir nie träumen lassen, dass für Stella so etwas möglich wäre.«

»Ja, und wir würden uns auch sehr freuen, dich an Bord zu haben. Du hast doch Geschichte studiert, oder?«

»Ja, aber meine eigentliche Vorliebe gilt der Ökonomie, und wenn ich das sagen darf, Zahlen sind meine Stärke.«

»Und bei Rosalind die Geisteswissenschaften. Das heißt, ihr zwei könntet, mit etwas Hilfe von mir, wenn ich Zeit habe, alle Fächer abdecken.« Beatrix lachte auf. »Vergesst nicht, im Land der unbegrenzten Möglichkeiten ist wirklich alles möglich – solange wir dafür sorgen, dass es passiert.«

»Wann soll ich denn mit Stella zu euch kommen?«

»Sobald du möchtest. Wie wäre es mit Freitag? Offiziell beginnt das Semester nächste Woche«, schlug Rosalind vor.

»Perfekt. Und jetzt muss ich wirklich nach Hause.«

Beatrix und Rosalind begleiteten sie zur Haustür. Als sich die drei Frauen verabschiedeten, wandte sich Rosalind noch einmal an Cecily.

»Sag mal, kannst du dir vorstellen, uns zu einer Demonstration zu begleiten?«

»Ich … ich weiß nicht. Wogegen protestiert ihr denn?«

»Die Wohnverhältnisse in Harlem sind katastrophal. Die Schwarzen werden ghettoisiert – die Wohnungen sind völlig überbelegt, ganz zu schweigen davon, dass die Polizei unverhältnismäßig brachial vorgeht, um ›die Lage unter Kontrolle zu halten‹, wie es heißt. Bürgermeister O'Dwyer hat sich unserer Gemeinde gegenüber sehr aufgeschlossen gezeigt …«

»Nur, damit er unsere Stimme bekommt«, warf Beatrix ein.

»Das mag schon sein, aber er hat mehrere Versprechen

gegeben, und daran werden wir ihn messen. Er spricht nächste Woche vor der Abyssinian Baptist Church, und wir wollen hingehen, um ihn daran zu erinnern, was auf dem Spiel steht«, fuhr Rosalind fort. »Es wäre großartig, wenn du mitkämst, Cecily. Du wärst eine famose Bereicherung für unsere Gruppe.«

»Ich … Lasst mich drüber nachdenken, ja?«

»Was gibt es da nachzudenken?«, fragte Beatrix. »Es geht um richtig oder falsch, Leben oder Tod. Das solltest du, die du in Afrika gelebt hast, besser wissen als jede andere. Bitte, Cecily, sei bei uns dabei. Wir brauchen Weiße, die uns unterstützen.«

»Also gut«, willigte sie ein. »Ich komme. Und jetzt muss ich wirklich nach Hause. Guten Abend.«

»Ich gebe dir noch Bescheid, wo wir uns treffen!«, rief Rosalind ihr nach.

Archer öffnete ihr die Wagentür, und sie setzte sich auf den Rücksitz.

»Es tut mir leid, dass ich so lange weg war.«

»Kein Problem, Miss Cecily. Wie war Ihr Abend?«, erkundigte er sich, als sie über die Brooklyn Bridge nach Manhattan zurückfuhren.

»Er war … einfach unglaublich!«, antwortete Cecily.

# XLV

Am folgenden Mittwoch zog Cecily, wie sie ihr geraten hatten, ihre schlichteste Kleidung an. Sie ließ Stella in der Obhut von Lankenua zurück, der es mittlerweile viel besser ging, und bat Archer, sie nach Harlem zu fahren.

»Wie bitte, Miss Cecily?«, fragte er, als er ihr auf den Rücksitz des Chrysler half.

»Du hast mich richtig verstanden, Archer: nach Harlem, zur Abyssinian Baptist Church, 132 West 138th Street«, las Cecily die Adresse vor, die ihr Rosalind am Telefon durchgegeben hatte.

»Wissen Ihre Eltern, dass Sie dorthin fahren?«, fragte er nach einigem Zögern.

»Natürlich«, log Cecily, empört, dass Archer sie immer noch wie ein Kind behandelte, obwohl sie mittlerweile eine erwachsene Frau war.

»Wie Sie wünschen, Miss Cecily.«

Auf der Fahrt nach Norden, Richtung Harlem, sah Cecily zum Fenster hinaus. Trotz der Forschheit, mit der sie Archer die Adresse genannt hatte, war sie noch nie dort gewesen. Als sie die Wolkenkratzer der Fifth Avenue und der Madison Avenue hinter sich ließen und langsam die Lenox Avenue hochfuhren, fiel ihr auf, dass die Gesichter auf den Straßen unterschiedliche Schwarz- und Brauntöne hatten und nicht mehr weiß waren. Plötzlich fühlte sie sich in ihrer Heimatstadt fehl am Platz. Schwarze Kinder hockten auf den Stufen verfallener Sandsteinhäuser und schauten dem vorbeifahrenden Chrysler nach. Bei vielen Geschäften waren die Schaufenster mit Brettern vernagelt, an den Straßenecken standen rostige, überquellende Müllbehälter. Es mochte das Jahr 1947 sein, aber Cecily hatte den Eindruck, als habe hier das Ende der Weltwirtschaftskrise noch nicht einmal begonnen.

Archer parkte den Wagen. Ein Stück die Straße hinauf sah

Cecily eine imposante Kirche im gotischen Stil, vor der sich bereits eine große Schar Demonstranten versammelt hatte. Er stieg aus und öffnete ihr die Tür.

»Ich parke am Ende der Straße, an der Ecke Lenox Avenue, gleich hier gegenüber«, sagte er und deutete in die Richtung. »Wenn es Probleme gibt, dann kommen Sie, und ich warte hier, in Ordnung? Und Sie passen auf sich auf, ja?«

»Ja, Archer, danke. Ich treffe hier ein paar Freundinnen«, sagte sie mit größerer Zuversicht, als sie empfand. Dann ging sie auf die Menschenmenge zu.

Viele der Versammelten trugen handbeschriftete Transparente, auf denen Slogans wie »GLEICHE RECHTE FÜR ALLE!« und »WOHNUNGEN FÜR ALLE!« standen. Mit wild klopfendem Herzen näherte Cecily sich dem Gedränge. Alle blickten zu einer Rednerbühne, die auf dem Bürgersteig vor der Kirche errichtet worden war.

»Da bist du ja!« Rosalinds vertraute Stimme drang über den Lärm hinweg zu ihr. Cecily drehte sich um und sah ihre neue Freundin auf sich zukommen; sie trug eine Hose und einen Herrenmantel. »Ich freue mich so, dass du da bist«, sagte Rosalind. »Die anderen haben schon Wetten abgeschlossen, ob du wirklich kommen würdest. Das ist mein Mann Terrence«, fügte sie hinzu und deutete auf einen großen Schwarzen, der neben ihr stand.

»Es ist mir eine Freude, Sie kennenzulernen, Cecily«, sagte er und gab ihr mit einem herzlichen Lächeln die Hand. »Wir wissen Ihre Unterstützung wirklich zu schätzen.«

Es überraschte Cecily nicht, dass sie eine von nur sehr wenigen Weißen war, aber alle begrüßten sie mit einem Lächeln, und viele Demonstranten machten ihr höflich Platz. Einige hatten Thermosflaschen mit Kaffee gegen die Kälte dabei, eine Frau hatte sich ihr Kind vor die Brust gebunden.

»Wie lange wird das Ganze dauern?«, fragte sie Rosalind im Flüsterton.

»Ach, eine Stunde oder so«, antwortete Rosalind munter. »Es sind wirklich viele gekommen – Beatrix versteht es einfach, Menschen zu mobilisieren. Und schau, da ist sie ja!«

Beatrix trat zu ihnen. Sie hatte sich das dunkle Haar zu kleinen, eng an der Kopfhaut anliegenden Zöpfen geflochten. Ihre Augen funkelten vor Aufregung. »Cecily! Wie schön, dass du gekommen bist! Ich …«

Ihre Stimme ging im Brüllen der Menge unter, als drei Männer auf die Bühne traten. Cecily erkannte Bürgermeister O'Dwyer von den Fotos in der *New York Times*, begleitet von zwei anderen Weißen. Einer von ihnen trug die Uniform eines Polizeipräsidenten und blickte wütend auf die Plakate.

»Harlem! Es ist mir eine Ehre, hier zu sein!«, begann Bürgermeister O'Dwyer in seinem starken irischen Akzent, und die Menge brach in Jubel aus. Cecily schaute in die Gesichter rings um sich und fühlte sich wie elektrisiert: Hier waren lauter Menschen, die sich mit Leidenschaft für eine bessere Welt einsetzten. Seit den Feiern zum Kriegsende in Nairobi hatte sie keine derartige Freude und Hoffnung mehr in einer Menschenmenge empfunden. Beatrix gab ihr ein Transparent mit der Aufschrift »HARLEM IST KEIN GHETTO!!«, und Cecily hielt es stolz in die Höhe. Dann hörte sie O'Dwyers Rede zu, der eine Wohnungsreform und bessere finanzielle Ausstattung der Schulen versprach. In der Nähe flammte das Blitzlicht eines Reporters auf, und sie blinzelte.

Um eine bessere Sicht zu bekommen, wogte die Menge nach vorn, Cecily wurde von hinten gerempelt, sie stolperte, aber Rosalind hielt sie fest. Trotz der eisigen Luft merkte sie, dass sich Schweißtropfen in ihrem Nacken bildeten, und da wurde ihr bewusst, wie dicht gedrängt alle standen.

Als der Polizeipräsident ans Mikrofon trat, machte sich Unbehagen unter den Versammelten breit, und Cecily schauderte. Sie reckte den Hals, um zu sehen, wie groß die Menge tatsächlich war, und stellte erschreckt fest, dass sie von Polizisten umringt waren. Sie hatten die Hand an ihren Schlagstöcken, ihre Mienen unter ihren blauen Mützen waren undurchdringlich.

»Wieso ist die Polizei hier?«, fragte sie Rosalind.

»Halt dich an mich und Terrence, dann passiert dir nichts«, flüsterte Rosalind.

»Mörder!«, schrie Beatrix. »Das sind die gleichen Bullen, die

auf Robert Bandy geschossen haben – dabei war er unbewaffnet und wollte nur einer Frau das Leben retten! Verdammte Polizistenschweine!«

Eine Woge der Wut ging durch die Umstehenden, und Cecily rang nach Luft, als die Menge von den Polizisten immer enger zusammengedrängt wurde. Sie konnte die Ansprache von der Bühne nicht mehr verstehen, hörte nur die Schreckensschreie der Frau, deren Kind im Tragetuch zu weinen begann, weil es im Gewühl erdrückt zu werden drohte.

Schreie gellten durch die Luft. Ein Mann stieß sie beiseite auf der Flucht vor einem Polizisten, der mit erhobenem Schlagstock auf ihn zukam. Abwehrend hob der Mann sein Transparent, wurde aber niedergeknüppelt, bis er der Länge nach im Dreck liegen blieb und seinen Kopf vor den auf ihn herabprasselnden Schlägen zu schützen versuchte. Cecily hörte schrilles Pfeifen und das Wiehern von Pferden, und da bemerkte sie, dass berittene Polizisten auf die Demonstranten zuhielten, von denen mittlerweile viele davonliefen.

»Cecily! Bleib bei uns!« Beatrix packte sie an der Hand und dirigierte sie zu einer Lücke im Polizeikordon. Cecily folgte ihr blind, ihr Herz klopfte zum Zerspringen. Beim Laufen wich sie anderen Demonstranten aus, die ebenfalls ihr Heil in der Flucht suchten. Sie versuchte, die Schmerzensschreie auszublenden und das grauenvolle dumpfe Geräusch, wenn ein Schlagstock einen Menschenkörper traf. Unvermittelt wurde sie heftig zu Boden gestoßen, sie schaute auf und sah, dass Beatrix von zwei Polizisten festgehalten wurde. Während sie sie fortschleppten, wehrte sie sich wild mit Händen und Füßen, ihre krausen Locken lösten sich aus ihren Zöpfen.

»Nein! Beatrix!«, rief Cecily und wollte sich aufsetzen, aber ein Schmerz schoss ihr in den Knöchel. »Das dürfen Sie nicht! Sie hat nichts getan!«

Sie sah sich verstört um. Was als friedliche, geordnete Versammlung begonnen hatte, war in Chaos ausgeartet. »Archer«, murmelte sie und überlegte fieberhaft, wo er auf sie wartete. Wieder wollte sie aufstehen, doch auch dieses Mal ließ ihr Knöchel sie im Stich, obwohl eine Schar flüchtender Demonstranten auf sie

zugestürmt kam.

Gerade als sie glaubte, niedergetrampelt zu werden, hörte sie über sich eine tiefe Männerstimme.

»Können Sie gehen?« Sie schaute hoch und sah einen weißen Mann über ihr aufragen.

»Mein Knöchel …«

»Halten Sie sich an mir fest.«

Sie ergriff die ihr gereichte Hand, und der Mann zog sie auf die Beine. Auf seinen Arm gestützt, folgte sie ihm durch die Menge.

»Mein Fahrer … er wartet an der Kreuzung zur Lenox, dort drüben, am Ende der Straße«, stieß sie keuchend hervor, als sie langsam wieder zu sich kam.

»Dann schauen wir mal zu, dass wir Sie so bald wie möglich hinbringen. Wie's aussieht, wird es hier noch hässlicher werden.«

Rings um sie her kam es zu gewalttätigen Auseinandersetzungen, die Demonstranten sammelten sich und setzten zum Gegenangriff an.

Als sie sich der Kreuzung von 138th West und Lenox Avenue näherten, erspähte Cecily den Chrysler. »Da ist Archer!«, rief sie über das Getöse. Der Mann hob sie hoch, lief zum Wagen und riss, sobald sie ihn erreichten, die hintere Tür auf.

»Gott sei Dank ist Ihnen nichts passiert, Miss Cecily!«, rief Archer und startete den Motor. »Und jetzt nichts wie weg!«

»Passen Sie auf sich auf, Ma'am«, sagte der Mann, als er Cecily in den Wagen setzte. Gerade wollte er die Tür schließen, da hielt Cecily ihn am Arm zurück – zwei Polizisten stürmten mit erhobenen Schlagstöcken auf den Wagen zu.

»Archer, einen Moment! Steigen Sie ein!«, schrie sie den Mann an und zog ihn im letzten Moment neben sich, bevor die Polizisten ihn packen wollten. »Los, Archer! Fahr!«

Archer trat aufs Gas, und der Wagen schlingerte davon.

Als der Chrysler sich von der albtraumhaften Szene entfernte, stießen die drei Insassen gemeinsam einen Seufzer der Erleichterung aus.

»Ich kann Ihnen gar nicht genug danken für Ihre Hilfe …«, setzte Cecily an.

»Keine Ursache. Ich muss Ihnen für Ihre gerade eben danken.« Der Mann lehnte sich im Sitz zurück, seine Augen waren halb geschlossen.

»Können wir Sie irgendwohin fahren? Wo wohnen Sie?«, fragte sie.

»Lassen Sie mich einfach an der nächsten U-Bahn-Station aussteigen.«

»Wir kommen gleich zur 110th Street Station«, warf Archer ein.

»Großartig«, sagte der Mann.

Archer fuhr an den Straßenrand.

»Darf ich Sie wenigstens nach Ihrem Namen fragen?«, erkundigte sich Cecily.

Nach kurzem Zögern holte der Mann aus seiner Tasche eine Visitenkarte und reichte sie ihr, dann stieg er aus und warf die Tür hinter sich zu.

# XLVI

Zwei Tage später pochte der Knöchel immer noch schmerzhaft, als Cecily aufwachte, trotz der Eisbeutel, die sie über Nacht daraufgelegt hatte. Auf der Rückfahrt von der Kundgebung hatte sie Archer Stillschweigen auferlegt, und widerwillig hatte er versprochen, ihren Eltern nichts von dem Zwischenfall zu erzählen.

»Wenn ich mir die Bemerkung erlauben darf, Miss Cecily, vielleicht wäre es keine gute Idee, sich noch einmal auf so etwas einzulassen«, hatte er gesagt, als sie vor dem Haus standen, während Cecily noch nach Fassung rang. In seinen Augen hatte echte Besorgnis gestanden.

»Danke, Archer, aber ich bin alt genug zu wissen, was ich tue«, hatte sie brüsk erwidert. »Und jemand muss sich doch gegen die Ungerechtigkeit wehren, oder nicht?«

»Solange Sie auf sich aufpassen, Miss Cecily. Aber das Ganze ist nicht Ihre Sache. Sie sind eine Dame.«

Dorothea war außer sich gewesen ob ihres Zustands, und Cecily hatte auf die Schnelle eine weitschweifige Geschichte erfunden, dass sie vor der U-Bahn auf einem Gitter ausgerutscht sei. Dann war sie vorsichtig die Stufen zur Dachkammer hinaufgestiegen, wo sie Stella bei Lankenua antraf. Die Kleine war zu ihr gelaufen, und Cecily hatte sie fest an sich gedrückt.

»Kuyia, warum bist du denn so schmutzig? Wo bist du gewesen?«

»Das ist egal, Herzchen«, hatte Cecily mit einem Lächeln gesagt. »Ich freue mich bloß so, dich zu sehen.«

* * *

Es klopfte an der Tür, und Evelyn trug ein Tablett herein, auf dem

Kaffee und Toast standen. Sie stellte es auf Cecilys Schoß und untersuchte den Knöchel, der erhöht auf einem Kissen lag.

»Das sieht schon viel besser aus, Miss«, befand sie.

»Danke, Evelyn«, sagte Cecily. Sie betrachtete sie mit neuen Augen. »Evelyn?«

»Ja, Miss?«

»Arbeitest du gern für meine Familie?«

»Aber was ist denn das für eine Frage, Miss Cecily! Das mach ich jetzt doch schon so lang, seit Sie ein kleines Mädchen waren.«

»Ja, Evelyn, ich weiß, aber wünschst du dir nicht, du hättest andere Möglichkeiten gehabt?«

Kurz herrschte Stille, dann sagte Evelyn munter: »Ich bin sehr froh, dass ich *diese* Möglichkeit habe. Ich dien Ihrer Familie wirklich gern, Miss Cecily. Sind Sie denn mit meiner Arbeit nicht zufrieden?«

»Aber im Gegenteil! Entschuldige«, sagte Cecily hilflos. »Ich … ach, denk dir nichts dabei, Evelyn, das war dumm von mir.«

»Jetzt läuten Sie einfach, wenn Sie was brauchen, Miss Cecily.«

Evelyn ging hinaus, und Cecily ließ den Kopf wieder ins Kissen sinken. Seit den schauderhaften Vorfällen bei der Demonstration hatte sich ihre Sicht der Welt auf den Kopf gestellt. Vor ihrem geistigen Auge tauchten immer wieder die panischen Gesichter der Demonstranten auf, die gewaltsam von der Polizei fortgeschleppt wurden, und die schreiende Ungerechtigkeit des ganzen Vorfalls ging ihr nicht aus dem Sinn. Wenigstens hatte Rosalind am Tag danach angerufen und ihr mitgeteilt, dass Beatrix und rund ein Dutzend anderer Demonstranten schließlich aus dem Gefängnis entlassen worden waren.

»Die Kaution war saftig, aber unser Anwalt hat mit dem Richter geredet, also kommen sie noch einmal um einen Prozess herum. Allerdings war es für Beatrix schon das zweite Mal, sie muss in Zukunft vorsichtiger sein.«

»Das hätte Stella sein können, die angegriffen wurde, und zwar nur wegen ihrer Hautfarbe. In was für einer Welt leben wir eigentlich?«, fragte Cecily sich jetzt.

*In einer, die dich begünstigt*, flüsterte eine leise Stimme in

ihrem Kopf. Und weshalb? Schlicht, weil sie reich und privilegiert und *weiß* war.

»*Bitte, Cecily, sei bei uns dabei*«, hatte Beatrix gesagt.

Cecily sah zum Fenster hinaus, der Schnee lag wie eine flauschige weiße Decke über dem Central Park. In diesem kleinen Teil von New York wirkte alles friedlich, aber jetzt, nachdem sie die andere Seite der Stadt kennengelernt hatte, konnte nichts mehr so sein wie früher. Jetzt wusste sie, dass, wie in Kenia, Menschen nur eine kurze Autofahrt von ihr entfernt tagtäglich mit Unterdrückung und Leid leben mussten.

»Die Leute halten Amerika für das Land der Freiheit, aber wir tun überhaupt nichts, um das Unrecht zu beheben, wenn sie erst einmal hier sind«, flüsterte sie.

Während sie ihren Toast aß, erfasste sie eine angespannte Energie, und sie wünschte sich sehnlich, sie könnte mit Rosalind und Beatrix sprechen. Mit ihren Schwestern über auch nur einen dieser Gedanken zu reden, konnte sie sich nicht vorstellen, ebenso wenig wie mit ihrem Vater – von ihrer Mutter ganz zu schweigen. Was für ein Donnerwetter, wenn Dorothea sie bei der Demonstration gesehen hätte, wo sie Seite an Seite mit den »Negern« stand – für deren Kinder sie Geld sammelte, die aber unter keinen Umständen als ebenbürtige Gäste in ihrem Haus geduldet worden wären.

»Aber es stimmt, ich bin keine von ihnen«, rief sie sich ins Gedächtnis, während sie ihren Kaffee trank. Warum also spürte sie dieses Feuer in sich, dieses Bedürfnis, sich für Gerechtigkeit einzusetzen bei dem, was sie vor zwei Tagen in Harlem erlebt hatte?

*Weil du das Kind liebst, das du deine Tochter nennst*, sagte die leise Stimme. *Und du musst für sie und andere wie sie kämpfen, weil sie selbst es nicht können …*

* * *

Etwas später machte Cecily zaghaft einige Schritte und stellte fest, dass sie ihren Knöchel wieder belasten konnte. Nachdem sich also

ihre Mutter zu ihrer Nachmittagsruhe zurückgezogen hatte, kleidete sie Stella in ihrem Zimmer an und erlaubte ihr, sich im Ganzkörperspiegel zu bewundern.

»Wohin gehen wir denn, Kuyia?«, fragte sie, als sie den Kragen an ihrem roten Mantel richtete.

»Zu einer Schule mit vielen anderen kleinen Kindern, die genauso klug sind wie du. Möchtest du sie kennenlernen?«

»Au ja!«, rief Stella. »Darf ich Lucky mitnehmen, damit er sie auch alle kennenlernt?« Sie packte den Stofflöwen an der Mähne.

»Natürlich«, sagte Cecily.

* * *

Archer hielt mit dem Wagen vor Rosalinds Sandsteinhaus. Es hatte erst vor Kurzem zu schneien aufgehört, die weiße Pracht war noch nicht zu Matsch geworden. Stella lachte beglückt über die perfekten kleinen Fußstapfen, die sie auf dem Weg zur Haustür auf den Stufen hinterließ.

»Danke, Archer.«

»Kein Problem, Miss Cecily. Ich warte hier, bis Sie fertig sind«, sagte er mit einem Zwinkern. Es kam ihr vor, als wäre durch ihr gemeinsames Geheimnis eine besondere Verbindung zwischen ihnen entstanden.

Cecily hob Stella hoch, damit sie den schweren Messingtürklopfer betätigen konnte. Rosalind öffnete die Tür und schloss Cecily zur Begrüßung herzlich in die Arme.

»Willkommen, Schwester«, flüsterte sie ihr ins Ohr. »Und du musst Stella sein«, sagte sie, ging in die Hocke und streckte die Hand aus.

Scheu versteckte Stella sich hinter Cecilys Beinen.

»Dir passiert nichts, Schätzchen«, redete Cecily ihr gut zu. »Rosalind ist eine Freundin von mir, und sie wird dich den anderen Kindern vorstellen.«

Zögernd ergriff Stella Rosalinds Hand und erlaubte ihr, sie in

den hinteren Teil des Hauses zu führen, wo sie in einen luftigen Raum mit Terrassentüren gelangten, hinter denen ein kleiner Garten lag. Der Raum war in eine Art Klassenzimmer umgewandelt worden, gegenüber der Tafel standen fünf kleine Holzpulte. Regale voll Schreibheften und Lehrbüchern, Briefpapier und Spielzeug nahmen eine Wand des Raums ein, an einer anderen hingen eine Schautafel mit dem Einmaleins, ein Stadtplan von New York sowie Kinderzeichnungen von Tieren.

»Stella, wie heißt denn dein Freund?«, erkundigte sich Rosalind.

»Das ist Lucky«, antwortete Stella und hob den Löwen hoch.

Rosalind streichelte ihm liebevoll das Fell. »Er ist wirklich sehr schön, ich fühle mich geehrt, dass du ihn mitgebracht hast. Jetzt erzähl doch mal, warst du schon einmal in einer Schule?«

»Nein, aber Kuyia bringt mir alles bei.« Sie schaute zu Cecily hinauf, die aufmunternd nickte.

»›Kuyia‹ heißt so viel wie ›Tante‹«, erklärte sie. Rosalind führte Stella zu einer kleinen Leseecke, wo auf einer Matte verteilt Kissen herumlagen, und dort ließen sie sich nieder. Stolz beobachtete Cecily, dass Stella zunehmend lebhafter wurde, als Rosalind ihr Fragen stellte und dann eines der Bilderbücher aus dem Regal neben sich nahm. Rosalind deutete auf Stellen, und Stella las sie laut vor.

Cecily setzte sich an eines der kleinen Pulte und hörte zu, wie Rosalind Stella grundlegende Rechenaufgaben und einige Logikfragen stellte, die die Kleine mühelos beantwortete. Nach einer halben Stunde fragte Rosalind, ob sie jetzt die anderen Kinder kennenlernen wolle, und beglückt sprang Stella auf. Sie wurden nach unten in eine geräumige Küche geführt, wo vier Kinder an einem alten Eichentisch saßen und Sandwiches mit Erdnussbutter und Gelee aßen.

»Sagt alle schön Guten Tag zu Stella!«, rief Rosalind, und schüchtern standen die Jungen und Mädchen auf, um sie zu begrüßen. Stella strahlte übers ganze Gesicht und setzte sich an den Tisch neben Rosalinds Tochter, die als Harmony vorgestellt wurde und ihr die Hälfte ihres Sandwiches gab. Ihr Haar war mit

Schleifen zu kleinen Zöpfen gebunden.

»Im Moment würden nur du und ich unterrichten«, sagte Rosalind leise zu Cecily, während sie die Kinder beobachteten, die am Tisch zusammen kicherten. »Wenn die Schule ein Erfolg ist, möchte ich sie vergrößern. Ich habe mir überlegt, dass ich sie durch Spenden meiner wohlhabenderen Freunde aus unserer Gemeinde finanzieren könnte, die ihren Kindern gern eine anständige Ausbildung ermöglichen würden, und dann könnten wir auch aufgeweckte Kinder von Eltern aufnehmen, die es sich nicht leisten können.«

»Das ist eine tolle Idee. Du hast ja schon alles genau durchgeplant«, sagte Cecily voll Bewunderung.

»Na ja, da ich mit Harmony sowieso zu Hause bin, kann ich mein Studium wenigstens sinnvoll einsetzen. Aber jetzt erzähl mir von Stella. Sie ist ja eindeutig ein schlaues Kind, und sie liebt dich sehr.«

Cecily vergewisserte sich, dass Stella gerade beschäftigt war, und bedeutete Rosalind, sie sollten sich außer Hörweite setzen.

»Sie war gerade ein paar Stunden alt, als ich sie fand, sie war auf meiner Farm in Afrika im Wald ausgesetzt worden. Ich habe sie nach Hause mitgenommen, und, na ja«, sagte Cecily und seufzte, »es ist schwer zu erklären, aber es war Liebe auf den ersten Blick. Mein Mann war entsetzt, als ich sagte, ich wolle für sie sorgen und sie als unser Kind großziehen, aber schließlich ließ er sich überzeugen, und wir haben uns eine Geschichte überlegt, die glaubwürdig klang.«

Cecily berichtete, wie Lankenua in ihr Leben kam und dass Stella sie für ihre Mutter hielt.

»Aber niemand anders kennt die Wahrheit, Rosalind. Mama würde auf der Stelle tot umfallen, wenn sie herausfände, wie die Verwandtschaftsverhältnisse wirklich sind, aber etwas Besseres ist uns nicht eingefallen.«

»Ich verstehe«, sagte Rosalind mit Tränen in den Augen. »Darf ich dich umarmen?«

»Aber natürlich.« Cecily nickte, und Rosalind schloss sie in die Arme.

»Ich finde, was du für das Kind getan hast, ist das Schönste, das ich je gehört habe.«

»Wirklich?«

»Wirklich. Und ich möchte dir helfen, Stella alles zu geben, was sie verdient, und noch mehr.«

Jetzt bekam Cecily selbst feuchte Augen. Zum ersten Mal, seit sie Stella als Neugeborenes in ihren Armen gehalten hatte, vertraute sie jemandem außer Bill und Lankenua die Wahrheit an.

»Und was ist mit deinem Mann? Erwartet er dich bald in Kenia zurück?«, fragte Rosalind und betrachtete Cecily mit ihrem aufmerksamen Blick.

»Eigentlich schon, aber vielleicht kann ich das etwas hinauszögern und sehen, wie Stella – und ich – uns hier einleben. Genau wie du brauche ich eine Herausforderung, ich möchte meinen Kopf benutzen. In Kenia habe ich, abgesehen von Haus und Garten und natürlich Stella, keine Aufgabe. Und für sie gibt es in Afrika zumindest im Moment keine Zukunft.«

»Na, ihr kleinen Racker, wer von euch möchte jetzt nach draußen in den Schnee?«, fragte Rosalind an die Kinder gewandt.

»Ich! Ich!«, riefen alle.

Cecily und Rosalind folgten ihnen, als sie zur Küche hinausstürmten, und halfen ihnen, Stiefel und Mäntel anzuziehen.

»Ich habe noch nie im Schnee gespielt«, sagte Stella leise zu Cecily. »Ich weiß nicht, was ich machen soll.«

»Ich zeig’s dir«, piepste Harmony. »Wir bauen einen Schneemann!«

Stella nahm ihre Hand, und sie liefen in den Garten, wo sich bald unter viel Schreien und Lachen eine Schneeballschlacht entspann, und dann bauten alle gemeinsam einen Schneemann. Cecily sah ihr von der Tür aus zu und stellte fest, dass sie Stella noch nie so selbstbewusst und fröhlich erlebt hatte – und sie auch noch nie mit so vielen Kindern hatte spielen sehen. Stellas Welt war notgedrungen klein und in sich geschlossen gewesen, mit Michael als dem einzigen Spielkameraden in ihrem Alter. Aber hier konnte sie ein normales Kind unter anderen Kindern wie sie selbst sein. Instinktiv wusste sie, dass dies genau der richtige Platz für Stella

war. Und dass sie so gut wie alles opfern würde, damit ihr kleines Mädchen auch in Zukunft so glücklich war.

»Ich würde mich sehr freuen, wenn ihr beide zu unserer Schule dazukommt«, sagte Rosalind später beim Abschied an der Haustür. »Aber ich weiß auch, dass du eine schwierige Entscheidung treffen musst, stimmt's?«

»Ja, da hast du recht.«

»Na, dann melde dich, wenn du dich entschieden hast, ja?«

»Das mache ich.«

Als sie mit Stella die Stufen zum wartenden Wagen hinunterging, kamen Cecily fast erneut die Tränen, als die Kleine ihren neuen Freunden nachwinkte.

»Auf Wiedersehen, bis bald!«, rief sie.

In dem Moment wusste Cecily, dass sie alles in ihrer Macht Stehende tun würde, damit ihre geliebte Tochter sie tatsächlich bald wiedersah.

* * *

Am nächsten Morgen erwachte Cecily mit einem tiefen Gefühl der Niedergeschlagenheit. Sie hatte von Bill geträumt. Rasch zog sie sich an und schlich nach unten, um das schlafende Haus nicht zu wecken. Draußen war es noch dunkel, nur die erste Morgendämmerung zeigte sich am Himmel. Cecily hüllte sich in ihren Mantel und den dicken Schal und ging in den Central Park. Da sie ihren Knöchel noch nicht über Gebühr belasten wollte, fegte sie den Schnee von einer Bank und setzte sich gegenüber der berühmten Statue von Alice im Wunderland, die ein Überkleid aus weißem Raureif trug. Im Park war es still, nur ein paar abgezehrte Tauben pickten erfolglos im Schnee herum.

Cecily schlang die Arme um sich. Fast hatte sie das Gefühl, als wäre sie seit ihrer Ankunft in Manhattan selbst in ein Kaninchenloch gefallen. Sie sah ihren Atem in der eiskalten Luft, was ihr nach den vielen Jahren in der Hitze Afrikas wundersam erschien. Hier konnte

sich die Manhattaner Cecily kaum an das Gefühl erinnern, in der Hitze geschwitzt zu haben; die Cecily in Kenia kam ihr vor wie ein geträumtes Selbst, eine Täuschung. Sie fragte sich, was wohl Bill gerade machte und ob er noch auf Safari war. Wenn sie zu Hause anrief, hob er nie ab, und im Muthaiga Club teilte ihr Ali mit, er habe den Sahib seit Weihnachten nicht gesehen.

Stellas Zukunft lag hier, das spürte sie tief in ihrem Herzen. Aber wenn sie mit ihr in New York blieb, würde sie Bill in Kenia zurücklassen. Ihr Zuhause und alle, die damit verbunden waren … die Paradiesfarm, Wölfchen, Katherine … Würde Lankenua hier bei ihr bleiben? Sie konnte eine Mutter nicht bitten, ihren Sohn im Stich zu lassen.

Vielleicht blieb ihr tatsächlich nur die Möglichkeit, Bill zu sagen, dass sie noch eine Weile hierbleiben würde – nach all den Jahren, in denen sie in Kenia festgesessen hatte, konnte er sich kaum darüber beschweren, ganz abgesehen davon, dass er sich seit ihrer Ankunft in New York nicht bei ihr gemeldet hatte. Wenn sie den Aufenthalt hier verlängerte, könnten Stella und sie herausfinden, ob dieses neue Leben ihnen überhaupt zusagte, ohne eine endgültige Entscheidung treffen zu müssen.

Sie ging nach Hause zurück und schlüpfte ins Arbeitszimmer ihres Vaters. In der Küche und auf den Gängen waren Schritte zu hören, Evelyn brachte ihren Eltern das Tablett mit dem Morgenkaffee und heizte die Kamine ein. Cecily holte einen Füller und ein Blatt Papier aus dem Schreibtisch ihres Vaters und begann zu schreiben.

*Liebster Bill,*

*gutes neues Jahr! Ich hoffe, Du hast es gefeiert, wo immer Du bist. Ich bedauere, nicht bei Dir gewesen zu sein. Wie war Weihnachten im Muthaiga Club? Als ich Dich am Weihnachtstag dort anrufen wollte, sagte Ali, Du seist auf Safari. Danach habe ich mehrmals versucht, Dich auf der Farm oder im Club zu erreichen, aber vergeblich, deswegen verlege ich mich jetzt aufs Schreiben. Ich deute es als gutes Zeichen, dass ich Dich nirgends antreffe, und hoffe, dass Du viel zu tun hast und Dich in meiner Abwesenheit nicht*

*ins Einsiedlerdasein zurückziehst.*

*Wie geht es Bobby und Katherine? Läuft alles gut mit ihrer Schwangerschaft? Stella fehlt Michael sehr.*

*Weihnachten hier in New York war wegen Kikis Tod ziemlich gedämpft. Ich mag mir Mundui House ohne sie gar nicht vorstellen.*

*Ein Trost war mir, meine Neffen und Nichten kennenzulernen und meinen Schwestern wieder näherzukommen. Außerdem hat es mir viel Freude bereitet, Manhattan mit Stella zu erkunden. Die Zeit ist so schnell vergangen, dass ich gern noch eine Weile bleiben würde. Ich war ja auch seit sieben Jahren nicht mehr hier! Ich hoffe, Du hast nichts dagegen, Bill, aber die Fahrt ist so weit, und wenn ich jetzt abreise, weiß ich nicht, wann ich wiederkomme. Du bist natürlich jederzeit hier willkommen, wann immer Du möchtest. Mama und Papa würden sich so freuen, Dich kennenzulernen, und ich würde Dir gern meine Heimatstadt zeigen, so, wie Du mir Kenia gezeigt hast.*

*Ich teile Dir rechtzeitig mit, wenn ich die Überfahrt gebucht habe.*

*Ich hoffe, dass auf der Farm alles gut läuft. Bitte richte allen Grüße von mir aus, und Du sei natürlich ganz besonders lieb gegrüßt. Du fehlst mir.*

*Bitte schreib oder ruf an. Ich mache mir Sorgen um Dich!*

*Deine Cecily*

Während sie den Umschlag adressierte, kam ihr Vater ins Arbeitszimmer.

»Guten Morgen, Cecily«, sagte er. »Du bist ja sehr früh auf, mein Schatz.«

»Ja, ich wollte Bill schreiben.«

»Aber natürlich. Er muss dir fehlen, aber in ein paar Wochen bist du ja wieder bei ihm, nicht?«

»Um ehrlich zu sein«, sagte sie, »habe ich beschlossen, noch eine Weile zu bleiben, natürlich nur, wenn du und Mama nichts dagegen habt.«

»Aber da brauchst du doch nicht eigens zu fragen«, sagte

Walter strahlend. »Das ist großartig. Und jetzt komm frühstücken, dann können wir zusammen das Kreuzworträtsel in der *New York Times* machen.«

Auf dem Weg durch den Eingangsbereich legte sie den Brief auf das silberne Tablett, damit er eingesteckt würde.

* * *

Am nächsten Montag ging Stella zum ersten Mal zur Schule, angetan mit ihrem karierten Lieblingskleid und die Haare wie bei ihrer neuen Freundin Harmony zu Zöpfchen gebunden. Archer fuhr sie nach Brooklyn, und Stella hüpfte aus dem Wagen und die Stufen hinauf zur Haustür. Cecily hatte ihr ihren alten Lederranzen gegeben und mit Bleistiften und Radiergummis gefüllt, dazu eine Tüte mit Schokoladenkeksen, die Essie für sie gebacken hatte, damit sie sie mit ihren neuen Freunden teilen konnte.

Rosalind brachte sie ins Klassenzimmer, und Stella lief zu Harmony, um sie zu umarmen, und die bot ihr das Pult neben ihrem an. Cecily stellte sich hinten an die Wand und verfolgte, wie Rosalind den Unterricht begann. Und sie sah, dass Stella jedem ihrer Worte begierig lauschte.

* * *

Damit begann eine neue Routine. Jeden Werktag fuhr Archer Cecily und Stella nach Brooklyn, wo die Schule für beide um neun Uhr anfing. Cecily und Rosalind unterrichteten abwechselnd ihre jeweiligen Fächer, während die andere unten saß, Stunden vorbereitete und die Arbeiten der Kinder korrigierte.

Cecily stellte fest, dass ihr das Unterrichten großen Spaß bereitete. Sie brauchte zwar eine Weile, um Selbstvertrauen zu entwickeln, aber dann kam ihre bestimmte und zugleich sanfte Art

bei den Kindern sehr gut an. Wenn Archer sie wieder nach Hause gefahren hatte, ging Cecily mit Stella durch den Central Park, wo die Kleine ihr munter alles erzählte, was sie an dem Tag gelernt hatte. Abends legten sie sich zusammen in Cecilys Bett und lasen ein Buch, und wenn Stella an ihrer Schulter einschlief, trug Cecily sie nach nebenan in ihr eigenes Bett.

Sie hatte auch bei der Nummer auf der Karte angerufen, die ihr ihr Retter in der Not bei der Demonstration gegeben hatte; sie wollte ihm danken. Eine Frau mit französischem Akzent hatte abgehoben und den Hörer ihrem Mann gereicht. Cecily hatte darauf bestanden, ihn und seine Frau zum Mittagessen einzuladen, und sie hatten zu dritt ein paar interessante Stunden im Waldorf verbracht. Die Tanits waren weit gereist, und für Cecily war es sehr erhellend gewesen, sich mit zwei Menschen zu unterhalten, die den Krieg in Europa verbracht hatten. Dadurch war ihr klar geworden, wie beschränkt die Weltsicht der meisten Amerikaner in ihren Kreisen war. Leider war das Ehepaar mittlerweile nach England zurückgekehrt, aber Cecily fühlte sich ohnehin immer mehr zu Beatrix und Rosalind hingezogen, deren Freundeskreis sie viel anregender fand als die Frauen, die sie von den ewigen Wohltätigkeitsveranstaltungen ihrer Mutter kannte. Die Welt veränderte sich in rasendem Tempo, und Cecily wollte Teil der Zukunft sein.

Lankenua hatte sich mit Evelyn angefreundet und ging seit Neuestem sonntags sogar mit ihr in die Kirche. Sie fragte seltener, wann sie nach Kenia zurückführen, und Cecily stellte erfreut fest, dass sie sich langsam in New York einlebte. Jetzt, wo die Feiertage vorbei waren, verbrachte Walter die Tage wieder in der Bank und ging abends in seinen Club, und Dorothea war zu Cecilys Erleichterung wie jedes Jahr ihre Mutter in Chicago besuchen gefahren. Wenn Walter zu Hause war, holte er Stella in sein Arbeitszimmer und beschäftigte sie mit zunehmend anspruchsvolleren Mathematikspielen. Es war unverkennbar, dass er das kleine Mädchen ins Herz geschlossen hatte, und Cecily war mehr als einmal versucht, ihm die Wahrheit über sie zu offenbaren.

Von Bill hatte sie nichts gehört, weder per Brief noch telefonisch und selbst dann nicht, als sie ihm in den Muthaiga Club telegrafiert

hatte. Wenn sie dort anrief, versicherte Ali ihr, es gehe dem Sahib gut, er sei bei seinen Rindern in der Savanne, was Katherine ebenfalls bestätigte.

»Vielleicht hat er mich einfach schon vergessen«, murmelte sie, als sie den Hörer nach einem weiteren erfolglosen Anruf auflegte.

* * *

Ehe Cecily sich’s versah, war es Ende März geworden, und der Frühling vertrieb den langen New Yorker Winter mit Macht. Sie dachte immer seltener an die Paradiesfarm, und obwohl es ihr tatsächlich zweimal gelungen war, mit Bill zu telefonieren, hatte er ihr gegenüber distanziert geklungen, und zwar auf eine Art, die sie nicht auf das Ferngespräch zurückführen konnte. Auch Stella fragte nicht mehr nach »nach Hause«. Das Einzige, was ihren geruhsamen Alltag störte, war Dorotheas Rückkehr aus Chicago. Jetzt herrschte eine angespannte, kühle Atmosphäre.

Ein letzter Blizzard fegte durch die Straßen und rüttelte an den Fensterläden. Cecily und Stella lagen zusammengekuschelt im Morgenrock in ihrem Bett und tranken eine heiße Schokolade, auf Stellas Schoß lag aufgeschlagen *Ein Baum wächst in Brooklyn*. Sie las mit ihrer hohen, klaren Stimme vor, geriet aber ins Stocken, wann immer der Sturm ums Haus toste.

»Ich habe Angst, Kuyia«, wisperte sie. »Was, wenn der Wind alles wegbläst?«

»Alle sitzen sicher in ihren Häusern. Dieses Haus steht schon seit vielen, vielen Jahren und hat Hunderten von Schneestürmen getrotzt. Möchtest du noch ein bisschen weiterlesen oder jetzt lieber schlafen?«

Wie jeden Abend las Stella beharrlich weiter, aber immer wieder fielen ihr die Augen zu, und schließlich überwältigte sie der Schlaf. Ihre Wimpern senkten sich langsam auf ihre dunkle Haut, ihr Gesicht war ein Bild des Friedens. Cecily streichelte ihr übers Haar, dann schloss auch sie die Augen und folgte Stella in eine Traumwelt.

* * *

Es klopfte an der Tür, mit einem Ruck war Cecily wach und blickte sich verwirrt um. Das Morgenlicht strömte zu den Fenstern herein, sie sah Stella neben sich liegen – sie mussten wohl beide eingeschlafen sein.

»Herein!«, rief sie in der Erwartung, dass Evelyn ihr das Frühstückstablett brachte.

Aber nicht Evelyn öffnete die Tür, sondern Dorothea.

»Cecily, ich wollte dir nur sagen, dass ich heute …«

Als sie Stellas dunklen kleinen Kopf neben Cecilys auf dem Kissen liegen sah, verstummte sie abrupt. Sie schlug sich die Hand vor den Mund und stieß einen Schrei aus. »Was hat *sie* in deinem Bett zu suchen?!«

»Ich … Stella hatte so Angst vor dem Sturm, also hat sie sich zu mir gelegt, und wir haben eine Geschichte gelesen, und dann …«

Dorothea stürmte zum Bett und riss Stella die Decke weg. Dann packte sie das noch völlig verschlafene Mädchen und zerrte es am Arm heraus.

»Du kommst jetzt mit, du Gör, und zwar sofort! Ab in die Dachkammer, wo du hingehörst! Jetzt reicht es mir mit deinen Sperenzchen, Cecily. Und dass du dieses … dieses Negergör deines Dienstmädchens in dein eigenes Bett mitnimmst, setzt allem die Krone auf!«

»Bitte!«, rief Stella im Versuch, sich aus Dorotheas Griff zu befreien. »Sie tun mir weh!«

»Mama, hör sofort auf!«

Cecily war aus dem Bett gesprungen und zog ihre Mutter am Arm, damit sie Stella losließ.

»Das kommt gar nicht infrage! Was du in deinen eigenen vier Wänden in dem gottverlassenen Land machst, das du Zuhause nennst, ist mir egal, aber unter meinem Dach wohnen dreckige kleine Neger auf dem Dachboden, wo sie hingehören!«

»Untersteh dich, Stella dreckig zu nennen! Sie ist genauso sauber wie ich!«, schrie Cecily. »Ich habe sie gestern Abend selbst

gebadet!«

»Du hast sie gebadet?! Großer Gott, Cecily! Hat die Sonne dir das Hirn verbrannt? Sie ist das Niggergör von deinem Hausmädchen!«

»Wenn du sie noch einmal Nigger nennst, dann schwöre ich dir …«

»Au!«, schrie Dorothea, als Stella sie mit ihren kleinen weißen Zähnen ins Handgelenk biss, und jetzt schließlich löste sie ihren Griff. Stella lief zu Cecily, die beschützend die Arme um sie legte.

»Das Kind ist eine Wilde! Schau!« Dorothea zeigte ihren Arm vor. »Blutig gebissen hat sie mich! Ich schwör dir, Cecily, sobald sie und ihre Mutter ihre Sachen gepackt haben, verschwinden sie aus meinem Haus. Und ich muss jetzt meinen Arzt kommen lassen – sie hat mich bestimmt mit irgendeiner Krankheit angesteckt!«

»Mach dich nicht lächerlich, Mama, Stella ist so gesund wie du und ich.«

»Ich habe dir gesagt, sie und ihre Mutter verlassen heute noch mein Haus!«

»Gut, dann gehe ich mit. Außerdem kann ich es sowieso keinen Moment länger in diesem Haus ertragen, wo ich mir ständig deine widerwärtigen Vorurteile und deine rassistischen Bemerkungen anhören muss! Stella ist bloß ein Kind, Mama, genauso wie all deine geliebten Enkelkinder!«

Der Tumult hatte Walter aufgeschreckt, der im Pyjama aus seinem Schlafzimmer kam.

»Was geht denn hier vor sich?«

»Deine Tochter hat die ganze Nacht ein Niggerkind in ihrem Bett schlafen lassen«, erklärte Dorothea. »Das ist widernatürlich.«

»Jetzt reicht's!« Cecily nahm Stella in die Arme und trug sie ruhig ins Dachgeschoss, wo Lankenua verschreckt am oberen Treppenabsatz stand.

»Kannst du bitte dich und Stella anziehen und eure Sachen packen? Wir verlassen jetzt das Haus.«

Verständnislos sah Lankenua von Cecily zu Stella, folgte aber der Aufforderung.

Cecily ging wieder in ihr Zimmer, um sich anzuziehen und

einige Kleider in eine Tasche zu werfen. Sie traf sich mit Lankenua und Stella im Flur und ging mit ihnen nach unten in den Eingangsbereich.

»Was in aller Welt hast du denn vor?«, fragte Walter, der vom oberen Treppenabsatz zusah, wie sie Stella Mantel, Stiefel und Mütze anzog.

»Mama hat gesagt, dass Lankenua und Stella das Haus verlassen müssen, also gehe ich mit ihnen, Papa.«

Einen Moment sahen sie sich an. Cecily klopfte das Herz zum Zerspringen, während sie wartete, ob ihr Vater sich für sie einsetzen würde. Doch er machte keine Anstalten, etwas zu sagen, und mit einem traurigen Seufzen wandte sie sich ab.

»Mary, lass Archer vorfahren. Und bitte pack meine restlichen Habseligkeiten in meinen Koffer. Ich schicke Archer später, um sie abzuholen«, sagte sie der Haushälterin, die in der Nähe stand, die Augen vor Schreck weit aufgerissen.

»Jawohl, Miss Cecily.«

Cecily streifte ihren Mantel über und drehte sich zu ihren Eltern. Das Gesicht ihrer Mutter war immer noch rot vor Wut, sie hielt ihr Handgelenk umklammert. Ihr Vater senkte den Blick, sobald sie zu ihm sah.

»Schäm dich, Papa«, flüsterte sie. In dem Moment erschien Archer in der Haustür.

»Nimm Stella an der Hand und setz sie und mein Hausmädchen in den Wagen, dann warte auf mich«, trug sie ihm auf.

»Jawohl, Miss Cecily.« Archer streckte die Hand aus und winkte Stella zu sich.

Die drei verschwanden durch die geöffnete Haustür.

»Du entscheidest dich also für sie und gegen uns?«, herrschte Dorothea sie an.

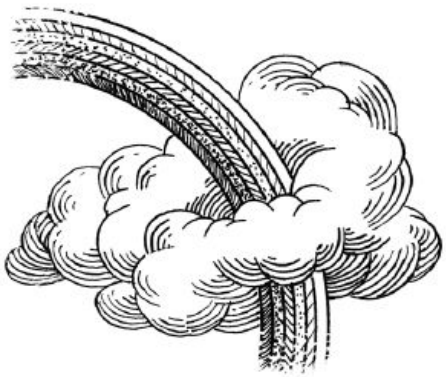
»Wenn das die Wahl ist, vor die du mich stellst, dann entscheide ich mich für sie, ja.«

Sie wischte die Tränen fort, die ihr über die Wangen liefen, und ging zur Haustür. Ohne sich noch einmal umzudrehen, trat sie in die kalte Luft hinaus und verließ das Zuhause ihrer Kindheit.

ELEKTRA

# *New York*

Juni 2008



# XLVII

»Und ich habe nie wieder einen Fuß über diese Schwelle gesetzt.«

Stella drehte den Kopf zur Skyline von New York jenseits der Fenster. Zuerst war die Dämmerung hereingebrochen, dann war es Nacht geworden, ohne dass sie beide es bemerkt hätten.

»Ich … weiß nicht, was ich sagen soll«, flüsterte ich und setzte mich aufrecht hin. In den langen Stunden, in denen ich Stella zuhörte, hatte ich mir ein Kissen unter den Kopf geschoben und mich auf dem Sofa ausgestreckt. Im dämmrigen Licht konnte ich nur die Umrisse meiner Großmutter erkennen, ihr stolzes Profil hob sich gerade eben vor der gedämpften Vielzahl der Lichter der Stadt ab, die in den Raum fielen.

Ich versuchte, sie mir als kleines Mädchen vorzustellen, das Baby, das eine Fremde vor dem sicheren Tod bewahrt und nach New York gebracht hatte. Es fiel mir schwer, die beiden in Einklang zu bringen.

»Wohin seid ihr, als ihr Cecilys Elternhaus verlassen habt?«

»Zu Rosalind natürlich. Obwohl mir das ganze Geschrei und die hässlichen Worte, die ich damals gar nicht verstand, panische Angst gemacht hat, nahm Archer mich an der Hand, ging mit mir zum Wagen und setzte mich auf die Rückbank. Er gab mir einen Lutscher und sagte, ich solle dortbleiben, alles werde gut. Und weißt du was? Ich habe ihm geglaubt.« Stella lächelte kaum merklich. »Wir sind mehrere Monate bei Rosalind und ihrem Mann Terrence geblieben – Dorothea hat Cecilys Zuwendung gestrichen, eine Zeit lang waren wir also völlig mittellos. Unsere Rettung war Kiki Preston.«

»Wie das?«

»Sie hat ihrer Patentochter ein Erbe hinterlassen – ein paar Aktien und Bargeld, sodass wir schließlich in Brooklyn eine Wohnung kaufen konnten, ganz in der Nähe von Rosalind. Es war

nichts im Vergleich zu dem, woran Cecily gewöhnt war, und rückblickend denke ich, dass das Leben für sie sehr hart gewesen sein muss. An dem Tag hat sie ihre ganze Familie verloren – meinetwegen.«

»Sie muss dich sehr geliebt haben.«

»Das hat sie auch«, sagte Stella und nickte. »Und ich habe sie verehrt. Sie hat sich als begnadete Lehrerin erwiesen, und dank ihrem und Rosalinds Einsatz wuchs die kleine Schule, die sie gemeinsam ins Leben gerufen hatten. Als ich zehn war, hatten sie genügend Schüler, um ein eigenes Gebäude zu mieten. Und bei meinem Abschluss hatten sie achtzig Schüler – darunter auch einige weiße, möchte ich betonen – und sechs fest angestellte Lehrer.«

»Sie hat ihre Lebensaufgabe gefunden.«

»In der Tat. Sie war eine unglaubliche Frau, und sie fehlt mir bis heute.«

So viele Fragen gingen mir durch den Kopf, dass ich gar nicht wusste, welche ich zuerst stellen sollte.

»Was ist aus dem Hausmädchen geworden, das du für deine Mutter gehalten hast?«

»Lankenua? Ach, sie ist mit uns in New York geblieben. Sie hat durch die Kirche einen Mann kennengelernt, und den hat sie geheiratet, ein Jahr nachdem wir das Haus in der Fifth Avenue verlassen hatten. Sie sind in eine kleine Wohnung hier in Brooklyn gezogen, und sie hat weiter bei Cecily gearbeitet und sich um mich gekümmert.«

»Und ihr Sohn?«

»Kwinet war fast sechzehn, als wir aus Kenia fort sind. Lankenua hat ihn gefragt, ob er zu ihr kommen wolle, aber das hat er abgelehnt. Er war damit zufrieden, sich um die Paradiesfarm zu kümmern.«

»Sind sie noch am Leben?«

»Leider nein«, sagte Stella seufzend, »fast alle, bis auf Beatrix, sind mittlerweile gestorben. Sie ist fünfundachtzig und immer noch ein Ausbund an Energie. Ich würde dich ihr eines Tages gern vorstellen. Könntest du Licht einschalten?«

»Natürlich.« Ich streckte die Hand zur Lampe auf dem Tisch

neben dem Sofa aus. Das helle Licht brach den Bann, abrupt wurden wir in die Gegenwart zurückkatapultiert.

»Du meine Güte, es ist nach zwei Uhr morgens«, sagte Stella mit einem Blick auf die Uhr. »Ich muss nach Hause.«

»Ich bestell dir ein Taxi.«

»Danke, Liebes. Das wäre nett.«

Während ich beim Concierge ein Taxi organisierte, ging Stella auf etwas unsicheren Beinen ins Bad. Ich folgte ihr in den Flur, um mir aus der Küche ein Glas Wasser zu holen, und sah, dass die Tür zu Lizzies Zimmer geschlossen war. Sie musste irgendwann im Lauf des Abends in die Wohnung geschlichen sein.

Stella kam aus dem Bad und nahm ihre Handtasche vom Stuhl.

»Ist es in Ordnung für dich, die Nacht allein hier zu verbringen?«, fragte sie verständnisvoll. »Ich kann bleiben …«

»Keine Sorge, eine Freundin ist hier. Trotzdem danke fürs Angebot.«

»Elektra, ich weiß, dass es noch so viel zu erzählen gibt … alles, was du über deine Mutter erfahren willst, und das sollst du auch, du hast jedes Recht dazu. Aber du verstehst hoffentlich, warum es so wichtig war, dass du weißt, wie ich nach Amerika gekommen bin. Das ist zwar überhaupt keine Entschuldigung für das, was danach passierte, aber …«

»Ich hab schon kapiert, Stella. Fahr nach Hause und ruh dich aus.«

»Wann soll ich wiederkommen? Ich habe zwar einige Termine, aber im Moment stehst du an erster Stelle, glaub mir.«

»Kann ich dich morgen früh anrufen, wenn ich ein bisschen geschlafen habe?«

»Natürlich. Gute Nacht, Liebes. Es tut mir sehr leid, wenn ich dich verstört haben sollte.«

»Schon okay«, sagte ich und öffnete ihr die Wohnungstür. »Eins zumindest baut mich auf.«

»Was denn?«

»Dass ich wirklich von einer Prinzessin abstamme«, sagte ich lächelnd. »Gute Nacht, Stella.«

* * *

»Wow, ihr habt euch ja wirklich lang unterhalten«, sagte Lizzie, als ich am nächsten Morgen die Küche betrat. Ich fühlte mich, als hätte ich am Vorabend ein paar Lines gezogen und eine ganze Flasche Grey Goose geleert.

»Das stimmt allerdings«, sagte ich und machte mir einen starken Espresso.

»Und bist du jetzt mit deiner Großmutter im Reinen?«

»So würde ich das nicht nennen, aber ich glaub, wir kommen voran, doch.«

»Gut. Du weißt, ich möchte mich wirklich nicht einmischen, aber wenn du darüber reden möchtest, Elektra, ich bin da.«

»Das weiß ich, Lizzie, danke.«

»Ich gehe heute Vormittag zur Bank – ich hoffe, dass sie die richtigen Formulare gefunden haben, die ich unterschreiben muss, damit ich an mein Geld komme. Dann bist du mich los.«

»Lizzie, echt, ich freu mich riesig, dass du hier bist. Um ehrlich zu sein, würde es mich richtig fertigmachen, wenn du jetzt ausziehen würdest. Auf meinem Weg zu mir selbst stelle ich fest, dass ich nicht gut allein leben kann. Wie wär's, wenn du auf Dauer bei mir einziehst?«

»Ach, Elektra, das wäre ein Traum, aber ich kann mir die Miete schlicht nicht leisten. Sie muss doch exorbitant sein.«

»Zum einen weißt du, dass Geld für mich kein Thema ist, und zum anderen überlege ich mir, ob ich nicht lieber woanders wohnen möchte. Demnächst läuft der Mietvertrag aus. Neulich war ich mit Miles in Harlem, dort hat man das Gefühl, dass es eine richtige Gemeinschaft gibt. Aber hier in Manhattan spielt es keine Rolle, wo man ist, findest du nicht?«

»Wenn du damit meinst, dass es unpersönlich ist, wie in einem Hotel, dann ja. Das stimmt. Harlem mit Miles, ah ja?« Lizzie grinste. »Ich bin gestern Abend gar nicht dazu gekommen, mehr über ihn zu erfahren. Ich meine, es ist ja nicht zu übersehen, was er für dich empfindet. Aber was ist mit dir?«

»Lizzie, da liegst du völlig falsch. Miles und ich sind bloß befreundet. Wir helfen Vanessa und arbeiten gemeinsam an einem Projekt. Auch wenn er reichlich Gelegenheit gehabt hätte, hat er nie versucht … na ja, gar nichts.«

»Vielleicht ist er einfach schüchtern, Elektra, oder überfordert. Ich meine, du giltst als eine der schönsten Frauen der Welt. Wahrscheinlich glaubt er, dass du in einer ganz anderen Liga spielst als er.« Lizzie stand auf. »Hättest du Lust auf Avocado mit Toast? Wenn ich's schon nicht essen kann, macht es mir Spaß, es jemandem zu servieren, dem's schmeckt.«

»Ja, warum nicht?«

»Wie auch immer«, fuhr sie fort, »das ist meine Theorie zu Miles. Er mag ja ein Bild von einem Kerl sein, aber er gehört kaum zu den schwerreichen Promis, mit denen du dich sonst abgibst, oder?«

»Nein, eher nicht, zum Glück. Weißt du was? So habe ich mir das noch nie überlegt.«

»Dann solltest du das vielleicht mal. Ach, um kurz von etwas anderem zu reden – als ich gestern Abend in der Küche war, um euch aus dem Weg zu gehen, da habe ich mir dein Skizzenbuch angeschaut« – Lizzie deutete auf den Tisch –, »ich hoffe, du hast nichts dagegen. Einige von den Entwürfen sind echt klasse.«

»Danke, aber das hab ich bloß so hingekritzelt. Ich hab in der Ranch doch wieder zu zeichnen begonnen, weißt du noch?«

»Du solltest mit den Entwürfen etwas anfangen, Elektra. Ich würde die Klamotten sofort kaufen. Dieser ganze Ethnolook gefällt mir.«

»Ehrlich gesagt, hab ich mir das gestern auch überlegt. Ich meine, ich könnte ja darauf achten, dass die Stoffe nachhaltig produziert und fair gehandelt werden, und den Gewinn aus der Kollektion ins Beratungszentrum stecken. Ich meine, das Geld brauche ich ja nicht.«

»Ach, ich wünschte, das könnte ich von mir auch behaupten. Ich finde die Idee großartig«, sagte sie und löffelte die Avocado auf einen Roggentoast.

* * *

Nachdem Lizzie zur Bank aufgebrochen und Mariam gekommen war, stellte ich mich unter die Dusche und überlegte, ob es mich überfordern würde, Stella heute zu sehen. Und gelangte zu einem Nein. Oder vielmehr, es durfte mich einfach nicht überfordern, denn ich wollte unbedingt das Ende der Geschichte erfahren.

*Man kann das Leben nur rückwärts verstehen, leben aber muss man es vorwärts.*

Pas Zitat für mich auf der Armillarsphäre ging mir immer wieder durch den Kopf. Vielleicht hatte er es gewählt, weil er wusste, dass Stella sich mit mir in Verbindung setzen und mir früher oder später die Geschichte meiner Herkunft erzählen würde. Wenn er es für richtig gehalten hatte, dass ich davon erfuhr, dann musste ich ihm vertrauen. Schließlich hatte er mich mehr geliebt als jeder andere Mensch auf der Welt …

Bestärkt von dem Gedanken wählte ich Stellas Nummer, die sofort abhob. Ich fragte sie, ob sie später zu mir kommen könne.

»Natürlich, aber vielleicht hättest du ja Lust, mich zu besuchen? Dann könntest du sehen, wo Cecily und ich zusammengelebt haben.«

»Du wohnst noch in derselben Wohnung?«

»Ja, und viel verändert hat sich seitdem auch nicht«, antwortete Stella lachend.

»Also gut. Wann soll ich kommen?«

»Um drei wäre gut. Dann können wir aus Cecilys Porzellantassen Tee trinken.«

Ich notierte die Adresse, legte auf und ging in die Küche zu Mariam.

»Morgen«, sagte ich mit einem Lächeln.

»Guten Morgen, Elektra. Wie geht’s dir heute?«

»Gut. Ich fahre heute Nachmittag zu meiner Großmutter und komme wahrscheinlich erst spät zurück.«

»Ah ja, schön.«

Ich schaute auf ihren bedeckten Kopf und ihre gepflegten

kleinen Finger, die beim Tippen über die Tastatur flogen. Irgendetwas an ihrer Körpersprache sagte mir, dass etwas nicht ganz in Ordnung war. Aber es stand mir nicht zu, sie danach zu fragen.

»Ein paar Sachen gibt's zu besprechen«, sagte ich und holte eine Cola aus dem Kühlschrank. »Könntest du dich über Baumwolle aus Afrika schlaumachen? Vorzugsweise aus Kenia?«

»Natürlich«, sagte Mariam. »Darf ich nach dem Grund fragen?«

»Ich überlege mir, eine Kollektion zu entwerfen. Alle Gewinne daraus sollen in das Beratungszentrum fließen, für das sich Miles so stark engagiert.«

Mariams Reaktion war ebenso positiv wie Lizzies, und wir unterhielten uns eine halbe Stunde über mögliche Bezugsquellen.

»Es wäre fantastisch, wenn du hinfahren und die Frauen, die die Stoffe herstellen, tatsächlich kennenlernen könntest«, meinte Mariam.

»Vielleicht tue ich das eines Tages auch. Meine Vorfahren stammen aus Kenia.«

»Ach ja? Hat deine Großmutter dir das erzählt?«

»Ja, und heute Nachmittag erfahre ich mehr von ihr darüber. Kannst du mir einen Wagen bestellen, der mich für drei Uhr nach Brooklyn bringt?«

»Natürlich«, sagte Mariam.

»Gut. Dann gehe ich jetzt eine Runde laufen.«

Auch jetzt, als ich über die Straße joggte, stand Tommy nicht auf seinem Posten. Schon seltsam, dass jemand eine Rolle im Leben eines Menschen spielen konnte, man aber keine Ahnung hatte, wo er wohnte oder wie man mit ihm Kontakt aufnahm, wenn er plötzlich verschwand.

Völlig in Gedanken versunken bemerkte ich die beiden Männer erst, als sie über mich herfielen. Einer hielt mich von hinten im Schwitzkasten, der andere riss mir die Rolex vom Handgelenk und den kleinen Diamanten mit der Kette vom Hals.

Noch bevor ich schreien oder mich wehren konnte, waren sie schon wieder abgehauen. Ich war wie betäubt vor Schock, einen Moment drehte sich alles. Ich stützte die Hände auf die Knie und

atmete tief durch. Dann hörte ich neben mir eine Stimme.

»Alles so weit in Ordnung, Ma'am? Es tut mir wirklich leid, dass ich Ihnen nicht helfen konnte, aber die hatten ein Messer.«

Ich schaute auf und sah einen alten Mann mit grauen Haaren, der fast so gebeugt dastand wie ich, nur aus natürlichen Gründen.

»Da drüben ist eine Bank, auf die Sie sich setzen können. Ich helf Ihnen hin«, erbot er sich.

Er fasste mich um die Taille, seine Hand war erstaunlich fest und beruhigend, als er mich zur Bank führte.

»So, jetzt kommen Sie erst mal zu sich«, sagte er, als ich mich vorsichtig niederließ.

»Entschuldigen Sie … das ist der Schock. Gleich geht's wieder«, keuchte ich.

»Hier, trinken Sie einen Schluck Wasser. Es ist eine neue Flasche – ich hatte sie noch nicht geöffnet.«

»Danke.«

»Sie sollten im Moment wirklich nicht allein durch den Park laufen. Die Typen sind Profis – die hatten Sie und Ihren Schmuck sicher schon länger im Auge und werden sich genau überlegt haben, wo sie Ihnen auflauern.«

»Ja, es ist meine eigene Schuld«, stimmte ich ihm zu. »Normalerweise laufe ich ohne Uhr, aber …«

»Deswegen komme ich immer nur mit Poppet hierher. Sie mag ja klein sein, aber sie hat eine Vorliebe für Knöchel«, sagte der alte Mann und kicherte.

Ich blickte nach unten und sah einen winzigen Terrier – mitsamt Schleifchen auf dem Kopf –, der seinem Herrchen zu Füßen saß und zu mir aufschaute. Bei dem Anblick musste ich lächeln.

»Sie wohnen hier in der Gegend, oder?«, fuhr der Mann fort.

»Ja, gleich auf der anderen Straßenseite, in der Central Park West.« Ich deutete in die Richtung meiner Wohnung.

»Dann sind wir Nachbarn«, sagte er. »Ich wohne hier an der Fifth.« Er zeigte auf einen Wohnblock. »Seit gut achtzig Jahren – ich bin dort zur Welt gekommen.«

»Meine Großmutter lebte eine Zeit lang in der Fifth, in dem hübschen kleinen Haus mit der geschwungenen Fassade.«

»Nein, wirklich? Meinen Sie die Nummer 925? Das Haus, das vor Ewigkeiten den Huntley-Morgans gehörte?«

»Ich glaube schon«, sagte ich, vom Schock stand ich immer noch völlig neben mir.

»Tja, da könnte ich Ihnen ein paar Geschichten erzählen. Diese Dorothea – eine verbitterte alte Hexe war das.« Der Mann lachte. »Nach dem Tod ihres Mannes hat sie jahrelang allein dort gelebt. Ich war damals noch ein Kind, aber sie hat mir höllisch Angst gemacht, wie sie da ganz in Schwarz am Fenster gesessen und rausgeschaut hat. Wie die Mutter in *Psycho*. Ich habe nie gesehen, dass jemand sie besucht hätte, keine Menschenseele.«

Ich war zu durcheinander, um zu antworten.

Nach einer Pause sagte er: »Ich weiß, wer Sie sind – ich erkenne Sie von den Werbeplakaten. Es erstaunt mich, dass Sie beim Laufen keinen Bodyguard dabeihaben. Wenn Sie nicht wollen, dass so etwas wieder passiert, sollten Sie sich vielleicht einen zulegen.«

»Ja, ich weiß, aber der Freiraum tut mir gut, außerdem …« Ich wollte schon sagen, dass ich gut auf mich selbst aufpassen konnte, aber angesichts der Umstände stimmte das ja wohl nicht. Ich fasste mir in den Nacken, dort hatte die Kette, als sie weggerissen wurde, mir die Haut verletzt. Ich hatte mir den Diamanten vor Jahren von einer meiner ersten großen Gagen gekauft und selten abgelegt. Ohne ihn kam ich mir regelrecht nackt vor. Meine Fingerspitzen waren blutverschmiert.

»Das sollten Sie verarzten lassen. Soll ich jemanden anrufen, der Sie abholt?«

»Nein, ich komm schon klar, ich hab’s ja nicht weit nach Hause«, sagte ich und stand vorsichtig auf.

»Ich begleite Sie.«

Und so gingen mein neuer Beschützer, sein winziger Terrier und ich langsam zu meiner Wohnung. Als wir an der Ampel auf Grün warteten, damit ich die Straße überqueren konnte, reichte er mir sogar den Arm.

»Haben Sie vielen Dank«, sagte ich, als wir unter dem Vordach meines Wohnhauses standen.

»Das ist doch selbstverständlich, Ma'am. Ich habe mich gefreut, mit Ihnen zu reden – so etwas passiert dieser Tage hier in der Stadt nicht mehr allzu oft. Sie sollten Anzeige erstatten – ich stehe Ihnen gern als Zeuge zur Verfügung.«

»Da kann die Polizei jetzt auch nichts mehr machen«, murmelte ich, als der Mann in seiner Hosentasche wühlte und mir eine Visitenkarte reichte.

»Das bin ich – Davey Steinman, stets zu Diensten. Kommen Sie mich doch mal besuchen, dann erzähle ich Ihnen ein paar Geschichten von den Huntley-Morgans. Meine Mutter konnte sie nicht leiden; wir sind Juden, müssen Sie wissen, und obwohl wir jahrelang Tür an Tür gewohnt haben, haben sie kein Wort mit uns gewechselt.«

»Das mache ich, Davey, und danke für Ihre Hilfe.« Mit einem Lächeln winkte ich ihm und Poppet zum Abschied und wankte dann ins Haus.

»Du meine Güte!«, rief Mariam, als ich in die Küche kam und mich auf einen Stuhl fallen ließ. »Elektra, was ist passiert?«

»Ich bin ausgeraubt worden.« Ich zuckte mit den Schultern. »Aber mir fehlt nichts. Ich würde dich nur bitten, dir mal meinen Nacken anzuschauen, ich kann die Wunde nicht sehen.«

Mariam war schon aufgestanden und holte die Hausapotheke, die im Küchenschrank aufbewahrt wurde.

»Es hat mir nie gefallen, dass du allein im Park laufen gehst, Elektra. Es ist einfach nicht sicher genug, vor allem nicht für jemand so Bekannten wie dich. So, jetzt lass mich das mal ansehen.«

»Wie gefährlich etwas ist, wird einem vielleicht erst klar, wenn einem etwas passiert. Weißt du, ich genieße die Zeit für mich. Au!« Ich zuckte zusammen, etwas im Nacken brannte.

»Entschuldige, aber ich muss die Wunde säubern. Sie ist sehr klein, nur eine winzige Stelle, wo die Kette dir in die Haut geschnitten hat. Du solltest wirklich bei der Polizei anrufen …«

»Wozu? Die erwischen die Typen doch sowieso nicht«, wehrte ich ab.

»Damit du bei der Versicherung wegen des gestohlenen Schmucks die Anzeige vorlegen kannst – und auch, um dafür zu

sorgen, dass anderen Leuten nicht das Gleiche passiert.«

»Da hast du wahrscheinlich recht. Ich habe einen netten alten Mann kennengelernt, der meinte, sie hätten mich wahrscheinlich schon eine ganze Zeit beobachtet, was ich ziemlich gruselig finde«, sagte ich, während Mariam ein Pflaster zurechtschnitt, um die Wunde zu versorgen.

»Ist es auch«, sagte Mariam mit Nachdruck.

»Der alte Mann meinte, ich soll mir einen Bodyguard zulegen.«

»Da kann ich ihm nur recht geben, Elektra.«

»Vielleicht will sich ja Tommy um die Stelle bewerben.« Lächelnd stand ich auf und wühlte in der Hausapotheke nach zwei Ibuprofen. »Ehrlich gesagt, mache ich mir Sorgen um ihn – ich habe ihn seit Tagen nicht mehr gesehen. Du?«

»Nein.«

»Hast du zufällig seine Handynummer?«

»Nein. Sollte ich?«, antwortete Mariam brüsk.

»Ach, ich dachte, ihr beide hättet Kontakt … Wie auch immer, hoffen wir mal, dass er demnächst wieder auftaucht. So, und jetzt muss ich duschen und schnell was essen, und dann fahre ich zu meiner Großmutter.« Ich lächelte Mariam zu, aber sie stand mit dem Rücken zu mir, weil sie gerade die Hausapotheke in den Schrank zurückstellte.

»Im Kühlschrank stehen Sushi. Ich hol sie raus.«

»Danke.«

* * *

Bei der Fahrt über die Brooklyn Bridge auf dem Weg zu Stella dachte ich über Mariam nach und dass sich an ihrer üblichen Ruhe und Ausgeglichenheit eindeutig etwas verändert hatte, wenn auch kaum wahrnehmbar. Irgendetwas war vorgefallen, das sagte mir mein Gefühl. Ich nahm mir vor, sie abends danach zu fragen. Denn wenn ich das Problem war, musste ich das wissen; ich wollte mir noch nicht einmal vorstellen, sie zu verlieren.

Am Sidney Place stieg ich aus dem Wagen und sah eine Reihe adretter Sandsteinhäuser und modernerer Klinkerbauten. Der Bürgersteig war von Bäumen gesäumt, die Straße vermittelte den Eindruck von unauffälligem Wohlstand. Ich ging die Stufen eines Sandsteinhauses hinauf, vor dessen Fenstern hübsche Blumenkästen hingen, läutete bei »Jackson«, und wenige Sekunden später öffnete meine Großmutter die Tür.

»Herzlich willkommen, Elektra«, sagte sie und ging mir voraus in einen Eingangsbereich und dann weiter in einen großen, luftigen Raum mit Fenstern an beiden Enden. Nach vorn sah man auf die gegenüberliegenden Häuser hinaus, nach hinten auf den Garten. Die altmodischen Möbel fielen mir sofort auf, es gab ein mit Chintz bezogenes Sofa und zwei abgenutzte Ledersessel, die sich vor einem großen Kamin gegenüberstanden.

»Hübsch hier«, sagte ich und meinte es auch so, obwohl ich fast glaubte, in ein anderes Jahrhundert getreten zu sein. Alles vermittelte das Gefühl, als wäre es schon immer so gewesen, und das hatte etwas Beruhigendes.

»Entschuldige die Einrichtung. Für Innenarchitektur habe ich mich nie interessiert«, sagte Stella, nahm einen Berg Papiere von der Couch und legte ihn auf einen Beistelltisch, auf dem sich bereits andere Unterlagen stapelten. »Kann ich dir etwas zu trinken anbieten?«

»Eine Cola wär fein, wenn du eine hast.«

»Natürlich. Möchtest du mitkommen und dir den Rest der Wohnung ansehen?«

»Warum nicht?«, antwortete ich. Sie öffnete eine Tür, und wir gingen über ein paar Stufen ins Souterrain, wo die Küche lag. Eine Flügeltür führte in den hübschen Garten hinaus. Die Wände waren in einem merkwürdigen Gelb, vermutlich vom Alter, und über die Decke zogen sich im Zickzack lauter Risse. Es gab einen altmodischen Kiefernholztisch, der ebenfalls unter Papierstapeln und Aktenordnern verschwand, und einen Herd, wie ich ihn kürzlich in einem Film gesehen hatte, der in den Fünfzigerjahren spielte. Vor einer Wand stand eine Anrichte mit Regalen voll bunter Keramik.

»Hier sieht es mehr oder minder noch genauso aus wie in

meiner Kindheit.«

»Hat meine Mom mit dir hier gelebt?«

Sie zögerte kurz, ehe sie antwortete.

»Ja. Cecily kaufte die Wohnung von Kikis Erbschaft, sie kostete nicht viel, das Viertel war damals noch billig. Als wir einzogen, ging es hier ziemlich rau zu. Doch im Lauf der Zeit hat sie ein richtiges Zuhause für uns alle daraus gemacht, und na ja, jetzt ist die Gegend das, was Immobilienmakler ›begehrt‹ nennen. Oben gab es ein Zimmer für Cecily, eins für mich und ein drittes für Lankenua, bis sie mit ihrem Mann in ihre eigene Wohnung zog. Möchtest du draußen im Garten sitzen? Um diese Zeit scheint dort die Sonne.«

»Klar«, sagte ich. Stella führte mich auf die Terrasse, wo ein altmodischer gusseiserner Tisch und zwei Stühle standen, die früher einmal weiß gewesen waren, mittlerweile aber abgeschlagen und grün vermoost.

»Ich tue mein Bestes, ihn zu erhalten«, sagte sie und deutete auf den Garten mit den vielen blühenden Pflanzen, deren Namen ich nicht kannte. »Als Cecily sich darum kümmerte, war er ihr ganzer Stolz, sie hatte sich von ihrer Freundin Katherine aus Kenia alle möglichen Ableger schicken lassen. Aber seitdem ich dafür verantwortlich bin, wuchert das Unkraut. Ich bin oft unterwegs und habe weder die Zeit noch die Lust, im Garten zu arbeiten.«

»Ist Cecily je wieder nach Afrika gefahren? Warst du dort?«, fragte ich.

»Zweimal Ja. Mir ist klar, dass du Hunderte Fragen hast, Elektra, aber ich habe mir überlegt, dass es am besten ist, wenn ich dir die Geschichte weiterhin in chronologischer Reihenfolge erzähle.«

»Also gut. Aber eins muss ich dich doch fragen, Stella: Lebt meine Mom noch? Ich meine, so alt kann sie nicht sein, und …«

»Es tut mir sehr leid, Elektra, aber nein, sie ist schon vor vielen Jahren gestorben.«

»Ach … okay.«

Behutsam legte Stella eine Hand auf meine. »Soll ich noch etwas warten, bevor ich dir erzähle, was passiert ist, nachdem wir das Haus an der Fifth Avenue verlassen haben?«

»Nein. Ich meine, man kann ja schlecht um jemanden trauern, den man nie gekannt hat, oder? Ich wollte es einfach wissen.«

»Aber in deinen Gedanken existiert sie, deshalb kannst du trauern.«

Ich schluckte schwer; meine Großmutter hatte recht. Damit musste ich mich von jeder Illusion verabschieden, ich könnte jemals meiner leiblichen Mutter begegnen. Wenn ich als kleines Kind Ärger mit Ma gehabt hatte, weil ich ungezogen gewesen war, hatte ich oft an sie gedacht. Ich stellte mir meine Mutter – wie wohl jedes Adoptivkind – als jemanden vor, der wie ein Engel vom Himmel schweben, mich in die Arme schließen und mir sagen würde, dass sie mich bedingungslos liebte, egal, was ich anstellte.

»Ist schon in Ordnung.« Ich nickte bekräftigend. »Jetzt möchte ich bloß endlich alles erfahren, damit ich wieder nach vorn schauen kann. Wann hast du denn herausgefunden, dass Lankenua nicht deine richtige Mutter war?«

»Das war wegen ihrer Heirat. Lankenua wollte ein neues Leben beginnen, in das sie mich nicht mitnehmen würde, also haben die beiden es mir gemeinsam gesagt.«

»Hat es dich getroffen, die Wahrheit zu erfahren?«

»Eigentlich nicht. Natürlich hatte ich sie geliebt, aber meine Bezugsperson war immer Cecily gewesen. Vielleicht könnte man sie als mein Kindermädchen bezeichnen. Erzogen hat mich Kuyia – Cecily –, und die habe ich auch immer als meine Mutter betrachtet. Das Problem war: Plötzlich fiel Cecily ein, dass die Visa, mit denen Lankenua und ich in die Staaten eingereist waren, nie verlängert worden waren. Offiziell waren wir also beide illegale Einwanderer. Bei Lankenua war das kein Problem, weil sie einen US-Bürger heiraten und damit automatisch selbst Amerikanerin werden würde; so war das damals noch. Schwieriger war es bei mir. Cecily wollte mich adoptieren, aber damals war es nicht nur völlig unbekannt, dass eine Weiße ein schwarzes Kind adoptierte, es war sogar unmöglich. Schließlich verfielen sie auf die Idee, dass offiziell Rosalind mich adoptieren würde. Ihr Mann Terrence war Anwalt, und durch ihre politische Arbeit verfügten sie über gute Beziehungen. Es war letztlich das Einfachste. Also bekam ich den Namen Stella

Jackson, wurde Amerikanerin und erhielt auch einen amerikanischen Pass, obwohl ich weiter hier bei Cecily lebte.«

»Jackson … natürlich! Ich hab die Nachnamen vorher einfach nicht in Verbindung gebracht. Diese Rosalind muss eine verdammt tolle Frau gewesen sein.«

»Das war sie auch, und sie hatte mein Leben lang großen Einfluss auf mich. Du kannst dir wahrscheinlich gar nicht vorstellen, wie es war, als junge Schwarze in den Fünfzigerjahren aufzuwachsen – das war ja, wenn du auch nur eine leise Ahnung von amerikanischer Geschichte hast, die unglaublichste Zeit für die Schwarzen in ganz Amerika.«

»Stella, um ehrlich zu sein, habe ich null Ahnung von amerikanischer Geschichte. Ich bin in Europa zur Schule gegangen, da haben sie uns nur ihre beigebracht.«

»Ich verstehe, aber von Martin Luther King jr. solltest sogar du gehört haben, oder?«

»Klar, der sagt mir was.«

»Also, als ich 1959 ein Stipendium für mein Studium in Vassar bekam – das heißt, Cecilys und Rosalinds Plan war aufgegangen –, herrschten Unruhen in den USA. 1948 hatten die Vereinten Nationen die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte verkündet. Das war der erste Schritt auf dem Weg zum Ende der Rassentrennung. In der Zeit, als ich auf dem College war, erreichten die Proteste gegen die Rassentrennung in den Südstaaten ihren Höhepunkt. Und ich habe mich der Sache mit Leib und Seele verschrieben, immerhin waren Rosalind und Beatrix meine Mentorinnen. Ich kann mich noch genau an ihren und Cecilys Jubel erinnern, als der Oberste Gerichtshof 1954 die Rassentrennung an öffentlichen Schulen für verfassungswidrig erklärte. Das bedeutete, dass die Rassentrennung … Elektra, du weißt, was es damit auf sich hat, oder?«, fragte Stella unvermittelt.

»Ja, dass die schwarze und die weiße Bevölkerung in allen Lebensbereichen getrennt bleiben mussten.«

»Genau. Also, im Grunde bezog sich das Urteil nur auf Schulen, aber damit war Protesten gegen die generelle Rassentrennung natürlich Tür und Tor geöffnet. Damals begann

auch der Aufstieg von Dr. King. Er organisierte in den Südstaaten einen Boykott, nachdem eine junge Aktivistin, Rosa Parks hieß sie, sich geweigert hatte, ihren Sitzplatz in einem öffentlichen Bus für einen weißen Fahrgast frei zu machen. Der Boykott bedeutete, dass kein Schwarzer mehr in einen öffentlichen Bus stieg, bis die Rassentrennung aufgehoben würde, und das zwang die Busunternehmen in den Südstaaten in die Knie.«

»Wow«, sagte ich und versuchte, alles auf die Reihe zu kriegen, was sie mir erzählte.

»Obwohl das alles in den Südstaaten vor sich ging, haben die Studenten hier im Norden Proteste zu ihrer Unterstützung organisiert. Ach, Elektra«, Stella seufzte, »es ist so schwer, einem jungen Menschen wie dir, der Gleichberechtigung als Selbstverständlichkeit betrachtet, das zu erklären, aber damals haben wir uns ohne Rücksicht auf Verluste für ein Ziel eingesetzt, das größer war als wir.«

Stella verstummte, ihr Blick wanderte über den Garten, und am Leuchten in ihren Augen erkannte ich, dass sie an die glorreichen Tage zurückdachte.

»Wurdest du beim Demonstrieren je verhaftet?«, fragte ich.

»Zweimal, ja, und ich sage dir mit Stolz, dass deine Großmutter vorbestraft ist. Ich wurde mit sechs Kommilitoninnen wegen Störung der öffentlichen Ordnung angeklagt. Das Vorgehen der Polizei war oft brutal, aber das war mir egal, genauso wie meinen Freunden – viel wichtiger waren uns die Freiheit einer ganzen Nation und das Recht, genauso wie unsere weißen Mitmenschen behandelt zu werden. Als sich das alles zuspitzte, im Frühjahr 1963, stand ich in Vassar kurz vor den Abschlussprüfungen. Die Stimmung zu der Zeit war einfach unglaublich. Eine Viertelmillion von uns war beim Marsch auf Washington dabei, und wir haben uns friedlich versammelt, um Dr. Kings berühmte Rede zu hören.«

»*Ich habe einen Traum*«, murmelte ich. Davon hatte sogar ich gehört.

»Genau. Eine Viertelmillion waren wir, und nicht das geringste Anzeichen von Gewalt, nirgendwo. Es war …«, Stella schüttelte den Kopf, »ein unglaublicher Moment in meinem Leben und ein

einschneidender, und zwar in vieler Hinsicht.«

»Das glaub ich sofort«, sagte ich, wünschte mir aber im Stillen, diese Geschichtsstunde würde bald vorbei sein. »Was hast du dann gemacht?«

Stella lachte. »Das Nächstliegende! Ich habe hier in New York an der Columbia Law School Jura studiert. Ich hatte nur einen Gedanken im Kopf: Ich wollte die beste Bürgerrechtsanwältin und Aktivistin aller Zeiten werden. Ich hatte das Gefühl, dass Gott nur eine einzige Sache im Sinn gehabt hatte, als er mich nach Amerika schickte und mir all diese Möglichkeiten gab: Denen beizustehen, die weniger Glück hatten als ich. Aber im Leben läuft ja selten etwas nach Plan, oder?«

»Wie meinst du das?«

Stella sah mich an. »Weißt du was, ich glaube, jetzt ist es Zeit für die Tasse Tee, die ich dir versprochen habe. Ich habe auch ein paar Scones gekauft – magst du die?«

»Äh – sind die so was wie Muffins mit Rosinen? Ich glaube, unsere Haushälterin hat die manchmal gemacht, weil Pa sie so gern aß.«

»So ungefähr. Für Cecily und ihre Freundin Katherine gab es nichts Schöneres. Bleib hier, ich trage alles raus.«

Und so wartete ich, dass meine Großmutter mir Nachmittagstee servierte. Ich hatte das Gefühl, dass sie Zeit brauchte, um sich zu sammeln, bevor sie weitererzählte. Mittlerweile war die Sonne heiß geworden, und der Duft einer exotischen rosa Blume, die in üppiger Fülle von einem Rankgerüst herabhing, war regelrecht betäubend. Ich schloss die Augen und ließ mir noch mal alles durch den Kopf gehen, was Stella mir erzählt hatte. Mich packte das schlechte Gewissen, weil ich gar keine Ahnung hatte, wie sehr sich Frauen wie Stella und Rosalind eingesetzt hatten, um für die Gleichberechtigung und die Freiheit zu kämpfen, die ich eine Generation später für gegeben hinnahm.

»Geschichte« war etwas, bei dem ich an Ritterturniere dachte und an Steinreliefs von Damen auf Gräbern in der Krypta von Kirchen, die wir auf Pas Geheiß besichtigt hatten, wenn wir in den Sommerferien durch eine mittelalterliche Stadt kamen. Die

Geschichte, von der Stella sprach, war die einer neueren Zeit, und zwar einer, die sie selbst erlebt hatte. Sie und ihre Freunde hatten ihr Leben riskiert, damit ich die Freiheit besaß, ich selbst zu sein …

Bei dem Gedanken kam ich mir ganz klein und sehr egoistisch vor, je geglaubt zu haben, *ich* hätte Probleme.

»So, da wären wir«, sagte Stella. Auf dem Tablett, das sie herausbrachte, standen eine wunderschöne Teekanne aus Porzellan, zwei Tassen mit Untertassen und ein Milchkännchen.

»Kannst du uns Tee einschenken, während ich die Scones hole?«

»Klar, natürlich.«

Eigentlich war ich kein großer Fan von Tee, aber ich griff nach etwas, das wie ein kleines Sieb aussah und das, wie ich mir schließlich überlegte, wohl dazu diente, die Teeblätter aus der Kanne aufzufangen. Dann kippte ich Milch dazu.

»Das ist Darjeeling«, sagte Stella, als sie wiederkam. »Für mich der beste Tee der Welt.«

»Wieso hast du so viele englische Gewohnheiten, obwohl Cecily doch eigentlich Amerikanerin war?«, fragte ich und trank zögernd einen kleinen Schluck. Er schmeckte mir sogar, zum allerersten Mal.

»Weil Kenia damals unter britischer Herrschaft stand. Außerdem war Cecilys Freundin Katherine Engländerin, und Bill natürlich auch. Hier, probier mal einen Scone – mit dicker Sahne und Marmelade sind sie einfach köstlich.«

Das tat ich, um ihr eine Freude zu machen, und hatte einen Geschmack im Mund, der schwer, süß und klebrig zugleich war.

»Elektra, es fällt mir schwer, dir zu erzählen, was jetzt kommt. Ich kann nur hoffen, dass du es verstehst. Ich schäme mich dafür.«

»Angesichts meiner Geschichte verstehe ich’s garantiert, Stella. Ich meine, etwas Beschämenderes, als sich mit Alkohol, Drogen und Schlaftabletten abzufüllen und dann alles auszukotzen, kann man doch kaum gemacht haben.«

»Na ja, bei mir geht es um eine andere Art Scham, eine schlimmere, und ich hoffe, du verzeihst mir.«

»Das kann ich dir jetzt schon versprechen. Und jetzt erzähl«,

drängte ich sie.

»Du erinnerst dich, dass ich dir sagte, der Marsch auf Washington und Dr. Kings Rede wären ein einschneidendes Erlebnis für mich gewesen?«

»Ja.«

»Ich ging damals mit einem jungen Mann, den ich bei einer Kundgebung kennengelernt hatte. Er war nie auf dem College gewesen, aber er hat für unsere Sache gebrannt und unglaublich mitreißende Reden gehalten. Er war zwar ungebildet, aber intelligent und charismatisch, und … na ja, ich habe mich in ihn verliebt. Und an dem Abend in Washington, als die Ansprachen vorbei waren und alle im Hochgefühl schwebten – du kannst dir das einfach nicht vorstellen – also, da … da haben wir miteinander geschlafen. Im Park unter einem Baum.«

»Und das war's? Also wirklich, Stella, das schockt mich echt nicht. Wirklich. Du bist auch nur ein Mensch, solche Sachen haben wir doch alle gemacht«, beruhigte ich sie.

»Danke, Elektra.« Stella wirkte erleichtert. »Es ist für eine Achtundsechzigjährige einfach peinlich, ihrer Enkeltochter so etwas erzählen zu müssen.«

»Damit hab ich kein Problem, keine Sorge. Was ist dann passiert?«, fragte ich, obwohl ich die Antwort bereits ahnte.

»Ein paar Wochen später stellte ich fest, dass ich schwanger war«, sagte Stella. »Das war ein ziemlicher Schock – ich meine, alle erwarteten, dass ich Vassar mit Bestnote abschließen würde, und meinen Studienplatz an der Columbia Law School hatte ich auch schon. Ich weiß noch genau, wie ich hier in die Wohnung zurückkam und wusste, dass ich Cecily alles gestehen musste. Ich glaube, ich hatte in meinem ganzen Leben nie so viel Angst wie in dem Moment.«

»Weil du dachtest, sie würde dich vor die Tür setzen?«

»Nein, das nicht. Es war eher, weil sich alles zerschlagen hatte, wofür sie gearbeitet und sich aufgeopfert hatte. Sie so zu enttäuschen, konnte ich kaum ertragen.«

»Wie hat sie reagiert?«

»Weißt du was? Erstaunlich gefasst. Wodurch es fast noch

schlimmer wurde – ich fand, dass ich eine gewaltige Standpauke verdient hätte. Zuerst fragte sie mich, ob ich den Vater liebte, und da ich seit dem … Abend viel darüber nachgedacht hatte, sagte ich, dass ich es nicht glaubte; dass ich mich einfach von der Stimmung an dem Tag hatte hinreißen lassen. Dann fragte sie mich, ob ich das Kind wollte, und ich verneinte wahrheitsgemäß. Ist es schrecklich, das zuzugeben, Elektra?«

»Um Himmels willen, überhaupt nicht.« Ich schüttelte den Kopf. »Hör mal, ich bin älter als du damals, und mir würde es genauso gehen. Du hast also abtreiben lassen?«

»In den Sechzigerjahren war Abtreibung verboten, obwohl Cecily sagte, sie hätte sich unter der Hand umgehört und von einem Arzt erfahren, der den Eingriff vornehmen würde. Das heißt, ja, die Möglichkeit hätte mir offengestanden. Aber ich konnte es nicht.«

»Warum nicht?«

»Weil ich durch Cecily, Rosalind, Terrence und deren Kinder christlich aufgewachsen war. Ich glaubte damals an Gott, und das tue ich heute noch. Ein wehrloses Menschenleben zu töten und es einfach wegzuwerfen, weil der Zeitpunkt mir nicht passte, war für mich unvorstellbar. Ich bot an, den Vater zu heiraten, aber Kuyia – Cecily – sagte, das dürfe ich nicht, wenn ich ihn nicht liebte, und dass sie und ich schon einen Weg finden würden. Sie meinte, dass ich das Studium um ein Jahr aufschieben sollte und sie sich um das Kind kümmern würde, damit ich meine Ausbildung fortsetzen konnte.«

»Irre, sie klingt wirklich unglaublich«, sagte ich, und das meinte ich auch so.

»Sie war meine Kuyia, sie hat mich geliebt, und ich habe sie verehrt«, sagte Stella mit einem Achselzucken. »Und so haben wir es auch gemacht. Ich habe das Studium aufgeschoben, und sieben Monate später habe ich deine Mutter zur Welt gebracht.«

»Welches Jahr war das?«

»1964. Der Civil Rights Act war endlich verabschiedet worden.«

»Ich …« *Jetzt endlich würde ich von meiner Mutter erfahren*, dachte ich. »Wie hieß sie?«

»Ich habe sie Rosa getauft, nach Rosa Parks, der Frau, mit der

alles anfing. Und natürlich nach Rosalind.«

»Ein schöner Name«, sagte ich.

»Sie war ein süßes Kind, ach, so unglaublich süß.« Stella lächelte, Tränen traten ihr in die Augen. »Entschuldige, Elektra, jetzt ist der Moment, in dem du trauern solltest, nicht ich. Ich weiß nicht, was gerade über mich kommt, eigentlich habe ich nicht nah am Wasser gebaut.«

»Ich auch nicht. Aber in letzter Zeit hab ich auch eine Menge Taschentücher verbraucht. Wahrscheinlich ist es gut, alles rauszulassen.«

»Ja, das stimmt. Und danke, dass du so erwachsen reagierst auf das, was ich dir erzähle.«

»Hey, ich habe das Gefühl, das Schlimmste kommt erst noch.«

»Ja, das stimmt. Leider.«

»Also?«, fragte ich und schenkte mir zur Ablenkung noch eine Tasse Tee ein. Die Spannung war unerträglich.

»Also, ich habe Jura studiert, während Cecily sich um Rosa kümmerte, dann bekam ich in New York eine Stelle bei einer Wohnungsgenossenschaft, wo ich unter anderem für die Lobbyarbeit zuständig war und mich bei der Stadt und anderen zuständigen Stellen für bessere Bedingungen für die Mieter einsetzte. Ich habe kleinere Streitfälle übernommen, Frauen verteidigt, die mit vier Kindern in einem Zimmer ohne sanitäre Einrichtungen hausten … Aber eigentlich wollte ich ja an die großen Sachen ran. Dann bekam ich die Möglichkeit, zum Anwaltsteam der NAACP zu gehen – das ist die National Association for the Advancement of Coloured People, eine der ältesten Bürgerrechtsorganisationen von Schwarzen hier in den USA. Dort arbeitete man mit Anwälten im ganzen Land zusammen und beriet gemeinsam das Vorgehen bei Verstößen gegen die Bürgerrechte.«

»’tschuldige, was heißt das denn genau?«

»Sagen wir mal, wenn ein Schwarzer verhaftet wurde und alles darauf hinwies, dass die Beweise gegen ihn von Polizisten fingiert waren, dann stellten wir Ermittlungen an und saßen im Gericht neben der Verteidigung, um sie zu beraten. Ach, Elektra, das war genau die Arbeit, von der ich jahrelang geträumt hatte, und sie hat

mir alles abverlangt. Ich bin kreuz und quer durch die Staaten gereist, um Anwälten bei Prozessen zur Seite zu stehen.«

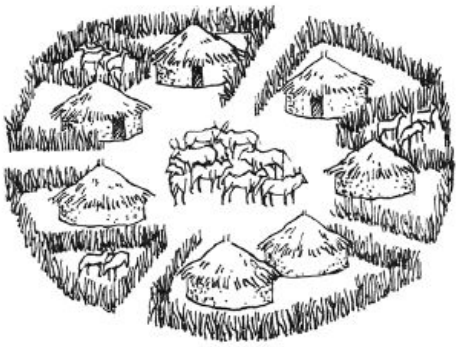
»Und warst entsprechend wenig zu Hause.«

»Genau. Aber Cecily hat mich immer unterstützt, sie hat mir kein einziges Mal Vorhaltungen gemacht, weil sie zu Hause blieb und sich um Rosa kümmerte, während ich meine Karriere weiterverfolgte. Alles lief gut, und allmählich habe ich mir in der Bürgerrechtsbewegung einen Namen gemacht. Und dann, Rosa war fünf, ist alles anders geworden …«

CECILY

# *Brooklyn, New York*

Juni 1969



Enkang – Zuhause.
Eine Familiensiedlung der Massai

# XLVIII

»Tschüs, und sei schön artig, ja?«, sagte Cecily und winkte Rosa zum Abschied. Dann verließ sie das geräumige Klassenzimmer, das Rosalind und sie leuchtend gelb gestrichen hatten – so wirkte der Raum immer freundlich und einladend. An diesem Tag unterrichtete sie nicht, also kehrte sie direkt in die Wohnung zurück, um zu arbeiten. Nach Rosas Geburt hatte sie das Unterrichten eingeschränkt, um bei dem Baby bleiben zu können. Mit Buchhaltung – die sie zu Hause erledigen konnte – verdiente sie ein willkommenes Zubrot.

Sie fühlte sich matt. Vielleicht wurde sie alt – sie wurde in diesem Jahr dreiundfünfzig –, oder vielleicht war Rosa im Vergleich zu Stella auch einfach nur sehr schwierig. Alles war mühsam – selbst das Anziehen der Schuhe konnte zu einem Kampf ausarten, wenn Rosa sie nicht tragen wollte.

»Aber vielleicht habe ich auch nur vergessen, wie es ist, eine Fünfjährige um sich zu haben«, sagte sie sich, als sie die Wohnungstür aufschloss und das Chaos auf dem Wohnzimmerfußboden betrachtete, das Rosa bei ihrem letzten Wutausbruch angerichtet hatte.

Nachdem sie das Spielzeug eingesammelt und in einem Korb verstaut hatte, ging sie nach unten, um das Geschirr in Angriff zu nehmen. Lankenua hatte sie zwei Jahre zuvor, an ihrem eigenen fünfzigsten Geburtstag, verlassen. Ihr Mann hatte sich als Mechaniker hochgearbeitet und schließlich genug zusammengespart, um in New Jersey eine eigene Werkstatt zu eröffnen. Cecily hoffte, dass sie nur gegangen war, weil sie nicht mehr zu arbeiten brauchte und lieber zu Hause bleiben und sich um ihren Mann kümmern wollte. Allerdings vermutete sie, dass auch Lankenua Rosa anstrengend gefunden hatte, abgesehen davon hatte sie ihr nur einen sehr bescheidenen Lohn bezahlen können.

Sie wusste, dass Lankenua lediglich aus Liebe so lange bei ihr geblieben war.

»Himmel«, sagte Cecily mit einem Seufzen und überlegte, ob sie das Geschirr der Zugehfrau überlassen sollte, die bald kommen würde. Aber dann siegte ihr Stolz. Schmutziges Geschirr war ein Zeichen, dass man sich gehen ließ. Nachdem sie alles gespült und der Zugehfrau die Tür geöffnet hatte, machte sie sich eine Kanne starken Kaffee und ging in den Garten, um sich ein paar Minuten auszuruhen, bevor sie sich an die Arbeit setzte. Sie schaute auf das Unkraut, das im warmen Juniwetter überall aus dem Boden schoss. Dem würde sie sich später widmen, nahm sie sich vor. In der Erde zu graben beruhigte sie, auch wenn diese paar Beete ein müder Abklatsch waren im Vergleich zu dem herrlichen Garten, den sie in Kenia angelegt hatte.

Sie hörte die Türglocke läuten, aber sie stand nicht auf – bestimmt war es nur der Postbote, und die Zugehfrau würde ihm öffnen. Die Sonne war so warm, dass sie fast einschlief, bis sie hinter sich eine Stimme hörte.

»Guten Tag, Cecily.«

Die tiefe Stimme klang vertraut, aber sie konnte sie nicht zuordnen. Sie öffnete die Augen und stellte fest, dass ein Mensch die Sonne verstellte.

Sie schaute hoch, um zu sehen, wer es war, und einen Moment glaubte sie zu halluzinieren, denn vor ihr stand Bill.

»O mein Gott!«, entfuhr es ihr, denn was konnte sie sonst schon sagen? »Was in aller Welt machst du denn hier?«

»Erstens glaube ich, dass du offiziell immer noch meine Frau bist. Und zweitens hast du mich im Lauf der Jahre immer wieder eingeladen, dich hier in New York zu besuchen«, sagte Bill. »Ich bin zu dem Schluss gekommen, dass es endlich an der Zeit war, die Einladung anzunehmen.«

»Könntest du bitte aus der Sonne treten? Ich kann dein Gesicht kaum sehen.«

»Entschuldige«, sagte Bill und zog den Stuhl auf der anderen Seite des gusseisernen Tischs heraus. Jetzt sah sie, dass sein Haar zwar noch dicht, aber fast vollständig weiß geworden war. Tiefe

Falten zogen sich über sein Gesicht, eine Folge der vielen Sonne und der zwei Weltkriege, die er mitgemacht hatte. Er sah älter aus, wirkte aber noch genauso kräftig wie früher, dachte Cecily, als sie seinen muskulösen Körper betrachtete.

»Du hast nicht zufällig ein kaltes Bier für mich?«, fragte er.

»Nein, nur selbst gemachte Limonade.«

»Dann hätte ich gern ein Glas davon.«

Cecily stand auf und holte die Limonade aus dem Kühlschrank. Äußerlich blieb sie zwar ruhig, aber ihr Herz klopfte zum Zerspringen. Bill, ihr Mann, war hier in New York und saß bei ihr auf der Terrasse.

»Bitte sehr«, sagte sie und stellte ihm das Glas hin. Er trank es mit wenigen Schlucken aus.

»Das schmeckt gut«, sagte er anerkennend und lächelte. »Ich bin direkt vom Flughafen hergekommen. Ist es nicht unglaublich, wie sich die Zeiten ändern? Früher brauchte man Wochen, um nach New York zu reisen. Jetzt sind es nur ein paar Zwischenstopps im Flugzeug, und schwuppdiwupp bin ich da. Die Welt wird jeden Tag kleiner.«

»Das stimmt«, pflichtete Cecily ihm bei. Sie spürte seinen Blick. »Was ist? Habe ich etwas auf der Wange?«

»Nein. Ich habe nur gerade gedacht, dass du dich kaum verändert hast, seit ich dich das letzte Mal gesehen habe. Während ich …«, er seufzte, »ich bin jetzt ein alter Mann.«

»Na ja, das war vor dreiundzwanzig Jahren.«

»Wirklich? Wie die Zeit vergeht. Ich bin fast siebzig, Cecily.«

»Und ich bin fast dreiundfünfzig, Bill.«

»Das sieht man dir aber nicht an.«

Eine ganze Weile herrschte Schweigen. Beide schauten auf den Garten und wussten nicht, was sie als Nächstes sagen sollten.

»Warum bist du hier, Bill?«, fragte Cecily schließlich. »Du kommst seelenruhig hier hereinspaziert, als hätten wir uns gerade erst gestern verabschiedet. Du hättest zumindest anrufen können, dass du kommst, anstatt mir den Schock meines Lebens zu versetzen!«

»Das tut mir wirklich leid, meine Liebe. Wie du dich vielleicht

erinnerst, bin ich mit dem Telefon nie warm geworden, aber ich gebe dir natürlich recht. Ich hätte dich vorwarnen sollen. Hier ist es sehr ruhig«, fuhr er fort. »Ich habe mir New York immer ziemlich hektisch vorgestellt.«

»Geh ein paar Straßen weiter, da ist es hektisch genug.«

»Du hast dir ja ein bisschen Afrika in Brooklyn geschaffen.« Bill deutete auf den Hibiskus, der vor dem Rankgitter hinaufwucherte.

»Ja, Katherine hat mir ein paar Setzlinge geschickt, und wie durch ein Wunder haben ein paar die Reise überlebt, und jetzt blühen, wachsen und gedeihen sie hier. Wie geht es ihr?«

»Sie lebt jetzt wieder auf der Farm, und es geht ihr wie immer«, sagte Bill achselzuckend. »Du hast sicher vom Mau-Mau-Aufstand gehört?«

»Ja, sie hat mir davon geschrieben. Sie und Bobby sind mit den Kindern für die Zeit ins sichere Schottland geflüchtet.«

»Wie Tausende anderer weißer Siedler auch. Alle haben das Schlimmste befürchtet, obwohl ich gehört habe, dass die Zeitungsmeldungen, wonach die Weißen von ihren früheren Arbeitern abgeschlachtet worden seien, maßlos übertrieben waren. Letztlich sind ganze fünfunddreißig von uns während der scheußlichen Sache ums Leben gekommen. Die eine oder andere Farm wurde abgefackelt, aber das größte Blutvergießen fand unter den Kikuyu selbst statt. Gott weiß wie viele starben, als sie im Kampf um die Macht aufeinander losgegangen sind. Und unsere Regierung hat sich nicht gerade mit Ruhm bekleckert, sie sind brutal gegen alle vorgegangen, die sie für Unterstützer des Aufstands hielten. Viele Unschuldige sind hingerichtet worden. Aber wie du sicher weißt, ist Kenia 1963 zu guter Letzt unabhängig geworden. Die Kolonialherrschaft ist vorbei.«

»Und du bist die ganze Zeit über dortgeblieben? Ich habe oft an dich gedacht und mich gefragt, wie es dir geht. Ich habe dir ein paarmal an den Muthaiga Club geschrieben, aber nie eine Antwort erhalten. Ehrlich gesagt, hatte ich keine Ahnung, ob du überhaupt noch am Leben bist.«

»Verzeih, Cecily. Auch wenn ich deine Briefe nicht bekam – du kannst dir sicher vorstellen, wie chaotisch die Zustände damals

waren –, hätte ich mich, wenn ich es mir recht überlege, bei dir melden und dir wenigstens sagen sollen, dass ich, genauso wie Wölfchen damals und Kwinet, noch am Leben und nicht in Gefahr war.«

»Wann ist … Ich meine, wie ist Wölfchen gestorben?« Beim Gedanken an ihren treuen Gefährten und wie sie ihn im Stich gelassen hatte, stiegen Schuldgefühle in ihr auf.

»An Altersschwäche, im Schlaf. Nach deiner Abreise hat er sich Kwinet angeschlossen und ist ihm glücklich und zufrieden auf Schritt und Tritt gefolgt.«

»Und die Paradiesfarm?«

»Ist unberührt geblieben, obwohl deine antiken Möbel mal dringend abgestaubt werden müssten. Hausarbeit war, wie du weißt, noch nie meine Stärke.« Bill lächelte leicht.

»Und wie ist es jetzt dort?«

»Um ehrlich zu sein, nach der Flaute der späten Fünfziger- und frühen Sechzigerjahre erlebt Kenia jetzt einen regelrechten Boom. Präsident Kenyatta hat bald nach der Unabhängigkeit eine flammende Rede gehalten und die weißen Farmer gebeten zu bleiben und die Wirtschaft wiederaufzubauen, was viele von uns auch getan haben. Ein paar haben natürlich an die neu gegründete Landwirtschaftsbank verkauft, aber zurzeit strömen Investitionen ins Land, und jeden Tag landen Flugzeuge mit Touristen, die auf Safari gehen wollen.«

»Wenn jetzt Geld da ist, dann gibt es doch sicher eine bessere Gesundheitsfürsorge und Schulen für alle, oder nicht?«

»Das kann man nicht unbedingt behaupten.« Bill seufzte. »Letztlich hat sich für niemanden groß etwas verändert. Mir scheint, als wären die Armen noch genauso arm wie früher, die Straßen sind noch genauso unpassierbar wie eh und je, und was Bildung betrifft … Aber noch stehen wir am Anfang, und wir müssen einfach hoffen, dass für die nächste Generation alles besser wird. Deren Eltern haben schließlich genau dafür ihr Leben aufs Spiel gesetzt.«

»Es klingt, als hätte jeder von uns in seinem Land eine Revolution erlebt«, meinte Cecily nachdenklich. »Und ja, wir müssen hoffen, dass die Zukunft besser wird. Was wäre sonst der Sinn des

ganzen Leids?«

»Genau. Aber jetzt erzähl mir doch, was du die letzten zwanzig Jahre gemacht hast. Wie geht es Stella?«

»Ach, Stella ist schlicht unglaublich«, sagte sie mit einem Lächeln. »Sie ist Bürgerrechtsanwältin. Sie arbeitet in der Rechtsabteilung der NAACP, das ist eine Bürgerrechtsorganisation von Schwarzen, und fliegt ständig im Land hin und her, um Anwälte bei Prozessen zu beraten, bei denen eindeutig ethnische Vorurteile hineinspielen. Ich bin wirklich sehr stolz auf sie, und das wärst du bestimmt auch.«

»Du meine Güte, so etwas macht sie? Alle Achtung, Cecily. Wer hätte gedacht, dass aus dem kleinen Massai-Baby, das von seiner Mutter ausgesetzt wurde, eine Freiheitskämpferin für die Unterdrückten werden würde?«

»Sie hat den Weg selbst gewählt, Bill, und wollte nichts anderes. Sie war immer schon sehr intelligent.«

»Ja, das stimmt. Und du hast ihr eindeutig alle Chancen eröffnet.«

»Du weißt doch, wie sehr ich sie liebe.«

»Das stimmt.«

Wieder verfielen beide in Schweigen.

»Ich habe mich oft gefragt …«, setzte Bill schließlich an.

»Was?«

»Ob du mich verlassen hast oder ob du ihretwegen hiergeblieben bist. Wenn du weißt, was ich meine.«

»Ich wollte dich nie ›verlassen‹, Bill, aber es stimmt, die Chancen, die Stella hier hatte, waren für mich ein großer Anreiz zu bleiben. Vor allem, weil es dir offenbar völlig egal war, ob ich zurückkam oder nicht.«

»Himmel, Cecily«, sagte Bill rasch. »Ich wollte dich damit nicht kritisieren, so habe ich das nicht gemeint. Bitte mach dir keine Vorwürfe. Ich gebe bereitwillig zu, dass ich kein besonders aufmerksamer Ehemann war. Nach dem Ende des Krieges war ich viel zu sehr mit meinen eigenen Problemen beschäftigt, um mich für meine Mitmenschen zu interessieren.«

»Das war nicht deine Schuld, obwohl ich zugeben muss, dass

ich fünf Jahre lang wider alle Vernunft gehofft habe, dass wir, wenn der Krieg erst mal vorbei wäre, endlich eine glückliche Familie sein könnten.«

»Wenn alles … wenn *ich* anders gewesen wäre, wärst du dann geblieben? Selbst wenn Stella dann nicht die Art Ausbildung bekommen hätte, die du ihr ermöglichen wolltest?«

»Ach, Bill«, antwortete Cecily seufzend. »Die Frage kann ich nicht beantworten.«

»Nein, natürlich nicht. Ich habe oft über uns beide nachgedacht und mir überlegt, dass wir manchmal glücklich miteinander waren, aber immer nur für kurze Zeit, dann ist etwas passiert, das alles zerstört hat. Das war wahrscheinlich einfach Pech, oder?«

»Wahrscheinlich, ja.«

»Cecily, einer der Gründe, weshalb ich gekommen bin, ist, dass ich alle Unstimmigkeiten, die möglicherweise noch zwischen uns herrschen könnten, ausgeräumt haben möchte. Ich trage dir nicht das Mindeste nach, und dass du mich verlassen hast – nun ja, die meiste Zeit unserer Ehe hast du mich in einer großen Staubwolke davonfahren sehen.«

»So warst du eben, Bill, und das habe ich gewusst, bevor ich dich geheiratet habe.«

»Kaum zu glauben, dass wir immer noch verheiratet sind.« Bill lachte. »Was wohl heißt, dass du nie den Wunsch verspürt hast, es mit einem anderen zu versuchen. Es sei denn natürlich, du bist eine Bigamistin?«

»Zweimal nein«, sagte sie mit einem Lächeln.

»Obwohl es im Lauf der Jahre doch den einen oder anderen Bewerber um deine Gunst gegeben haben muss?«

»Du meine Güte, wirklich nicht. Mit Stella und dem Unterrichten und der Buchhaltung hatte ich viel zu viel zu tun, um überhaupt nur auf den Gedanken zu kommen.«

»Wirklich?« Verwundert sah er sie an. »Das überrascht mich. Halb hatte ich erwartet, von einem massigen Amerikaner begrüßt zu werden, der sich mir als dein Freund vorstellt. Wenn Stella mittlerweile erwachsen ist, musst du doch zumindest jetzt Zeit haben, dich zu amüsieren?«

»Eher nicht.« Cecily schüttelte den Kopf. »Stella hat ein Kind, die Kleine wohnt hier bei uns. Sie heißt Rosa.«

»Ich muss ja sagen. Da fühle ich mich gleich noch ein Stückchen älter. Wahrscheinlich ist Rosa das Enkelkind, das du und ich nie haben werden.«

»Ja, als das betrachte ich sie auch. Sie nennt mich ›Oma‹.«

»Wie alt ist sie?«

»Fünf. Und sie ist süß und aufgeweckt wie ihre Momma, wenn auch ganz schön anstrengend. Gerade vorhin habe ich mir gedacht, dass ich langsam zu alt werde, um mich um sie zu kümmern.«

»Will ich wissen, wo der Vater ist?«

»Das wissen weder Stella noch ich. Sie hat sich dagegen entschieden, es ihm zu sagen – sie hatte ihn vor ein paar Jahren bei den Demonstrationen kennengelernt, er lebte irgendwo in den Südstaaten, und als sich die Situation dann etwas beruhigte, hatten sie keinen Grund mehr, sich zu treffen.«

»Das heißt, du bist wieder zu Hause und hältst die Babystellung, sozusagen?«

»Ja, genau.«

»Warum hast du denn kein Kindermädchen?«

»Weil das leider nicht geht, Bill. Ich glaube, ich habe dir nie den wahren Grund erzählt, weshalb ich aus dem Haus meiner Eltern in der Fifth Avenue ausziehen musste, oder?«

»Nein, wenn ich mich recht erinnere, hast du mir nur deine neue Adresse geschickt. Was ist denn passiert?«

»Meine Mutter kam eines Morgens zu mir ins Zimmer, während ich schlafend im Bett lag mit Stella neben mir. Mama war außer sich, dass ich mit einem ›Negergör‹, wie sie Stella beschimpfte, in einem Bett schlafe. Die Worte, die sie an dem Tag gesagt hat, Bill – ich glaube, die werde ich bis an mein Lebensende nicht vergessen. Sie hat darauf bestanden, dass Lankenua und Stella verschwinden, und hat mein Verhalten als ›widernatürlich‹ bezeichnet, also blieb mir nichts anderes übrig, als mit ihnen zu gehen. Wir sind zu dritt bei einer Freundin untergekommen, die hier um die Ecke wohnt. Meine Mutter hat die monatlichen Zuwendungen, die ich aus meinem Treuhandfonds bekam, sofort gesperrt, aber zum Glück hat Kiki,

meine Patentante … Erinnerst du dich an sie?«

»Aber natürlich! Wie könnte man Kiki vergessen?«, sagte Bill schmunzelnd.

»Sie hat mir einiges vererbt, und damit bin ich über die Runden gekommen und konnte auch diese Wohnung kaufen. Ich stocke meinen Verdienst mit Geld aus Kikis Aktien auf. Stella steuert etwas von ihrem Gehalt bei, außerdem unterrichte ich und arbeite freiberuflich als Buchhalterin.«

Bill starrte sie mit offenem Mund an. »Um Himmels willen, Cecily! Warum hast du mir denn nie etwas gesagt? Du musst doch gewusst haben, dass ich dir helfen würde.«

»Das ehrt dich sehr, Bill, aber wenn du dich erinnerst, hattest du damals einen Berg Schulden, weil du die Rinderfarm wiederaufgebaut hast.«

»Sicher, aber das hat sich bald darauf geändert. Ich habe angefangen, Getreide anzubauen, und seitdem brauche ich mich ums Geld eigentlich nicht mehr zu sorgen. Du weißt doch, dass ich dir geholfen hätte, Cecily. Du hättest nur zu fragen brauchen.«

»Bill, ich habe dich so gut wie verlassen«, widersprach sie sanft. »Da konnte ich doch von dir keine finanzielle Unterstützung erwarten, oder?«

»Tja, also, da bin ich platt. Da hab ich mich in Kenia in der Savanne herumgetrieben und stellte mir vor, dass du hier in New York in Saus und Braus lebst. Ich war – ich bin – dein Mann, Cecily, was immer zwischen uns vorgefallen ist. Du hättest dich an mich wenden sollen.«

»Aber ich hab’s nicht, und damit Schluss. Außerdem sind wir über die Runden gekommen.«

»Und das Verhältnis zu deinen Eltern hat sich nie wieder eingerenkt?«

»Nein, nie. Von meiner Schwester Mamie habe ich gehört – sie hat ihren Mann vor einigen Jahren verlassen und ist die Einzige aus der Familie, die noch mit mir spricht –, dass Mama im Freundeskreis erzählte, ich sei in Afrika an einem Fieber erkrankt, das mir die Sinne verwirrt hat.«

»Und was ist mit deinem Vater? In deinen Erzählungen klang er

immer sehr nett.«

»Er war … er ist kein schlechter Mann, nein, bloß schwach. Er hat uns drei an diesem Tag ziehen lassen und kein Wort zu unserer Verteidigung gesagt, obwohl ich wusste, dass er Stella und auch mich natürlich sehr gern mochte. Etwas später schrieb er, ich solle mich an ihn wenden, wann immer ich Hilfe bräuchte. Ich gebe zu, das hat mein Stolz mir verboten, auch dann, wenn es finanziell ganz eng wurde.«

»Und du hast dir nie überlegt, nach Hause zu kommen, nach Afrika?«

»Die Jahre sind ins Land gegangen, Bill, und ich hatte mir hier mit Stella ein neues Leben aufgebaut.«

»Hast du es je vermisst?«, fragte er unvermittelt.

»Du meinst Kenia?«

»Ja. Ich vermute eher nicht, schließlich hättest du ja in Stellas Schulferien jederzeit zu Besuch kommen können.«

»Bill, du sprichst, als wären wir alte Freunde, als hätten wir nie mehr füreinander empfunden.« Cecily seufzte. »Ich … ich musste einfach nach vorn schauen. Ich musste versuchen, Afrika zu vergessen und dich … Mir ist klar geworden, dass du mich nie richtig geliebt hast, sonst wärst du ja nach New York gekommen und hättest mich zur Rückkehr zu überreden versucht. Ich habe dich oft genug eingeladen. Du bist nie aufgetaucht, also musste ich versuchen, mein eigenes Leben zu leben.«

»Ich hätte mir nie im Leben träumen lassen, dass du dir so etwas gewünscht hättest. Hätte ich das gewusst …«

»Was dann, Bill?«, fragte Cecily zweifelnd. »War dir denn nicht klar, dass ich dich liebte? Solche Gefühle verschwinden doch nicht einfach, wenn man ein Schiff oder ein Flugzeug besteigt und in ein anderes Land zieht. Ich weiß noch, nach Kikis Tod wollte ich so gern mit dir sprechen – es war Weihnachten, ich habe im Muthaiga Club angerufen und gehört, dass du auf Safari warst. Du hattest die Telefonnummer meiner Eltern in New York, warum hast du dich nicht gemeldet?«

»Wer weiß?« Bill seufzte. »Damals hatte ich wohl wirklich das Gefühl, dass du mich verlassen hattest. Vielleicht aus Stolz?«

»Vermutlich hast du's einfach vergessen. Weißt du, es ist nicht schlimm, die Wahrheit einzugestehen. Immerhin sind seitdem dreiundzwanzig Jahre vergangen. Du kannst mir nicht mehr wehtun.«

»Himmel noch mal, Cecily, was für ein Schlamassel.« Stöhnend fuhr Bill sich durch das dichte Haar. Die Geste war Cecily so vertraut, dass sie sich beherrschen musste, nicht die Hand nach seiner auszustrecken.

»Jetzt mal wirklich, Bill, warum bist du hier?«

»Weil … Ich finde, es wird Zeit, dass ich … dass wir … unsere gemeinsamen Vorkehrungen treffen. Wie du siehst, werde ich nicht jünger, und der Doktor hat gesagt, dass mit meiner Pumpe was nicht ganz stimmt. Es ist zwar nicht lebensbedrohlich, aber er hat mir ans kaputte Herz gelegt, alles ein bisschen geruhsamer anzugehen. Deswegen überlege ich, die Paradiesfarm zu verkaufen und mir etwas Handlicheres zuzulegen. Und da wir noch verheiratet sind, wollte ich dich doch zumindest um Erlaubnis fragen. Schließlich hast erst du das Haus zu dem gemacht, was es ist, und den Garten auch, und so gut wie alles dort gehört dir. Möchtest du die Sachen wiederhaben?«

»Ach, Bill, du meine Güte, vergiss die Möbel! Was fehlt dir denn am Herzen?«

»Nichts, worüber du dir Sorgen machen musst. Als ich in England war, habe ich mich von einem Kardiologen durchchecken lassen. Er hat mir ein scheußliches Medikament gegeben, das ich mir unter die Zunge stecken soll, zur Vorbeugung von den Angina-Anfällen. Das Gute ist, offenbar wirkt das Zeug. Aber darum geht's jetzt nicht, Cecily. Meine Frage ist: Was hältst du davon, wenn ich die Paradiesfarm verkaufe? Wie gesagt, in Kenia herrscht zurzeit ein gewisser Boom, und ich habe jemanden an der Hand, der sie gern übernehmen und weiterführen möchte.«

Cecily schloss die Augen und dachte an ihr schönes Haus mit dem Garten zurück. Es kam ihr vor, als würde sie ein Buch aufschlagen, das jahrelang auf dem Regal gestanden und dessen Schönheit sie fast vergessen hatte. Sie hörte selbst, wie ihr der Atem stockte, als sie sich den Blick von der Veranda auf den

Sonnenuntergang vergegenwärtigte. Sie lächelte.

»Ich habe das Haus geliebt«, sagte sie leise. »Ich war dort so glücklich. Wenn auch einsam«, fügte sie trocken hinzu.

»Na ja, ich muss es auch nicht verkaufen. Ich dachte nur, wenn du kein Interesse hast, jemals wieder nach Hause zu kommen, dann würde ich es mir überlegen. Die andere Frage ist: Sollen wir uns um eine Scheidung bemühen? Ich bin gern bereit, alles auf meine Kappe zu nehmen. Wahrscheinlich ist es am besten, böswilliges Verlassen als Grund anzugeben, was meinst du?«

Cecily drehte sich zu Bill, der trotz seiner Kommentare über sein Alter wesentlich jünger wirkte als die vielen glatzköpfigen, schmerbäuchigen Männer in Manhattan, die in ihrem Alter waren. Unvermittelt schossen ihr Tränen in die Augen.

»O Gott, was habe ich jetzt schon wieder falsch gemacht?«

»Ich … Entschuldige, es ist einfach der Schock, weil du aus heiterem Himmel hier aufgetaucht bist wie ein Geist. Wirklich, ich kann dir auf solche Fragen jetzt im Moment keine Antwort geben. Ich muss darüber nachdenken, Bill, ich muss mich erst daran gewöhnen, dass du hier bist. In Ordnung?«

»Natürlich. Verzeih, Cecily, ich bin natürlich mal wieder voll ins Fettnäpfchen getreten. Eine Weile hast du mir ein bisschen Benimm beigebracht, aber dann hatte ich viele Jahre Zeit, wieder zu verwildern«, sagte er wesentlich sanfter. »Hör mal, wenn du mir ein halbwegs anständiges Hotel hier in der Nähe nennen kannst, dann verschwinde ich und lasse dich in Ruhe. Ich habe in den letzten zwei Tagen kaum geschlafen, und gewaschen habe ich mich auch nicht, ich muss stinken wie ein Iltis.«

»Schon in Ordnung, Bill, ich habe ein Gästezimmer, in dem du gern schlafen kannst. Eigentlich ist es Stellas Zimmer, aber sie ist die nächsten Tage in Montgomery, also kannst du es haben.«

»Bist du sicher? Jetzt komme ich mir vollends wie ein Rüpel vor, ohne jede Vorwarnung einfach so in dein Leben zu platzen.«

»Du hast dich doch nie an die Regeln gehalten, Bill, oder? Wo ist dein Koffer?«, fragte sie und stand auf.

»Da.« Bill deutete auf eine Sporttasche. »Du kennst mich doch, ich reise mit leichtem Gepäck.«

»Also dann zeige ich dir, wo die Dusche ist.«

Danach ging Cecily wieder nach draußen und setzte sich. Sie fühlte sich völlig erschöpft. Trotz allem schlummerten die Gefühle, die sie Bill einst entgegengebracht hatte, nach all den Jahren immer noch in ihr.

»Verdammt, Bill Forsythe!«, brummte sie. Sie hörte die Dusche laufen und stellte sich unwillkürlich den muskulösen nackten Körper vor, der darunterstand.

»Du bist eine traurige, einsame alte Frau«, sagte sie sich streng. Mehr als dreiundzwanzig Jahre lang hatte sie keinerlei intimen Kontakt zu einem Mann gehabt. Was sie jetzt empfand, war nichts als eine jahrzehntelang unerfüllte körperliche Sehnsucht. Bill war alt – fast siebzig – und nicht gerade der Mann ihrer Träume, in keiner Hinsicht. Aber sie selbst war auch nur eine vertrocknete Dreiundfünfzigjährige.

»Wo soll ich schlafen?« Bill erschien hinter ihr, ein Handtuch um die Hüften geschlungen.

»Ich zeig’s dir«, sagte Cecily und versuchte, seinen bloßen Oberkörper zu ignorieren, an dem die Jahre erstaunlich spurlos vorübergegangen waren. »Hier«, sagte sie und öffnete eine Tür, die im Souterrain vom Flur abging. »Das ist Stellas Zimmer.«

»Und das ist Stella?« Bill deutete auf ein Foto von ihr bei der Abschlussfeier am College. »Mein Gott, sie ist ja eine Schönheit.«

»Stimmt, sie ist ihrer Mutter wie aus dem Gesicht geschnitten.«

»Und das alles«, Bill machte eine Geste, mit der er das ganze hübsche Zimmer umfasste, »geht auf meine Bitte zurück, dass wir – wie hieß sie gleich noch mal?«

»Njala.«

»… dass wir Njala auf unserem Grundstück Zuflucht gewähren?«

»Ja, Bill, aber du brauchst dir deswegen wirklich keine Vorwürfe zu machen. Stella ist das Beste, was mir passieren konnte. Die Liebe zu ihr hat mein Leben verändert, und mich selbst auch«, fügte sie hinzu. »So, und jetzt lasse ich dich in Ruhe, damit du ein bisschen schlafen kannst. Um drei muss ich Rosa von der Schule abholen. Wenn du in der Zwischenzeit aufwachst, dann bedien dich

bitte aus dem Kühlschrank.«

»Mach dir keine Gedanken, ich kann gut für mich selbst sorgen«, sagte Bill, schlug die Tagesdecke auf dem Bett zurück und legte Lucky, Stellas geliebten Stofflöwen, auf den Boden.

»Ich weiß, aber jetzt bist du bei mir im Großstadtdschungel«, sagte Cecily mit einem Lächeln. »Schlaf gut.«

* * *

»Das also ist Rosa«, sagte Bill, der nach etwas Schlaf, einer Rasur und in frischen Kleidern sehr viel mehr wie der alte Bill aussah.

»Wie geht es Ihnen, Sir?«, fragte das kleine Mädchen und streckte die Hand aus.

»Es geht mir sehr gut, Rosa, danke«, sagte Bill.

Rosa drehte sich zu Cecily. »Wer ist der Mann?«, fragte sie empört.

»Der Mann heißt Bill. Er ist ein sehr alter Freund von mir.«

»Na gut. Darf ich ein bisschen fernsehen?«

»Erst wenn du deine Hausaufgaben gemacht hast, Rosa.«

»Ach, darf ich nicht vorher fernsehen? Gleich kommt *Mister Rogers*. Und dann mach ich die Hausaufgaben, ja?«

»Rosa, mein Herz, du kennst die Regeln. Jetzt setz dich an den Tisch und mach deine Rechenaufgaben.«

»Nein!« Schmollend stampfte Rosa mit dem Fuß auf. »Ich will *Mister Rogers* gucken!«

»Das geht nicht, und dabei bleibt's. Jetzt setz dich hin.«

»Mach ich nicht!«

»Rosa, du weißt, was passiert, wenn du dich weiter so aufführst. Dann stecke ich dich in dein Zimmer, und es gibt nichts zu essen, bis du rauskommst und dich an den Tisch setzt, um deine Hausaufgaben zu machen.«

»Ich will aber *Mister Rogers* gucken«, quengelte sie.

»Gut, dann gehen wir jetzt in dein Zimmer, ja?« Cecily nahm das Kind an der Hand und schleppte es den Flur entlang. Sie öffnete

die Tür, schob die sich windende Rosa hinein und setzte sie aufs Bett. »Also, was ist dir lieber? Allein hier zu sitzen oder deine Hausaufgaben zu machen und dann vor dem Fernseher Sandwiches mit Erdnussbutter und Gelee zu essen?«

»Ich will aber jetzt sofort *Mister Rogers* gucken!«

Cecily ging zur Tür, zog sie hinter sich zu und verschloss sie. Dabei wappnete sie sich für das Protestgeheul, das gleich einsetzen würde. Als sie in die Küche zurückkehrte, sah sie seufzend zu Bill.

»Entschuldige den Lärmpegel. Ich sagte dir ja, dass sie ziemlich anstrengend ist.«

»Ja, das ist nicht zu überhören«, sagte Bill, als ohrenbetäubendes Brüllen erklang.

»In einer Minute beruhigt sie sich, das tut sie meistens«, sagte Cecily zuversichtlicher, als sie war. Manchmal schrie Rosa stundenlang. »Übrigens, ich habe dir auf dem Heimweg ein paar Flaschen Bier besorgt, sie stehen im Kühlschrank.«

»Danke.« Er holte sich eine. »Da hast du ganz schön was am Hals, oder?«, fragte er, als die Schreie unvermindert anhielten.

»Schon, aber wenn ich mich nicht um sie kümmern würde, müsste Stella alles aufgeben, wofür sie jahrelang geschuftet hat, um für Rosa da zu sein. Eines Tages wird sie bestimmt einen anderen Mann kennenlernen, und dann werden sie zu dritt ihr eigenes Familienleben führen.«

»Glaubst du wirklich?« Bill sah sie skeptisch an. »Ich bezweifle, dass irgendjemand bereit wäre, ein Kind anzunehmen, das so laut kreischt und zetert.«

»Im Grunde ist Rosa ein sehr liebes Kind, im Moment versucht sie einfach immer, ihren Kopf durchzusetzen«, nahm Cecily sie in Schutz. »Während du geschlafen hast, habe ich übrigens einen Rindereintopf gemacht. Der war doch eines deiner Lieblingsgerichte.«

»Rindereintopf …« Bill schnupperte. »Himmel noch mal, das weckt uralte Erinnerungen. Zu meiner Schande muss ich gestehen, dass ich mich, wenn ich zu Hause bin, von Dosen ernähre.«

»Das ist deiner Gesundheit auch nicht gerade zuträglich, oder?«, meinte Cecily und trat an den Herd, um den Eintopf

umzurühren. »Er ist fertig – möchtest du etwas?«

»Um ehrlich zu sein, bin ich am Verhungern, ich könnte eine ganze Boran-Kuh verdrücken.«

Schließlich verstummte das Schreien. Während Bill aß, holte Cecily Rosa aus ihrem Zimmer.

»Wirst du jetzt schön deine Hausaufgaben machen?«, fragte sie.

»Ja, Ma'am.«

»Und was wirst du zu unserem armen Gast sagen, der aus Afrika hergekommen ist, nur um dich schreien zu hören?«, fragte Cecily, nahm Rosa an der Hand und führte sie in die Küche.

»Ich sage, dass es mir sehr leidtut, Oma«, sagte Rosa. »Es tut mir sehr leid, Sir«, sagte sie, als sie sich an den Tisch setzte und Cecily die Schulhefte vor sie legte. »Wann kommt Momma nach Hause?«, fragte sie und holte einen Bleistift aus ihrem Mäppchen.

»Am Wochenende, mein Schatz.«

»Kennst du meine Momma, Bill?«, fragte sie. »Sie ist sehr hübsch und sehr schlau und hat einen ganz wichtigen Job, und deswegen ist sie jetzt nicht da«, erzählte Rosa, während sie sorgfältig ein paar Zahlen abschrieb. Ihr Stift bohrte sich ins Papier.

»Ja, kleines Fräulein, ich kenne sie tatsächlich. Ich habe sie das erste Mal gesehen, da war sie noch ein winziges Baby, stimmt's, Cecily?«

»Ja, Bill, das stimmt«, bestätigte Cecily.

»Weißt du, sie ist nämlich in Afrika geboren«, sagte Rosa.

»Das weiß ich, denn als sie klein war, hat sie in meinem Haus gewohnt. In unserem Haus«, verbesserte Bill sich mit einem Blick zu Cecily.

»Ist dein Haus in Afrika?«

»Ja.«

»Siehst du dann manchmal Löwen?«

»Aber ja, jede Menge.«

»Momma mag Löwen, stimmt's, Oma?«

»Doch, das stimmt.«

»Ich möchte Afrika auch mal sehen.«

»Kleines Fräulein, das wirst du bestimmt.«

»So, Rosa, jetzt genug geplappert, mach deine Hausaufgaben.«

* * *

Nachdem Rosa sich von Cecily zwei Gutenachtgeschichten erbettelt und dann darauf bestanden hatte, dass Bill ihr Gute Nacht sagte und ihr dann erzählte, welche wilden Tiere er in Afrika gesehen hatte, schlief sie endlich ein. Cecily schenkte sich ein Glas Wein ein – eine Gewohnheit, die sie vermutlich aufgeben sollte, aber sie freute sich jeden Abend darauf, denn es bedeutete, dass Rosa im Bett lag und schlief. Sie schlug Bill vor, sich nach oben ins Wohnzimmer zu setzen.

»Wie oft ist Stella denn zu Hause?«, fragte Bill, als er sich auf einen Sessel vor dem Kamin niederließ.

»Ach, das hängt ganz von ihren Terminen ab. Ihr Büro ist in Baltimore, das sind mit dem Zug drei Stunden von hier. Wenn sie also nicht gerade irgendwohin fliegt, fährt sie am Sonntag nach dem Abendessen und kommt spät am Freitagabend zurück.«

»Viel bekommt sie von ihrer Tochter also nicht gerade mit.«

»Nein, ganz bestimmt nicht«, sagte Cecily seufzend.

»Da hast du dir wirklich ganz schön was aufgebürdet.«

»Ich würde Rosa kaum eine Bürde nennen, Bill. Sie ist im Grunde meine Enkeltochter, und ich tue nur das, was jede Großmutter unter solchen Umständen tun würde.«

»Das ist mir schon klar, aber womöglich läuft das noch viele Jahre so. Möchtest du vom Leben nicht mehr als das?«

»Bill, es geht im Leben nicht darum, was man möchte. Gerade bei dir hätte ich gedacht, dass du diese Lektion gelernt hast, genau wie ich. Aber doch, du hast recht, in letzter Zeit fühle ich mich wirklich etwas eingeengt«, räumte sie ein.

»Ich habe den Eindruck, dass du fast alles für Stella geopfert hast«, sagte Bill leise. »Deine Familie, dein Zuhause, dein Geld – sogar deine Ehe und im Moment auch jede Hoffnung auf ein eigenes

Leben, bis Rosa erwachsen ist.«

»Ein Opfer, das sich gelohnt hat«, verteidigte Cecily sich. »Für Menschen, die man liebt, tut man alles, was in seiner Macht steht, Bill, aber vermutlich kannst du das nicht nachvollziehen.«

»Bitte, Cecily, noch einmal, verzeih. Ich habe nicht das Recht, hier hereinzuschneien und dir zu sagen, was du mit deinem Leben anstellen sollst. Ich habe mir dich nur in sehr anderen und sehr viel komfortableren Lebensumständen vorgestellt. Und ich … na ja, was immer zwischen uns war, du liegst mir immer noch am Herzen, und wenn ich kann, möchte ich dir gern helfen.«

»Das ist sehr nett von dir, Bill, aber ich weiß nicht, was du tun könntest.«

»Als Erstes könnte ich dir die Mittel zur Verfügung stellen, dass du dir Hilfe mit Rosa holst. Um ehrlich zu sein, Cecily, du siehst völlig erschöpft aus und bräuchtest dringend Urlaub.«

»Den habe ich wirklich schon lange nicht mehr gehabt«, gestand sie. »Aber ich kann kein Geld von dir annehmen, Bill, das wäre nicht richtig.«

»Vergiss bitte nicht, dass ich letztlich derjenige war, der dir diese Situation eingebrockt hat. Dann ist es jetzt wohl das Mindeste, wenn ich dir etwas unter die Arme greife. Immerhin bist du nach wie vor meine Frau, mal abgesehen davon, dass ich mehr als genug Geld habe. Zum einen läuft die Farm sehr gut, zum anderen ist mein älterer Bruder letztes Jahr gestorben und hat mir den Familiensitz in England hinterlassen. Auf dem Weg hierher habe ich mir den Kasten angeschaut; er ist in der Nähe von dem schaurig hässlichen Gemäuer, wo du damals dem Tunichtgut begegnet bist – wie hieß er gleich?«

»Julius«, sagte Cecily schaudernd.

»Vielleicht tröstet es dich zu wissen, dass er vor einigen Jahren das Zeitliche gesegnet hat, nachdem er zahllose Ehefrauen und noch mehr Brandyfässer durchgebracht hat, und zwar ohne irgendeine Nachkommenschaft zu hinterlassen. Wie auch immer, der Immobilienmakler sagte, dass es jemanden gibt, der mein viel bescheideneres Häuschen unbedingt kaufen möchte. Das sollte ein hübsches Sümmchen einbringen – offenbar möchte irgendein

Popstar im Weinkeller ein Aufnahmestudio einrichten. Übrigens, was hältst du von diesen Beatles? Als ich in England war, hab ich im Radio nichts anderes gehört, und offenbar ist es hier in Amerika nicht recht viel anders.«

»Stella findet sie großartig, natürlich. Und die Melodien gefallen mir auch. Sehr eingängig.«

»Aber nicht gerade das, was man einen Stehblues nennt, oder? Erinnerst du dich an den Abend mit Joss und Diana, die so unglaublich verliebt waren, und der arme alte Jock saß als Gehörnter in der Ecke und hat ihnen zugesehen?«, sagte Bill.

»Aber ja.«

»Du und ich haben zu Glenn Miller getanzt. An den Abend muss ich oft denken. Ich weiß noch, da haben du und ich langsam wieder zueinandergefunden, nachdem wir Fleur verloren hatten. Wenn nur der Krieg nicht gekommen wäre …«

»Aber er ist gekommen. Und jetzt sitzen wir hier«, sagte Cecily. Der Abend war einschneidend für sie gewesen, und es wunderte sie, dass er auch Bill im Gedächtnis geblieben war.

»Glückliche Zeiten«, sagte er leise. »Warum erkennen wir sie erst im Nachhinein als solche? Wie auch immer, Cecily, ob es dir passt oder nicht, ich überweise dir etwas auf dein Konto, und dann helfe ich dir, ein Kindermädchen zu finden oder wie immer man das heutzutage nennt, um dir Rosa etwas abzunehmen. Und jetzt will ich keine Widerrede mehr hören. Was machst du morgen?«

»Dasselbe wie immer – ich bringe Rosa zur Schule, dann komme ich nach Hause und setze mich an die Buchhaltung, und dann …«

»Wie wär's, wenn du mir morgen stattdessen New York zeigst? Nachdem ich den weiten Weg auf mich genommen habe, würde ich doch ganz gern sehen, warum so viel Gedöns um den Big Apple gemacht wird. Was hältst du davon, Cecily?« Bill beugte sich vor und legte eine Hand auf ihre.

»Warum nicht?«, antwortete sie und versuchte, das Prickeln zu ignorieren, das seine Berührung auslöste. »Und jetzt musst du mich entschuldigen, ich bin sehr müde.«

»Natürlich. Ich sehe dich morgen früh. Danke noch mal, dass

du mir ein Dach über den Kopf gibst.«

»Vergiss nicht, Bill, das Gleiche hast du damals für mich getan. Ich revanchiere mich bloß. Gute Nacht.«

# XLIX

Trotz einer schlaflosen Nacht, in der sich Cecily rastlos hin- und hergewälzt und versucht hatte, sich über ihre Gefühle für Bill klar zu werden, genoss sie den Tag mit ihm in der Stadt in vollen Zügen. Sie war schon sehr lang nicht mehr über die Brücke nach Manhattan gefahren. Gleich als Erstes unternahmen sie eine Kutschfahrt durch den Central Park, bei der sie ihm auch ihr Elternhaus zeigte, das winzig wirkte im Vergleich zu den Wohnblöcken rechts und links.

»Wohnt der Drachen, der meine Schwiegermutter ist, immer noch dort?«, fragte Bill.

»O ja, obwohl Mamie sagt, dass sie an einer Krankheit nach der anderen leidet und schwört, dass sie jeden Moment stirbt, und sich über alles aufregt.«

»Und dein Vater?«

»Ach, er findet sich mit ihr ab, wie immer schon.« Cecily schauderte ein wenig, als sich die Kutsche vom Haus entfernte. Anschließend schlenderte sie mit ihm über die Fifth Avenue, wo vor einigen Jahren *Frühstück bei Tiffany* gedreht worden war, und hörte mit Entsetzen, dass er den Film nicht kannte.

»Aber Bill, du *musst* ihn gesehen haben! Jeder Mensch kennt ihn.«

»Jeder Mensch in Amerika vielleicht, Cecily, aber vergiss nicht, ich fühle mich mit einem Lendenschurz und einem Speer in der Hand wohler als in dieser Ansammlung von senkrechten Betonklötzen.«

Danach besichtigten sie das Empire State Building, wo Bill sich über das Geländer beugte und sofort rückwärtstaumelte.

»Mein Gott! Mir dreht sich alles. Offenbar leide ich mittlerweile an Höhenangst. Und das sagt der Mann, der den Mount Kenia bestiegen hat, ohne eine einzige Verschnaufpause einzulegen. Bring mich von hier runter, ich brauche festen Boden unter den Füßen!«

Nächster Programmpunkt war die Fahrt auf dem Hudson, um die Freiheitsstatue zu sehen, und Bill erklärte, er sei extrem enttäuscht von dem Ganzen.

»Sie ist so klein«, beschwerte er sich, »und mir ist der Naivasha-See mit seinen Nilpferden zehnmal lieber als der trübe Teich, den ihr hier habt.«

»Bill, hör auf zu meckern! Du wirst allmählich ein alter Griesgram.«

»Du weißt genau, dass ich früher ein jüngerer Griesgram war, also habe ich mich eigentlich gar nicht verändert, oder?«

Rosalind hatte sich freundlicherweise angeboten, Rosa nach der Schule zu sich mitzunehmen und ihr Abendessen vorzusetzen. Natürlich wusste sie von Bill, aber als sie kamen, um Rosa abzuholen, war Cecily fast schüchtern, als sie ihn vorstellte.

»Guten Abend, Bill«, sagte Rosalind und musterte ihn ebenso misstrauisch wie neugierig.

»Ich freue mich wirklich sehr, Sie kennenzulernen, Rosalind. Cecily hat mir erzählt, dass Sie ihr all die Jahre eine echte Freundin waren.«

Innerhalb weniger Minuten unterhielten sie sich wie alte Bekannte. Bills britischer Akzent fegte alle Vorbehalte, die Rosalind gehabt haben mochte, beiseite. Als Terrence nach Hause kam, mündete ein Drink in eine Einladung zum Essen. Rosa wurde unten ins Bett gesteckt, und Terrence und Rosalind lauschten gebannt, was Bill über die neue unabhängige Republik Kenia zu berichten wusste.

»So jemanden habe ich wirklich nicht erwartet«, flüsterte Rosalind, als sie und Cecily die Dessertteller abräumten. »Er weiß, wovon er spricht, und er macht was her, Süße, für so einen alten Knacker«, fügte sie mit einem Lachen hinzu. »Er erinnert mich ein bisschen an Robert Redford, findest du nicht?«

Sie hatten sich gemeinsam *Zwei Banditen* angesehen, als der Film in die Kinos gekommen war, und hatten wie ganz Amerika Redford und Paul Newman angehimmelt.

»Und weißt du was? Dein Mann kann *wirklich* schießen und reiten«, sagte Rosalind.

Sie bestand darauf, dass Rosa die Nacht bei ihnen blieb, und so gingen Cecily und Bill allein nach Hause.

»Ich muss zugeben, New York ist nicht ganz so übel, wie ich es mir vorgestellt hatte«, sagte Bill, als sie in der lauen Juniluft durch die Straße schlenderten.

»Das freut mich.«

»Ich meine damit nicht, dass ich länger hierbleiben könnte, ohne irgendwann schreiend wegzulaufen und nach einer weiten offenen Fläche zu suchen, aber für ein paar Tage finde ich die Stadt sehr vergnüglich.«

»Wie lang bleibst du eigentlich, Bill?«

»Das weiß ich selbst nicht so genau – ich hatte einfach beschlossen herzukommen und habe mich ins nächste Flugzeug gesetzt. Warum?« Er blieb stehen und drehte sich zu ihr. »Bin ich – die ganze Situation – dir zu anstrengend? Ich kann jederzeit in ein Hotel gehen.«

»Nein, gar nicht.« Schweigend gingen sie ein Stück weiter, dann fragte Cecily: »Hast du mir die Wahrheit erzählt über deine Herzgeschichte, Bill? Oder ist sie schwerwiegender, als du gesagt hast?«

»Zum x-ten Mal, meine Liebe, ich verspreche dir, ich werde nicht demnächst ins Gras beißen. Allerdings ist die Erkenntnis, dass meine eiserne Gesundheit schwächelt, mit ein Grund für meinen Besuch, das schon. Irgendwann müssen wir alle sterben, und meine Angina-Anfälle haben mich einfach an meine eigene Sterblichkeit erinnert, die ich, wie du weißt, bisweilen gern vergesse. Ich bin froh, dass ich gekommen bin, Cecily, wirklich. Ich habe mir sehr lang keinen Tag mehr freigenommen und ihn mit einer Frau verbracht. Die zufällig auch noch meine Ehefrau ist«, ergänzte er mit einem Lächeln. »Das hat mich daran erinnert, warum du mir damals schon gefallen hast.«

»Ach ja?«

»Ja. Du bist wirklich ungewöhnlich. Das wusste ich damals schon, und jetzt weiß ich es erst recht. Hinter der sanftmütigen Fassade verbirgt sich ein zäher Tiger.«

»Vergiss nicht, in Afrika gibt es keine Tiger«, sagte Cecily

schmunzelnd.

»Seitdem du weg bist, sicher nicht. Aus dir ist eine bemerkenswerte Frau geworden, wenn ich das mal so sagen darf. Während ich mich kaum verändert habe.«

»Das stimmt«, pflichtete Cecily ihm bei. »Obwohl du mir irgendwie … unbeschwerter vorkommst.«

»Das musst du mir erklären.«

»Wahrscheinlich bist du einfach nicht mehr so miesepetrig«, sagte sie und lachte kurz. »Außerdem bist du mir im Moment natürlich ausgeliefert, während in Kenia immer ich dir ausgeliefert war.«

»Wohl wahr. Doch, hier in Brooklyn begebe ich mich ganz in deine fähigen Hände. Was machen wir morgen?«

»Da unterrichte ich, also bist du auf dich allein gestellt«, sagte sie, als sie die Stufen zu ihrer Wohnung hinaufging und die Tür aufschloss.

»Kein Wunder, dass du so kaputt bist. Mit der Buchhaltung, dem Unterricht und der Sorge um Rosa bleibt dir ja keine Minute für dich.«

»Wer rastet, der rostet. Außerdem unterrichte ich für mein Leben gern, und als Frau muss man sehen, wie man sich seinen Lebensunterhalt verdient.«

»Wie ich schon sagte, wenn du mir freundlicherweise deine Bankverbindung gibst, sorge ich dafür, dass etwas Geld auf dein Konto kommt. Nein!« Als Cecily Einwände erheben wollte, legte Bill ihr einen Finger auf die Lippen. »Ich will kein Wort mehr darüber hören. Du hast mich in den letzten dreiundzwanzig Jahren keinen Pfennig gekostet. Betrachte es als Rückzahlung der ganzen Lebensmittel, Kleidung, des Benzins – und natürlich des Gins –, die ich dir nicht zur Verfügung stellen musste.«

Cecily kicherte. Kaum zu glauben, dass sie sich nach all den Jahren so schnell wieder so wohl in seiner Gesellschaft fühlte.

»Vor allem der Gin«, meinte sie nickend. »Apropos, möchtest du einen? Ich glaube, unten steht noch eine Flasche mit einem Rest.«

»Trink du den, ich bleibe beim Bier«, sagte Bill. »So, und jetzt

setz dich und leg die Füße hoch, ich hole uns die Getränke.«

Sie nahm auf dem Sofa Platz, streifte die lackledernen Absatzschuhe ab und schloss einen Moment die Augen. Sie genoss es, dass ausnahmsweise einmal jemand ihr einen Drink servierte. Keine große Sache, aber sie hatte ganz vergessen, wie es war, wenn jemand für einen sorgte.

»Bitte sehr, Madam. Einen Gin mit etwas, das Soda heißt, weil ich weder Tonic noch Bitter Lemon finden konnte.«

»Danke, ich probier's mal«, sagte sie. Im Grunde war ihr egal, wie es schmeckte, denn sie fühlte sich gerade unbeschwerter als seit langer, langer Zeit.

»Übrigens, wie geht es Lankenua? Ich erinnere mich vage, dass du mir vor vielen Jahren in einem Brief erzählt hast, sie habe geheiratet.«

»Das stimmt, und sie ist nach allem, was ich weiß, sehr glücklich.«

»Wenn möglich, würde ich sie gern sehen. Ich habe ein Foto von Kwinet gemeinsam mit seiner Frau und ihrem kleinen Kind, wie sie stolz im Garten der Paradiesfarm stehen.«

»Ach, das möchte ich auch sehen. Ich habe so viele Stunden damit zugebracht, ihn anzulegen.«

»Cecily.« Bill nahm ihr das Glas ab, stellte es auf den Tisch und ergriff ihre Hände. »Warum kommst du nicht mit mir nach Kenia zurück? Nur für einen Urlaub? Kwinet hat deinen geliebten Garten die letzten zwanzig Jahre gehegt und gepflegt in der Hoffnung, dass du seine Arbeit eines Tages bewundern würdest. Du könntest Katherine, Bobby und ihre Kinder sehen, und natürlich Kenia.«

»Ach, Bill, das würde mir wirklich gut gefallen, aber es geht nicht. Ich muss mich um Rosa kümmern.«

»Stella muss doch etwas Urlaub haben, der ihr zusteht, oder? Vielleicht könnte sie ein paar Wochen freinehmen.«

»Bill, das verstehst du nicht – in den Staaten nimmt niemand den Urlaub, auf den er Anspruch hat, und eine ehrgeizige junge schwarze Anwältin, die sich einen Namen machen will, schon gleich gar nicht. Die Arbeitsmoral ist hier im Vergleich zu anderen Ländern schlicht verrückt. Im Happy Valley drehte sich alles nur ums

Vergnügen, aber hier geht es für jemanden wie Stella darum, sich halb totzuarbeiten, um nach oben zu kommen.«

»Natürlich verstehe ich das, Cecily, aber deshalb muss es nicht unbedingt richtig sein.« Bill seufzte. »Ich wünschte, du würdest es dir durch den Kopf gehen lassen. Du hast selbst gesagt, dass du keinen Urlaub mehr hattest, seit du hergekommen bist! Ich finde, der ist langsam überfällig. Bitte, überleg's dir wenigstens. Ich gebe mein Bestes, um es zu ermöglichen, und vielleicht kannst du mir erst, wenn du die Paradiesfarm wiedergesehen hast, helfen zu entscheiden, was ich damit tun soll. Was *wir* tun sollen.«

»Das ist eine wundervolle Idee, aber ich kann Rosa unter keinen Umständen alleinlassen. Wie auch immer«, Cecily gähnte, »ich gehöre längst ins Bett, außerdem habe ich viel zu viel getrunken. Morgen früh muss ich mich vor ein Klassenzimmer voll Sechsjähriger stellen.« Cecily stand auf und lächelte. »Danke für den schönen Tag. Es war ein richtiger Urlaubstag, ich habe ihn sehr genossen. Gute Nacht, Bill.«

»Gute Nacht, Cecily.«

Nachdem Cecily gegangen war, holte Bill sich ein weiteres Bier aus dem Kühlschrank und schlenderte hinaus in das kleine Stück Kenia, das Cecily sich in Brooklyn geschaffen hatte. Und begann, einen Plan zu schmieden …

* * *

Stella kam am Freitag nach Mitternacht nach Hause, erschöpft wie immer nach einer langen, anstrengenden Woche in Alabama. Cecily hatte Bill ins Bett geschickt, während sie wie üblich aufgeblieben war, um auf Stella zu warten. Sie setzte ihr eine heiße Schokolade und selbst gebackene Kekse vor, während Stella von ihrem aktuellen Prozess erzählte.

»Es ist so offensichtlich, dass die Behörden die Beweise gefälscht haben – wir haben festgestellt, dass die Zeugen unmöglich dort gewesen sein konnten, wo sie angeblich waren, um zu sehen,

wie Michael Winston den Typen erschossen hat … Wir tun unser Bestes, aber ich weiß wirklich nicht, ob wir ihn vor der Todeszelle bewahren können. Die Geschworenengerichte in Alabama sind berüchtigt dafür, die Todesstrafe zu verhängen.«

»Mehr als dein Bestes kannst du nicht tun«, sagte Cecily. Sie sah den Zorn und den Eifer, die in Stellas Augen brannten. Und wusste, dass sie für beides zumindest mitverantwortlich war. »Jetzt brauchst du erst mal ein bisschen Ruhe. Ich fürchte, du schläfst heute Nacht bei Rosa, ich habe nämlich Besuch bekommen.«

»Ach ja? Wen denn?«

»Vielleicht erinnerst du dich gar nicht mehr an ihn, du warst fünf, als du ihn das letzte Mal gesehen hast. Er heißt Bill, und als ich dich damals fand, war ich mit ihm verheiratet.«

»Bill …« Stella kratzte sich die Nase. »Doch, ich glaube, ich erinnere mich an ihn. Hatte er blonde Haare und war ziemlich groß?«

»Ja, das stimmt, obwohl er mittlerweile schlohweiß ist.« Cecily lächelte. »Er war derjenige, der mich dazu überredet hat, deiner Momma zu erlauben, während ihrer Schwangerschaft mit dir bei uns auf der Farm zu bleiben. Er hat auch alles organisiert, damit Yeyo zu uns kam, sodass du bei uns bleiben und ich dich großziehen konnte.«

»Er kannte meine leibliche Mutter?«, fragte Stella ungläubig.

»Ja, er kannte Njala natürlich, und mit deinem Großvater, der das Oberhaupt des Clans war, hat er sich sehr gut verstanden.«

»Wo ist er denn die ganze Zeit gewesen? Warum ist er nicht mit uns nach New York gekommen?«

»Weil er in Kenia eine große Rinderfarm hatte und weil … Bill einfach nach Afrika gehört.«

»Also hast du ihn dort zurückgelassen?«

»Mir blieb nichts anderes übrig, wenn du eine Zukunft haben solltest. Ich habe ihn so oft gebeten zu kommen, aber er wollte nie.«

»Du hast ihn meinetwegen verlassen?«

»Nein, Stella, bitte«, ruderte Cecily zurück, jetzt erst wurde ihr bewusst, was sie da gesagt hatte. »Wir hatten … er hatte damals alle möglichen Probleme mit unserer Ehe. Unsere Zukunft war hier,

seine aber nicht. So einfach ist das.«

»Bist du noch mit ihm verheiratet?«

»Ja. Es gab einfach keinen Grund, uns scheiden zu lassen.«

»Du meine Güte! Das muss doch verrückt sein – dass dein Mann nach über zwanzig Jahren aus heiterem Himmel hier aufkreuzt.«

»Teils, teils, Stella. Ich hatte mich oft gefragt, wie es mir wohl erginge, wenn er herkäme, und jetzt habe ich fast das Gefühl, als wären die vergangenen zwanzig Jahre gar nicht gewesen. Er trägt mir nichts nach, und ich ihm auch nicht.«

»Kuyia!« Stella lächelte. »Du schaust ja ganz verträumt. Liebst du ihn noch? Du siehst jedenfalls so aus.«

»Ich weiß es nicht. Es ist einfach nett, zur Abwechslung etwas Gesellschaft zu haben. Und verstanden haben wir uns immer gut.«

»Wie romantisch, dass er nach all der Zeit wieder zu dir gekommen ist.«

»Um genau zu sein, ist er gekommen, um reinen Tisch zu machen. Eine der ersten Fragen, die er mir stellte, lautete, ob wir uns scheiden lassen sollen! Und ob ich etwas dagegen hätte, wenn er die Paradiesfarm verkauft. Er ist fast siebzig, außerdem hat er es am Herzen, also ist er kaum der Märchenprinz, der auf dem weißen Ross hereinstürmt.«

»Du siehst aber so aus, als wäre er’s doch«, zog Stella sie auf. Dann gähnte sie. »Jetzt muss ich ins Bett, ich bin sehr müde.«

»Rosa schläft auf dem Ausziehsofa, also kannst du das Bett haben. Gute Nacht, mein Schatz.«

»Gute Nacht.« Stella umarmte Cecily und ging mit ihrer Reisetasche müde die Treppe hinauf.

* * *

Während sie am nächsten Morgen zu viert beim Frühstück saßen, gingen Cecily Stellas Worte durch den Kopf. Stella und Bill hatten sich auf Anhieb verstanden. Stella hatte hingerissen zugehört, als

Bill von dem Ort erzählte, an dem sie zur Welt gekommen war, und sein Wissen und seine Verbindungen zum Stamm ihrer Vorfahren, den Massai, faszinierten sie. Selbst Rosa wirkte verzaubert, und beim Anblick der drei, die wie eine richtige Familie aussahen, bekam Cecily einen Kloß im Hals. Am Nachmittag gingen sie ins Kino und sahen *Ein toller Käfer*. Rosa hielt sich den Bauch vor Lachen, was ansteckend wirkte, und auch wenn Bill die Hälfte des Films verschlief, wurde der Ausflug als Erfolg verbucht. Anschließend gingen sie in ein Diner, wo Bill seinen ersten amerikanischen Burger essen sollte.

»Die Kombination von dem Brötchen und dem Käse schmeckt mir, aber das Rindfleisch ist kein Vergleich zu den kenianischen Boran-Rindern. Und was das betrifft …« – voll Abscheu deutete Bill auf Rosas Hot Dog – »das besteht aus nichts als Mais und Semmelbrösel.«

Nachdem Cecily sich zur Nacht verabschiedet hatte, blieben Stella und Bill noch im Wohnzimmer sitzen und unterhielten sich, während sie in ihr Zimmer ging, das im rückwärtigen Teil der Wohnung lag und auf den Garten hinunterschaute. Sie zog sich aus, legte sich zwischen die kühlen Laken und staunte über die Veränderung, die Bills Ankunft in der Familie bewirkt hatte. Rosa war etwas umgänglicher, Stella war hingerissen von ihm, und sie selbst … Nachdem sie so lange allein zurechtgekommen war, fand sie die bloße Anwesenheit eines Mannes im Haus als ausgesprochen angenehm. Die kleinen Gesten der Aufmerksamkeit – ihr einen Gin zu bringen oder die quietschende Küchentür zu ölen oder sogar im Garten Unkraut zu jäten – sah Cecily als Wohltat in ihrem sonst so selbstständigen Leben.

»Wirklich, Bill, das ist doch nicht nötig«, hatte sie eingewendet. »Der Arzt sagte dir, dass du dich schonen sollst.«

»Ich glaube kaum, dass es mich umbringt, wenn ich in diesem kleinen Beet ein paar Brennnesseln rausrupfe. Abgesehen davon bin ich schlicht kein Mensch, der untätig rumsitzen kann, das weißt du genau.«

Am meisten aber genoss Cecily es zu lachen. Wenn Bill früher in der richtigen Stimmung gewesen war, hatte er ihr mit seinen

geistreichen Kommentaren immer ein Lächeln entlocken können.

»Ach, ich wünschte mir wirklich sehr, ich könnte noch einmal nach Kenia fahren«, sagte sie seufzend und griff nach dem Buch, das sie sich gerade gekauft hatte, *Die grünen Hügel Afrikas* von Ernest Hemingway. Näher als mit diesem Buch würde sie dem Land nicht mehr kommen, dachte sie.

* * *

Am Sonntag erklärte Bill, ihm falle die Decke auf den Kopf, und so schlug Cecily einen gemeinsamen Ausflug zum Jones Beach vor. Das wurde von Rosa mit großem Jubel aufgenommen. Cecily war nur einmal mit Stella und ihr dort gewesen, damit Rosa zum ersten Mal im offenen Meer schwimmen konnte.

Es war ein heißer Tag, und der Strand war überfüllt, aber Cecily saß in ihrem Liegestuhl und sah Bill, Stella und Rosa beim Planschen im Wasser zu. Anschließend aßen sie ein spätes Mittagessen in einem der Strandcafés, von dem man einen wunderschönen Blick aufs Meer hatte.

»Reicht dir das an Natur?«, fragte Cecily Bill, als er von der Terrasse über den Atlantik hinaussah.

»Ich kann nicht behaupten, dass es der einsame weiße Sandstrand von Mombasa ist, aber im Moment tut’s das schon, doch.«

Abends brachte Cecily Rosa nach dem Baden ins Bett, dann erzählte Bill der Kleinen eine weitere Geschichte über die Erdmännchen, die in Afrika lebten, während Stella ihre Tasche packte, um später zum Bahnhof zu fahren und in den Zug nach Baltimore zu steigen. Nach dem späten Lunch hatte keiner großen Hunger, also machte Cecily nur einen Teller mit Sandwiches und eine Kanne Tee, und bevor Stella aufbrach, setzten sie sich zu dritt an den Tisch und aßen.

»Kuyia, es gibt etwas, worüber wir mit dir sprechen möchten«, sagte Stella und warf einen nervösen Blick zu Bill. »Bill hat gesagt,

dass du seit dreiundzwanzig Jahren keinen Urlaub gemacht hast. Das ist viel zu lang, um keinen einzigen Tag freizuhaben.«

»Also ehrlich«, sagte Cecily und sah empört zwischen den beiden hin und her, »mir geht es blendend, und jetzt, wo Rosa die Schule besucht, habe ich reichlich freie Zeit.«

»Bitte hör uns zu«, sagte Stella. »Du bist die ganzen Jahre nicht in Kenia gewesen, also finden Bill und ich, dass du mit ihm zurückfahren und eine Weile auf der Paradiesfarm bleiben solltest.«

»Theoretisch klingt das sehr schön«, meinte Cecily seufzend. »Aber was ist mit Rosa?«

»Bill hat freundlicherweise angeboten, die Kosten für ein Kindermädchen zu übernehmen, das sich in deiner Abwesenheit unter der Woche um sie kümmert. An den Wochenenden bin ich da, und gemeinsam mit ihr schaffe ich das gut.«

»Aber …«

»Kein Aber, Kuyia. Bill nach der langen Zeit wiederzusehen hat mir wieder vor Augen geführt, wie unglaublich viel du für mich getan hast, und wenn irgendjemand einen Urlaub verdient hat, dann du. Das heißt, ich werde mir ein paar Tage freinehmen – mir stehen jede Menge zu – und nach einer geeigneten Frau suchen, die sich in der Zeit um Rosa kümmert.«

»Und ich habe bei der Sache wohl kein Mitspracherecht, oder wie?«

»Nein, ich fürchte nicht. Du wirst nicht jünger. Wenn du jetzt nicht fährst, geschieht es womöglich nie. Bitte, Kuyia.« Stella griff über den Tisch hinweg nach Cecilys Händen. »Jetzt bist du an der Reihe.«

»Und wie lang soll dieser Urlaub dauern? Ich weiß, dass es heutzutage viel einfacher ist, nach Kenia zu kommen, aber nur für eine Woche lohnt es sich trotzdem nicht, oder?«

»Wir dachten an zwei Monate«, sagte Bill.

»*Zwei Monate?* Aber was ist mit meinem Unterricht? Und meinem Garten?«

»Ich habe vorhin mit Rosalind telefoniert, und sie ist ebenfalls der Ansicht, dass du fahren solltest. Ich weiß, der Gedanke behagt dir nicht, aber du bist nicht unersetzlich«, sagte Stella ruhig.

»Rosalind hat eine großartige neue Teilzeitkraft, die gern mehr Stunden übernehmen würde.«

»Und was den Garten betrifft«, warf Bill ein, »habe ich schon mit einer Vermittlungsagentur gesprochen wegen einer Haushälterin, die sowohl die Wohnung als auch den Garten in Schuss hält.«

Cecily lehnte sich in ihrem Stuhl zurück. »Himmel! Ihr beide habt ja schon alles durchgeplant.«

»Ja, da hast du recht, und ausnahmsweise einmal musst du zulassen, dass jemand anders bestimmt, wo's langgeht, ja?«

»Also gut.« Cecily gab sich geschlagen. »Aber ich würde die Frau, die sich um Rosa kümmert, gern kennenlernen. Du weißt ja, wie schwierig sie sein kann, Stella, und ich möchte keine Hexe, und …«

»Sie ist meine Tochter! Glaubst du wirklich, ich würde sie der Obhut einer Hexe überlassen?«, fuhr Stella auf. »Ich bin achtundzwanzig Jahre alt, und mein Job beruht in weiten Teilen darauf, dass ich über gute Menschenkenntnis verfüge. Bitte vertrau mir, ja? Und jetzt muss ich los, sonst verpasse ich meinen Zug.« Stella stand auf und küsste Cecily auf den Scheitel. »Vergiss nicht, wir haben dich alle sehr lieb, und es ist Zeit, dass du dich erholst und ein bisschen glücklich bist. Bis Freitag«, sagte sie, griff nach ihrer Reisetasche und verließ die Küche.

»Gin?«, schlug Bill vor, nachdem sich die Wohnungstür hinter Stella geschlossen hatte. Ohne auf Antwort zu warten, stand er auf. »Ich habe mir erlaubt, die Vorräte aufzufüllen«, erklärte er und holte eine neue Flasche Gin aus dem Schrank. »Cheers«, sagte er, nachdem er einen Gin Tonic mit Eis aufgefüllt und das Glas vor Cecily hingestellt hatte.

»Ja, Cheers, sage ich da mal.« Cecily hob das Glas und trank einen großen Schluck. »Und ich habe dabei wirklich nichts mitzureden?«

»Leider nein, fürchte ich.«

»Ich komme mir vor, als würde ich gekidnappt. Was, wenn ich keine Lust habe hinzufahren?«

»Ach, ich glaube schon, dass du die hast«, sagte Bill mit einem Lächeln, das Cecily als bevormundend empfand. »Das sehe ich in

deinen Augen, wann immer ich Kenia erwähne.«

»Ich mache mir bloß Sorgen wegen Rosa …«

»Wie Stella sagte, sie ist eine erwachsene Frau und letztlich auch verantwortlich für ihre Tochter. Du hast gesagt, dass sie nicht genug Zeit miteinander verbringen – vielleicht helfen diese Wochen, dass sie sich näherkommen.«

»In meiner Abwesenheit, meinst du.«

»Genau.« Bill zog Cecily auf die Beine, sodass sie neben ihm stand, und hielt ihre Hände fest. »Zwei Monate, Cecily. Mehr nicht. Zwei Monate, in denen wir vielleicht herausfinden, ob wir in mehr als nur juristischem Sinn verheiratet bleiben können, wenn du weißt, was ich meine.«

»Doch, das weiß ich«, sagte Cecily und spürte, wie sie rot anlief.

»Zugegeben, als ich herkam, habe ich überhaupt nicht daran gedacht, dass wir eine gemeinsame Zukunft haben könnten. Aber weißt du, das Zusammensein mit dir gefällt mir so gut, dass mir regelrecht graut bei der Vorstellung, dich hierzulassen. Nach allem, was wir durchgemacht haben, sind wir es uns doch schuldig, etwas Zeit miteinander zu verbringen, oder nicht? Außer, natürlich, du fandest die letzten Tage abscheulich und kannst es gar nicht erwarten, dass ich wieder verschwinde. Wenn das der Fall ist, dann solltest du mir das besser sagen, aber wenn nicht …«

Cecily senkte den Blick. »Nein, so ist es nicht.«

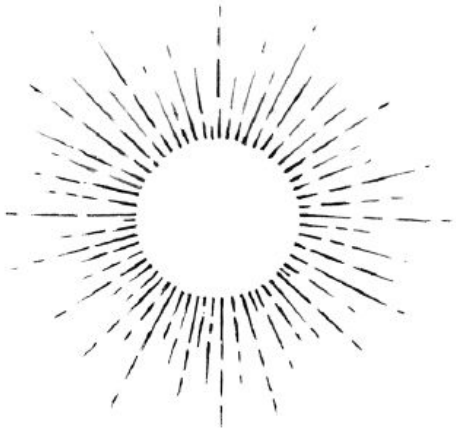
»Gut. Dann haben wir einen Plan. Ich muss sagen, nach New York zu kommen war so ungefähr die beste Entscheidung, die ich je getroffen habe.«

Dann beugte Bill sich zu seiner Frau und gab ihr zum ersten Mal seit dreiundzwanzig Jahren einen Kuss.

ELEKTRA

# *Brooklyn, New York*

Juni 2008



# L

»Sobald also ein geeignetes Kindermädchen und eine Haushälterin gefunden waren, hat Bill Cecily nach Afrika mitgenommen«, schloss Stella.

»Na, das war ja ein richtiges Happy End, und es klingt, als hätte sie's echt verdient«, sagte ich. »Vor allem, nachdem sie sich mit meiner Mom abplagen musste. Ich geb's nicht gern zu, aber sie klingt ganz ähnlich wie ich als Kind.«

»Dazu kann ich nichts sagen, Elektra, denn ich habe dich nicht heranwachsen sehen. Das werde ich mir nie verzeihen. Genauso wenig die Tatsache, dass ich für Rosa nicht so da war, wie sie es gebraucht hätte.«

»Du warst eine alleinerziehende berufstätige Mutter, das muss verdammt schwer gewesen sein.«

»Das war's wirklich, aber Millionen von Frauen in aller Welt schaffen es auch. Ich leider nicht.«

»Sind Bill und Cecily je wiedergekommen?«, fragte ich. Das wollte ich wissen, bevor wir uns den weit trüberen Gewässern der Vergangenheit zuwendeten, die Stellas Miene nach zu schließen jetzt folgen würden.

»Nein, nie.«

»Und warum nicht?«

»Zuerst aus den richtigen Gründen. Cecily war nach ihrer Rückkehr nach Kenia vom ersten Moment an glücklich, glücklicher, als ich es je zuvor von ihr gehört hatte. Abgesehen davon hatten sie und Bill schließlich den Zeitpunkt in ihrem Leben gefunden, an dem es ihnen wirklich gut miteinander ging. Leider dauerte es nicht lang, aber was tut das schon?«

»Ist Bill an seiner Herzgeschichte gestorben?«

»Später dann, ja, aber zuerst habe ich meine geliebte Kuyia verloren. Sie haben ihren Aufenthalt auf ein halbes Jahr verlängert

und sind durch Afrika gereist. Sie waren auf dem Weg durch den Sudan nach Ägypten – Cecily hatte sich immer gewünscht, die Pyramiden zu sehen –, als es ihr plötzlich schlecht ging. Ihre Medizinvorräte und alles andere waren ihnen gestohlen worden, sie waren weiß Gott wo, meilenweit von allem entfernt. Bis Bill sie ins Krankenhaus schaffen konnte, war es zu spät. Ein paar Tage später ist sie gestorben.«

»O nein«, sagte ich bedrückt und sah, dass die Augen meiner Großmutter feucht wurden. »Woran?«

»Malaria. Wäre sie früher behandelt worden, hätte sie ganz sicher überlebt, aber …« Stella schluckte schwer. »Sie ist in Bills Armen gestorben … Sie hat ihn gebeten, mir zu sagen, wie sehr sie mich liebt … Ich … entschuldige …«

Ich saß da und erkannte eine Trauer, die selbst nach all diesen Jahren noch ganz frisch war.

»Als ich davon erfuhr, wollte ich ebenfalls sterben«, fuhr Stella fort. »Ich kann dir gar nicht erklären, was diese Frau mir bedeutet hat. Was sie für mich getan hat, die Opfer, die sie meinetwegen gebracht hat … Mein einziger Trost war, dass sie bei Bill gewesen war und dass die beiden zumindest ein wunderbares halbes Jahr miteinander verbracht hatten. Sie starb dort, wo sie sein wollte, bei dem Mann, den sie liebte.«

Auch wenn ich die bemerkenswerte Frau, die unser beider Leben so geprägt hatte, nie gekannt hatte, kämpfte auch ich mit den Tränen.

»Bill kam für eine Weile in die Staaten, und wir haben ihre Asche bei der Freiheitsstatue verstreut. Ich fand das passend, weil sie in Manhattan geboren war und so viel dafür getan hatte, dass ich als freier Mensch leben konnte. Eine Weile blieb er bei uns, er war in den wenigen Monaten unglaublich gealtert. Aber letztlich fühlte er sich in der Stadt nicht wohl, also ist er nach Kenia zurückgegangen, hat die Paradiesfarm verkauft und ist in ein Cottage am Ufer des Naivasha-Sees gezogen. Fünf Jahre später habe ich ein Telegramm bekommen mit der Nachricht, dass er auch gestorben war. Und dass er alles mir hinterlassen hatte. Im Testament hieß es, dass Cecily sich das gewünscht hätte.«

»Ich glaube, da hatte er recht.« Ich nickte. »Soll ich dir noch eine Tasse Tee einschenken?«

»Nein, ich brauche nichts, Liebes, danke.«

Schweigend saß ich da, während Stella sich wieder fasste. Und ich verstand, welche Lehre ich aus ihrer Trauer ziehen konnte: Mütterliche Liebe musste nicht unbedingt von der leiblichen Mutter kommen. Wie oft hatte ich gegen Ma getobt! Ich erinnerte mich, einmal hatte ich sie angebrüllt, sie habe kein Recht, mir Vorschriften zu machen, weil sie sowieso nicht meine richtige Mutter sei. Doch jetzt wurde mir klar, dass jede »richtige« Mutter auf mein untragbares Verhalten genauso reagiert hätte wie sie. Unvermittelt erfasste mich eine Woge der Liebe zu Ma, die mir immer nur mit endloser Geduld und großem Verständnis begegnet war.

»Entschuldige, Elektra, jetzt kann ich weitererzählen, wenn du auch bereit bist.«

»Schon, aber nur, wenn's dir wirklich nicht zu viel wird. Ich kann jederzeit ein anderes Mal wiederkommen.«

»Ich glaube, ich würde lieber gleich weitermachen, denn langsam nähern wir uns dem Ende der Geschichte.« Stella holte tief Luft. »In den fünf Jahren nach Cecilys Tod änderte sich in meinem Leben nicht viel. Rosa hatte eine ganze Abfolge von Kindermädchen, die uns nach wenigen Monaten alle wieder verließen. Keine von ihnen war in der Lage, mit einem derart schwierigen Kind zurechtzukommen. Dann, mit dem Erbe von Bill, hätte ich schließlich die Möglichkeit gehabt, zu Hause zu bleiben und mich selbst um Rosa zu kümmern. Zu meiner Schande muss ich gestehen, dass ich das einfach nicht wollte. Vormittags Kaffeeklatsch und Eltern-Lehrer-Besprechungen … Nach der Art Arbeit, die ich bis dahin gemacht hatte, wusste ich, dass ich das einfach nicht aushalten würde. In Wirklichkeit habe ich keine mütterliche Ader, Elektra. Das soll keine Entschuldigung sein, vielen Frauen geht es so wie mir, aber sie ziehen ihre Kinder trotzdem groß, genau wie ich. Ich habe mein Bestes getan.«

Stella schwieg, und ich überlegte, ob ich eine mütterliche Ader hatte. Die Frage hatte ich mir bislang nicht gestellt. Zumindest hatte ich nie den Wunsch verspürt, ein Kind zu bekommen. Aber dann fiel

mir mein Neffe Bär ein, wie gut mir sein Duft gefallen hatte und wie schön es gewesen war, seinen kleinen Körper im Arm zu spüren, und ich dachte mir, dass ich vielleicht doch zu mütterlichen Gefühlen fähig war.

»Elektra? Ist alles in Ordnung?«

»Ja, sorry, ich war in Gedanken grade kurz woanders.«

»Wenn ich hier aufhören soll, dann sag es bitte.«

»Nein, alles okay«, beruhigte ich sie.

»Ganz schlimm wurde es, als Rosalind erklärte, dass Rosa nicht mehr in der Schule bleiben könne. Sie sei ein Störenfried, könne keine Ruhe geben und sich auf nichts konzentrieren. Das machte mir wirklich zu schaffen. Rosalind war Rosas Patentante, wenn sie den Glauben an sie verlor, dann hatte ich wirklich ein Problem.«

»Also, nach allem, was du sagst, war die Schule ziemlich akademisch. Vielleicht war sie einfach nicht die richtige für meine Mom«, sagte ich. Plötzlich verspürte ich den Wunsch, Rosa in Schutz zu nehmen. »Ich kenne das, war bei mir genauso.«

»Mehr oder minder genau das hat Rosa auch gesagt, also habe ich eine andere Schule für sie gefunden, in der alles ganzheitlicher und entspannter zuging.« Stella lachte leise. »Aber Rosa reizte die fehlenden Vorschriften voll aus. Ich weiß noch, eines Freitagabends kam ich nach Hause, ihr neues Kindermädchen empfing mich mit gepacktem Koffer und im Mantel an der Tür. Offenbar hatte Rosa die ganze Woche zu Hause verbracht, vor dem Fernseher gesessen und Cornflakes gemampft. Sie hatte dem Kindermädchen gesagt, sie brauche in der Woche nicht zur Schule zu gehen, und als die Schule angerufen und gefragt hatte, wo sie abgeblieben sei, hatte Rosa aus den Richtlinien der Schule zitiert: Die Schüler seien aus freiem Willen dort, um zu lernen, und wenn sie nicht am Unterricht teilnähmen, würden sie nicht bestraft.«

»Wow, meine Mom klingt immer mehr wie ich. Ich hätte genau dasselbe gemacht«, sagte ich grinsend.

»Der Unterschied ist, Elektra, dass du in einer intakten Familie gelebt hast, und nach allem, was du erzählt hast, hattest du eine Mutterfigur, die dich liebte, und einen Vater, der dich immer wieder

aufgefangen hat. Das hatte Rosa nicht, was zum Teil mit den Umständen zusammenhing, aber sehr viel auch mit mir zu tun hatte. Nach Cecilys Tod war es mir noch wichtiger, so erfolgreich zu sein, wie sie es sich immer erträumt hatte. Und zu der Zeit, als Bill mir das Erbe hinterließ, hatte ich einen Weg eingeschlagen, den ich nicht mehr aufgeben konnte beziehungsweise wollte«, verbesserte Stella sich. »Damals war Rosa zehn. Sie hatte wer weiß wie viele Kindermädchen und vier oder fünf Schulen verschlissen. Zu meiner Verteidigung muss ich sagen, ich habe mir fast einen Monat Urlaub genommen, bin zu Hause geblieben und habe alles organisiert, damit sie zu Hause unterrichtet werden konnte, aber ich bin darüber fast wahnsinnig geworden, und Rosa schlug völlig über die Stränge. Rosalind schlug vor, dass es vielleicht am besten wäre, sie auf ein Internat zu schicken. Wir fanden eine tolle Schule in Boston, wo sie an Jugendliche wie Rosa gewöhnt waren.«

»Du meinst, die Ausschussware.«

»Nein, Elektra. Sie bezeichneten das als Störung des Sozialverhaltens. Anfangs gefiel Rosa die Idee ganz gut. Zu Hause sitzen, nur mit dem Hauslehrer und der Mutter zur Gesellschaft, gefiel ihr ebenso wenig wie mir. An der Schule haben sie alle möglichen Untersuchungen mit ihr angestellt und auch ihren IQ getestet, der natürlich überragend war. Sie sagten, das wäre bei Kindern mit auffälligem Verhalten oft der Fall. Sie stellten für Rosa ein beschleunigtes Lernprogramm zusammen, und sie ging nach Boston. Die ersten drei Jahre war sie dort ganz glücklich, die Schule gab ihr die Stabilität und Sicherheit, die sie brauchte, und sie hatte sogar ein paar Freundinnen. Zu der Zeit bekam ich aus heiterem Himmel einen Anruf von den Vereinten Nationen. Sie hatten einen Aufsatz gelesen, den ich an der Columbia über Apartheid in Südafrika geschrieben hatte. Sie wollten im Rahmen der UNO ein Zentrum gegen Apartheid gründen, und ich wurde zu einem Vorstellungsgespräch eingeladen. Du kannst dir meine Aufregung vorstellen, Elektra. Der Gedanke, für die einflussreichste Menschenrechtsorganisation der Welt zu arbeiten – damit gingen meine kühnsten Träume in Erfüllung! In diesem neu gegründeten Institut sollte ein Team die Auswirkungen von Apartheid nachweisen

und statistisch ausarbeiten, die Ergebnisse würden dann in einem Aufsatz veröffentlicht. In gewisser Hinsicht war das natürlich etwas anderes als das, was ich bislang gemacht hatte, aber ich wusste, dass sich mir dadurch völlig neue Welten erschließen würden. Und das war dann ja auch der Fall. Die Jahre verliefen relativ ruhig, der Hauptsitz der UNO war in Manhattan, wenn also Rosa in den Ferien nach Hause kam, war ich jeden Abend da, um für sie zu kochen. Eine Weile lief alles in relativ ruhigen Bahnen, bis dann die Pubertät einsetzte.«

»Ja, ja, die alte Geschichte: Der süße kleine Liebling verwandelt sich in ein hormongesteuertes Monster«, sagte ich und erinnerte mich, wie die Pubertät bei mir die Wutanfälle, die ich als Kleinkind gehabt hatte, nicht nur wiederaufleben ließ, sondern sogar noch verstärkte.

»Sagen wir so: Die ganze Wohnung bebte, wenn Rosa herumtobte und ihre Zimmertür zuknallte. Dann bekam ich einen Anruf von der Schule, dass Rosa verschwunden sei. Eine Freundin sagte, es gebe in der Stadt einen Jungen, den sie auf einem Schulausflug kennengelernt habe. Schließlich haben sie sie rauchend und Bourbon trinkend im Park gefunden. Der Junge war fast zwanzig, aber deine Mom war vermutlich sogar noch schöner als du, wenn ich das sagen darf. Sie hatte unglaubliche Augen, die einfach bezwingend waren, und hatte genau das, was jeden streunenden Vorstadt-Gigolo in ihren Bann zog. Sie sah aus wie achtzehn und nicht die vierzehn, die sie war, und sie kleidete sich entsprechend. Ziemlich bald darauf schrieb die Schule, sie könnten sie nicht länger behalten, also schickten sie sie nach Hause zurück, nach New York. Angesichts ihrer bisherigen Erfolgsbilanz wollte keine der guten Tagesschulen sie aufnehmen, also musste ich sie auf die lokale Highschool schicken. Natürlich schloss sie sich der falschen Clique an – sie hatte einfach eine Vorliebe für die bösen Jungs …«

»Wer nicht?« Ich verdrehte die Augen.

»Als Rosa sechzehn war, hatte ich die Kontrolle über sie völlig verloren. Sie ging nicht mehr zur Schule und streunte die meiste Zeit mit ihren neuen Freunden in Brooklyn herum. Zuerst dachte ich,

wenn sie high nach Hause kam, sie würde nur Haschisch rauchen, aber dann blieb sie auch über Nacht fort. Ich hatte keine Ahnung, wo sie sich herumtrieb. Mir fiel auf, dass sie abnahm – das war die Zeit, als Crack aufkam. Ich schwöre dir, Elektra, ich hab alles versucht, um mit ihr über Drogen zu reden, aber sie wollte mir nicht einmal zuhören.«

»Das glaube ich sofort«, sagte ich leise. »Schau mich an, ich wollte auch nichts davon hören.«

»Wie auch immer, ein paarmal wurde sie von der Polizei nach Hause gebracht, und schließlich haben sie sie wegen Ladendiebstahl angezeigt – sie hatte die geklauten Sachen auf der Straße verkauft. Ich habe die Kaution bezahlt und einen Anwalt gefunden, der sie verteidigte. Die Drohung, ins Gefängnis zu kommen, wirkte, eine Weile blieb sie zu Hause. Sie trank zwar, aber ich glaube, dass sie mit den Drogen aufhörte. Das Gericht verwarnte sie, drohte aber mit Jugendarrest, sollte sie wieder auf Abwege geraten. Und dann …«

Stella verstummte kurz, sie presste die Hände fest zusammen, Schmerz lag in ihrem Blick.

»Dann ist sie verschwunden. Eine Woche nach dem Verfahren hat sie abends das Haus verlassen und ist nie mehr zurückgekommen. Und das war das letzte Mal, dass ich sie gesehen habe.«

»Hast du nach ihr gesucht?«

»Natürlich habe ich nach ihr gesucht!« Wütend funkelte Stella mich an. »Ich habe ganz Brooklyn und Manhattan nach ihr durchkämmt! Es gab kein Viertel, das ich nicht mit einem Foto in der Hand abgegrast, keine Gegend, in der ich kein Plakat an die Laternenmasten geklebt hätte. Ich habe sämtliche Ghettos, Crackhöhlen und alle verdammten Orte abgeklappert, von denen ich wusste, dass dort das einschlägige Milieu verkehrt. Ich bin nach Boston gefahren und habe dort nach ihr gesucht, weil ich dachte, sie wäre vielleicht zu einem ihrer abgelegten Kerle zurück, aber nichts. Absolut gar nichts. Sie war spurlos verschwunden. Über zwei Jahre habe ich nach ihr geforscht, habe tags bei der UNO gearbeitet und nachts die Straßen abgesucht. Es klingt unvorstellbar, dass jemand

wirklich spurlos verschwinden kann, aber genau das hat deine Momma gemacht. Und ich schwör dir, Elektra, ich habe jeden Stein umgedreht, von dem ich wusste.«

»Ist gut, Stella, ich glaub dir. Also«, sagte ich. Ich wusste, dass wir uns dem Ende der Geschichte näherten, und wappnete mich. »Wie hast du erfahren, dass sie gestorben ist?«

Stella schluckte schwer. »Um ehrlich zu sein, erst vor gut einem Jahr, als dein Vater mich kontaktierte und sich mit mir in New York treffen wollte. Er sagte, er habe ziemlich viel Zeit darauf verwendet, deine leibliche Familie ausfindig zu machen, weil er wusste, dass er bald sterben würde, und er wollte dir einen Brief hinterlassen, aus dem du deine Herkunft erfährst. Er ist noch einmal zum Hale House gegangen, wo er dich gefunden hatte, und hat mit der Tochter von Clara Hale gesprochen, die ihn an eine der damaligen Mitarbeiterinnen verwies. Zufällig war sie diejenige, die dich an dem Abend aufgenommen hatte. Sie konnte die Akte auftreiben, in der deine Ankunft dokumentiert war. Natürlich standen keine Angaben zu deiner Mutter dabei, aber die Frau erinnerte sich offenbar an den Mann, der dich abgeliefert hatte. Sie hatte ihn im Viertel immer wieder mal gesehen und wusste, dass er ein Junkie war. Dein Vater fragte nach seinem Namen, und die Frau glaubte, er sei Mickey genannt worden. Daraufhin hat dein Vater die Nachbarschaft abgesucht und ihn schließlich durch die Abyssinian Church in Harlem auch gefunden. Offenbar war er geläutert, er hatte zu Gott gefunden und arbeitete in der Kirche als Laienprediger. Vergiss nicht, Elektra, zu der Zeit wusste ich nichts davon«, stellte Stella klar. »Wie auch immer, Michael, wie er mittlerweile heißt, konnte deinem Vater erzählen, was er von deiner Mutter wusste.«

»War dieser Michael mein Vater?«, fragte ich neugierig.

»Nein. Er hauste nur zufällig in derselben Crackabsteige wie deine Momma, als sie schwanger war. Du musst wissen, es gab immer wieder Polizeirazzien, die Junkies mussten sich ständig in neuen leerstehenden Häusern in Manhattan verstecken. Er war dabei, als sie dich zur Welt brachte, wenn auch völlig neben sich durch das Crack, aber er sagte, du hättest dir die Seele aus dem Leib gebrüllt, und das hätte die Polizei auf den Plan rufen können.

Also hat er dich kurzerhand zum Hale House gebracht.«

»Und …«, ich schluckte, »was ist aus meiner Momma geworden?«

»Ich …« Meine Großmutter griff nach meiner Hand und hielt sie fest. »Bitte sieh mir nach, was ich dir jetzt erzählen muss, Elektra. Mickey sagt, bei seiner Rückkehr sei Rosa am Verbluten gewesen. Es sei offensichtlich gewesen, dass sie sterben würde, deswegen sind er und die anderen … einfach abgehauen. Er sagt, er habe von einer Telefonzelle anonym die Notrufzentrale angerufen, aber er sei davon ausgegangen, dass Rosa tot sein würde, bis sie hinkämen. Gott vergebe mir, dass ich dir das sagen muss … und dafür, dass ich nicht für meine geliebte Tochter da war, als sie mich brauchte.«

»Aber, Stella, du wusstest doch gar nicht, wo sie war.«

»Danke, dass du das sagst, Elektra, aber als dein Vater mir die Geschichte erzählte, wäre ich fast daran zerbrochen. Die Vorstellung, dass mein kleines Mädchen so allein sterben musste …«

»Ja.« Eine Weile saßen wir beide schweigend da. »Tja«, sagte ich schließlich, »die Geschichte hat kein Happy End.«

»Für Rosa nicht, nein, aber vielleicht ist die Tatsache, dass du und ich uns darüber begegnet sind, für uns beide ein Trost. Das hoffe ich zumindest. Es tut mir nur leid, dass ich dir diese schreckliche Geschichte erzählen musste, und das zu einer Zeit, die für dich sowieso schon schwierig ist.«

»Aber wie hat Pa denn rausgefunden, dass du mit mir verwandt bist?«

»Durch Michael. Er hatte ein paar Wochen mit Rosa zusammengewohnt. Zum einen wusste er noch ihren Namen, außerdem erinnerte er sich, dass sie von ihrer Momma gesprochen hatte, die einen wichtigen Job bei den Vereinten Nationen hatte. Und er glaubte, sich zu erinnern, dass sie Stella hieß – weil das seine Lieblingsmarke Importbier war.« Sie lächelte matt. »Mit der Information hat dein Vater angefangen zu recherchieren. Vom Hale House wusste er ja dein Geburtsjahr, dann hat er bei der UNO in New York angefragt, ob 1982 eine Stella bei ihnen gearbeitet habe. Ich werde Cecily immer dankbar sein, dass sie mir einen relativ

ausgefallenen Namen gab – in den Unterlagen standen ganze zwei, und die eine war tot. So kam er an meinen Nachnamen, er fand meine Adresse online und schrieb mir. Den Rest kennst du.«

»Ich …« Eine Sache wusste ich nicht, und obwohl ich mich kaum dazu durchringen konnte, die Frage zu stellen, wollte ich die Antwort unbedingt erfahren.

»Als sie gefunden wurde und …«, ich holte tief Luft, »und zu dem Ort gebracht wurde, wo Tote eben hingebracht werden, müssen sie doch versucht haben, Angehörige ausfindig zu machen, oder?«

»Damals wurden in Manhattan ständig junge Cracksüchtige tot aufgefunden. Laut Gesetz müssen die Behörden eine Leiche nur achtundvierzig Stunden aufbewahren. Wenn niemand sich meldet, wird sie zur Bestattung freigegeben.«

»O Gott, das ist schnell«, flüsterte ich. »Und wo wurde sie beigesetzt?«

»Um das herauszufinden, haben dein Vater und ich das Standesamt in der Worth Street aufgesucht. Rosas Todesdatum kannten wir ja, das war der Tag deiner Geburt, der auf der Akte im Hale House vermerkt war. Und die Mitarbeiterin konnte tatsächlich bestätigen, dass an dem Abend die Leiche einer unidentifizierten jungen Schwarzen ins städtische Leichenhaus gebracht worden war. Da … da ich sie nicht abholte, wurde sie auf der Hart Island in der Bronx bestattet, so schreibt das Gesetz in New York es bei nicht identifizierten Toten vor. Ich muss ehrlich sagen, ich konnte mich bislang nicht überwinden hinzufahren.«

»Ich verstehe.« Ich wusste nicht, ob ich weinen oder mich übergeben sollte, wohl aber, dass ich nichts mehr hören wollte. »Stella, darf ich mir ein Taxi rufen? Ich will jetzt nach Hause. Ich … ich brauche einfach Zeit, um das alles zu verdauen.«

»Natürlich«, sagte sie. Ich zog mein Handy heraus und bestellte ein Taxi. »Wirst du zurechtkommen?«

»Ja, das muss ich ja wohl, oder? Zumindest weiß ich’s jetzt.«

»Wenn ich irgendetwas tun kann, was auch immer … bitte melde dich.«

»Okay. Eins noch: Du sagtest, du wärst in Afrika gewesen, als ich geboren und im Hale House abgeliefert wurde?«

»Ja. Ich wurde eingeladen, Teil der geheimen Untersuchungsmission der UNO in Südafrika zu sein. Du musst verstehen, zu dem Zeitpunkt war Rosa seit über zwei Jahren verschwunden. Ich schwöre, Elektra, hätte ich davon gewusst, wäre ich für sie da gewesen, und für dich natürlich auch. Aber ich musste dafür sorgen, dass mein eigenes Leben weiterging, und … also bin ich gefahren.«

»Verstehe.« Es klingelte an der Tür, mein Taxi war gekommen.

»Ich kann gut verstehen, dass dich das im Moment alles überfordert und du Zeit brauchst, aber ich möchte für dich da sein. Es ist wichtig, dass du das weißt«, sagte sie, als sie mir zur Haustür folgte. »Bitte gib mir Bescheid, wann du so weit bist, mich wiederzusehen.«

»Das mach ich.«

Sie streckte die Arme aus, um mich an sich zu ziehen, aber ich wandte mich ab und öffnete die Tür. Ich musste allein sein und wollte nichts wie in die Gegenwart zurückkehren.

»Auf Wiedersehen, Stella«, sagte ich und lief die Stufen hinunter zum wartenden Wagen.

# LI

Als ich nach Hause kam, saßen Mariam und Lizzie in der Küche.

»Hi«, sagte ich müde.

»Elektra, ist alles in Ordnung?« Beide sprangen sofort auf und folgten mir ins Schlafzimmer.

»Ja, alles gut, ich muss bloß schlafen.«

Ich machte ihnen die Tür vor der Nase zu. Auch wenn ich mir grob unhöflich vorkam, ich konnte mich keine Sekunde mehr auf den Beinen halten. Es gelang mir gerade noch, Schuhe und Jeans auszuziehen, dann ließ ich mich aufs Bett fallen, fuhr mit der Fernbedienung die Jalousien herunter und schloss die Augen.

* * *

»Elektra?«

Ich hörte eine vertraute Stimme meinen Namen rufen und wachte stöhnend aus dem tiefsten Schlaf auf, den ich je geschlafen hatte.

»Ja«, murmelte ich.

»Ich bin’s, Lizzie. Ich schaue nur nach dir.«

»Mir fehlt nichts, ich … schlafe bloß noch.«

»Dann ist es ja gut. Nur damit du’s weißt, es ist elf Uhr.«

»Abends?«

»Nein, vormittags. Du hast vierzehn Stunden oder so geschlafen, und langsam haben Mariam und ich uns Sorgen um dich gemacht.«

»Mir fehlt wirklich nichts«, sagte ich mit Nachdruck und erkannte, dass sie befürchtet hatten, ich hätte vielleicht wieder zu etwas Hartem gegriffen.

»Soll ich dich in Ruhe lassen, oder soll ich dir einen Kaffee

bringen? Ich habe im Deli auch ein paar Bagels und Räucherlachs besorgt.«

Da merkte ich erst, dass ich am Verhungern war. »Das klingt gut, Lizzie, danke.«

Ich öffnete die Jalousien und blinzelte vor dem strahlenden Sonnenlicht. In meinem ganzen Leben hatte ich noch nie so lang geschlafen. Vielleicht war es einfach die Art meines Gehirns, mich abzuschalten, damit ich das, was ich am Tag zuvor erfahren hatte, verarbeiten konnte. Überraschenderweise ging es mir gar nicht so schlecht, wie ich befürchtet hatte, als ich vorsichtig in mich hineinhorchte. Im Gegenteil, ich empfand nichts als Erleichterung, dass ich jetzt endlich die Wahrheit kannte. Selbst wenn sie richtig beschissen war. Außerdem dachte ich, dass ich wirklich von Glück reden konnte, nicht in einer Zeit zu leben, in der meine Zukunft von meiner Hautfarbe bestimmt worden wäre, und dass mir das Schicksal meiner Mutter irgendwie erspart geblieben war.

Während ich so dalag und über meine Herkunft nachdachte und daran, dass ich irgendwo gelesen hatte, Sucht sei genetisch bedingt, dachte ich auch an Stella, deren einzige Sucht im Leben die Arbeit gewesen war: Ihr Bemühen, die Welt besser zu machen. Ich dachte an ihre Energie und wie ruhig und ausgeglichen sie war, und hoffte, dass ein paar ihrer Gene auch in mir steckten. Und obwohl einiges von meiner Mom mich an mich selbst erinnerte, hatte ich im Grunde immer ein gutes Mädchen sein wollen. Zugegeben, manchmal war mir mein Temperament in die Quere gekommen … also war ich vielleicht eine Mischung aus meiner Mom und meiner Oma, und das fand ich ganz in Ordnung.

Und was den Mann betraf, der den Samen zu meiner Entstehung beigesteuert hatte … Ich würde wohl nie herausfinden, wer er war, aber auch das war okay. Mir wurde zunehmend klar, dass ich von Anfang an einen ziemlich tollen Vater gehabt hatte. Einen Mann, der offenbar viel Zeit darauf verwendet hatte, meine leibliche Familie zu finden, die er mir hinterlassen konnte. Und es war ihm gelungen.

»Bitte sehr, Madam, Frühstück im Bett. Das hast du dir auch verdient«, sagte Lizzie, als sie mit einem Tablett ins Zimmer kam.

Darauf standen eine Kanne mit heißem Kaffee, eine Tasse und zwei Bagels mit Frischkäse und Räucherlachs.

»Wieso das denn?«

»Deine Großmutter hat gestern Abend ungefähr zehnmal angerufen und heute Vormittag dreimal. Natürlich hat sie sich nicht näher ausgelassen, sondern nur darauf gedrängt, dass ich dich im Auge behalten soll. Es klang, als machte sie sich wirklich Sorgen um dich, Elektra.«

»Na ja, sie musste mir auch ein paar ziemlich krasse Sachen über meine Mom erzählen. Und über andere Vorfahren«, erklärte ich und seufzte.

»Also«, sagte Lizzie und schenkte Kaffee in meine Tasse, »wenn du drüber reden möchtest, ich bin für dich da. Einen Bagel?«

»Gleich, aber warum nimmst du dir nicht auch einen? Zwei kann ich unmöglich essen.«

»Nein, vielleicht magst du ihn ja später doch noch.« Sie lächelte mich an. »Übrigens, Mariam hat mir erzählt, dass sie dich gestern im Park ausgeraubt haben. Hast du schon Anzeige erstattet?«

»Wozu? Die Polizei interessiert das doch einen Dreck, wenn eine reiche Tussi ihre Rolex verliert. Wahrscheinlich sind das genau die Leute, die den Kriminellen die Uhr um einen Bruchteil ihres Werts abkaufen.«

»Ich finde wirklich, du solltest dir überlegen, jemanden für deine Sicherheit zu engagieren, Elektra. Du bist zu bekannt, ein Promi. In L.A. würde kein Mensch in deiner Situation auch nur im Traum daran denken, das Haus ohne Bodyguard zu verlassen. Es tut mir leid, wenn ich wie deine Mutter klinge, aber du solltest es dir wirklich überlegen. Und jetzt überlasse ich dich deinem Frühstück. Wenn du was brauchst, ruf einfach.«

Ich saß da, trank meinen Kaffee und verputzte wider Erwarten doch beide Bagels. Es gefiel mir, eine Mitbewohnerin zu haben, ganz abgesehen von dem Warmherzigen, Mütterlichen, das Lizzie ausstrahlte und das mir das Gefühl gab, beschützt und umsorgt zu werden. Ich hoffte sehr, dass sie nicht ausziehen würde, und ließ mir ihre Worte durch den Kopf gehen. Vermutlich hatte sie recht, musste

ich mir eingestehen. Susie lag mir schon seit Jahren in den Ohren, ich bräuchte Personenschutz, aber die Vorstellung, dass mir ein Fremder auf Schritt und Tritt folgte, war mir ein Graus. Dann erinnerte ich mich wieder an eine Idee, die mir schon mal gekommen war, also duschte ich, zog mir eine Jogginghose und ein T-Shirt an und ging in die Küche. Mariam saß bei der Arbeit an ihrem Laptop.

»Guten Morgen, Elektra, oder sollte ich sagen: Guten Nachmittag?« Sie lächelte. »Sag mir, wenn du wach genug bist, damit wir uns unterhalten können. Die Frau von der Kooperative mit den nachhaltigen Stoffen hat sich gemeldet. Sie findet die Idee, mit dir zusammenzuarbeiten, ausgesprochen spannend.«

»Schön. Übrigens«, sagte ich, als Lizzie mit meinem Frühstückstablett in die Küche kam. »Hat eine von euch heute Morgen Tommy gesehen?«

»Nein«, antwortete Lizzie. »Als ich in den Deli ging, stand niemand vorm Haus.«

»Langsam mache ich mir Sorgen um ihn. Es sieht ihm nicht ähnlich, einfach zu verschwinden. Ich glaube, es muss eine Woche her sein, dass ich ihn das letzte Mal gesehen hab, und ich möchte wirklich mit ihm reden, weil ich ihm einen Job anbieten möchte.«

»Als was?«, erkundigte sich Lizzie.

»Als mein Bodyguard. Ich meine, so mehr oder weniger ist er das ja jetzt schon, und wahrscheinlich hätte er nichts dagegen, dafür bezahlt zu werden. Ich meine, er ist ein Exsoldat, eindeutig fit und …«

Ich verstummte, weil Mariam abrupt aufstand, aus der Küche stürzte und die Tür zum Gästeklo knallend ins Schloss fallen ließ.

Fassungslos sah ich zu Lizzie. »Hab ich was Falsches gesagt?«

»Äh … vielleicht.« Lizzie sah mich betreten an.

»Was ist?«

»Nichts, oder vielmehr, vielleicht solltest du besser mit Mariam darüber sprechen. Das Ganze geht mich eigentlich nichts an. Also, ich verziehe mich jetzt ins Wohnzimmer und warte auf den Anruf von dem Anwalt, den Miles mir empfohlen hat. Bis später.«

Verwirrt sah ich zum Fenster hinaus, aber schließlich fiel der

Groschen.

»Wow, Elektra, was bist du bescheuert!«, sagte ich mir, als ich allmählich zwei und zwei zusammenzählte. Das Geständnis, das ich bei dem AA-Treffen gehört und von dem ich geglaubt hatte, es ginge um mich … »Ganz schön eingebildet, was?«, flüsterte ich und verdrehte die Augen. Mariams brüske Antwort, als ich sie vor ein paar Tagen nach Tommys Handynummer gefragt hatte, und ihr Verhalten in den letzten Tagen … Ich hatte gespürt, dass etwas nicht in Ordnung war.

Ich ging zur Toilette und klopfte vorsichtig an die Tür.

»Mariam, ich bin's, Elektra«, sagte ich leise. »Es tut mir leid, wenn ich mich dir gegenüber wie ein Trampel verhalten habe. Du hättest mir früher etwas sagen sollen. Möchtest du rauskommen, damit wir uns darüber unterhalten können?«

Schließlich ging die Tür auf, und ich sah ihr tränenüberströmtes Gesicht.

»Bitte entschuldige, Elektra. Mein Ausbruch war völlig unprofessionell. Ich verspreche, so was kommt nicht wieder vor. Jetzt ist alles wieder bestens«, sagte sie und ging an mir vorbei in die Küche.

»Das sieht doch ein Blinder, dass das nicht stimmt, Mariam. Wie lang geht denn die Sache mit dir und Tommy schon?«, fragte ich und setzte mich ihr gegenüber an den Tisch.

»Ach, es war gar nichts, und jetzt ist es sowieso vorbei …« Kurz schluchzte sie auf, dann schluckte sie schwer. »Entschuldige.«

»Jetzt hör auf, dich zu entschuldigen, das sollte ich tun. Ich war so mit meinem eigenen Kram beschäftigt, dass ich nicht gesehen habe, was vor meiner Nase passiert.«

»Wirklich, da war nichts, was du hättest sehen können. Es war kurz nachdem du in die Klinik gegangen bist, und, na ja, da sind wir uns nähergekommen«, gestand Mariam, kramte ein Taschentuch aus ihrem Ärmel und putzte sich die Nase. »Er ist so nett, und er ist immer so besorgt um dich, und obwohl wir aus völlig unterschiedlichen Welten stammen, haben wir uns einfach … gut verstanden. Ich kam her, um in der Wohnung zu arbeiten, und obwohl du nicht da warst, stand er jeden Morgen vor der Tür. Er

sagte, ihm gefalle die Routine. So hat es angefangen, dass wir im Central Park spazieren gingen, wir haben uns auf eine Bank gesetzt und gemeinsam unser Lunch gegessen. Dann hat eins zum anderen geführt, und … und da ist uns klar geworden, dass wir uns sehr gernhaben.«

»Aber das ist doch wunderbar, Mariam, oder nicht? Ich meine, ich kenne Tommy natürlich nicht so gut wie du, aber ich weiß, dass er ein prima Kerl ist und dass das Leben nicht besonders nett zu ihm war.«

»Nein, Elektra, es ist nicht wunderbar. Tommy ist zehn Jahre älter als ich, er hat ein Kind und eine Exfrau. Wie du weißt, war er früher Alkoholiker, er lebt von seiner Militärpension, weil er schwer traumatisiert aus Afghanistan zurückgekommen ist, und …«, Mariam schluckte wieder schwer, »… davon mal ganz abgesehen bekennt er sich nicht zu meinem Glauben.«

»Wenn ich mich richtig erinnere, hat dein Vater gesagt, man müsse sich dem Land anpassen, in dem man geboren wurde, oder?«, sagte ich.

»Ja, das stimmt, und das hat er auch so gemeint. Aber das geht nicht so weit, dass ich jemanden heiraten könnte, der nicht unseres Glaubens ist. Es ist einer Muslima verboten, einen Nichtmuslim zu heiraten.«

»Ach ja? Das wusste ich gar nicht.«

»Doch. Auch wenn ein muslimischer Mann eine Nichtmuslima heiraten darf. Das Leben ist einfach nicht gerecht, oder?«

»Mein Pa hat immer gesagt, dass die alten Bibeltexte ausschließlich von Männern geschrieben wurden, damit alles nach ihren Vorstellungen läuft, Mariam.« Ich zuckte die Schultern im Versuch, der Situation die Schwere zu nehmen. »Könntet ihr denn nicht standesamtlich heiraten?«

»Elektra, ich bin in unserer Familie die älteste Tochter. Unser ganzes Leben, unsere ganze Familie ist rund um den Glauben aufgebaut, damit bin ich groß geworden. Eine standesamtliche Hochzeit würde nicht anerkannt werden – würde ich ihn heiraten, würde ich sämtliche Gesetze brechen, mit denen ich aufgewachsen bin.«

»Hmm«, machte ich. Da ich selbst im herkömmlichen Sinn nicht gläubig war, fiel es mir schwer, dazu eine Meinung zu haben, auch wenn ich wusste, wie wichtig der Glaube für Mariam war.

»Könnte Tommy nicht zu euch übertreten – ich meine, zu eurem Glauben?«

»Womöglich, aber vergiss nicht, er war in Afghanistan, Elektra, und auch wenn er nie direkt davon gesprochen hat, weiß ich, dass er grauenvolle Sachen erlebt hat, für die muslimische Extremisten verantwortlich waren. Er hatte Freunde, die durch ihre Hand gestorben sind, die von Minen oder Bomben zerfetzt wurden … ach, es ist alles so kompliziert!«

»Das ist die Liebe doch immer, oder?«, sagte ich seufzend. »Ich meine, das ist wahrscheinlich keine Lösung, aber könntet ihr beide nicht einfach in Sünde leben oder so?«

»Nein, Elektra, niemals! Das wäre die schlimmste Sünde von allen«, sagte Mariam mit Nachdruck.

»Und was meint Tommy zu all dem?«

»Nichts. Wie gesagt, seit einer Woche ist es aus zwischen uns.«

*Das war ungefähr zu der Zeit, als ich ihn bei dem AA-Treffen gesehen habe*, dachte ich.

»Dann ist das der Grund, weshalb er nicht mehr hier ist?«

»Ja.«

»Und er weiß, warum?«

»So ungefähr.«

»Aber hast du ihn denn gefragt, ob er bereit wäre, zum Islam überzutreten? Wenn das die einzige Möglichkeit ist, meine ich?«

»Natürlich nicht. Er hat mich nicht gefragt, ob ich ihn heiraten will oder sonst etwas, aber angesichts all dessen, was ich dir gerade erzählt habe, sehe ich einfach keine Zukunft für uns. Deswegen habe ich beschlossen, dass es am besten wäre, das Ganze zu beenden.«

»Na ja, ich kann schon verstehen, dass es ein bisschen kompliziert ist«, sagte ich und kam mir vor wie die Untertreibung in Person, »aber Mariam, ich weiß doch schon seit einiger Zeit, dass mit dir was nicht ganz stimmt. Ich muss dir auch sagen – also, jetzt

breche ich eine der AA-Regeln von Vertraulichkeit –, dass ich ihn beim Treffen letzte Woche reden hörte. Er stand da und erzählte der Gruppe, dass er sich verliebt hat, dass er aber nie mit dieser Frau zusammenkommen könnte. Eingebildet, wie ich bin, dachte ich, er meinte mich.« Ich schmunzelte. »Aber natürlich hat er von dir gesprochen. Er liebt dich, Mariam, wirklich sehr. Und wenn du ihn auch liebst, dann gibt es bestimmt eine Möglichkeit, dass ihr zusammenfindet. Aber ihr müsst miteinander reden. Du musst ihm sagen, was du mir gerade gesagt hast.«

Mariam saß schweigend da und starrte auf die Küchenwand ihr gegenüber.

»Abgesehen davon mache ich mir Sorgen um ihn. Gib mir wenigstens seine Handynummer, damit ich ihn anrufen kann.«

»Also gut«, willigte sie ein. »Ich habe sie zwar von meinem Handy gelöscht, damit ich nicht in Versuchung gerate, ihn anzurufen, aber ich weiß sie noch auswendig.«

Ich notierte die Nummer und sah dann zu Mariam. »Hör mal, ich stecke nicht in deiner Haut, und angesichts meiner Erfolgsbilanz mit Männern werde ich mich hüten, dir einen Rat zu geben. Aber meine Großmutter hat mir etwas über eine Frau erzählt, das mich wirklich beeindruckt hat. Diese Frau – sie hieß Kiki Preston – sagte einmal … einer Verwandten, dass man herausfinden muss, wer und was einem wichtig ist, und dann daran festhalten. Man muss das tun, was einen selbst und die Menschen, die man liebt, glücklich macht, denn ehe man sich’s versieht, kann das Leben vorbei sein. Und ich glaube, sie hat recht. Im Moment versuche ich, genau das zu machen.«

»Entschuldige, Elektra, es ist mir sehr unangenehm, dass ich dich mit meinen Problemen belaste, obwohl ich doch weiß, wie schwierig das Leben für dich gerade ist. In meiner ganzen Laufbahn ist es mir noch nie passiert, dass mein Privatleben der Arbeit in die Quere kommt. Wenn du Tommy als Bodyguard einstellen möchtest, steht es mir nicht zu, dich daran zu hindern. Ich kriege das natürlich auf die Reihe«, betonte sie.

»Also hör mal. Ich finde, unser Verhältnis ist schon lang über die rein professionelle Ebene hinaus, spätestens seit meinem

Zusammenbruch, bevor ich in die Klinik gegangen bin. Du bist großartig zu mir, Mariam, ich würde nichts tun, um dein Glück und unsere künftige Beziehung aufs Spiel zu setzen. Versprochen.«

»Es ist nett, dass du das sagst, aber wirklich, ich bin deine Angestellte, und du brauchst keine Rücksicht auf meine Gefühle zu nehmen. So, sollen wir uns jetzt über dein Modeprojekt unterhalten?«, fragte sie und setzte ihr strahlendstes Lächeln auf.

* * *

Immer noch schwer erschüttert vom gestrigen Überfall beschloss ich, zum Workout ins Fitnessstudio zu gehen. Während ich mich auf dem Laufband verausgabte, überlegte ich mir, wie sehr sich mein Leben in den vergangenen Wochen verändert hatte. Früher war ich von einem Fotoshooting zum nächsten gereist. Jetzt hatte ich nur noch alle zehn Tage oder so einen Termin, aber in der Zeit dazwischen war mein Leben gesteckt voll mit persönlichen Angelegenheiten. Und so schwierig einiges davon auch war, ich wusste, dass ich damit zurechtkommen würde, weil ich eine Gruppe toller Leute um mich hatte. Eine von ihnen war sogar mit mir verwandt, und den anderen lag mein Wohlergehen eindeutig sehr am Herzen …

Womit ich bei Miles landete.

Er fehlte mir. Und zwar auf eine Art, die ich nicht richtig zu fassen bekam. Ohne ihn fühlte ich mich irgendwie nicht vollständig, was schräg klang und ziemlich ernst. Vielleicht hatte Lizzie recht, vielleicht schüchterte ich ihn zu sehr ein, als dass er sich trauen würde, den ersten Schritt zu wagen. Aber vielleicht hatte ich ihm auch einfach nicht deutlich genug zu verstehen gegeben, was er mir bedeutete …

Andererseits hatte ich Schiss, denn Mitch hatte ich durchaus gezeigt, was ich empfand. Um ehrlich zu sein, war ich so bedürftig gewesen, dass mir jetzt noch ganz schlecht wurde, wenn ich an die frühere Elektra dachte. So weit durfte es nie wieder mit mir kommen.

Später bat ich den Fahrer aus einem Impuls heraus, mich zum AA-Treffen in der Nähe des Flatiron Building zu bringen. Wenn Tommy Probleme hatte – und davon ging ich aus –, würde ich ihn vermutlich dort finden.

Und da saß er auch, ein paar Reihen vor mir, seine rote Base Cap stach heraus. Dieses Mal sagte er nichts, ebenso wenig wie ich – wenn ich nach dem gestrigen Tag zu reden anfangen würde, würde ich kein Ende finden, und ich brauchte Zeit, alles, was ich erfahren hatte, zu verarbeiten. Und zwar in meinem eigenen Tempo. Am Ende des Treffens trieb ich mich hinten im Raum herum und wartete, dass er an mir vorbeikam.

»Hi, Tommy!«, rief ich. »Was für eine Überraschung, Sie hier zu sehen.«

»Ach, hi, Elektra. Wie geht's?«

Er sah blass aus, und seine Augen waren gerötet, als hätte er seit Tagen nicht geschlafen. Zu meiner Erleichterung konnte ich keinen Alkoholgeruch an ihm wahrnehmen, als wir uns unterhielten.

»Ich habe Sie vor meinem Haus vermisst«, sagte ich munter. »Wo sind Sie denn abgeblieben?«

»Ach, hier und da«, antwortete er ausweichend.

»Lust auf einen Kaffee?«, fragte ich. »Ich meine, nicht den«, ergänzte ich und deutete auf die Maschine.

»Wirklich?« Er sah mich erstaunt an.

»Ja, warum nicht?«

»Ich … also gut.«

Um die Ecke fanden wir ein Café und setzten uns.

»Ist bei Ihnen alles in Ordnung, Tommy?«, fragte ich.

»Um ehrlich zu sein«, antwortete er und blies in seinen Espresso, »ist das Leben im Moment nicht besonders toll.«

Ich kam zu dem Schluss, dass jetzt nicht der Moment war, um den heißen Brei herumzureden.

»Hören Sie, ich weiß, was passiert ist. Mit Mariam.«

»Im Ernst?« Er wirkte geschockt. »Wie das?«

»Um's kurz zu machen – gestern bin ich beim Joggen ausgeraubt worden, und alle reden mir ins Gewissen, dass ich einen Bodyguard brauche. Da dachte ich sofort an Sie und sagte das auch

Mariam, die in Tränen ausbrach und sich im Gästeklo einschloss. Dann ist die ganze Sache rausgekommen.«

»O Mann, Elektra, tut mir leid, wenn ich Ihnen so einen Ärger mache.« Dann schaute er auf, in seinen Augen schimmerte ein Funken Hoffnung. »Sie hat sich ins Bad gesperrt und geweint?«

»Ja, genau das. Sie liebt Sie, Tommy, und offenbar lieben Sie sie auch. Ich meine, das habe ich bei den AA letzte Woche mit eigenen Ohren gehört. Ich saß hinten. Ich wusste natürlich nicht, dass Sie von Mariam sprachen, aber …«

»Tja, und jetzt ist es vorbei. Sie hat Schluss gemacht.«

»Aber wissen Sie, weshalb?«

»Nein, eigentlich nicht so genau. Aber ich kann's mir denken. Ich meine, schauen Sie mich doch an, Elektra. Welche Frau würde mich schon wollen? Ich bin doch ein altes Wrack«, sagte er, und Tränen traten ihm in die Augen.

»Tja, Mariam würde Sie schon wollen«, sagte ich mit Nachdruck. »Das hat nichts mit Ihnen zu tun, Tommy. Sie findet Sie großartig. Es hat nur etwas damit zu tun, dass sie Muslima ist. Und offenbar darf eine muslimische Frau keinen nicht-muslimischen Mann heiraten. So einfach ist das.«

»Sie machen Witze.« Tommy sah mich an wie ein Alien. »Davon hat sie keinen Ton gesagt.«

»Wie sie mir erst vor ein paar Stunden sagte, haben Sie ihr keinen Antrag gemacht, also hätte sie es abwegig gefunden, das anzuschneiden, aber glauben Sie mir, das ist der Grund.«

»Sie meinen, wenn ich Muslim wäre, würde sie mich heiraten wollen?«

»Ja, und wenn ich an ihren Zustand heute Vormittag denke, dann würde ich sagen, lieber heute als morgen. Sie hat Schluss gemacht, weil sie keine Zukunft für Sie beide sah. Sie und ich können das nicht nachvollziehen, weil wir keine Muslime sind, aber ihr ganzes Leben – ihre Familie, ihr Freundeskreis – baut darauf auf. Sie weiß, dass Sie auch ein Kind haben, und, na ja, mit den ganzen anderen Sachen noch dazu hatte sie das Gefühl, dass es einfach zu kompliziert war.«

»Sicher, ich habe meine Tochter, aber meine Ex hat einen

Typen kennengelernt, die beiden werden in Kalifornien wohnen und möchten sie mitnehmen. Was noch ein Grund ist, weshalb ich wieder zur AA-Gruppe gegangen bin. Ohne meine Tochter und ohne Mariam … o Mann, Elektra, ich Moment häng ich ganz schön in den Seilen.«

»Das kann ich gut verstehen, Tommy. Also, jetzt komme ich mal auf den Punkt. Wenn es so ist, dass Sie zu Mariams Glauben übertreten müssen, um mit ihr zusammen zu sein – wären Sie dazu bereit?«

»Wow. Das ist krass. Sie reden mit jemandem, der in Afghanistan gedient hat. Ich hab grässliche Sachen gesehen, die im Namen Allahs verübt wurden … Ich meine, ich würde ja über glühende Kohlen laufen, um mit ihr zusammen zu sein, und mir ist schon klar, dass ich es da mit Extremisten zu tun hatte, aber einer von ihnen zu werden …« Tommy schüttelte den Kopf. »Ich weiß es nicht.«

»Mariam weiß, was Sie da drüben mitgemacht haben. Das hat sie sich auch schon alles durch den Kopf gehen lassen, und deswegen wollte sie mit Ihnen nicht darüber reden. Warum ist das Leben immer so verdammt kompliziert?«

»Sagen Sie's mir, Elektra. Ich meine, da treffe ich eine Frau, von der ich weiß, dass sie in jeder Hinsicht die Richtige für mich ist, und trotzdem sitzen wir hier.«

»Also, ich übermittle hier nur, jetzt liegt es an euch zu entscheiden, was ihr tun wollt. Euer Dilemma ist mir klar, aber heißt es nicht, dass Liebe Grenzen überwindet? Letzten Endes ist sie auch nur eine Frau und Sie nur ein Mann. Wie auch immer, jetzt wissen Sie wenigstens den wahren Grund, weshalb sie den Kontakt zu Ihnen abgebrochen hat. Und vielleicht ist die ganze Sache wirklich zu kompliziert, aber das müsst ihr herausfinden. So, und jetzt sollte ich mal los. Übrigens«, sagte ich beim Aufstehen. »Ich meine das ernst mit dem Angebot, mein Bodyguard zu sein. Aber solange die Situation mit Ihnen und Mariam ungeklärt ist, wäre es einfach nicht richtig, oder?«

»Nein, aber trotzdem danke.«

»Melden Sie sich mal, Tommy. Ich mach mir Sorgen um Sie.«

»Danke für den Kaffee, Elektra. Und dass Sie sich die Zeit genommen haben, mit mir zu reden«, fügte er noch hinzu, als ich ihn über seiner Tasse zusammengekauert am Tisch sitzen ließ.

Auf der Rückfahrt sah ich auf die Menschen auf dem Bürgersteig und überlegte mir, dass jeder von ihnen sein eigenes Drama hatte, das er mit sich herumschleppte und von dem kein Vorübergehender je erfahren würde. Der Gedanke tröstete mich. Man konnte allzu leicht glauben, dass alle anderen Menschen ein perfektes Leben führten (was die Medien ja auch tagtäglich herausposaunten – ich brauchte nur an mich selbst zu denken und die unzähligen Bilder, auf denen ich gestylt aus einer Stretchlimo stieg, um irgendeine Promiparty zu besuchen), obwohl die Realität völlig anders war.

Na ja, dachte ich, wenigstens hatte ich mein Bestes versucht, für zwei der Menschen, die mir am wichtigsten waren, die gute Fee zu spielen. Was sie daraus machten, blieb jetzt ihnen überlassen.

* * *

»Elektra?«

»Hi, Stella«, sagte ich in mein Handy, als ich mich an dem Abend gerade ins Bett legte.

»Ich wollte bloß hören, wie’s dir geht.«

»Gut.«

»Es ist nur … Seit du gestern weggegangen bist, mache ich mir Sorgen. Was ich dir erzählt habe, kann jeden aus der Bahn werfen, ganz zu schweigen von jemandem, der gerade aus einer Entzugsklinik kommt. Ich könnte den Gedanken nicht ertragen, wenn ich deinen Genesungsprozess in irgendeiner Weise behindert hätte.«

»Gar nicht, eher im Gegenteil. Ich hab das Gefühl, dass es genau Teil meines Genesungsprozesses ist, von meiner Vergangenheit zu erfahren. Natürlich trifft es mich, aber ich hab meine Mom nicht gekannt, und das macht es einfacher, auch wenn

die Umstände, wie sie gestorben ist, grauenhaft waren. Wirklich«, fügte ich hinzu; ich hörte aufrichtige Besorgnis in der Stimme meiner Großmutter.

»Deine Einstellung ist unglaublich, Elektra, und ich bin …«, Stella schluckte, »… ich bin so unendlich stolz auf dich. Das wollte ich dir nur sagen.«

»Danke«, antwortete ich. Gleich würde ich selbst losheulen.

»Wäre es zu früh, wenn ich dich morgen besuchen käme? Ich habe eine Bitte an dich. Kann ich abends vorbeischauen, vielleicht um sieben?«

»Klar. Also, bis dann.«

Während ich im Bett lag, wurde mir zum einen klar, dass mein Verlangen nach dem Grey Goose eindeutig nachließ, und zum anderen, dass ich meiner Großmutter, ihrem besorgten Ton nach zu urteilen, eindeutig etwas bedeutete. Und allmählich, seit sie ihre verletzliche Seite gezeigt hatte, fühlte ich mich ihr auch näher. Wenn ich ein Vorbild brauchte, dachte ich, dann hätte ich in ihr eines gefunden. Ich hatte mich im Internet über sie schlaugemacht, und offenbar gab es keine Sache, für die sie sich nicht eingesetzt hatte, kein Land, das sie in ihrer gegenwärtigen Funktion bei Amnesty International nicht besucht hatte, sie war mit allen möglichen Preisen und Ehrungen ausgezeichnet worden. Als mir langsam die Augen schwer wurden, dachte ich noch, dass meine Tage als Model eindeutig dem Ende zugingen. Ich wollte auch etwas bewirken …

Ich war gerade am Einschlafen, als mein Handy noch mal läutete.

»Elektra?«

»Hi, Miles, alles in Ordnung?«, sagte ich verschlafen.

»Mist, habe ich dich geweckt? Ich bin gerade erst von der Arbeit nach Hause gekommen und wollte dir sagen, dass Vanessa dieses Wochenende besucht werden darf.«

»Super! Und wie geht’s dir?«, fragte ich.

»Ach, ich ertrinke in Arbeit … Vorhin habe ich mir gedacht, dass sich etwas ändern muss. Das, was ich tue, macht mir einfach keinen Spaß mehr.«

»Das ist witzig, ich habe mir gerade genau das Gleiche

überlegt.«

»Tja, also, wird Zeit, dass ich mal eine Pause einlege. Hast du morgen Abend schon was vor?«

»Nein, außer dass Lizzie und ich uns vielleicht was zu essen nach Hause liefern lassen.«

»Hättest du Lust, stattdessen mit mir essen zu gehen?«

»Ja, klar, warum nicht?«, antwortete ich, während mein Herzschlag sich verzehnfachte.

»Gut, dann hole ich dich so gegen acht ab, okay?«

»Ja, perfekt. Bis morgen dann.«

»Gute Nacht, Elektra.«

»Gute Nacht, Miles.«

Ich schloss die Augen und zappelte vor Vorfreude ein bisschen im Bett hin und her, bevor ich mit einem breiten Lächeln einschlief.

# LII

Ich konnte mich nicht erinnern, wann ich das letzte Mal so lang über mein Outfit nachgedacht hatte für etwas, bei dem ich nicht mal wusste, ob es überhaupt ein Date war. Würde er mit mir zum nächsten Diner gehen oder mich in ein schickes Lokal ausführen? Ich fand es schade, dass ich mit meinem Auftritt in der Lederhose neulich mein Pulver so früh verschossen hatte. Zu guter Letzt entschied ich mich für Vintage und zog eine ausgestellte orangefarbene Versacehose an und dazu eine Seidenbluse, die für den eleganten Touch sorgte. Um den Hals hängte ich mir eine schwere orangefarbene Ethnokette, damit war ich für alles gewappnet.

»Wow, Elektra, du siehst super aus«, sagte Lizzie, als sie in mein Zimmer kam, um mich in Augenschein zu nehmen. »Die Hose ist traumhaft, aber an mir würde sie bloß lächerlich aussehen.«

»Hey, schau dir doch mal die Entwürfe an, mit denen ich heute Nachmittag rumgespielt habe«, sagte ich.

»Ein paar sind wirklich gut«, sagte Lizzie bewundernd. »Das heißt, du willst das echt durchziehen?«

»Ja. Alle Gewinne fließen an das Beratungszentrum. In den nächsten Tagen kommt Susies PR-Typ vorbei, er soll ein paar Interviews anleiern. Mariam hat eine Firma gefunden, die aus meinen Entwürfen richtige Klamotten macht, weil ich keinen leisen Schimmer von so was habe. Eine Lieferantin für die nachhaltig produzierten Stoffe haben wir auch schon gefunden. Ich bin ganz scharf drauf, damit anzufangen.«

»Ein neues Unternehmen«, sagte Lizzie lächelnd. »Wenn du jemanden brauchst, der die Buchhaltung übernimmt … ich hab ein Händchen für Zahlen.«

»Da könnten wir ins Geschäft kommen.«

»Weißt du was, Elektra? Du … strahlst heute Abend so. Das ist

richtig schön.«

»Na ja, das ist mein neues Ich, und ich find's großartig«, sagte ich. In dem Moment läutete es an der Tür. »Das wird Stella sein. Kannst du sie reinlassen?«

Lizzie ging zur Tür, und ich schaute im Bad noch mal prüfend in den Spiegel. Ruhig und gefasst ging ich dann ins Wohnzimmer, um meine Großmutter zu begrüßen. Sie umarmte mich und äußerte sich ähnlich begeistert wie Lizzie über mein Outfit. Und irgendwie, obwohl ich millionenfach gehört hatte, wie schön ich sei, bedeutete es mir sehr viel, das aus dem Mund meiner besten Freundin und meiner Großmutter zu hören.

»Ich brauche dich gar nicht zu fragen, wie es dir geht, Elektra«, sagte Stella, als sie sich in ihren üblichen Sessel setzte und ich ihr ein Glas Wasser einschenkte.

»Mir geht's gut, echt gut. Wie es in dem Zitat heißt, das Pa mir hinterließ, man kann das Leben nur rückwärts verstehen, muss es aber vorwärts leben.«

»Ich habe deinen Vater leider nur sehr kurz kennengelernt, aber er war eindeutig ein sehr kluger Mann. Er machte den Eindruck, als hätte er wirklich sehr viel erlebt.«

»Ja, und ich und meine Schwestern würden zu gern wissen, was genau er erlebt hat. Für uns war er ein einziges Rätsel. Wir wussten nie, was er tat oder wohin er fuhr, wenn er nicht da war, oder warum er uns Mädchen in aller Welt zusammensammelte. Und jetzt werden wir das auch nie mehr erfahren, weil er tot ist.«

»Fehlt er dir?«

»Ja, doch, sehr sogar. Jetzt, wo ich nicht mehr wütend bin auf ihn.«

»Wo immer er ist, ich weiß, dass er sehr stolz auf dich wäre. Apropos, ich möchte dir etwas unterbreiten. Weißt du noch, als du mich an dem Abend in Fernsehen gesehen hast, wo ich über die Aids-Krise in Afrika sprach?«

»Wie könnte ich das vergessen?«

»Sie haben bei mir angefragt, ob ich beim Konzert für Afrika im Madison Square Garden dem Publikum berichten würde, was ich dort gesehen habe. Und … na ja, ich fände es schön, wenn du mit

mir auf die Bühne kommst und dem Publikum – das sind weltweit Millionen Zuschauer – von der Drogenepidemie unter jungen Leuten erzählst, hier in New York und in aller Welt. Gebrauchte Nadeln sind eine der Hauptursachen für die Übertragung von Aids, und ich weiß, dass Obama ein großer Befürworter der Antidrogen-Kampagne ist. Würdest du das machen? Könntest du das?«

»Ich …«

Ich war so verdattert, dass ich den Mund wie ein Goldfisch öffnete und wieder schloss. »Ich? Aber Stella, ich bin doch bloß ein Model. Ich meine, ich habe in meinem ganzen Leben noch keine Rede gehalten – ich bin eine Anziehpuppe, keiner interessiert sich für das, was ich zu sagen habe, ich …«

»Aber natürlich interessiert das die Leute, Elektra. Deine Geschichte, dass die Drogen dich fast zerstört hätten – das wäre eine irre Botschaft an die Jugend in aller Welt, weil sie zeigt, dass es jedem passieren kann. Verstehst du?«

»Wow«, sagte ich nur. Allein bei der Vorstellung wurde mir schlecht.

»Als ich in den letzten Monaten in Afrika war, habe ich die Dealer gesehen und die Zuhälter mit ihren Prostituierten, die zu vollgedröhnt waren, um zu wissen, was sie machten und mit wem. Die Hälfte der Frauen – zum Teil erst zehn oder elf – wird sich früher oder später mit HIV anstecken und elendig zugrunde gehen. Viele von ihnen lassen Kinder zurück. Elektra, tu es um deiner Mutter willen, um ihres schrecklichen Endes willen. Ich …«

Die Augen meiner Großmutter glühten förmlich vor Leidenschaft, und da verstand ich, warum sie für manche ein Idol war. Fast gelang es ihr, mich zu überzeugen, dass ich es schaffen würde, vor Millionen von Menschen auf die Bühne zu treten und über meine Sucht zu reden.

»Aber es ist ein Konzert für Afrika, Stella, mal abgesehen davon …«

»Ja, genau! Und woher stammen deine Vorfahren, Elektra? Woher stamme ich? Die Menschen dort – und vor allem die Frauen – haben im Gegensatz zu uns keine Stimme. Es ist unsere Pflicht, für sie zu sprechen, ist dir das nicht klar?«

»Stopp, Stella, mal langsam.« Ich atmete tief durch. »Lass mich ein bisschen drüber nachdenken, ja? Ich weiß nicht, ob ich wirklich schon so weit bin, der Welt von … von meinen Problemen zu erzählen, okay? Wenn ich mich dazu entschließe, werde ich es nie mehr los.«

»Das ist mir schon klar, Elektra. Aber andererseits bedeutet es womöglich auch, dass du für dein Beratungszentrum mehr Aufmerksamkeit und Spenden bekommst, als du dir in deinen kühnsten Träumen vorstellen kannst. Eine solche Gelegenheit bietet sich nur alle Jubeljahre.«

Plötzlich kam mir meine Idee, eine Kollektion zu entwerfen, sehr bescheiden vor im Vergleich zu dem, was Stella vorschlug.

»Darf ich es mir durch den Kopf gehen lassen, Stella? Bitte.«

»Natürlich. Und es tut mir leid, dich gleich damit zu überfallen nach allem, was ich dir gestern erzählt habe. Aber falls du dich dazu bereit erklärst, muss ich den Leuten Bescheid geben, damit sie dich einplanen können.«

»Wann soll das denn stattfinden?«

»Samstagabend.«

»O Scheiße!«, sagte ich. »Sorry, aber das ist ja schon bald.«

»Ja, das stimmt, deswegen brauche ich auch spätestens morgen eine Antwort von dir.«

»Heute Abend sehe ich Miles. Das ist der Typ, der mit mir in der Entzugsklinik war – vielmehr, eigentlich war er nicht auf Entzug, weil er schon lang clean ist, aber wie auch immer, es ist eine lange Geschichte.«

»Er muss ja ein ganz besonderer Mensch sein – du strahlst heute Abend förmlich«, sagte Stella lächelnd und wiederholte damit das, was Lizzie vorhin gesagt hatte.

»Danke. Aber, Stella, sag mal, hast du nie einen anderen Mann gefunden, der dich zum Strahlen gebracht hat?«

»Nicht ganz in dem Sinn, wie du meinst, aber mach dir keine Gedanken um mich, Liebes. Wenn ich Gesellschaft wollte, habe ich sie schon gefunden. Aber lassen wir das jetzt, ich wollte dir nämlich noch etwas anderes sagen. Zu gegebener Zeit würde ich mit dir gern nach Kenia fahren, dir zeigen, wo ich geboren wurde und wo deine

Vorfahren, die Massai, leben. Ich hab dir einiges darüber erzählt, Elektra, aber bis du es nicht mit eigenen Augen gesehen hast, kannst du nicht nachvollziehen, wie schön es wirklich dort ist. Jahrelang dachte ich, dass ich, sobald ich im Ruhestand wäre, zurückgehen würde – Bills Cottage am Naivasha-See gehört mir immer noch –, aber offenbar kommt der Ruhestand nie. Und bis nach den Wahlen im November fahre ich natürlich nirgendwohin. Es wird der stolzeste Moment in meinem Leben sein, wenn ich erlebe, dass ein Schwarzer Präsident wird.«

»Ja, das wird unglaublich sein«, sagte ich. Plötzlich wurde mir bewusst, welche gewaltige Bedeutung das für jeden Schwarzen und jede Schwarze weltweit haben würde. »Ich … wollte dich etwas fragen.«

»Was denn, mein Schatz?«

»Vor ein paar Wochen habe ich mir ein Haus gekauft – unten in Tucson –, und seitdem mir klar wird, wie viel Leid und Armut und Missbrauch es auf der Welt gibt, bekomme ich ein schlechtes Gewissen, dass ich es gekauft habe.«

»Nein, Elektra, das solltest du wirklich nicht. Das Leben wird nie gerecht sein – es wird immer Arme und Reiche geben –, das hat sogar Jesus selbst in der Bibel zugegeben. Freu dich an deinem Wohlstand, aber sei bereit, deine Privilegien zu nutzen und denen zu helfen, die nicht so viel Glück haben wie du. Du bist sowieso eindeutig nicht an Materiellem interessiert.«

»Ah ja?«

»Ja. Wie viel in dieser Wohnung ist von dir, zum Beispiel?« Stella machte eine umfassende Geste. »Ich wette, du hast dein Geld kaum angerührt, oder?«

»Um ehrlich zu sein, nein, zum ersten Mal jetzt, als ich das Haus gekauft habe.«

»Da siehst du's. Geld interessiert dich einfach nicht.«

»Vielleicht schon, wenn ich keins hätte«, erwiderte ich, und meine Großmutter lachte.

»Stimmt. Du bist wirklich unglaublich«, sagte sie. Da läutete das Haustelefon.

Ich schaute auf die Uhr und stellte fest, dass Miles zehn

Minuten zu früh dran war.

»Wer ist das?«

»Miles, aber er soll unten warten, bis wir fertig sind.«

»Jetzt komm, bitte ihn herauf, lass den armen Kerl doch nicht allein dort unten sitzen!«

Seufzend gehorchte ich und wappnete mich für die Heldinnenverehrung, die gleich beginnen würde; womöglich würden wir nicht pünktlich zum Essen aufbrechen.

»Hi, Miles«, sagte ich, als er hereinkam. »Wie geht's?«

»Besser, allmählich rücke ich den Fällen auf meinem Schreibtisch zu Leibe, und …«

Als ich ihn ins Wohnzimmer führte und er sah, wer dort saß, verstummte er abrupt. Stella stand auf und lächelte.

»Guten Abend, ich bin Stella Jackson, Elektras Großmutter. Und Sie sind Miles …?«

»Miles Williamson«, sagte er, durchquerte mein geräumiges Wohnzimmer mit eineinhalb Schritten seiner langen Beine und nahm die Hand, die Stella ihm reichte. »Es ist eine große Ehre, Sie kennenzulernen, Ma'am. Ich habe Sie einmal in Harvard reden hören. Sie haben Unglaubliches geleistet und waren mir ganz persönlich eine Inspiration.«

*O mein Gott*, dachte ich, *gleich bricht er in Tränen aus.*

»Danke, Miles, aber Ihnen ist doch sicher klar, dass das, was ich tue, nur ein Tropfen auf dem heißen Stein ist.«

»Nein, Ma'am, es ist viel mehr als das. Sie haben denen eine Stimme gegeben, die keine haben, und es war Ihnen gleichgültig, ob manchen das nicht passte.«

»Das stimmt«, sagte Stella mit einem kleinen Lachen. »Ich habe mir im Leben nicht nur Freunde gemacht, aber man muss seinen Anliegen Gehör verschaffen, oder nicht?«

»Das stimmt, und ich möchte die Gelegenheit nutzen und Ihnen im Namen meiner ganzen Generation danken, dass Sie genau das getan haben.«

»Elektra und ich haben gerade über eine Idee gesprochen, die mir gekommen ist, stimmt's, Elektra?« Stella warf mir einen bedeutsamen Blick zu.

»Doch, stimmt, aber ich bin mir nicht sicher …«

»Ich will euch junge Leute ja nicht aufhalten, aber möchten Sie sich nicht einen Moment setzen, Miles? Vielleicht wäre es schön, Ihre Meinung zu meinem Vorschlag zu hören.«

»Gern.« Miles ging zu dem Sessel, der Stellas gegenüberstand, während ich mit verschränkten Armen stehen blieb und meiner Großmutter einen wütenden Blick zuwarf.

»Können wir nicht ein anderes Mal darüber reden?«

»Es tut mir leid, Elektra, aber Miles ist dein Freund, und vielleicht hat er etwas Erhellendes zu der Idee zu sagen.«

*Ja, ja*, dachte ich. *Er würde auch zum Mond fliegen, wenn du ihn darum bitten würdest.*

Ich stand da, während Stella ihren Plan erläuterte, und machte mich gefasst auf Miles' begeisterte Zustimmung und die Suada, mit der er mich zu überreden versuchte.

»Ich verstehe«, sagte er, als Stella geendet hatte. Dann drehte er sich zu mir. »Ich kann gut nachvollziehen, dass du in der Hinsicht gespalten bist, Elektra. Du hast in letzter Zeit viel durchgemacht, und dich vor Millionen von Menschen zu offenbaren, das verlangt großen Mut. Du musst noch darüber nachdenken, oder?«

»Ja, das stimmt«, gab ich zu.

»Wie ich Elektra schon sagte, wir haben nicht viel Zeit. Ich muss den Veranstaltern morgen Bescheid geben, wenn sie sie noch ins Programm aufnehmen wollen«, erklärte Stella.

»Ich glaube, das Letzte, was Elektra jetzt braucht, ist Druck, wenn ich das so sagen darf, Ma'am. Und jetzt führe ich Ihre Enkeltochter zum Essen aus, und dabei bereden wir das Ganze.« Miles erhob sich. »Können wir los, Elektra?«

»Ja.«

Er streckte die Hand aus. Ich ging zu ihm und nahm sie, und er drückte sie fest. Dann wandte er sich an Stella.

»Es war mir eine große Freude, Sie kennenzulernen, und ich hoffe, wir können uns bald wieder einmal unterhalten. Gute Nacht.«

Und damit dirigierte er mich zur Wohnung hinaus.

Vielleicht war es nur das schnelle Absacken im Lift, aber ich spürte ein merkwürdiges Kribbeln im Magen, das womöglich Liebe

sein konnte. Und bis wir ins Foyer traten, hatte ich Tränen in den Augen, die ich mir nicht erklären konnte.

»War das nicht super unhöflich von uns?«, fragte ich, als er mich, immer noch meine Hand haltend, nach draußen in die warme Juniluft führte.

»Ach, sie kann das schon ab«, sagte er grinsend und winkte einem Taxi.

»Wohin fahren wir?«

»Zu einem besonderen Lokal, das ich kenne.« Er warf mir einen Seitenblick zu. »Du könntest nicht passender gekleidet sein.«

Auf der Fahrt redeten wir nicht viel. Wir hielten nicht mehr Händchen, was mir gar nicht gefiel. Wir fuhren nach Norden, Richtung Harlem. Vor einem Restaurant an der Hauptstraße stiegen wir aus.

»Willkommen in La Savane. Ich dachte, es wär an der Zeit, dass du mal die afrikanische Küche kennenlernst.«

Bei einem köstlichen gegrillten Fisch, etwas, das Kochbanane hieß, und Couscous berichtete ich ihm in Kurzfassung, was Stella mir von meiner Mom und ihrem schrecklichen Tod erzählt hatte.

»Puh, Elektra, das ist ganz schön heftig. Bist du sicher, dass du damit klarkommst?«

»Ja, ganz bestimmt. Zuerst hat es mir ziemlich den Boden unter den Füßen weggezogen, aber jetzt kommt es mir vor, als hätte in meinem Hirn ein gewaltiger Frühjahrsputz stattgefunden – der ganze Scheiß wurde ausgemistet.«

»Das klingt, als wärst du neu geboren worden.«

»Na ja, wenn du es so sehen willst. Ich hatte erwartet, dass mich das mit meiner Mom richtig umhauen würde – vor allem ihr grässliches Ende –, aber wie ich Stella sagte: Ich habe sie nicht gekannt, und im Vergleich dazu, wie sehr mich Pas Tod trifft, hat es mich nicht halb so mitgenommen. Ich habe beschlossen, nicht nach Hart Island zu fahren – ich habe ein bisschen gegoogelt, und es klingt absolut entsetzlich dort. Ich meine, die nicht identifizierten Leichen wurden in Massengräbern verscharrt.« Ich schauderte.

»Verstehe. Aber vielleicht könntest du mit Stella über eine Möglichkeit reden, deiner Mutter auf eine andere Art zu gedenken.«

»Ja, coole Idee, das mach ich. Ich habe mir auch überlegt, dass mein leiblicher Vater noch am Leben sein könnte.«

»Das ist möglich, und vielleicht könntest du ihn eines Tages sogar finden, wenn du das möchtest. Die DNA-Tests werden immer besser, bestimmt wird es bald eine Art Datenbank geben, mit der sich Blutsverwandte aufspüren lassen. Aber das hat Zeit.«

»Ja. Übrigens, danke, dass du mich so aus der Wohnung bugsiert hast.«

»Deine Großmutter hat dich unter Druck gesetzt, und das ist das Letzte, was du im Moment brauchst. Sie hat eine unglaubliche Power, findest du nicht? Wenn sie etwas will, kennt sie kein Halten, aber wahrscheinlich ist sie nur auf diese Weise so weit gekommen.«

»Was meinst du dazu, dass ich meine Geschichte Millionen Menschen erzählen soll?«

»Das zu entscheiden ist nicht meine Sache, Elektra.«

»Ich weiß, Miles, aber irgendjemanden muss ich doch nach seiner Meinung fragen, oder?«

»Ich kann nachvollziehen, weshalb sie sich das wünscht. Du bist eine Person von öffentlichem Interesse und für junge Menschen in aller Welt ein Idol. Stella mag ja in solchen Dingen tausendmal mehr Erfahrung haben als du, aber keine Rede von ihr wird jemals so viel Aufmerksamkeit bekommen wie ein paar Worte von dir.«

»Aber die Leute interessiert nur mein Gesicht, nicht, was ich zu sagen habe.«

»Und wenn du möchtest, dass es so bleibt, dann mach’s nicht. Die Frage ist doch, Elektra: Soll es so bleiben?«

»Ja … nein … ach, ich weiß nicht, Miles«, antwortete ich seufzend. »Ich meine, ich hab dir gestern Abend ja schon gesagt, dass ich etwas anderes machen möchte. Das Modeln reicht mir einfach nicht mehr. Und ja, vielleicht liegt es mir ja in den Genen, aber ich würde wirklich gern etwas bewirken und jungen Menschen wie Vanessa helfen. Allerdings besteht ein gewaltiger Unterschied, ob ich den Medien in ein paar Interviews was über das Beratungszentrum erzähle oder ob ich meinen ersten Auftritt als Aktivistin vor Millionen von Menschen absolviere.«

»Das verstehe ich sehr gut.«

»Ich meine, wenn ich noch auf Drogen wäre, könnte ich vielleicht den Mut aufbringen, auf diese Bühne zu treten, aber …«

»Das darfst du noch nicht mal denken, Elektra. Du darfst nichts tun, das deine Genesung in irgendeiner Weise gefährden könnte.«

»Selbst wenn ich etwas täte, was Millionen an Spendengeldern für das Beratungszentrum bringen würde, und vielleicht sogar noch für ähnliche Einrichtungen im ganzen Land?«, sagte ich mit einem schiefen Lächeln.

»Na ja, zugegeben, das wär schon cool, aber nicht, wenn du damit dein Seelenheil aufs Spiel setzt. Wenn du das Gefühl hast, für einen so großen Moment noch nicht bereit zu sein, dann musst du eben abwarten, bis du so weit bist.«

»Das Problem ist, Warten war noch nie meine Stärke, und wenn ich mit dieser Kampagne richtig loslegen will – und das will ich auf jeden Fall –, wäre es doch eigentlich Wahnsinn, eine solche Gelegenheit nicht beim Schopf zu packen, oder?«

»Nein, gar nicht. Das Wichtigste bist nämlich du und was du in Zukunft noch sein kannst. Ich hab's dir schon öfter gesagt, vergiss nicht, wie jung du noch bist.«

»Na ja, ich glaube, ich hab zumindest etwas gefunden, worauf ich die ganze Leidenschaft, die in mir steckt, richten kann. Ich muss meine Energie einsetzen, um anderen zu helfen, statt sie mit Grey Goose zu betäuben. Meine innere Wut als positive Kraft für Veränderung nutzen.«

»Genau. Entschuldige«, sagte Miles, dessen Augen feucht wurden.

»Mist! Hab ich was Falsches gesagt?«

»Nein, im Gegenteil. Ich bin so verdammt stolz auf dich, das ist alles.«

»He, Miles, jetzt steck mich nicht auch noch an.« Ich fächelte mir Luft zu, und in dem Moment trat eine junge Schwarze an unseren Tisch und sah mich schüchtern an. »Hi«, sagte ich mit einem Lächeln, froh über die Ablenkung.

»Hi, Elektra. Ich … ich möchte Ihnen bloß sagen, dass ich ein großer Fan von Ihnen bin. Ich mein, Sie sind schwarz und haben Erfolg und, na ja, Scheiße, Sie sind ein echtes Vorbild für meine

Freundinnen und mich.«

»Ey, danke, das freut mich.«

»Und Ihren neuen Afro find ich echt cool. Vielleicht probier ich das auch – einfach abrasieren, weil meine Clique und ich, wir können uns die Extensions und die Glätter und das ganze Zeug nicht leisten.«

»Ja, kann ich nur empfehlen. Ich fand's die beste Entscheidung aller Zeiten.«

»Darf ich ein Foto von uns beiden machen?«

»Klar. Setz dich neben mich, und mein Freund drückt ab.«

Miles knipste uns beide, dann ging das Mädchen mit einem breiten Strahlen im Gesicht davon.

»Ey, das war süß«, sagte ich. »Vielleicht sollte ich ein letztes Shooting mit meinem neuen Haarschnitt machen, das könnte andere Kids dazu bringen, sich die ewige Tortur beim Friseur zu ersparen.«

»Also, wenn du einen Beweis gebraucht hast, dass du für viele ein Vorbild bist, Elektra, und dass alles, was du tust, von jungen Leuten überall auf der Welt gehört und gesehen wird, dann hast du ihn jetzt bekommen«, sagte Miles.

»Solang sie den Paparazzi nicht verklickert, dass sie uns gerade zusammen gesehen hat, sonst findest du nämlich dein Gesicht in den Zeitungen wieder.«

»Ich weiß nicht, wie du damit zurechtkommst. Ich könnt's nicht.«

*Wenn du mit mir zusammen wärst, müsstest du das aber …*

»Reden wir von was anderem, ja?«, sagte ich abrupt. »Ich hab da was, worüber ich gern mit dir sprechen würde. Es geht um meine Assistentin, und vielleicht fällt dir ja was dazu ein.«

Ich erzählte Miles von Mariam und Tommy, und er hörte aufmerksam zu.

»Tja, das ist vertrackt«, meinte er. »Sie hat ihren Glauben, und er ist ein Afghanistan-Veteran …« Er schüttelte den Kopf. »Was ist bloß mit uns Menschen los? Wir verlieben uns immer in jemanden, der uns vor alle möglichen Schwierigkeiten stellt.«

»Aber sie lieben sich. Sie möchten zusammenbleiben, und wenn sie es irgendwie hinkriegen, dann hätte ich, ganz egoistisch

gedacht, ein Dream-Team. Tommy ist ein super Typ, Miles, wirklich. Und wie fabelhaft Mariam ist, weißt du ja schon. Ich meine, du kennst dich ja mit dem ganzen religiösen Zeug aus. Wenn du, sagen wir, eine Muslima oder sogar eine Nichtgläubige kennenlernen würdest – würde dich das davon abhalten, eine Beziehung mit ihr einzugehen?«

»Das sind zwei Paar Schuhe, Elektra. Zum einen steht in der Bibel nirgendwo, dass eine Frau keine Ehe mit einem Andersgläubigen eingehen darf, aber in Mariams Religion ist das verboten. Zum anderen, und das ist meines Erachtens das Wesentliche, darfst du die soziale und kulturelle Komponente nicht vergessen. Einem Glauben anzugehören, welchem auch immer, bedeutet, eine Identität zu haben und in einer Gemeinschaft zu leben, in der die anderen die gleichen moralischen Wertvorstellungen haben wie man selbst. Und in einer Welt, in der Moral täglich weniger zählt, werden Gemeinschaft und Identität immer wichtiger. So sehe ich das zumindest. Ich vermute also, dass es für Mariam genauso problematisch ist, einen Außenstehenden in ihren ›Club‹ zu bringen, wie die Tatsache, dass es ihr offiziell verboten ist, ihn zu heiraten. Und auf der anderen Seite ist da Tommy mit seinen schwierigen Erfahrungen in Afghanistan, mal ganz abgesehen von den Anschlägen auf das World Trade Center und dem Hass, der seitdem schwelt … Kurz gesagt, ich weiß es nicht. Es ist eine heikle Situation. Aber ich könnte ja mal mit ihm reden. Vielleicht kann ich ihm ein bisschen was erklären, woher Mariam kommt. Ich weiß einiges über den Islam, über das Gute darin, meine ich, und davon gibt es vieles. Womöglich würde es ihm helfen, mehr darüber zu erfahren.«

»Würdest du das wirklich machen, Miles? Das wäre toll. Danke.«

Dann senkte sich ein seltsames Schweigen über den Tisch, das sich ausgesprochen unbehaglich anfühlte. Miles starrte auf die Wand hinter mir, ich spielte mit meiner Serviette. Die Atmosphäre hatte sich eindeutig verändert.

»Hör mal, Elektra. Vielleicht ist jetzt nicht unbedingt der richtige Moment, um darüber zu reden, aber …« Er schluckte schwer. »Ich,

also, bevor ich zu dir gefahren bin, habe ich mit meinem Pfarrer gesprochen, ich habe ihn um Rat gefragt, und er meinte, ich soll einfach damit herausrücken. Also: Du hast vielleicht bemerkt, dass ich mich in deiner Gesellschaft sehr wohlfühle. Und es ist nun mal so, dass ich mich, obwohl ich es wirklich nicht wollte, zu dir hingezogen fühle. Jetzt hast du in der Ranch bestimmt auch zu hören gekriegt, dass zwei Süchtige in einer Beziehung gemeinhin nicht ganz das Wahre sind. Außerdem stehst du erst ganz am Anfang deiner Genesung, was die Sache noch gefährlicher macht. Es besteht immer die Gefahr, dass wir uns gegenseitig wieder runterziehen. Dazu kommt, dass du ein internationaler Superstar bist und ich ein kleiner Anwalt, der gerade mal genug verdient, um sich in dieser irrwitzig teuren Stadt über Wasser zu halten. Ich will ganz ehrlich sein – ich weiß wirklich nicht, ob ich mit dem Promileben, das du führst, klarkommen würde. Und selbst wenn ich dir sage, dass es mir nichts ausmachen würde, wenn du das Millionenfache von mir verdienst, würde es mich vielleicht doch stören, weil mein mickriges männliches Ego sich nicht damit abfinden kann. So, und nachdem ich dir das alles gesagt habe, besteht immer noch die Möglichkeit, dass du überhaupt kein Interesse an einer Beziehung hast, die über das Platonische hinausgeht, und dann hätte ich mir diesen ganzen Vortrag sparen können.«

Mittlerweile hatte er sich ganz weit zu mir vorgebeugt, damit keine lauschenden Ohren mitbekamen, was er sagte. Mir war klar, dass er auf eine Antwort wartete.

»Also, erst mal danke, dass du mich hast Anteil nehmen lassen, wie es bei den AA-Sitzungen immer so schön heißt«, sagte ich und nickte.

»Und?«

»Und was? Jetzt komm schon, Miles, du verlangst doch nicht wirklich, dass ich das jetzt laut ausspreche, oder? Ich meine, wie deutlich muss ich dir denn noch zeigen, dass ich Interesse an dir habe?«

»Na ja, mir ist schon klar, dass du mich magst, aber ich dachte, es wäre vielleicht nur freundschaftlich, wegen unserer Verbindung durch Vanessa.«

»Doch, das spielt schon auch eine Rolle, aber es ist auch …«, ich holte tief Luft, »mehr als das.«

»Also gut. Allerdings weiß ich nicht, ob mich das jetzt glücklich macht oder mir eine Scheißangst einjagt.« Erleichtert lehnte Miles sich zurück.

»Willst du mir wirklich im Ernst sagen, dass du das nicht gewusst hast? Was ich für dich empfinde?«

»Doch, gute Frau, genau das sage ich.« Er lächelte. »Ich meine, schau dich doch an! Du bist berühmt, reich, die Welt liegt dir zu Füßen. Du könntest jeden Mann haben, du hast jeden gehabt …«

»He! Ich habe *nicht* jeden gehabt«, widersprach ich empört.

»Ich meinte Superstars wie Mitch Duggan und diesen Schickimicki-Promi mit diesem bescheuerten Namen …«

»Zed Eszu, meinst du.«

»Ja, ihn. Sorry, aber ich finde, er sieht wie ein richtiges Arschloch aus.«

»Ach, das ist er auch, aber das ist eine andere Geschichte. Und es stimmt, ich war keine keusche Jungfrau, und wenn du so eine willst, dann bist du bei mir an der falschen Adresse.«

»Ich werde den Teufel tun, über dein Verhalten zu urteilen, Elektra. Du bist unabhängig und kannst tun und lassen, was du willst. Aber solltest du je mit mir zusammen sein und mich betrügen, dann wär das das Ende.«

»Gut zu wissen.« Ich verdrehte die Augen. »Wow, Miles, du klingst wie ein richtiger Anwalt! Listest die möglichen Probleme unserer hypothetischen Beziehung auf, bevor wir überhaupt eine begonnen haben. Du würdest mich also am liebsten in deine Kirche schleppen und Keuschheit geloben lassen, oder wie?«

»Klar, natürlich. Das heißt, in einer idealen Welt«, sagte er grinsend. »Aber nach dem, was du mir von Mariam und Tommy erzählt hast, ist meine Sorge im Vergleich klein und unbedeutend. Kurz gesagt, ich bin gern mit dir zusammen. Durch dich wird der Tag für mich einfach schöner. Ich kann es immer gar nicht erwarten, mit dir zu reden …«

»Das geht mir genauso«, sagte ich. Dann saßen wir nur da und lächelten.

Schließlich streckte Miles die Hand über den Tisch, und ich nahm sie.

»Die Sache ist, trotz all meiner Bedenken glaube ich, dass wir ein gutes Team sind, Elektra, oder?«

»Doch«, sagte ich. »Ich bin mir sogar ziemlich sicher.«

# LIII

Am Samstagmorgen wachte ich auf und wusste nicht, ob ich die Jalousien öffnen und vor Glück die ganze Welt umarmen oder ins Klo laufen und mir die Seele aus dem Leib kotzen sollte. Ich entschied mich für Ersteres, weil es stockdunkel war und die Jalousien geöffnet werden mussten, damit ich überhaupt etwas sehen konnte. Ich dankte der Welt und allen höheren Mächten, dass sie mir Miles beschert hatten, dann machte mein Magen einen Satz, weil mir einfiel, zu was ich mich bereit erklärt hatte und was mir später am Abend bevorstand. Mit zittrigen Händen griff ich nach der Rede, die Miles und Stella mir am Tag zuvor zu schreiben geholfen hatten. Mit dem Blatt vor mir, die Augen aber geschlossen, versuchte ich, sie vorzutragen, aber statt meiner Stimme hörte ich nur ein Piepsen.

»Scheiße! Scheiße! Scheiße!« Ich zog mir die Decke über den Kopf, lag da und überlegte mir, Mariam zu bitten, mir einen Flug zu buchen, egal wohin, nur weg aus New York. Noch nie in meinem ganzen Leben hatte ich so panische Angst gehabt wie in diesem Moment. Mein Magen rebellierte, mein Herz schlug mir gegen die Rippen.

Schließlich stand ich auf und machte mich auf die Suche nach Kaffee.

Lizzie stand in der Küche, ihr schiefes Gesicht war völlig ungeschminkt.

»Guten Morgen, Elektra. Gut geschlafen?«

»Nein. Nächste Frage?«, sagte ich, nahm die Kaffeekanne vom Wärmer und schenkte mir einen Becher ein.

»Komm, du wirst das super machen, das weiß ich.«

»Lizzie, mir geht’s total beschissen, ich wünschte, ich hätte nie eingewilligt. Vor Angst werde ich garantiert von der Bühne laufen, wenn ich meine Beine überhaupt dazu bringen kann, sie zu

betreten …« Ich fluchte laut und drosch auf den Tisch. »Wieso habe ich mich überhaupt breitschlagen lassen?«, stöhnte ich.

»Weil du es in Wirklichkeit, trotz deiner verständlichen Angst, gern machen willst. Für deine Mutter, für deine Großmutter und für die ganzen Kids da draußen, die darauf angewiesen sind, dass du in ihrem Namen sprichst«, sagte Lizzie ruhig.

»Wenn ich denn sprechen kann … Ich wollte die Rede noch mal laut für mich üben und hab keinen Ton rausgebracht. Verdammt, Lizzie, was hab ich mir da bloß eingebrockt?« Ich setzte mich an den Tisch und legte den Kopf auf die Arme.

»Elektra, wir werden alle da sein, und ich weiß einfach, dass du das schaffst. Also, warum gehst du jetzt nicht schön joggen und lässt dir den Kopf freipusten, während ich Frühstück mache?«

»A) weil ihr mir seit dem Überfall alle verboten habt, im Park zu joggen, und b) kommt das Frühstück, das du mir vorsetzt, gleich wieder hoch.«

»Zieh dich an, Elektra, und geh nach unten. In der Lobby wartet jemand auf dich. Er passt auf dich auf, okay?«

»Wirklich? Wer denn?«

»Du wirst schon sehen. Und jetzt verschwinde«, sagte sie in ihrem mütterlichsten Ton.

Also verließ ich die Wohnung und fragte mich, wer denn wohl auf mich warten könnte. Vielleicht Miles … obwohl er, als wir uns am Abend zuvor zum Abschied geküsst hatten (und es war ein sehr langer und wunderbarer Kuss gewesen), gesagt hatte, er werde mich mit Stella um drei Uhr nachmittags abholen.

In der Lobby war niemand, also lief ich hinaus und bekam fast einen Herzschlag, als jemand mir auf die Schulter tippte. Ich litt eindeutig noch unter den Nachwehen des Überfalls.

»Hi, Elektra. Sorry, dass ich Sie erschreckt habe.«

»Tommy! Was machen Sie denn hier?«

»Na ja, Sie haben mir doch einen Job als Bodyguard angeboten, und da dachte ich mir, ich sollte Ihnen vielleicht besser einen kostenlosen Probelauf geben, sozusagen, damit Sie sehen, ob ich was tauge.«

»Aber …«

»Kommen Sie, Sie haben heute viel zu tun, reden wir doch beim Laufen, ja?«

»Okay.«

Also joggten wir los, Tommy hielt mühelos mit mir Schritt. Er erzählte mir, dass Miles sich bei ihm gemeldet und sie sich vor zwei Tagen auf einen Kaffee getroffen hatten. Miles habe ihm erklärt, dass der Koran im Grunde ein großartiges Buch voll kluger, schöner Dinge sei, aber dass es wie bei jeder religiösen oder politischen Organisation immer Extremisten gebe, die Zitate aus dem Zusammenhing rissen und ihren Zwecken entsprechend umdeuteten. Und dass, wenn er mit Mariam weiterkommen wollte, es nicht das Schlimmste in der Welt wäre, zum Islam überzutreten.

»Ich meine, da arbeite ich noch dran«, sagte er. »Ich versuch, das alles zu kapieren, aber ich hab mir das Buch gekauft, und Miles hat recht, es ist schön, was da drinsteht. Allerdings ist es richtig dick, und mit dem Lesen hab ich's nicht so, also geb ich womöglich vorher den Löffel ab, bevor ich damit durch bin«, sagte er mit einem Lachen. Und ich freute mich, das zu hören.

Dann erzählte er, dass er Mariam angerufen und sie sich getroffen hatten (offenbar mit vielen Überredungskünsten seinerseits).

»Und ich hab ihr gesagt, dass ich weiß, warum sie die Beziehung beendet hat, und dass ich, wenn wir wirklich heiraten wollten« – errötend sagte er, bis dahin müsse sie enthaltsam bleiben –, »mir überlegen würde zu konvertieren. Also haben wir uns darauf geeinigt, jetzt mal abzuwarten und zu sehen, wie's sich entwickelt. Und wenn Sie das immer noch ernst meinen mit dem Job als Bodyguard, dann würden Mariam und ich viel zusammenstecken. Ich glaube, das wär ein ganz guter Test.«

»Das stimmt, und ihr solltet euch besser verstehen, weil ich keinen Bock auf häusliche Auseinandersetzungen in meinem Team habe«, sagte ich hellauf begeistert.

»Ich versprech's Ihnen, Elektra, wenn ich und Mariam Probleme haben, dann bereden wir das unter vier Augen.«

»Und was sagt Mariam dazu?«

»Ich glaube, dass sie sich freut. Ich meine, wir haben noch

ganz schön was auf die Reihe zu kriegen, aber wissen Sie was? Wir waren uns einig – wie Sie gesagt haben –, dass wir morgen tot sein könnten und dass es sinnlos ist, in die Zukunft zu schauen und sich damit unglücklich zu machen. Zu gegebener Zeit will sie mich ihrer Familie vorstellen – irre!«, sagte er ergriffen. »An dem Abend werd ich mir wünschen, ich könnt mir einen ordentlichen Schluck genehmigen, bevor ich sie treffe. Wenn Sie wissen, was ich meine.«

»Klar weiß ich das, Tommy«, sagte ich, denn gerade meldete sich mein Magen beim Gedanken an den Abend. »Wie auch immer, ich freu mich sehr für euch. Und übrigens: Wenn du schon für mich arbeitest, dann sind wir bitte per Du, wenn dir das recht ist. Und zum anderen: Wie wär's, wenn du erst mal einen Vertrag über drei Monate bekommst? Ich gebe meinem Steuerberater deine Daten, und dann stehst du auf der Gehaltsliste.«

»Das klingt gut. Im Ernst, Elektra, ich kann dir – und Miles – gar nicht genug danken. Ihr habt mir das Leben gerettet. Vor ein paar Tagen stand ich noch auf der Kippe, aber jetzt hab ich das Gefühl, als könnte es für mich doch eine Zukunft geben«, sagte Tommy, als wir aus dem Park joggten und warteten, um die Straße zu meinem Haus zu überqueren.

»Ich freue mich einfach riesig, ab sofort jeden Tag einen Laufpartner zu haben. Die Bewegung tut mir unheimlich gut.«

»Kein Problem. Bis später.«

»Was ist los?«, fragte ich, als er vor dem Wohnblock stehen blieb. »Komm doch mit rauf, Tommy. Zum einen musst du duschen, und zum anderen möchte ich das neueste Mitglied meines Teams meiner Freundin Lizzie offiziell vorstellen.«

»Bist du dir sicher, Elektra?«

»Klar. Man weiß ja nie, vielleicht lauert mir jemand im Lift auf, und ich brauche Schutz.« Ich grinste, als er stolz zu mir in den Aufzug trat.

»Ein lieber Typ«, sagte Lizzie, nachdem ich ihr Tommy vorgestellt hatte und er ins Gästebad gegangen war.

»Ich weiß, er ist super, und ich freue mich so für ihn und Mariam. Aber wir müssen etwas wegen seinen Klamotten unternehmen. Ich meine, wenn er heute Abend als mein Bodyguard

mitkommen soll, braucht er einen Anzug oder so was, meinst du nicht?«

»Das würde ich auch denken.«

»Also, Lizzie, dann geh doch bitte mit ihm einkaufen. Er trägt immer noch dasselbe Kapuzenshirt, mit dem er schon vor Monaten hier aufgekreuzt ist. Sag ihm, dass es zu Arbeitszwecken ist, und kleide ihn bei Sak's oder sonst wo ein, ja? Er braucht eine richtige Garderobe und einen anständigen Haarschnitt.«

»Okay, Chefin, stets zu Diensten.« Sie salutierte. Ich wusste, dass sie es gern tat – einen Vormittag in der Fifth Avenue zu verbringen und Tommy auszustaffieren, war Lizzies Vorstellung vom Paradies. Abgesehen davon wollte und brauchte ich Zeit für mich.

* * *

Nach dem Duschen zerbrach ich mir den Kopf, was ich abends anziehen sollte – ich wollte professionell aussehen, andererseits aber auch ich selbst sein. Zu guter Letzt entschied ich mich für die ausgestellte orangefarbene Hose und die Seidenbluse, die ich beim Essen mit Miles getragen hatte. Dann setzte ich mich still auf die Terrasse.

So unglaublich viel war passiert seit der schrecklichen Nacht, als Tommy hier mit mir auf und ab gegangen war und geholfen hatte, mein Leben – und meine Zukunft – zu retten. Es fiel mir schwer, das alles zu erfassen. Fast kam es mir vor, als hätte ich jahrelang hinter einer Nebelwand gelebt; mit dem Alkohol und den Drogen war ein Tag nahtlos in den nächsten übergegangen. Im Grunde war ich gar kein richtiger Mensch gewesen, dachte ich, sondern nur eine schlechte Kopie meiner selbst. Und auch wenn der Entzug manchmal fast unerträglich gewesen war, hatte ich es mit der Hilfe von Menschen, die mich liebten – ja, *mich* liebten –, irgendwie geschafft. Und jetzt war ich hier. Mir war klar, dass mir das Leben jederzeit eine üble Überraschung bescheren konnte, die mich wieder aus der Bahn werfen könnte, doch mittlerweile war ich zuversichtlich,

dass ich die Kraft finden würde, mich dagegen zu wehren.

»Ich bin stolz auf dich, Elektra«, sagte ich unvermittelt zu mir selbst. »Doch, das bin ich.«

Dann stand ich auf, trat an die Brüstung und schaute zum Himmel hinauf.

»Und ich hoffe, Momma und Pa, wo immer ihr seid, dass ihr auch stolz auf mich seid.«

* * *

»O mein Gott! Scheiße, Scheiße, Scheiße!«, murmelte ich unhörbar, als ich das Gebrüll der Menschenmenge wenige Meter von mir entfernt hörte. Ich hatte schon ein paar Konzerte hier im Madison Square Garden besucht – hatte bei Auftritten von Mitch in der VIP-Box gesessen – und war sogar Backstage gewesen, aber ich hatte nie hinausgeschaut ins Publikum, wo sich offenbar ganz New York versammelt hatte und stampfend und grölend tobte. Ausgerechnet er (ja, Mitch höchstpersönlich) spielte mit seiner Band auf der Bühne.

Kein Wunder, dass Rockstars Stoff brauchten, dachte ich – mein ungedopter Herzschlag raste wie verrückt.

»Hey, schau mal, wen ich gerade entdeckt habe«, sagte Miles und berührte mich an der Schulter, als ich von meinem Ausguck in den Kulissen zurücktrat.

Ich drehte mich um und sah Vanessa mit meiner Burberry-Mütze, Ida neben ihr.

»O mein Gott! Ich dachte, du bekämst keinen Ausgang«, sagte ich und umarmte sie.

»Na ja, heute ist ja doch ein ganz besonderer Abend, oder?«, sagte Ida. »Wir dachten, dass es Ihnen gefallen würde, wenn Vanessa dabei wäre.«

»Wie geht’s dir?«, fragte ich Vanessa und bemerkte, dass ihre Haut nicht mehr so blass und teigig aussah und dass ihre Augen – die riesengroß waren, wie sie da zwischen den Kulissen stand und zur Bühne starrte – lebendig funkelten.

»Hey, Elektra, verdammt, ich glaub, ich träume oder was. Gerade hab ich vier von meinen Lieblingsrappern dahinten gesehen.«

»Du träumst nicht, Vanessa, du stehst hier neben mir, und ich freu mich riesig, dass du da bist«, sagte ich mit einem Blick zu Miles und lächelte. »Stella?«, rief ich meiner Großmutter über das Toben der Menge hinweg zu. »Darf ich dir meine Freundin Vanessa vorstellen? Sie ist diejenige, mit der das Ganze angefangen hat, stimmt's nicht, Miles?«

»Und ob das stimmt«, sagte er nickend.

Stella wandte sich von dem Mann mit dem Clipboard ab, der den Ablauf organisierte, und kam zu uns. In ihrem schwarzen Hosenanzug und mit dem für sie typischen bunten Schal um den Hals sah sie elegant aus, die Ruhe in Person. Sie war wirklich eine wunderschöne Frau, selbst in ihrem Alter noch, und ich konnte mich glücklich schätzen, ihre Gene geerbt zu haben.

»Guten Abend, Vanessa, ich habe viel von dir gehört. Wie geht es dir?«

In Anbetracht von Stellas natürlicher Autorität verschlug es Vanessa die Sprache, aber ein paar gestammelte Worte brachte sie doch hervor.

»Alles, was heute Abend hier passiert, ist für dich und alle anderen in deiner Situation«, sagte Stella.

»Drei Minuten!«, rief der Typ mit dem Clipboard Stella zu, während Mitch und seine Band seinen berühmtesten Song spielten. Die Menge tobte, und ich hatte das Gefühl, der Boden unter unseren Füßen würde beben.

»Alles in Ordnung?«, fragte Miles und deutete in Richtung Bühne und auf Mitch.

»Weißt du was? Das lässt mich völlig kalt«, sagte ich.

»Gut. Weißt du, ich steh nämlich nicht so auf Nebenbuhler.«

»Ich weiß«, sagte ich, und er legte den Arm um meine Schultern und zog mich an sich. Ich fand es toll, dass er größer war als ich und mir das Gefühl gab, beschützt zu sein.

»Zwei Minuten!«, rief der Clipboard-Typ Stella zu, während das Publikum johlend nach einer Zugabe verlangte.

»Wie geht’s, Elektra?«, sagte Mariam, die mit Tommy (der mit seiner neuen Frisur und dem Anzug richtig cool aussah) an meine andere Seite trat.

»Ich mach mir gleich in die Hose, aber das war ja zu erwarten. Jetzt, wo ich hier bin, möchte ich’s einfach nur noch hinter mich bringen.«

»Du machst das gut, Elektra, das weiß ich. Und wir sind alle hier bei dir.«

»Genau«, stimmte Lizzie ihr zu.

Als Mitch die Bühne verließ und in meine Richtung kam, stand ich mit Miles’ Arm um meine Schultern da, umgeben von meiner kleinen Familie von Streunern und Außenseitern, die ich um mich versammelt hatte.

»Ach, Elektra, hi«, sagte Mitch und blieb vor uns stehen, während er von einem seiner Roadies ein Handtuch entgegennahm und sich den Schweiß abwischte, der ihm übers Gesicht strömte. »Wie geht’s?«

»Mir geht’s sehr gut, Mitch, danke. Und selbst?«

»Doch, gut. Schön, dich zu sehen«, sagte er und warf mehr als nur einen flüchtigen Blick auf den gut aussehenden Typen, der mich im Arm hielt und ihn selbst um einiges überragte. »Bis bald mal wieder.«

»Ja, bis bald mal wieder«, sagte ich, als er weiterging, und freute mich klammheimlich.

»Stella, in dreißig Sekunden bist du dran.«

Meine Großmutter drehte sich zu mir. »Also, ich halte meine Rede und erkläre dann, dass ich vor Kurzem meine lang verlorene Enkeltochter gefunden habe, und dann kommst du auf die Bühne …«

»Und dann bricht die Hölle los«, ergänzte der Clipboard-Typ hinter mir. »Noch zehn Sekunden.«

»Viel Glück«, sagte Stella und lächelte mich an. »Ich bin stolz auf dich, Elektra. Wirklich.«

»Los!«, sagte der Clipboard-Typ.

Stella wurde wohlwollend empfangen, auch wenn die Menge noch nach Mitch verlangte. Aber sobald sie zu sprechen begann,

hätte man im Publikum eine Stecknadel fallen hören können. Ich allerdings bekam kein Wort von dem mit, was sie sagte, weil mein Hirn zu Matsch geworden war und alles in mir mich dazu drängte, auf dem Absatz kehrtzumachen und davonzulaufen.

»Ich kann das nicht, ich kann das einfach nicht«, flüsterte ich Miles ins Ohr.

»Doch, das kannst du, Elektra. Weil deine Mutter und dein Pa Salt, ganz zu schweigen von Gott selbst, jetzt hier zu dir heruntersehen. Sie haben dich zu diesem Moment hingeführt, weil sie an dich glauben und an das, was du werden kannst. Jetzt geh raus und zeig ihnen, wie toll du bist.«

»Schon gut, schon gut.«

»Dreißig Sekunden, Elektra.«

Mein kleiner Tross drängte sich eng um mich, alle wisperten ermutigend auf mich ein.

»Zehn Sekunden, sie kündigt dich an …«

»Scheiße …!«, flüsterte ich.

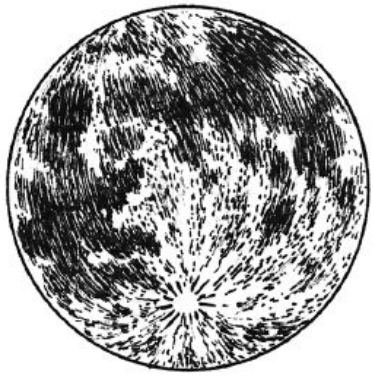
»Jetzt, Elektra, los!«

»Ich liebe dich«, flüsterte Miles mir zu und schob mich ganz sacht nach vorn, und ich trat auf die Bühne.

MAIA

# *Atlantis, Genfer See*

Juni 2008



# LIV

»*Mon dieu!* Ma! Claudia! Ally!«, rief ich und lief in den Flur. »Kommt, schnell! Elektra ist im Fernsehen!«

Ich nahm die Fernbedienung und drückte auf die Aufnahmetaste, damit wir den Anfang noch mal sehen konnten, sollten die anderen es nicht rechtzeitig nach unten schaffen. Dann stand ich da und sah gebannt, wie meine kleine Schwester auf die Bühne trat, an die Seite der Frau, die offenbar ihre Großmutter war.

Ein Ausruf der Überraschung ging durch die Menge, und niemand war überraschter als ich.

»Was ist?«, fragte Claudia, die gerade mit Ma hereingelaufen kam.

»Schaut mal, da ist Elektra!«, sagte ich, als sich Ally mit Bär zu uns stellte.

»O mein Gott«, sagte Ally. »Ist das nicht dieses Konzert für Afrika?«

»Ja, und jetzt seid still, damit wir hören können, was sie sagt.«

Wir verfolgten, wie die elegante ältere Frau Elektra auf die Wange küsste, dann trat sie vom Rednerpult, um Elektra Platz zu machen. Vielleicht kannte ich meine Schwester einfach so gut, aber als die Kamera in Nahaufnahme über ihr Gesicht fuhr, sah ich die Angst in ihren Augen.

»Guten Abend, meine Damen und Herren, ihr Kids und alle, die überall auf der Welt zuschauen«, sagte sie leise, fast unhörbar.

»Sprich lauter, Elektra!«, sagte Ally.

»Wie meine Großmutter gerade sagte, stehe ich hier, weil ich erst vor Kurzem von meinen afrikanischen Vorfahren erfahren habe. Ich möchte euch auch ein bisschen von der Reise erzählen, auf der ich in letzter Zeit unterwegs war. Die meisten von euch kennen nur mein Gesicht, wahrscheinlich habt ihr mich noch nie reden gehört. Ich weiß auch nicht, ob ich das so gut kann, aber ich versuch’s mal.«

Wohlwollendes Gelächter stieg auf, und Elektra entspannte sich etwas.

»Ihr habt heute Abend viel über Drogen gehört und über die Folgen, die sie für die Menschen in Afrika haben. Aber sie richten nicht nur in Afrika Schaden an, sondern überall. Und mit Sucht kenne ich mich auch aus. Nur weil ich Menschen um mich hatte, die mich liebten, und genauso wichtig, weil ich über das Geld verfügte, um die Hilfe zu bekommen, die ich brauchte, kann ich heute überhaupt hier vor euch stehen.«

Während die Menge tosend Beifall spendete, griff ich nach Mas Hand und sah Tränen in ihren Augen.

»Die Hilfe, die ich bekommen habe, soll jeder junge Mensch bekommen, der ein Suchtproblem hat. Wir, *ihr*, seid die nächste Generation, ihr seid diejenigen, die eines Tages das Zepter in die Hand nehmen und unsere Länder in die Zukunft führen werden. Das können wir nur, wenn sich, wie vorhin schon gesagt wurde, die Regierungen in aller Welt zusammentun und sich auf eine Null-Toleranz-Politik gegenüber den Verbrecherkartellen einigen, die diese tödlichen Drogen an unsere Kids verkaufen. Und zum anderen müssen die Regierungen die Möglichkeiten schaffen, damit junge Süchtige die nötige Hilfe bekommen.«

Wieder brandete Beifall auf. Und ich platzte fast vor Stolz auf meine kleine Schwester für ihren Mut.

»Aber das Problem wird nicht gelöst, bloß weil ich hier oben stehe. Dafür muss jeder und jede Einzelne von uns handeln, in jeder Stadt und jedem Dorf, überall auf der Welt. In Afrika sind Drogen wegen gebrauchter Nadeln einer der Hauptgründe für die Ausbreitung von Aids und anderen Krankheiten. Das muss ein Ende haben. Hier in den Straßen von Manhattan gibt es nur wenige Stellen, wo Jugendliche wie Vanessa, eine Freundin von mir aus meiner Zeit in der Entzugsklinik, Hilfe finden können. Heute Abend also starte ich eine Kampagne, Drogenberatungszentren in ganz Amerika zu eröffnen, Orte, wo besonders junge Menschen Hilfe bekommen, wenn sie glauben, sich sonst nirgendwohin wenden zu können. Doch die Regierungen in aller Welt müssen ebenfalls ihren Teil beitragen und kostenlose Einrichtungen für Kids aus jeder

Gesellschaftsschicht zur Verfügung stellen, damit sie von der Sucht loskommen. Vor Kurzem habe ich herausgefunden, dass meine Mutter ganz allein in einer Crackhöhle in Harlem gestorben ist …«

An dieser Stelle stockte Elektras Stimme, und ihre Großmutter trat neben sie und legte ihr den Arm um die Schultern. »Es war eine grausame, unwürdige und einsame Art zu sterben, und ich sehe es als meine Mission an, dafür zu sorgen, dass es keinem jungen Menschen mehr so ergehen muss wie ihr. Bitte, nehmt Einfluss auf eure Abgeordneten und eure Regierungen, dass sie etwas unternehmen, und spendet Geld für das Rosa-Jackson-Projekt zur Unterstützung von Beratungszentren – Rosa Jackson war nämlich meine Mutter«, fügte Elektra hinzu, und der Beifall und Jubel der Menschenmenge stiegen um weitere Dezibel an. »Diese wachsende humanitäre Krise können wir nur beenden, indem wir alle zusammenstehen. Danke.«

Ich, Ally, Claudia und Ma standen da, Tränen liefen uns übers Gesicht. Wir waren so überwältigt und stolz und gleichzeitig auch gerührt, dass keine von uns etwas sagen konnte. Die Zuschauer sprangen von den Sitzen und bejubelten meine unglaublich tapfere kleine Schwester, die ihre Geschichte vor aller Welt erzählt hatte. Ihre Großmutter nahm sie wieder in den Arm und flüsterte ihr mit einem Lächeln etwas zu.

Und dann kam ein Mann von der anderen Seite der Bühne und ging direkt auf Elektra und ihre Großmutter zu.

Unglaubliche Beifallsrufe brandeten auf, als der Mann Elektra umarmte und Stella die Hand gab.

»Ist das nicht Senator Obama?«, fragte Ally. »Alle glauben doch, dass er gute Chancen hat, der nächste Präsident der Vereinigten Staaten zu werden.«

»Doch, das ist er«, bestätigte Ma.

Er redete noch kurz mit Stella und meiner Schwester, dann traten die beiden zur Seite, damit er sprechen konnte.

»Danke Ihnen allen«, sagte er, »aber wichtiger noch, danke Elektra, die sich so mutig hier vor alle Welt gestellt und ihre Geschichte erzählt hat. Ich wiederhole und unterstütze alles, was sie gerade gesagt hat. Bitte spenden Sie großzügig für ihre Sache.«

Von dem Moment an hörten wir nicht mehr zu, sondern ließen uns erschöpft auf den nächsten Sitzplatz sinken.

Vernünftigerweise reichte Claudia eine Schachtel Taschentücher herum, und wir putzten uns alle geräuschvoll die Nase, bis auf Bär, der keine Ahnung hatte, was vor sich ging, und stattdessen zufrieden krähte.

»Also«, sagte Ally, setzte Bär auf den Boden zwischen ihre Beine und reichte ihm ein Spielzeug, das er sich sofort in den Mund steckte. »Das war unglaublich. So wie es aussieht, hat unsere kleine Schwester gerade eine neue Karriere als Aktivistin begonnen.«

»Wäre nur euer Vater noch da, um das zu sehen, er wäre so stolz gewesen«, sagte Ma, immer noch mit Tränen in den Augen. Sie saß neben mir auf dem Sofa, ich drückte ihr fest die Hand.

»Sie hat ihre Stimme gefunden«, flüsterte ich, »und ich bin einfach wahnsinnig stolz auf sie.«

Alle nickten zustimmend.

»Ich finde, wir sollten ihr eine Nachricht hinterlassen, was meint ihr?«, schlug Ally vor. »Ihr sagen, wie großartig sie war.«

»Gute Idee«, sagte Ma und ging das Telefon aus der Küche holen.

»Ich freue mich so«, sagte ich, »dass Elektra bald hier bei uns in Atlantis sein wird, dann können wir ihr persönlich sagen, wie stolz wir sind. Was für eine Veränderung«, fuhr ich fort und erinnerte mich, wie ich sie das letzte Mal in Rio gesehen hatte, wo sie völlig am Ende gewesen war. »Und sie hat absolut recht, mehr Hilfe staatlicherseits einzufordern«, sagte ich mit Nachdruck. »In Rio stoße ich an jeder Straßenecke auf das Drogenproblem.«

Ma brachte das Telefon, wir suchten Elektras Nummer aus meinem Handy heraus und wählten sie. Jede von uns hinterließ eine kleine Botschaft, dann gähnte Ally.

»Zeit, ins Bett zu gehen. Ich bin todmüde, auch wenn Bär noch munter ist.«

»Geh ruhig nach oben, Ally«, sagte ich. »Ich habe Jetlag und bleibe gern noch ein bisschen mit ihm auf und bringe ihn später mit.«

»Danke, Maia«, sagte sie und setzte ihn mir auf den Schoß.

Ich war erst ein paar Stunden zuvor aus Rio in Atlantis

eingetroffen. Ich hatte beschlossen, meine erste Reise nach Europa seit fast einem Jahr richtig auszunutzen und erst einmal Zeit mit Ma, Claudia, Ally und meinem neuen Neffen zu verbringen. Floriano und Valentina würden dazukommen, kurz bevor wir zu den griechischen Inseln aufbrachen, um den Kranz für Pa ins Meer zu werfen. Wir waren zum ersten Mal länger als ein, zwei Nächte getrennt, und das kam mir sehr merkwürdig vor.

In dem Augenblick klingelte es an der Tür, und wir alle vier fuhren zusammen.

»Wer in aller Welt kann das um diese nachtschlafende Zeit denn sein?«, sagte Ma besorgt. »Christian ist doch heute Abend nicht mit dem Boot weggefahren, oder?«, fragte sie Claudia.

»Ich glaube nicht, aber ich kann nachsehen.«

Dann läutete das Telefon in Mas Hand, und wir zuckten wieder zusammen.

*»'Allo?«*, sagte sie auf Französisch. »*Ah, bien*.« Sie schaltete das Telefon aus und ging zur Haustür.

»Wer ist es denn?«, fragte Ally misstrauisch.

»Georg Hoffman.«

Ally und ich warfen uns einen erstaunten Blick zu, als Ma in den Flur ging und die Haustür aufschloss, um ihn hereinzulassen.

»Es tut mir leid, Ihnen allen einen Schreck einzujagen«, sagte Pas eleganter silberhaariger Anwalt, als er das Wohnzimmer betrat. »Ich hätte schon etwas früher anrufen können, aber ich fand es besser, so bald wie möglich persönlich vorbeizukommen.«

»Was ist denn, Georg?«, fragte ich. »Ist etwas passiert?«

»Ja, es ist etwas passiert, aber bitte machen Sie sich keine Sorgen. Es ist wirklich eine ziemlich unglaubliche Nachricht, deswegen wollte ich gleich mit Ihnen sprechen. Darf ich mich setzen?«

»Natürlich.« Ma deutete auf einen Sessel, Georg nahm Platz und holte einen Umschlag aus seiner Jackentasche.

»Ich habe diese Mail vor rund einer Stunde zu Hause erhalten. Ally, Maia, ich glaube, Sie sollten sie lesen.«

»Hat es mit Pa zu tun? Ist einer unserer Schwestern etwas zugestoßen?«, fragte Ally und beäugte den Brief, als wäre er eine

Stange Dynamit, die bei der leisesten Berührung explodieren würde.

»Nein, nein. Bitte glauben Sie mir, es ist nichts Schlimmes.«

»Dann sagen Sie es uns doch einfach«, forderte Ally.

»Sie alle können es nicht wissen, aber Ihr Vater und ich haben viele, viele Jahre lang eine Suche unternommen, die uns beide in alle Welt geführt hat. Nach unzähligen Fehlschlägen hat Ihr Vater schließlich, kurz vor seinem Tod, neue Informationen erhalten, die er mir weiterleitete. Heute schließlich habe ich eine Nachricht bekommen, die ich für korrekt halte.«

»Und worum geht es?«, fragte Ally stellvertretend für uns alle.

»Also, Sie müssen die Mail lesen, aber ich habe Grund zu glauben, dass wir nach all der Zeit tatsächlich Ihre fehlende Schwester gefunden haben …«

# Anmerkungen der Autorin und Dank

Mir war immer klar, dass Elektras Geschichte für mich in meiner Laufbahn als Schriftstellerin die größte Herausforderung darstellen würde. Ganz abgesehen vom historischen Kontext ihrer Vorfahren in der Mitte des 20. Jahrhunderts – einer überaus bedeutsamen Zeit für Afroamerikaner –, ist auch Elektra selbst die komplexeste und schwierigste der Schwestern. Und da ich meine Romane immer ganzheitlich schreibe – das heißt, zunächst kenne ich nur den Anfang und das Ende –, waren die Entwicklungen und Entdeckungen, die im Lauf von *Die Sonnenschwester* zutage treten, für mich ebenso schockierend und erhellend wie für Elektra. Beim Schreiben haben mich der Mut, das Mitgefühl und die schiere Willenskraft der unglaublichen Menschen – die der Vergangenheit ebenso wie die der Gegenwart – in einem Maß beschäftigt und bewegt, das ich bislang nicht kannte.

Dabei darf man nie vergessen, dass *Die Sonnenschwester* eine biografische *Fiktion* ist, der allerdings historische und faktische Recherchen zugrunde liegen. Viele Figuren, die im Roman vorkommen, haben tatsächlich gelebt, andere hingegen nicht. Die Informationen und die Hilfe, die mir großzügig gewährt wurden, habe ich um eigene Interpretationen und meine Vorstellungskraft erweitert, das heißt, alle Fehler sind allein auf mich zurückzuführen.

Viele Menschen standen mir zur Seite bei meinem Bemühen, die Fakten rund um Elektra und ihre Vorfahren im Roman so korrekt wie nur irgend möglich zu schildern. Wie immer gilt mein Dank als Erstes meinem wunderbaren kleinen Team: Olivia Riley, die unerschütterlich die Stellung hält und in ihrer Freizeit zudem den Seven Sisters Shop (www.thesevensistersshop.com) leitet, dessen Gewinne in die gemeinnützige Organisation Mary's Meals fließen. Ella Micheler, meine hartnäckige und leidenschaftliche Assistentin in

Redaktions- und Recherchedingen, kann selbst unter Druck sehr gut arbeiten (und davon gibt es reichlich), und Susan Moss, meine beste Freundin und Stütze in Krisenzeiten (von denen es ebenfalls reichlich gibt!), poliert mein Diktat und spürt pedantisch selbst kleinste Fehler auf. Jacqueline Heslop ist meine rechte und linke Hand. Leanne Godsall und Jessica Kearton kamen an Bord, um mir das Leben leichter zu machen, seit die Sieben Schwestern darin aufgetaucht sind und für chaotische Irrungen und Wirrungen sorgen.

In Kenia: Be und Iain Thompson, Chris und Fi Manning, Don Turner, Jackie Ayton, Caro White und Richard Leakey waren alle bereit, mir von ihrem Leben in Kenia während der Zeit des »Happy Valley« und darüber hinaus zu erzählen. Der High Tea mit Lt. Colin Danvers und seiner zauberhaften Frau Maria im berüchtigten Muthaiga Club, der am Stadtrand von Nairobi als Relikt der alten Zeit überdauert hat, war ein besonderes Highlight. Rodgers Mulwa, unser unerschütterlicher Fahrer und ein wahres Füllhorn an traditionellem kenianischem Wissen, navigierte uns auf der Suche nach dem ursprünglichen Happy Valley auf kaum existierenden Wegen ins Nichts und landete zu guter Letzt mit uns in einer Nussschale von Plastikboot, umgeben von Nilpferden, mitten auf dem Naivasha-See, ohne ein einziges Mal ins Schwitzen zu geraten.

In New York: Der größte Dank gebührt Tracy Allebach Dugan (und ihrem zauberhaften Mann Harry). Im Verlauf dieses Buchs wurde sie zu meiner inoffiziellen Rechercheassistentin für alles Amerikanische; ich kann ihr für ihre Hilfe gar nicht genug danken. Doris Lango-Leak am Schaunberg Centre führte mich durch das einstige und heutige Harlem und erlaubte mir damit unschätzbare Einblicke. Ich danke Allen Hassell sowie Reverend Alfred Carson von der Mother Zion AME Church, dessen Gottesdienst am Sonntagvormittag den Höhepunkt meiner gesamten sechsmonatigen Recherchen bildete. Carlos Decamps, unser famoser Fahrer in Manhattan, lieferte mir eine Fülle an Informationen über das Viertel, auch wenn die Polizei ihm dabei einen Strafzettel verpasste, weil wir im Auto durch die Straßen von Harlem schlichen – was in den USA verboten ist –, damit ich sehen konnte, was ich zu sehen brauchte. Jeannie Lavelle erläuterte mir ausführlich die Schritte bei Elektras

Therapie in der Entzugsklinik. Adonica und Curtis Watkins gewährten mir viele wesentliche Einblicke in die afroamerikanische Kultur, aber auch in die schmerzhaften und heimtückischen Konsequenzen, wenn junge Süchtige Straftaten begehen, um ihren Konsum zu finanzieren. Außerdem danke ich aus ganzem Herzen den Eltern, die ihre geliebten Kinder durch Drogen verloren und bereit waren, mir ihre Geschichten anzuvertrauen in der Hoffnung, damit anderen in einer ähnlichen Situation zu helfen.

Und wie immer danke ich meinen großartigen VerlegerInnen rund um die Welt, die mich alle bereitwillig unterstützen, seit ich ihnen vor sechs Jahren meine verrückte Idee unterbreitete. Ich kann es kaum fassen, dass sich dieses gewaltige Projekt allmählich dem Ende nähert …

Julia Brahm, Stefano Guiso, Cathal und Mags Dinneen und »die Jungs« Mick Neish und Dom Fahy, Melisse Rose, Lucy Foley, Tracy Rees, Pam Norfolk, Sean Gascoine, Sarah Halstead, Tracy Blackwell, Kate Pickering, James Pascall, Ben Brinsden, Janet Edmonds und Valerie Pennington, Asif Chaudry und seine Tochter Mariam (deren Namen ich freundlicherweise für eine der Figuren in diesem Roman borgen durfte) haben mich im vergangenen Jahr auf die eine oder andere Art unentwegt unterstützt. Jez Trevathan, Claudia Negele, Annalisa Lottini, Antonio Franchini, Alessandro Torrentelli, Knut Gorvell, Pip Hallam, Fernando Mercadante und Sergio Pinheiro – allesamt Verlegerinnen und Verleger, aber auch Freundinnen und Freunde, was dieser Tage noch viel mehr zählt. Und ach! Eine besondere Erwähnung verdient Sander Knol, dem es irgendwie gelang, ganz Holland zu überzeugen, die Sieben-Schwestern-Serie zu lesen.

Und ich danke meiner Familie: meinem Mann Stephen, Agent und Fels in der Brandung (kaum zu fassen, dass wir demnächst das zwanzigjährige Jubiläum unseres gemeinsamen Lebens, Arbeitens, Streitens und Lachens begehen!), Harry, Isabella, Leonora und Kit: ausnahmsweise einmal fehlen mir die Worte, um die Liebe und Unterstützung zu beschreiben, die sie mir im vergangenen Jahr haben zuteilwerden lassen. Ohne euch alle wäre alles unbedeutend.

Und zu guter Letzt gilt mein Dank Ihnen, meinen LeserInnen.

Zwar würde ich mir meine Geschichten auch selbst erzählen, wenn niemand anderes sie hören wollte, aber dass Sie sie tatsächlich doch hören wollen, ist fantastisch, weil ich mir dadurch als Teil einer »Gang« vorkomme. Wir unternehmen die Reisen gemeinsam – ich lache, ich weine (viel!) und ärgere mich genauso wie Sie, wenn die Figuren entsetzliche Fehler machen. Ich danke Ihnen, dass Sie mir in den langen Nächten beim Schreiben Gesellschaft leisten, und auch für Ihre Unterstützung und unglaubliche Großzügigkeit bei unserer Wohltätigkeitsorganisation Mary's Meals: Dieses Jahr können wir durch den Profit des Seven Sisters Shop gleich *zwei* afrikanische Schulen unterstützen und dort ein Mittagessen anbieten, was die Kinder (und ihre Eltern) darin bestärkt, tatsächlich auch am Unterricht teilzunehmen.

Elektras Geschichte hat mich schockiert und ernüchtert. Ich musste mich mit Problemen beschäftigen, von deren Existenz ich zwar wusste, die mein eigenes Leben aber nicht tangierten. Als Schriftstellerin ist mir bewusst, dass ich als weiße Europäerin irischer Abstammung (obwohl ich vor weniger als hundert Jahren ebenfalls zu einer ethnischen Minderheit gehört hätte) im Moment in der Verlagswelt Privilegien genieße, während viele ethnische Stimmen unterrepräsentiert sind. Ich bitte die VerlegerInnen, das Spektrum ihrer Autorinnen und Autoren zu erweitern, damit die Welt mehr Geschichten aus den Kulturen, die sie repräsentieren, lesen können. Das war nie so wichtig wie heute, wo das politische Klima weltweit den Eindruck erweckt, es würde sich langsam, aber sicher wieder den dunklen Tagen der Vergangenheit annähern. Im Moment bleibt mir nur zu hoffen, dass ich Elektra und allen, deren Geschichte sie verkörpert, gerecht geworden bin.

*Lucinda Riley*
*Oktober 2019*

Näheres zu den Hintergründen dieser Serie und zu den tatsächlichen Geschichten, Orten und Personen in diesem Buch

finden Sie auf www.lucindariley.com.

Dort erfahren Sie auch mehr über www.marysmeals.org.uk und wie Sie deren großartige Arbeit unterstützen können.

# Bibliografie


Andrews, Munya, *The Seven Sisters of the Pleiades* (Spinifex Press, 2004)

Barnes, Juliet, *The Ghosts of Happy Valley* (Aurum, 2013)

Bell, Janet Dewart, *Lighting the Fires of Freedom: African American Women in the Civil Rights Movement* (The New Press, 2018)

Bennet, George, *Kenya: A Political History, The Colonial Period* (Oxford University Press, 1963)

Bentsen, Cheryl, *Maasai Days* (Collins, 1990)

Best, Nicholas, *Happy Valley: The Story of the English in Kenya* (Secker & Warburg, 1979)

Blixen, Karen (Tania), *Jenseits von Afrika* (Deutsche Verlagsanstalt, o. J. [1938?])

Chepesiuk, Ron, *Gangsters of Harlem* (Barricade Books, 2007)

Bettye Collier-Thomas, *Sisters in the Struggle: African-American Women in the Civil Rights-Black Power Movement* (NYU Press, 2001)

Crawford, Vicky L., *Women in the Civil Rights Movement: Trailblazers and Torchbearers* (Indiana University Press, 1993)

Fox, James, *Weißes Verhängnis* (SV International, Schweizer Verlagshaus, 1988)

King jr., Martin Luther, *Testament der Hoffnung: letzte Reden, Aufsätze und Predigten* (Gütersloher Verlagshaus, 1981)

Mills, Stephen, *The History of the Muthaiga Club (Volume 1)* (Mills Publishing, 2006)

Osborne, Frances, *The Bolter: Idina Sackville* (Virago 2008)

Saitoti, Tepilit Ole, *Die Massai* (DuMont, 1981)

Spicer, Paul, *The Temptress: The Scandalous Life of Alice, Countess de Janzé* (Simon & Schuster, 2011)

Thomson, Joseph, *Through Masai Land* (Frank Cass & Co Ltd. 1968)

X, Malcolm, *Die Autobiographie* (Agipa-Press [u. a.] 1992)

Lucinda Riley wurde in Irland geboren und verbrachte als Kind mehrere Jahre in Fernost. Sie liebt es zu reisen und ist nach wie vor den Orten ihrer Kindheit sehr verbunden. Nach einer Karriere als Theater- und Fernsehschauspielerin konzentriert sich Lucinda Riley heute ganz auf das Schreiben – und das mit sensationellem Erfolg: Seit ihrem gefeierten Roman »Das Orchideenhaus« stürmte jedes ihrer Bücher die internationalen Bestsellerlisten. Lucinda Riley lebt mit ihrem Mann und ihren vier Kindern an der englischen Küste in North Norfolk und in West Cork, Irland. Mehr zur Autorin unter www.lucinda-riley.de.

*Von Lucinda Riley außerdem lieferbar:*
Das Orchideenhaus. Roman
Das Mädchen auf den Klippen. Roman
Der Lavendelgarten. Roman
Die Mitternachtsrose. Roman
Das italienische Mädchen. Roman
Der Engelsbaum. Roman
Helenas Geheimnis. Roman
Die sieben Schwestern. Roman
Die Sturmschwester. Roman
Die Schattenschwester. Roman
Die Perlenschwester. Roman
Die Mondschwester. Roman

(☞Alle Romane sind auch als E-Book erhältlich.)
www.goldmann-verlag.de



# entdecken Sie weitere Romane von Lucinda Riley




**Lucinda Riley**

## Das italienische Mädchen

Roman

Goldmann Verlag

Zum Shop




**Lucinda Riley**

## Das Schmetterlingszimmer

Roman

Goldmann Verlag

Zum Shop


VERLAGSGRUPPE
RANDOM HOUSE
BERTELSMANN
Buchentdecker Service
NUTZEN & GEWINNEN!
Bestellen Sie unseren Newsletter und erhalten Sie exklusive Informationen über:
• Neuerscheinungen, Bestseller & Lesetipps
• attraktive Gewinnspiele & Aktionen
• tolle Preisaktionen & Schnäppchen
UNTER ALLEN NEWSLETTER-NEUANMELDUNGEN VERLOSEN WIR MONATLICH LESESTOFF!
Jetzt anmelden

Jetzt anmelden

DATENSCHUTZHINWEIS